

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Zwischen Oder und Peipus-See.
Zur Geschichtlichkeit literarischer
Texte im 20. Jahrhundert

Neue Folge Band VIII/1999 Heft 2

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg
2001

Herausgeber:

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (041 31) 4005 90
Telefax (041 31) 3911 43
E-Mail: sekretariat@nokw.de
<http://www.nokw.de>

Redaktionskollegium:

Dr. Sabine Bamberger-Stemmann
Dipl.-Bibl. Erwin E. Habisch
Dr. Konrad Maier (Redaktion)
Dr. Joachim Tauber
Anja Wilhelmi M.A. (Redaktion)

Verantwortlich für dieses Heft:
Dr. Claudia Sinnig
Dr. Hans-Christian Trepte

Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung
für Angelegenheiten der Kultur und der Medien
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Stahringer Satz GmbH, Ebsdorfergrund

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Zwischen Oder und Peipus-See. Zur Geschichtlichkeit literarischer Texte im 20. Jahrhundert

Claudia Sinnig, Hans-Christian Trepte: Editorial	415
Abhandlungen	
Cornelius Hasselblatt (Groningen): Kann Geschichte schön sein? Zur Konstruktion von Vergangenheit in zwei Romanen Viivi Luiks	419
Beate Biehl (Leipzig): Auf der Suche nach einer grenzenlosen Welt – Emil Todes Roman „Im Grenzland“	435
Stephan Kessler (Greifswald): Der zweite Versuch, die lettische Lyrik zu folklorisieren: Jānis Medenis' volkstümliche Strophen und die Erforschung der <i>daina</i> -Metrik in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts	443
Leonore Martin (Berlin): Landschaft und Erinnerung – Der „sarmatische Kosmos“ Johannes Bobrowskis	483
Claudia Sinnig (Berlin): In den Spalt zwischen Wort und Ding. Überlegungen zu einer Lokalisierung der Dichtung von Tomas Venclova	503
Dieter Arendt (Marburg): Die Heimkehr nach „Kleckerburg“ oder: Danzig als „literarischer Fixpunkt des Weltgeschehens“. Ein Gedicht von Günter Grass	547
Peter Oliver Loew (Leipzig): Danzig zwischen Fiktion und Geschichte. Zum Wechselspiel von Historiographie und historischer Belletristik	561
Hans-Christian Trepte (Leipzig): Zum Begriff <i>Heimat</i> im literarischen Werk von Czesław Miłosz	583
Beate Biehl (Leipzig): Jaan Kross: Pöördtoolitund – Die Drehstuhlstunde	629
Jaan Kross: Die Drehstuhlstunde	633
Grzegorz Musiał	681
Wiesław Adam Berger	699
Julian Kornhauser	707
Henryk Grynberg	717
Zofia Ilińska (1921–1995)	737
Anna Frajlich	747
Aleksandra Ziółkowska Boehm	765

Literaturbericht

- Giedrius Viliūnas (Vilnius): Publikationen des ausgehenden Jahrzehnts zur litauischen Literatur – ein Überblick 789

Mitteilungen

- „Die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Polen: Stand und Zukunftsperspektiven.“ Tagung der Historischen Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen e.V. vom 29.–31. Oktober 1999 in Mainz (Markus Krzoska) 801
- „Über den ‚Königsberg-Text‘ der russischen Literatur und die Königsberger Gedichte Josif Brodskis“. Vortrag von Tomas Venclova am 30. Mai 2000 im Sacharov-Haus, Moskau (Claudia Sinnig) 804
- Internationale Konferenz „Latvia in the World War II“. Riga, 14. und 15. Juni 1999 (Eva-Clarita Onken) 809

Rezensionen

- Geschichtliche Mythen in den Literaturen und Kulturen Ostmittel- und Südosteuropas, hrsg. v. Eva Behring, Ludwig Richter u. Wolfgang F. Schwarz. (Andreas Lawaty) 813
- Die Rückkehr der Geschichte. Osteuropa auf der Suche nach Kontinuität, hrsg. v. Leonid Luks u. Donal O’Sullivan. (Karsten Brüggemann) 817
- Wolfgang Geier, Zeitbrüche im Osten. Ansätze vergleichender sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschungen. (Ralph Tuchtenhagen) 821
- Leszek Belzyt, Sprachliche Minderheiten im preußischen Staat 1815–1914. Die preußische Sprachenstatistik in Bearbeitung und Kommentar. (Andreas Kossert) 822
- James Charles Roy, The Vanished Kingdom. Travels through the History of Prussia, Introduction by Amos Elon. (Joachim Tauber) 826
- Ulla Lachauer, Ostpreußische Lebensläufe. (Fritz Bartelt) 832
- Hermann Ernst Beyersdorf, Erinnernte Heimat. Ostpreußen im literarischen Werk von Arno Surminski. (Dietmar Albrecht) 837
- Louis Ferdinand Helbig, Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit. (Axel E. Walter) 840
- Freya Klier, Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern. (Anja Wilhelmi) 844
- Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Henning Hahn u. Peter Kunze. (Georg Michels) 847
- Albert S. Kotowski, Polens Politik gegenüber seinen deutschen Minderheiten 1919–1939. (Sabine Bamberger-Stemmann) 855
- Robert Traba, Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach (Deutsche – Ermländer – Polen 1871–1914. Zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland und der polnisch-deutschen Beziehungen in Preußen). (Rex Rexheuser) 859

Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939, hrsg. v. Hendrik Feindt. (Dieter Arendt)	862
Manfred Gebhardt, Joachim Küttner, Deutsche in Polen nach 1945. Gefangene und Fremde, bearb. v. Dieter Bingen. (Ute Caumanns)	869
Deutsche Geschichte und Kultur im heutigen Polen. Fragen der Gegenstandsbestimmung und Methodologie, hrsg. v. Hans-Jürgen Karp. (Ute Caumanns)	871
Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Jan-Peter Barian u. Marek Zybur. (Berit Pleitner)	878
Jacek St. Buras, Bibliographie deutscher Literatur in polnischer Übersetzung. Vom 16. Jahrhundert bis 1994. (Hans-Jürgen Bömelburg)	881
Tylusis modernizmas Lietuvoje = Quiet modernism in Lithuania (1962–1982), hrsg. v. Elona Lubytė. (Giedre Bartelt)	883
Lietuva. Praeitis, kultūra, dabartis (Litauen. Vergangenheit, Kultur, Gegenwart), hrsg. v. Saulius Žukas. (Claudia Sinnig)	888
Barbara Christophe, Staat versus Identität. Zur Konstruktion von „Nation“ und „nationalem Interesse“ in den litauischen Transformationsdiskursen von 1987 bis 1995. (Thomas Schmidt)	898
Liūtas Mockūnas, Pavargęs herojus. Jonas Deksnys trijų žvalgybų tarnyboje (Der ermüdete Held. Jonas Deksnys im Dienst von drei Geheimdiensten). (Joachim Tauber)	902
Volker Blomeier, Litauen in der Zwischenkriegszeit. Skizze eines Modernisierungskonflikts. (Uwe Neumärker)	907
Eva-Clarita Onken, Revisionismus schon vor der Geschichte. Aktuelle Kontroverse in Lettland um die Judenvernichtung und die lettische Kollaboration während der nationalsozialistischen Besatzung. (Anja Wilhelmi)	912
Heide W. Whelan, Adopting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility. (Anja Wilhelmi)	916
Thilo Stenzel, Das Rußlandbild des ‚kleinen Mannes‘. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941–1944/45). (Karsten Brüggemann)	919
Rußlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Biographien und Werkübersichten, hrsg. v. Herold Belger, ergänzt v. Erika Voigt. (Klaus Meyer)	922
Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt. Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten, hrsg. v. Robert Schweitzer u. Waltraud Bastman-Bühner. (Birgit Fernengel)	924
Uwe Neumärker (u.a.), Wolfsschanze – Hitlers Machtzentrale im II. Weltkrieg. (Ernst Vogelsang)	928
Jürgen Tietz, Das Tannenberg-Nationaldenkmal: Architektur, Geschichte, Kontext. (Ernst Vogelsang)	931
Die Autoren der Abhandlungen	939

Editorial

Das Gebiet zwischen Oder und Peipussee, zwischen der heutigen deutschen Ost- und der russischen Westgrenze, liegt zwischen den beiden Staaten, von denen im 20. Jahrhundert jene katastrophalen, kataklysmischen Beben ausgegangen sind, die das Antlitz Europas (und weit darüber hinaus) nachhaltig und von Grund auf verändert haben. Hier, zwischen den beiden Epizentren, stießen die Schockwellen und Nachwehen dieser Erschütterungen aufeinander, hier haben sie sich gebrochen und überlagert, haben sich ineinander verzahnt und miteinander resoniert. Im Licht dieser Geschehnisse gleicht das deutsch-russische Mit- und Gegenüber bisweilen einer sich nach allen Regeln der Dramatik steigernden, letztlich auf diese Katastrophe zusteuernenden „Vorgeschichte“.

Eine Region ist das Gebiet lediglich in diesem Dazwischensein. Es gibt keine innere Kohäsion – nur diese „baltische“ deutsch-russische Klammer. Entfällt die Klammer, so zerfällt auch die Region. Sie zerfällt z. B. in Himmelsrichtungen, die weitaus beständigere Regionen wie Nord-, Mittel- und Osteuropa bezeichnen, auch in verschiedene Glaubensrichtungen (jüdische und christliche), in Einzugsgebiete von Handelswegen, von Stilperioden, von Migranten, von Gewerken, von Sprachen usw. Ein Gebiet voller Wegscheidungen, Schwellen, Ex- und Enklaven. Verwerfungen und Brüche deuten auf die Vielzahl tektonischer Verschiebungen – auf jene Beben, die denen des 20. Jahrhunderts vorausgegangen waren. Sie sind Hinweise dafür, daß es neben dem bis heute Sichtbaren, neben Nebeneinander und Nachbarschaft, auch vertikale Schichten gibt. Die archäologische Spurensuche, der Blick in die Tiefe, stößt auf Überreste von Untergang und Verlöschen und verliert sich endlich in dem, was der Vergangenheit bereits unwiederbringlich anheimgefallen ist.

Gemengelage. Oder auch „Palimpsest-Gebiet“. So nennt es der Litauer Tomas Venclova. Unter „Palimpsest“ finden wir im Fremdwörterbuch: „über *lat.* palimpsestos, aus gleichbed. *gr.* palímpsēstos, eigtl. ‚wieder abgekratzt‘ [...] 1. antikes oder mittelalterliches Schriftstück, von dem der ursprüngliche Text aus Sparsamkeitsgründen getilgt und das danach neu beschriftet wurde. 2. Rest des alten Ausgangsgesteins in umgewandeltem Gestein (Geol.)“. Oder, wiederum mit Venclova – vielleicht eher hinsichtlich der Städte – und etwas zuversichtlicher (kein Verdrängen, kein Tilgen, sondern ein Vermischen, ein Aufgehen ineinander): „Amalgam“.

Von der Literatur heißt es oft und nicht zu Unrecht, sie sei zeit- und staatenlos, sie gehe weit über die unmittelbaren (biographischen, psychologischen, sozialen, politischen, historischen) Umstände ihrer Entstehung

hinaus oder habe mit ihnen wenig zu tun und lasse sich durch sie nicht „erklären“. Demgegenüber scheint die Wirkung von Literatur auf die Wirklichkeit nahezu unumstritten. Und dies trifft sogar in besonderem Maße auf die von uns betrachtete Region in der Nachkriegszeit zu: die Literatur als Kraft, mit der allen Ernstes zu rechnen ist. Für das literarische Wort ist gelebt, gelitten, gestorben, vertrieben, emigriert und nicht zuletzt auch gezahlt worden. Literatur hat Mut und Angst gemacht, sie wurde veröffentlicht, verboten, geschmuggelt, versteckt, verbrannt und gefunden. Bisweilen hieß es sogar, sie sei wirklicher als die unfaßbare, unmenschliche, destruktive „Realität“. Und wirklich: Während die Nachkriegswirklichkeit vor aller Augen schwindet, erweist sich ein nicht unwesentlicher Teil der Literatur dieser Epoche vorerst als weitaus beständiger.

Jeder literarische Text ist wie jeder Mensch einzigartig. Die Gestalt, in der er uns entgegentritt, und die Wirkung, die er ausübt, sind nie ganz zu entschlüsseln. Sie bergen sein unantastbares Geheimnis. Und doch können seine Empfängnis und seine Geburt, sein Wachsen und Werden, kurz: seine Herkunft, ihn etwas besser kennen und verstehen helfen. Und umgekehrt kann uns ein literarisches Werk einen tieferen Eindruck von Zeit und Ort seiner Entstehung vermitteln.

Die Nachkriegsliteratur des genannten Gebietes scheint, wie auch andere europäische Literaturen dieser Epoche, vornehmlich, wenn nicht sogar ausschließlich mit einer fortgesetzten Suche nach einem stets vorläufigen ersten Wort befaßt gewesen zu sein, das zugleich, auch immer vorläufig, ein letztes Wort war. Die Vorläufigkeit erklärt sich aus einem nach der Katastrophe besonders geschärften Bewußtsein für den Unbestand, möglicherweise gar das Unwirkliche, Unfaßbare, alles Seienden schlechthin und der Wirklichkeit dieser Epoche im genannten Gebiet im besonderen. Die Identität zwischen letztem und erstem Wort ist darauf zurückzuführen, daß beide im abgrundtiefen Bruch des Zweiten Weltkriegs ineins und letztlich Schweigen sind. Oder, etwas direkter und einfacher: die Ahnung und Hoffnung, daß die Nachkriegswirklichkeit im zwischen Oder und Peipussee gelegenen Gebiet das letzte Wort nicht sein durfte und konnte.

Durch dieses Schweigen *hindurch* beim *vorletzten* Wort anknüpfend, hat die Nachkriegsliteratur mit dem *zweiten* Wort zur Sprache gefunden. Damit hat sie diesem Schweigen und dem seither Abwesenden, das in ihm aufgehoben ist, Raum gelassen.

Wir hoffen, mit dem vorliegenden Sammelband die Eindringlichkeit und Vielfalt solcher Anknüpfungen zu veranschaulichen. Durch sie scheint sich die Literatur im Laufe der Nachkriegszeit ihrer selbst allmählich sicherer geworden zu sein. Wir wollen versuchen, später einmal

an gleicher Stelle dieser „Äquilibristik“ nachzugehen, die sich in den Literaturen zwischen Oder und Peipussee seit etwa einem Jahrzehnt immer deutlicher bemerkbar macht.

Claudia Sinnig, Hans-Christian Trepte

ABHANDLUNGEN

Kann Geschichte schön sein? Zur Konstruktion von Vergangenheit in zwei Romanen Viivi Luiks

von Cornelius Hasselblatt

Die Frage, ob Geschichte schön ist oder zumindest sein kann, stellt die Geschichtswissenschaft normalerweise nicht – allein schon aus dem Grunde, weil ihre Beantwortung sie nach dem gegenwärtigen Selbstverständnis des Faches überhaupt nicht interessiert. Aber auch außerhalb der historischen Zunft wird diese Frage in der Regel nie gestellt, weil gemeinhin angenommen wird, daß ästhetische Kategorien wie Schönheit oder Häßlichkeit nicht in Betracht kommen, wenn es um die Bewertung, Einordnung und Analyse der Vergangenheit geht. Denn meistens fragt man nur nach wahr oder falsch, und die Kategorie schön/häßlich ist allenfalls sekundär, da sie den Wahrheitsgehalt nicht beeinflusst.

Umgekehrt scheint es bei der Literatur, die vermutlich eher einer ästhetischen Bewertung unterworfen wird, während das Interesse an der Wahrheit in den Hintergrund tritt. Da nun aber ein erheblicher Teil der Literatur (man kann, je nach Definition, auch sagen: *jede* Literatur) in der einen oder anderen Form mit der Vergangenheit zu tun hat, ist die Kombination von Wahrheit und Ästhetik keineswegs abwegig. Bei der „Schönen Literatur“ (Belles lettres, estn. *ilukirjandus*) wird in der Gattungsbezeichnung bereits ein höchästhetisches Attribut verwendet; insofern ist die Frage, wie schön Schöne Literatur denn sein kann, solange ihr Gegenstand (auch) die Geschichte ist, keineswegs abwegig.

Beim Werk von Viivi Luik drängt sich diese Frage zudem auf, weil sie ihrem letzten Roman den Titel „Die Schönheit der Geschichte“ gegeben hat und in diesem Roman eine Periode der jüngsten (sowjet-)estnischen Geschichte behandelt, die mit vielen Attributen versehen wird, kaum jemals aber mit der Kategorie „schön“. Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, die literarische Darstellung von Geschichte in zwei Romanen Viivi Luiks unter dieser Fragestellung zu beleuchten (4.); als Hintergrundinformation hierzu werden kurz die Autorin und ihr Werk vorgestellt (1.), ehe auf ihre zwei Romane (2.) und die ihnen zugrundeliegenden zeitgeschichtlichen Hintergründe (3.) näher eingegangen wird.

1. Die Autorin

Viivi Luik ist am 6. November 1946 in Tännassilma (Südestland) geboren. Schon als Dreijährige kann sie Buchstaben entziffern und erfolgreich in Büchern herumstöbern; in ihrer relativ einsamen Kindheit, die sie abgeschieden auf dem Lande verbringt, liest sie alles, was sie in die Hände bekommen kann. Frühzeitig beginnt sie, Gedichte zu schreiben: 1962 erscheinen in einem Provinzblatt in Viljandi die ersten Verse der 15jährigen. Im nächsten Jahr finden ihre Gedichte bereits Aufnahme in der Zeitschrift „Noorus“, die damals ein wichtiges Publikationsorgan für die jüngere Generation war. 1964 erscheint ihre Lyrik erstmals in „Looming“, der 1923 gegründeten, bis heute führenden Literaturzeitschrift Estlands, und 1965 erfolgt schließlich ihr Buchdebüt „Festtag der Wolken“ – in der dritten „Kassette“.¹

Der estnische Zentralverlag (Eesti Riiklik Kirjastus, nach seiner Umbenennung 1964 Eesti Raamat) brachte zwischen 1962 und 1968 fünf sogenannte Buchkassetten heraus, die gebündelt drei bis fünf schmale Bändchen mit den Debüts junger Autorinnen und Autoren enthielten. Insgesamt 19 Neulingen wurde somit eine Publikationsmöglichkeit mit (in der Sowjetunion üblicher) hoher Auflage geboten, und es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß ca. die Hälfte von ihnen für den Rest des Jahrhunderts zur Crème der estnischen Literatur gehörte. In der ersten Kassette debütierten beispielsweise Mats Traat und Paul-Eerik Rummo, in der dritten neben Viivi Luik auch Jaan Kaplinski und Hando Runnel.

Ihrem Buchdebüt, das vielleicht nicht ganz so jubelnd aufgenommen wird wie die Gedichte von Kaplinski oder Rummo, folgen schnell weitere Gedichtbände,² und es entsteht ein lyrisches Gesamtwerk, dem die Kritik bald hohes Lob angedeihen läßt. Zu ihrem dritten Band „Die Liederverkäuferin“ („Lauludemüüja“) schreibt Jaan Kaplinski: „Was sie empfindet und ausdrücken kann, wird uns allen vielleicht erst morgen oder übermorgen klar. Um so dankbarer sollten wir solchen Autorinnen und Autoren sein, die manchmal in ihrer Aufgewecktheit frühzeitig (rechtzeitig?) die Anzeichen einer nahenden Krankheit bemerken. Die Lieder der Liederverkäuferin haben den Wert von Symptomen.“³

¹ Pilvede püha. Luuletusi 1961–1963. Tallinn: Eesti Raamat 1965, 56 S. (Noored autorid. 1964).

² Taevaste tuul. Teine luulevihik. Tallinn: Eesti Raamat 1966, 61 S.; Lauludemüüja. Tallinn: Eesti Raamat 1968, 82 S.; Hääl. Tallinn: Perioodika 1968, 51 S. (Loomingu Raamatukogu. 45/1968); Ole kus oled. Tallinn: Eesti Raamat 1971, 56 S.; Pildi sisse minek. Tallinn: Eesti Raamat 1973, 48 S.; Põliskevad. Tallinn: Eesti Raamat 1975, 67 S.

³ Jaan Kaplinski, Nagu kanarilind kaevanduses (Wie ein Kanarienvogel im Bergbau), in: Looming (1968), H. 7, S. 1104–1107 (hier zit. nach dem Wiederabdruck in: Kir-

Folgerichtig wird Viivi Luik 1970 in den Schriftstellerverband aufgenommen, zusätzlich zu ihren Gedichten publiziert sie auch eine Erzählung,⁴ und bereits 1977 erhält die 30jährige einen festgebundenen, fast 200 Seiten starken Auswahlband⁵ – ein in Sowjetzeiten eher seltenes Ereignis. 1978 und 1982 erscheinen ihre bislang letzten, gleichfalls vielgepriesenen und mit Literaturpreisen ausgezeichneten Gedichtbände.⁶ Ferner hat Viivi Luik Kinderbücher veröffentlicht sowie 1998 einen Band mit Essays und nochmals eine umfangreichere Gedichtauswahl.⁷

2. Die Romane

Ihre internationale Bekanntheit erreichte die Autorin jedoch mit zwei Romanen, die sie unmittelbar im Anschluß an ihr lyrisches Werk schrieb. Im Jahre 1985 erschien „Der siebte Friedensfrühling“,⁸ 1991 „Die Schönheit der Geschichte“.⁹ Die beiden Romane wurden jeweils zu Zeitpunkten veröffentlicht, denen die spätere Historiographie eine gewisse Geschichtsträchtigkeit zuschreibt, doch müssen diese oberflächlichen Koinzidenzen ins rechte Licht gerückt werden: „Der siebte Friedensfrühling“ verließ Ende März 1985 die Druckerei,¹⁰ war also ein halbes Jahr zuvor in Satz gegangen¹¹ und entsprechend früher geschrieben worden. Zu Beginn der 80er Jahre, die man als Entstehungszeit des Textes ansehen muß,¹²

jandus kriitiku pilguga. Arvustusi ja aastaülevaateid 1962–1972 [Literatur mit dem Blick des Kritikers. Rezensionen und Jahresüberblicke 1962–1972], zusammengest. v. Kalju Kääri. Tallinn 1975, S. 375–381, hier S. 381).

⁴ Salamaja piir. Tallinn: Perioodika 1974, 47 S. (Loomingu Raamatukogu. 34/1974).

⁵ Luulet 1962–1974. Tallinn: Eesti Raamat 1977, 185 S.

⁶ Maapäälseid asjad. Tallinn: Eesti Raamat 1978, 63 S.; Rängast rõõmust. Tallinn: Eesti Raamat 1982, 52 S.

⁷ Inimese kapike. [Tallinn]: Vagabund 1998, 110 S. (Essays); Maa taevas. Tallinn: Varak 1998, 228 S.; „gesammelte Gedichte“ der Autorin liegen somit noch nicht vor.

⁸ Seitmes rahukevad. Roman. Tallinn: Eesti Raamat 1985, 190 S. Deutsche Übersetzung: Der siebte Friedensfrühling. Roman. Aus dem Estn. v. Horst Bernhardt. Reinbek: Rowohlt 1991, 298 S.

⁹ Ajaloo ilu. Tallinn: Eesti Raamat 1991, 119 S. Deutsche Übersetzung: Die Schönheit der Geschichte. Roman. Aus dem Estn. v. Horst Bernhardt. Reinbek: Rowohlt 1995, 160 S.

¹⁰ Da ich im Februar/März 1985 als Gast des Estnischen Schriftstellerverbandes in Tallinn war, kann ich dies aus eigener Erfahrung und Anschauung bezeugen. Am 31. März fuhr ich mit dem Schiff von Tallinn nach Helsinki; Viivi Luik kam zum Hafens und brachte mir eines der ersten, druckfrischen Exemplare des Buches. Während der vierstündigen Schiffspassage konnte ich somit „als einer der ersten“ das neue Buch lesen.

¹¹ Laut Vermerk im Impressum des Buches am 24. September 1984; in Druck gegangen ist das Buch am 24. Januar 1985.

¹² Die Autorin selbst teilt in einem Interview mit, sie habe drei Jahre an dem Roman geschrieben und ihn 1982 abgeschlossen; vgl. Kodumaa Nr. 15 vom 15. April 1987,

herrschten in Estland noch die üblichen sowjetischen Zensurverhältnisse,¹³ und es war nicht unbedingt abzusehen, daß sich dies bald ändern würde. Das Erscheinen des Romans etwa zwei Wochen nach dem Amtsantritt von Michail Gorbatschow kann inhaltlich natürlich nicht mit den politischen Veränderungen nach dem Führungswechsel an der Spitze der Sowjetunion in Verbindung gebracht werden.

Ebenso irreführend ist die gelegentlich erfolgte Etikettierung des Romans „Die Schönheit der Geschichte“ als der „erste Roman, der in Estland erschien, nachdem es 1991 seine Unabhängigkeit von der Sowjetunion erlangt hatte“.¹⁴ Das mag möglicherweise stimmen, doch wird hiermit ein falscher Kausalzusammenhang suggeriert. Die Verlags- und Druckersituation war in den letzten sowjetischen Jahren in Estland gelinde gesagt chaotisch. Zwar war einerseits die Zensur seit dem Sommer 1989 völlig weggefallen, andererseits sorgten die schwierige wirtschaftliche Lage und die beginnende Marktwirtschaft zunächst eher für eine Produktknappheit (in diesem Falle Papier) als für Publikationsfreiheit, so daß viele Bücher lange Zeit im Produktionsbetrieb festsaßen. Es konnte sogar geschehen, daß die finnische Übersetzung eher auf dem Markt war;¹⁵ daß es Luiks Buch war, das nach dem mißglückten Putsch in Moskau und der Anerkennung der estnischen Unabhängigkeit durch El'cin als erstes die Druckpressen eines freien Estlands verließ, ist selbstverständlich als reiner Zufall aufzufassen.¹⁶ Die finnische Übersetzung erschien im übrigen beinahe zeitgleich, d. h. einen Monat später (Anfang Oktober).¹⁷

S. 3. Hinweise auf die Zeit der Entstehung gibt es übrigens auch im Roman selbst; vgl. Rahukevad (wie Anm. 8), S. 80, wo das Jahr 1982 explizit genannt ist, ähnlich S. 178.

¹³ Die Zensur beeinflusste das Buch indes nur marginal: Nach Angaben der Autorin (persönliche Information) mußten zwei Wörter geändert werden. An anderer Stelle teilt die Autorin mit, daß sie das Manuskript tatsächlich etwas beklommen zum Verlag getragen habe, letztlich aber keinerlei Änderungen habe vornehmen müssen (Helsingin Sanomat, 5. November 1986); vgl. ähnlich ihre Aussage in: *Estonia* (1987), H. 3, S. 111.

¹⁴ So geschehen im Klappentext der deutschen Übersetzung. In einem schwedischen Zeitungsartikel heißt es dagegen völlig richtig, daß es Zufall war, daß dies der erste im unabhängigen Estland publizierte Roman wurde; vgl. Åsa Karlsson, *Bland änglar och potatisåkrar*, in: *Nytid* vom 16. Januar 1992, S. 10.

¹⁵ So etwa bei Jaan Kross' Roman „Ausgrabungen“, der 1989 zuerst in seiner finnischen Übersetzung in Helsinki erschien, ehe er 1990 in Estland herauskam. Ursache hierfür war nicht etwa die Zensur, sondern die Notlage in Estland.

¹⁶ In der Buchfassung steht am Ende des Romans der Entstehungshinweis „1990–1991“; in einer Manuskriptkopie, die sich in meinem Besitz befindet, ist am Ende handschriftlich von der Autorin die präzisere Angabe „04.1990–04.1991“ vermerkt worden. Dies ist korrekt, denn ich konnte dieses Manuskript am 25. Mai 1991 – wiederum während der Schiffspassage von Tallinn nach Helsinki – lesen. Vgl. ferner das Interview mit Viivi Luik in: *Eesti Elu/Estonian Life* Nr. 6 (18) vom 3. Mai 1991, in dem sie über die Fertigstellung ihres neuen, damals noch titellosen Romans berichtet.

¹⁷ Charakteristisch für die „chaotischen“ Zustände in Estland ist, daß manche Rezensenten glaubten, das Buch sei zuerst in Finnland erschienen (und dies als störend

Ich bin so ausführlich auf die Entstehungsgeschichte dieser beiden Romane eingegangen, weil man meiner Meinung nach bei einer (literatur-)historischen Einordnung diese Details durchaus im Auge behalten sollte.

„Der siebte Friedensfrühling“¹⁸ umspannt in seiner Handlung den Zeitraum von etwa einem halben Jahr vom Herbst 1950 bis zum Frühjahr 1951 und spielt nahezu ausschließlich auf dem Lande in Südostland. Der Roman ist in Ich-Form abgefaßt und beschreibt mit den Augen eines etwa fünfjährigen Mädchens die Zustände und Ereignisse in jener Zeit. Vereinfacht gesagt, handelt es sich also um eine Kindheit im Stalinismus, wobei die Allwissenheit der (erwachsenen) Erzählerin zugunsten einer bisweilen nahezu unbekümmerten, deskriptiven Berichterstattung in den Hintergrund tritt. Diese detailgetreue, selten kommentierte Schilderung der Ereignisse verleiht dem Roman, der ansonsten ohne besondere Spannungsbögen, z.B. auch ohne jegliche Liebesgeschichte, auskommt, eine gewisse suggestive Kraft, die letztlich auch für den Erfolg des Buches verantwortlich ist. Es wurde in Estland stürmisch gefeiert und mit zahlreichen Rezensionen bedacht. Sehr schnell, nämlich noch vor der finnischen Übersetzung, wurde es sogar im benachbarten Finnland vorgestellt, rasch folgten Übersetzungen in eine Reihe von anderen Sprachen.¹⁹

Gerade die Nüchternheit der Beschreibung schafft eine Identifikationsmöglichkeit für viele Leserinnen und Leser. Insgesamt gesehen, ist das Besondere des Buches vor allem auch die Neuartigkeit des Themas – gepaart mit der reichen Sprache einer reifen Dichterin –, denn über diesen Zeitraum, aus dieser Perspektive und gleichermaßen ideologiefrei hatte bis dahin niemand in der estnischen Literatur geschrieben.

„Die Schönheit der Geschichte“²⁰ spielt im Jahre 1968 und hat zwei Hauptpersonen: eine – namenlose – ca. 20jährige (estnische) Frau und den jungen jüdischen Bildhauer Lion, der in Riga wohnt. Dorthin, wo auch der Großteil des Romans spielt, ist die Estin gereist, um dem Künst-

empfangen!), so z. B. Hannes Varblane, Tahaksin olla Ilmar Trull (Ich wäre gerne Ilmar Trull), in: Vikerkaar (1992), Nr. 3, S. 81 f., hier S. 82.

¹⁸ Vgl. zum Inhalt auch: Cornelius Hasselblatt, Viivi Luik und der „Siebte Friedensfrühling“, in: baltisches jahrbuch [3] (1986), S. 227-236, bzw. hiervon eine unwesentlich veränderte estnische Fassung: Viivi Luik ja „Seitsmes rahukevad“, in: Vikerkaar (1986), Nr. 6, S. 85 ff.; ferner: Fünf Fragen an Viivi Luik den „Siebten Friedensfrühling“ betreffend, in: Estonia (1987), H. 3, S. 109 ff.

¹⁹ Neben finnisch (1986, mehrere Auflagen) u. a. russisch (1987 in einer Zeitschrift, 1988 in Buchform), schwedisch (1988), deutsch (1991), französisch (1992), spanisch (1993), norwegisch (1994), lettisch (1995; Auszüge waren bereits 1987 in einer Literaturzeitschrift erschienen).

²⁰ Vgl. zum Inhalt auch: Cornelius Hasselblatt, Bruch oder Kontinuität. Zur estnischen Literatur Mitte der neunziger Jahre, in: Osteuropa 46 (1996), H. 8, S. 769-784, speziell S. 772 ff.

ler Modell zu stehen. Es entspinnt sich zwischen diesen beiden Personen ein sparsam angedeutetes Liebesverhältnis vor dem Hintergrund des Prager Frühlings und der Schwierigkeiten – Einberufungsbefehlen, Ausreisegesuchen u. ä. –, die Juden (obendrein mit Verwandtschaft im Westen, was in sowjetischen Augen ja prinzipiell zweifelhaft ist) in der Sowjetunion hatten. Auch dieser Roman ist handlungsarm und vor allem wiederum die Abbildung einer bestimmten Epoche – diesmal der Brežnev-Zeit. Diese in der Rückschau häufig als Stagnationszeit charakterisierte Periode der sowjetischen Geschichte stimmt kaum optimistischer als die Stalinzeit, und folgerichtig endet der Roman eher deprimierend: mit dem Tod von Lions Tante und der Ablehnung der Estin, dem Bildhauer in die Emigration zu folgen, was gleichzeitig die Beendigung des Liebesverhältnisses bedeutet.

Auch wenn dieser Roman weniger sensationell als der vorangegangene war – er kam nicht ähnlich überraschend aus „heiterem“ Himmel, außerdem sind die 60er Jahre gelegentlich Gegenstand der estnischen Literatur gewesen, wenn auch nicht aus dieser Perspektive und in dieser Form –, war die Aufnahme kaum weniger stürmisch und positiv. Gut 20 Rezensionen sind in der Presse erschienen, nicht selten in ein und derselben Zeitung mehr als eine. Ebenso hat das Buch im Ausland schnell Verbreitung gefunden.²¹

3. Die dargestellte Zeit in Estland

Im Titel „Der siebte Friedensfrühling“ wird explizit der Zeitraum, um den es geht, genannt. Estland war 1940 (kampflos, d.h. nach Ultimaten, der zwangsweisen Einräumung von Militärstützpunkten etc.) von der Sowjetunion annektiert worden und wurde nach Hitlers Ausweitung des Krieges nach Osten unmittelbarer Kriegsschauplatz. Von 1941 bis 1944 war Estland von Nazi-Deutschland besetzt, ohne die Spur einer Chance auf Wiedererlangung der Unabhängigkeit zu haben; als sich die deutschen Truppen infolge der sich abzeichnenden Niederlage zurückzogen, folgte ihnen die sowjetische Armee auf dem Fuße, so daß es im Sommer und Herbst 1944 erneut zu erbitterten Kriegshandlungen in Estland kam. Erst Ende November verließen die letzten deutschen Truppen die Inseln Estlands, das nun wieder ganz in sowjetischer Hand war. Im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, die Kriegsschauplatz waren, herrschte im

²¹ Neben finnisch (1991) u. a. niederländisch (1992), schwedisch (1993), dänisch (1994), norwegisch (1994), lettisch (1995), deutsch (1995), französisch (1996), ungarisch (1998), isländisch (1998).

Frühjahr 1945 in Estland erstmalig Frieden. Der siebte Friedensfrühling fällt somit in das Jahr 1951.

Stalin hatte bereits im Sommer 1941, kurz vor dem deutschen Überfall, ca. 10000 Menschen aus Estland inhaftieren (3000 Männer) oder nach Osten deportieren (7000 Frauen, Kinder und Alte, d.h. die Angehörigen der Männer) lassen. Es folgten erhebliche Kriegsverluste und ein ca. 60000-70000 Menschen umfassender Flüchtlingsstrom nach Westen gegen Ende des Krieges. Im März 1949 schließlich ließ Stalin im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft erneut 20000 Menschen nach Osten deportieren, wobei der Anteil der Männer bei gut 20% lag, knapp die Hälfte waren Frauen, der Rest Kinder. Ein Teil der Männer, die diesem Schicksal entkamen, zog sich in die Wälder zurück und leistete bis weit in die 50er Jahre hinein der Sowjetmacht bewaffneten Widerstand.

Dies sind die historischen Ereignisse, die den Hintergrund für den Roman „Der siebte Friedensfrühling“ bilden. In den folgenden Jahren erfolgte nach Stalins Tod (1953) bzw. Chruschtschews Rede auf dem XX. Parteitag (1956) eine deutlich spürbare Lockerung der politischen und ideologischen Fesseln, die in der Kultur zum sogenannten „Tauwetter“ führte. Nach Chruschtschews Absetzung und Brežnëvs Machtantritt (1964) wurden die Zügel jedoch wieder straffer gezogen. Diese Verhärtung der ideologischen Positionen und Zementierung der sowjetischen Machtstrukturen kulminierte in der Niederschlagung des Prager Frühlings im August 1968. Letzteres bildet den historischen Hintergrund für den Roman „Die Schönheit der Geschichte“.

4. Die literarischen Mittel zur Darstellung von Geschichte

Die Bezüge zwischen den tatsächlichen historischen Ereignissen und den in den beiden Romanen dargestellten Zeiträumen sind somit recht transparent und bedürfen kaum der weiteren Erklärung. Jedes literarische Werk, dessen Handlung eindeutig in einer konkret abgrenzbaren Periode der Vergangenheit spielt, trifft Aussagen über diese Vergangenheit und transportiert sie in die Gegenwart. Es dürfte keine sonderlich spektakuläre Aussage sein zu behaupten, daß dies ganz allgemein auf die Mehrheit der Werke in jeder Nationalliteratur zutrifft. Die einzige Besonderheit im Falle der beiden vorliegenden estnischen Romane wäre – aber auch hier gilt die Einschränkung, daß es parallele Entwicklungen und Zustände in nicht wenigen anderen Ländern gab –, daß zum Zeitpunkt des Erscheinens der beiden Romane von einer pluralistischen Geschichtsschreibung in Estland nicht die Rede sein konnte. Das führte dazu, daß es sowohl

große Lücken, weiße Flecken hinsichtlich der von der Geschichtswissenschaft bearbeiteten Zeiträume gibt, als auch noch größere Defizite, was die Blickwinkel, Untersuchungsmethoden und Bearbeitungsmöglichkeiten gewisser Themen anbetrifft. In solchen Fällen wird der vermeintlich wissenschafts- und ideologiefremden Schönen Literatur häufig die Funktion der Ersatzhistoriographie unterstellt. Dies hat zum Teil ganz gewiß seine Berechtigung, sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß nach meinem Verständnis bei der Belletristik die künstlerische Be- und Verarbeitung eines Themas aus der Vergangenheit im Vordergrund steht – und *nicht* die wahrheitsgetreue Darstellung der einen oder anderen historischen Epoche.

Viivi Luiks Romane haben diesen Anspruch schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil ein Verständnis der Romane *ohne* Kenntnis gewisser historischer Fakten bruchstückhaft bleibt. Dies bezieht sich keineswegs nur auf historisches Allgemeinwissen (wenn beispielsweise in „Die Schönheit der Geschichte“ der Ortsname Auschwitz auftaucht), sondern durchaus auf spezifische Ereignisse in der estnischen Geschichte. Und genau dies ist ein Ansatzpunkt für die hier gestellte Frage.

Der erste Satz von „Der siebte Friedensfrühling“ lautet: „In den großen grauen Höfen am Weg hatten die Kulaken gewohnt und ihr Gold in den Füßen der Eisenbetten versteckt.“²² Hier muß man zunächst wissen, wer oder was ein Kulak ist (war) – eine vielleicht noch zu lösende Aufgabe, da der Begriff ja nicht auf die estnische Geschichte beschränkt ist und Eingang in die Enzyklopädien gefunden hat. Komplizierter ist aber die Frage, ob es den so bezeichneten Bauernstand in Estland überhaupt gegeben hat und was es mit dem Gold auf sich hat. Die erste Frage wird im allgemeinen verneinend beantwortet, der Begriff ist erst mit der Sowjetisierung nach Estland gekommen.²³ Gleichzeitig wurden Geschichten verbreitet, denen zufolge dieser Typ Großbauer steinreich war (weil er sich ja schließlich auf Kosten des einfachen Volkes bereicherte) und seinen Reichtum in Form von Gold zu Hause irgendwo anhäuften bzw. versteckten. Ohne dieses Wissen geht ein Teil der Information zweifellos verloren. Der Wiedererkennungseffekt ist bei Angehörigen der gleichen Generation selbstverständlich größer als bei allen anderen, weswegen es auch nicht verwundern kann, daß ein Großteil der begeisterten Rezensionen von Altersgenossinnen und -genossen der Autorin stammte. Nicht selten

²² Zitiert nach der deutschen Übersetzung, S. 7.

²³ Es gab sogar Kritik an der Verwendung des Wortes „kulak“ im ersten Satz des Romans – die Esten hätten dieses Wort niemals benutzt und lediglich in dem Ausdruck „jemanden zum Kulaken machen“ benutzt; vgl. Andres Langemets (der Hando Runnel zitiert): Kirjandusilu ja ilus ajalugu (Literaturschönheit und die schöne Geschichte), in: Looming (1991), Nr. 11, S. 1569ff., hier S. 1569.

wurde dabei darauf hingewiesen, daß das Buch als Biographie einer ganzen Generation gelesen werden könne.²⁴

Der Eröffnungssatz des Romans ist kein Einzelbeispiel. Der ganze Text ist durchzogen von Begriffen, die vielleicht als Signalwörter bezeichnet werden könnten und eine Fülle von Konnotationen haben sowie auf die Assoziationskraft der Rezipienten bauen.²⁵

Wenige Beispiele mögen genügen. Schon der Titel des Romans ist ungewöhnlich, denn er enthält das Wort „rahu“ („Frieden“): In der gesamten estnischen Nachkriegsliteratur gab es – wie meine Auszählung ergab – vor Viivi Luiks Roman ein einziges (!) Buch, das dieses Wort im Titel verwendete, Erni Krustens „Im Namen des Friedens“.²⁶ Dieser Band mit Kurzgeschichten wird in der heutigen estnischen Literaturgeschichtsschreibung allenfalls am Rande erwähnt, und dann als Beispiel für Vulgarsoziologie, Oberflächlichkeit und Konstruiertheit.²⁷ Sucht man dagegen Wörter wie „Kampf“, „Krieg“ oder „Sieg“ in den estnischen Buchtiteln der fraglichen Periode, so findet man schnell weit über ein Dutzend Belege. Die Sprache der Sowjetunion – egal ob unter Stalin, Chruščev oder Brežnev – war martialisch und militarisiert, und dies schlug sich natürlich auch in den Buchtiteln nieder. Dies sind mitnichten Äußerlichkeiten, denn auch inhaltlich hatte man sich wesentlich mehr mit Kampf und Krieg als mit dem nachfolgenden Frieden auseinandergesetzt. Besonders deutlich war dies gerade zur Erscheinungszeit von Viivi Luiks Roman geworden, als man sich (in Ost und West) auf die 40-Jahr-Feier des Kriegsendes vorbereitete und für „Frieden“ paradoxerweise eigentlich gar keinen Platz hatte: Kampf, Sieg und Krieg bestimmten das Geschehen. Da kam ein Buch vom Frieden geradezu als Störenfried dazwischen.

Ein anderes Wort ist „Bunker“, worauf Mati Hint bereits hinwies.²⁸ Der Ort selbst bleibt beinahe mystisch, die wenigsten haben je einen Bunker

²⁴ Vgl. z. B. Rein Veidemann, Neljakümnendal rahukevadel seitsmendast (Im vierzigsten Friedensfrühling über den siebten), in: Sirp ja Vasar vom 17. Mai 1985; Asta Põldmäe, Ja valguse armulise (Und das gnädige Licht), in: Edasi vom 1. Juni 1985; Joel Sang, Tulevik eest- ja tagantvaates (Die Zukunft in der Vor- und Rückschau), in: Looming (1985), Nr. 7, S. 985f.; Ülo Tonts, Inimesed ajas ja aeg inimestes (Die Menschen in der Zeit und die Zeit in den Menschen), in: Rahva Hää vom 3. November 1985; Mati Unt, Ajast ja tüdrukust (Von der Zeit und von einem Mädchen), in: Keel ja Kirjandus (1985), H. 10, S. 629-632. Bis auf Ülo Tonts (geb. 1931), der in seiner Rezension auch auf das Alter der anderen Rezensentinnen und Rezensenten verweist, gehören alle zur Generation von Viivi Luik.

²⁵ Vgl. hierzu Mati Hint, Viivi Luige märksõnad ja määratlused (Viivi Luiks Stichwörter und Definitionen), in: Looming (1986), H. 8, S. 1118-1125.

²⁶ Erni Krusten, Rahu nimel. Tallinn: Eesti Riiklik Kirjastus 1951, 339 S.

²⁷ Vgl. z. B. Eesti kirjanduse ajalugu. Bd. 1: Eesti nõukogude kirjandus (Geschichte der estnischen Literatur. Bd. 1: Sowjetestnische Literatur). Tallinn 1987, S. 328f.

²⁸ Hint, Märksõnad (wie Anm. 25), hier insbesondere S. 1122.

gesehen, aber auch ohne eine genauere Beschreibung fungiert das Wort als Symbol für Gewalt, Krieg, Gefahr, Unterschluß etc. Wie bei vielen anderen Signalwörtern geht es hier nicht um ein Bauwerk, einen Gegenstand, eine konkrete Tatsache, sondern um die damit verbundenen Konnotationen und Assoziationen. Dieses besondere semantische Geflecht kreiert die Geschichtlichkeit des Textes.

Oder Blut. Dieses Wort läuft freilich ständig Gefahr, überstrapaziert, überinterpretiert oder übertrieben lyrisch gedeutet zu werden, aber tatsächlich kommt ihm im Werk von Viivi Luik besondere Bedeutung zu.²⁹ Allerdings bastelt die Autorin auch selbst ein wenig an dem Mythos, wenn sie behauptet, daß einige „warme Blutstropfen im Schnee, die ich als Kind sah“, zur Abfassung des Romans geführt haben.³⁰ Doch besteht kein Zweifel, daß die winterliche Szene, in der ein Kalb geschlachtet wird und die warmen Blutstropfen vom Schneegestöber gnädig zugedeckt werden (S. 124 des Originals, S. 196 der Übersetzung), eine (der vielen) Schlüssepisoden des Buches ist. Oberflächlich wird die Trauer des Kindes über das getötete Kalb mitgeteilt, unerschwellig ist die Szene aber eine Anklage: Wieso muß es soweit kommen, daß man ein Kalb schlachten muß, weil es der Mutterkuh das Futter wegfrißt? Wieso gibt es nicht genug Viehfutter? Wieso verfaulte das Getreide, weil es niemand erntete, wieso lagen bei Bildung der Kolchosen 170000 Hektar Land brach? Dieser ganze Rattenschwanz von Assoziationen wird im Roman durch wenige Wörter hervorgerufen. Diese Bauart des Romans bewirkt das, was ich weiter oben mit „suggestiver Kraft“ anzudeuten versucht habe: Die bekannte Wechselwirkung zwischen Text und Rezipient wird hier besonders deutlich, weil nur ein ausreichendes Vorwissen sicherstellen kann, daß alles mitverstanden wird, was die Autorin ausdrücken will.

Ebenso als formales Mittel zu betrachten ist alles, was *nicht* expressis verbis gesagt wird,³¹ d.h. was einfach ohne besondere Hervorhebung vorhanden ist – wie z.B. die weiter nicht kommentierte Aggressivität des Kindes, die ohne Zweifel auch für die Rohheit der Zeit stehen kann³² –, oder was eben abwesend ist. Am deutlichsten ist die weitgehende Abwesenheit von Männern: Neben Mutter und Großmutter spielt der Vater

²⁹ Vgl. ebenda; Hint weist darauf hin, daß auch in Viivi Luiks letztem Gedichtband („Rängast röömust“) „Blut“ eines der wichtigsten Symbolwörter ist.

³⁰ Viivi Luik, Mida ta vastab ja miks ta kirjutab (Was sie antwortet und was sie schreibt), in: Keel ja Kirjandus (1990), H. 2, S. 84-87, hier S. 86.

³¹ Hierauf wies ebenfalls bereits Mati Hint hin: „Der siebte Friedensfrühling“ wirkt sowohl durch das, was gesagt wird, als auch durch das, was unausgesprochen bleibt.“ Hint, Märksõnad (wie Anm. 25), S. 1122.

³² Vgl. hierzu Maire Jaanus, Viivi Luik: War and peace; body and genotext in her novel „Seitsmes rahukevad“, in: Journal of Baltic Studies (1989), H. 3, S. 265-282.

nur eine marginale Rolle, er taucht sporadisch zu Hause auf und erscheint als Bote einer fremden, nach Öl und Metall riechenden Welt. Diese Männerlosigkeit ist logisch und ein Abbild der Zeit: Erstens war unter den Kriegsoptionen die Zahl der Männer größer, zweitens ist die Lebenserwartung der Männer ohnehin niedriger und ihr prozentualer Anteil an der Bevölkerung entsprechend geringer, und drittens waren die wenigen übriggebliebenen – wie der Vater – irgendwoandershin zur Arbeit abkommandiert. Die Dominanz der Frauen im Roman erhält jedoch einen zusätzlichen Aspekt: Krieg ist Männersache, Männer entfesseln ihn in der Regel, sie führen ihn durch, und – damit nicht genug – hinterher schreiben sie auch noch Bücher darüber. Was danach kommt, der Frieden, scheint dann nicht mehr ihr Geschäft zu sein, das ist Frauensache (weil es ja auch viel mühseliger ist!).

Hieraus leitet sich ein weiteres Mittel zur Konstruktion von Vergangenheit ab: die Großmutter.³³ Eine Großmutter ist per definitionem ein Symbol für Altes und Vergangenes, und im Roman wird der Gegensatz zwischen der „progressiven“ Enkelin (die schließlich eine glühende Verehrerin von Väterchen Stalin ist) und der konservativen Oma mehrfach ausdrücklich formuliert. Dieses Gegenüberstellen der Generationen – es muß sich dabei gar nicht einmal um einen Generationen*konflikt* handeln – sorgt für eine gewisse Zeittiefe im Roman, ohne daß es historischer Exkurse bedürfte.³⁴

In umgekehrter Richtung funktioniert das ebenso: Ein weiteres Element zur Formulierung von Historizität stellen die Blicke in die Zukunft (bzw. Gegenwart) dar, die die Autorin hin und wieder einflicht. Indem sie die Entstehungszeit des Romans thematisiert, gelegentlich Dichter aus späteren Zeiten zu Wort kommen läßt, umgekehrt aber auch mitunter in die Zeit vor der eigentlichen Handlung zurückspringt, macht sie die Zeit an sich³⁵ zum Gegenstand ihrer Erörterungen. Reflexionen über die Zeit bedeuten aber immer auch ein historisches Stellungbeziehen.

Die Verbindung zwischen Zeit und Geschichte fällt zudem im Estnischen leichter als im Deutschen: Das estnische Wort für Geschichte (im

³³ Zur Großmutter im Roman vgl. auch Maire Jaanus, „Mina“ keeles: Viivi Luige „Seitsmes rahukevad“ (In der Sprache des „Ich“: Viivi Luiks „Der siebte Friedensfrühling“), in: Keel ja Kirjandus (1989), H. 3, S. 129-137, insbesondere S. 137.

³⁴ Hier steht die Autorin ausnahmsweise nicht allein: Die Stellung und Funktion der „vanaema“ („Großmutter“) in der estnischen Literatur verdient durchaus eine eigene Untersuchung. Wer sich ein wenig mit der neueren estnischen Literatur befaßt hat, wird sofort weitere Werke nennen können, in denen eine Großmutter in mehr oder weniger wichtiger Position vorkommt: z. B. Ülo Mattheus, Kuma. Tallinn 1989; Emil Tode, Piiririik. Tallinn 1993; Ervin Õunapuu, Olivia. Meistriklass. Tallinn 1996.

³⁵ Hierauf ist Mati Unt in seiner Rezension ausführlich eingegangen, dort auch weitere Beispiele: Ajast (wie Anm. 24).

Sinne von Vergangenheit, Historie, d.h. auch für die wissenschaftliche Disziplin) lautet „ajalugu“ und setzt sich zusammen aus dem Genitiv „aja“ von „aeg“ („Zeit“) und „lugu“, was „Geschichte, Erzählung“ bedeutet. Die im Deutschen vorhandene Polysemie des Wortes „Geschichte“ – einmal als „Erzählung“, einmal als „Vergangenheit“ – findet sich im Estnischen auf einer anderen Ebene wieder, hier kann man durch ein Auseinanderreißen der Wörter, d.h. die Schaffung eines simplen attributiven Genitivausdrucks Mehrdeutigkeit erzeugen: „ajalugu“ versus „aja lugu“ – „Geschichte“ versus „Geschichte oder Erzählung der/einer (bestimmten) Zeit“. Während im Deutschen das polysemische Element das Erzählte ist, liegt es im Estnischen bei der Zeit selbst.

Hieraus folgt, daß der Titel des zweiten Romans von Viivi Luik im Estnischen (im Gegensatz zum Deutschen) nicht mehrdeutig ist: Hier geht es eindeutig um die Vergangenheit, um das Vergangene, dem nach der Titelgebung der Autorin – oberflächlich betrachtet – somit eine gewisse Schönheit anhaftet. Stärker als im ersten Roman ist hier also von der Vergangenheit bereits im Titel die Rede, und es stellt sich zunächst die Frage, mit welchen Mitteln – über die Thematik und die dargestellte Zeit hinaus – in diesem Roman die Geschichte literarisch verbalisiert wird. Hierbei soll, wenn möglich, auch untersucht werden, ob die literarischen Mittel grundsätzlich anders sind als beim Roman „Der siebte Friedensfrühling“.

Zunächst ist festzustellen, daß beide Werke deutliche Gemeinsamkeiten und sogar gegenseitige Bezüge aufweisen. Neben einem vergleichbaren historischen Hintergrund (die Unterschiede zwischen der Stalin- und der Brežnev-Zeit scheinen sich in der Rückschau zusehends zu verkleinern!) ist die explizite Nennung des Jahres 1968 im ersten Roman (S. 24, Übersetzung S. 41) auffällig, umgekehrt gibt es auch im zweiten Roman Erinnerungen an das Jahr 1951 (S. 12, Übersetzung S. 19), überhaupt wird Stalin im zweiten Roman häufiger genannt als im ersten. Weitere Parallelen sind die Verwendung der Buchüberschrift bzw. Teilen davon im jeweils letzten Satz des Romans sowie die reichhaltige Verwendung von Dialekt in der wörtlichen Rede. Dieses Stilmittel zur Kreierung von Authentizität ist keine Spezialität von Viivi Luik, ähnlich wie das – häufig mit ihm verbundene – Großmutter-Element ist es weit verbreitet in der estnischen Literatur,³⁶ aber unter der gegebenen Fragestellung ist natürlich klar, daß die Autorin es hier speziell verwendet, um Geschichtlichkeit zu erzeugen. Denn in Estland, wie in anderen modernen Gesellschaften auch, werden

³⁶ Man vergleiche zahlreiche Werke von Mats Traat, in denen der südestnische Dialekt Verwendung findet.

die Dialekte mehr und mehr ins Abseits gedrängt, so daß ihnen ganz automatisch der Hauch des Vergangenen anhaftet.

Wie im ersten Roman kann man auch bei „Die Schönheit der Geschichte“ eine Reihe von Signalwörtern ausfindig machen. Zum Teil sind es sogar dieselben Wörter wie in ihren früheren Werken, so zum Beispiel das Blut: Ein Rezensent wies darauf hin, daß dieses „Lieblingwort der Autorin (...) beinahe auf jeder zweiten, dritten Seite“ vorkomme,³⁷ und wie meine Auszählung ergab, liegt er damit gar nicht falsch: In dem 120 Seiten umfassenden Roman kommt das Lexem „Blut“ 47mal vor, wobei auch Zusammensetzungen wie „Bluthund“, „kaltblütig“, „Blutfleck“ etc. mitgezählt wurden. Sicherlich hängt es auch immer von der individuellen Symbolsprache einer Dichterin ab, welche Bilder für welchen Vergleich bemüht werden, jedoch entbehrt es meiner Meinung nach nicht einer gewissen Signifikanz, wenn in einem Werk, das eine bestimmte Epoche der estnischen Geschichte zum Gegenstand hat, dermaßen häufig von Blut die Rede ist.

Ein weiteres überproportional häufig auftretendes Wort ist „Haare“: Zusammensetzungen und Ableitungen mitgerechnet taucht es 44mal im Text auf, durchschnittlich also häufiger als auf jeder dritten Seite. Es sei erwähnt, daß ein geplanter Titel des Romans dann auch „Haare“ lautete, jedoch ist die Autorin später wieder davon abgekommen. Haare deuten möglicherweise ganz allgemein insofern Historizität an, als sie Unvergänglichkeit symbolisieren. Im Roman haben alle Haare jedoch eine ganz konkrete Bedeutung: Es geht um das amerikanische Musical „Hair“ als Identifikationssymbol der 68er Generation, um die Haarberge von Auschwitz oder um die langen Haare der 68er Generation, die „ordentliche Bürger“ hinrichtungsartig im Zug zurechtstutzen. So kann ein harmloser Bestandteil des menschlichen Körpers zum historischen Symbol werden.

Neu ist der „Engel des Herrn“, der die Handlung ständig begleitet; er bringt ein übergeordnetes Element ins Spiel, kein ordnendes, denn er greift nicht in die Handlung ein, sondern begleitet sie lediglich. Insofern ist er kein Akteur der Geschichte, sehr wohl signalisiert er aber die Haltung der Autorin zur Geschichte. Es entsteht die Möglichkeit zur beobachtenden Distanz, zur Relativierung des Irdischen. In ihm ergreift die Autorin als Kommentatorin der Geschichte, und damit auch als ethische Instanz, das Wort.

Das Irdische, Alltägliche und Banale findet seinen Ausdruck in konkreten Politikernamen, die reichlich Verwendung finden. Auch dies sind

³⁷ Ülo Mattheus, ... ja pätid kusevad kotta (... und Penner pinkeln ins Treppenhaus), in: Eesti Elu Nr. 14 (25) vom 17. Oktober 1991.

Signale, selbst wenn sie beiläufig genannt werden. Sie dienen bisweilen als geographische Anhaltspunkte und ersetzen die Himmelsrichtungen: Die Himmelskuppel überwölbt Europa nicht etwa bloß von Nord bis Süd, sondern sie zieht sich vom Weißmeerkanal, „dessen Bau mehr Menschenopfer verlangte, als wir noch ahnen“, bis zu „Ceauşescus Reich“.³⁸ Hier ist nicht zufällig der Staatschef eines südosteuropäischen Landes genannt, auch mit der Nennung dieses Namens verbinden sich zahlreiche Assoziationen.

Nicht weniger konkret ist die Erwähnung und Veranschaulichung der Geheimsprache, die die Estin im Hause von Lion erstmals hört. Wie in totalitären Staaten üblich, benutzt man dort aus Angst vor den Abhörgeräten oder überhaupt vor fremden Ohren, für die die Botschaft nicht bestimmt ist, bei speziellen Themen einen geheimen Code, den nur Eingeweihte verstehen. Durch die Verwendung dieses Codes wird die Atmosphäre, die 1968 dort herrschte, zusätzlich vergegenwärtigt.

Die Mittel zur Erzeugung eines plastischen Bildes von der Vergangenheit im Roman „Die Schönheit der Geschichte“ sind meiner Meinung nach nicht grundsätzlich anders als beim ersten Roman. Die Verlagerung der Perspektive von einer Fünfjährigen auf eine 20jährige bewirkt keineswegs die Ersetzung kindlicher Naivität durch jugendliche oder erwachsene Rationalität. Denn auch die junge Frau, die zu einer unbekanntenen Familie nach Riga reist, kann erstaunlich naiv sein. Neu ist allenfalls die durch die Wahl des Titels vorbereitete häufigere Nennung von konkreten Persönlichkeiten aus der Geschichte. Sicherlich neu ist das metaphysische Element, das in Gestalt des Engels nicht nur den Bucheinband ziert, sondern auch im Text reichlich Verwendung findet. Hiermit gibt die Autorin letztendlich auch ihre Sichtweise auf die Geschichte preis: Der Lauf der Dinge kann kaum oder gar nicht von außen beeinflusst werden, denn der Engel des Herrn ist weitgehend machtlos. Er weicht die Ruten wohl im Salzwasser ein, er schwingt sie zur Übung über dem Kopf, aber er schlägt nicht damit zu.

Dies korrespondiert gut mit dem Titel des Romans, deren eine Interpretationsmöglichkeit die Autorin in einem Gespräch mit einer schwedischen Journalistin selbst gegeben hat: „Die Geschichte ist schön. Geschichte ist wie eine Spirale, die immer wiederkehrt. Sie greift alte vergessene Dinge auf, aber jedes Mal auf eine neue Weise. Das Spiel ist ständig in Bewegung, aber die Regeln ändern sich fortlaufend. Und doch ist es immer dasselbe Spiel. Das ist schön und gleichzeitig schrecklich.“³⁹

³⁸ Zitiert nach der deutschen Übersetzung, S. 7.

³⁹ Karlsson, Änglar (wie Anm. 14), S. 10: „Historien är vackra. Dess spiraler gör att den alltid kommer tillbaka. Den tar upp gamla, bortglömda saker, men varje gång på ett nytt sätt. Spelet är ständigt igång, men reglerna förändras hela tiden. Ändå är det fråga om samma spel. Det är vackert och fruktansvärt samtidigt.“

Eine zweite Möglichkeit ist, den Titel ironisch und somit als Gegenentwurf zu einer gewissen Mythenbildung zu verstehen.⁴⁰ Eine Mythenbildung bezüglich der Vergangenheit gibt es wohl bei allen Völkern, und auch bei den Esten gibt es Beispiele aus früheren Zeiten: Das 17. Jahrhundert wurde im Volksbewußtsein im nachhinein als die „gute alte schwedische Zeit“ bezeichnet, weil die folgende russische Zeit – beispielsweise hinsichtlich der Leibeigenschaft – offenbar noch schlimmer war und auch weniger lang zurücklag, obgleich es auch im 17. Jahrhundert an Not und Kriegen nicht mangelte. Dem vergleichbar wurden die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts gerne als „golden“ apostrophiert, obwohl es unter Brežnev nicht viel zu lachen gab. Aber mehr als unter Stalin allemal, das Kulturleben konnte sich ganz anders entfalten, die Möglichkeiten hatten sich vervielfacht, die Straflager hatten sich geöffnet. Einer solchen Glorifizierung der 60er Jahre ist Viivi Luik 1991 in einem Interview entschieden entgegengetreten: „Meine persönliche Erfahrung steht im Gegensatz zu dem, was in letzter Zeit über die ‚goldenen Sechziger‘ geredet wird. Ich habe auch früher schon gesagt, daß diese Jahre nicht golden waren, sie waren blutig, oder wenigstens schmutzig.“⁴¹ In jener Zeit wurde „der Kollektivgeist in Estland heimisch, der in Estland eine Generation heranzüchtete, deren Weltanschauung und Denkweise Estland noch lange daran hindern werden, ein wahrhaft demokratischer europäischer Staat zu werden“.⁴²

So könnte man das Wort „Schönheit“ – und ebenfalls „Frieden“ –, wenn sie zur Charakterisierung der Geschichte bemüht werden, durchaus als ironisch interpretieren. Die Zeit um 1951 war alles andere als friedlich, und Brežnevs Panzer in Prag waren ganz bestimmt nicht schön. Abgesehen von der Titelgebung, die eine ironische Interpretationsmöglichkeit nahelegt, erfolgt die übrige literarische Gestaltung der Geschichte jedoch zum überwiegenden Teil mit anderen, subtileren Mitteln, wie ich im Voranstehenden zu zeigen versucht habe.

Die Frage, ob Geschichte schön sein kann, stellt sich die Autorin gewiß nicht. Die ungestellte Frage, ob Darstellung von Geschichte schön sein kann, hat die Autorin indes beantwortet. Ihre beiden Romane verkörpern vieles, rufen in den verschiedenen Leserinnen und Lesern die unterschiedlichsten Dinge hervor, sie sind bitter, grausam, brutal, roh, hart – aber auch schön.

⁴⁰ Auf die mögliche Ironie im Titel bei beiden Romanen wies auch Jüri Kurman hin: Kosmos, keel ja gnostitsismi: Viivi Luige kahe romaani kolmainus (Kosmos, Sprache und Gnostizismus: die Dreieinigkeit der beiden Romane von Viivi Luik), in: Mana 61/62 (1992), S. 86–89.

⁴¹ In Rahva Hääl vom 13. Oktober 1991, hier zit. nach Mattheus, ... ja pätid (wie Anm. 37).

⁴² In Rahva Hääl vom 13. Oktober 1991, hier zit. nach Langemets, Kirjandusilu (wie Anm. 23), S. 1569.

Auf der Suche nach einer grenzenlosen Welt – Emil Tode's Roman „Im Grenzland“

von Beate Biehl

Ein Roman in Briefen, vielleicht niemals abgeschickt, der Adressat – Angelo, vielleicht ein Engel, schließlich ein Unbekannter, der die Diskette mit den Briefen in der Hand eines Toten findet ... Emil Tode gibt mit seinem 1993 erschienenen Roman „Piiririik“¹ viele Rätsel auf.

Tode, mit bürgerlichem Namen Tõnu Õnnepalu, konstruiert eine Welt aus Beobachtungen, Erinnerungsfetzen, Träumen und Visionen, die von Gespenstern, Phantomen, Licht- und Wasserwesen bevölkert ist, ohne daß dies den Rahmen des Alltäglichen zu sprengen scheint. Diese Vielschichtigkeit und der ungewöhnliche Ich-Erzähler machen die große Faszination des Textes aus und haben dazu geführt, daß Tode's Debütroman in Estland großes Aufsehen erregte, mit zahlreichen Preisen bedacht und inzwischen in zwölf Sprachen übersetzt wurde.² Eine nicht alltägliche Resonanz für einen jungen Autor, der die Literatur eines „kleinen“ Landes repräsentiert, die sich auf dem internationalen Büchermarkt nur sehr schwer durchzusetzen vermag. Die Distanz seiner Heimat zu Mittel- und Westeuropa hat der Lyriker Juhan Viiding einmal mit der Gedichtzeile: „Jaapan on kaugel, Eesti on veel kaugemal“³ („Japan ist weit, Estland ist noch weiter“) ironisch kommentiert. Aus westeuropäischem Blickwinkel ist Estland ein genauso exotischer und unbekannter Ort wie Japan, mit dem man zwar gewisse stereotype Vorstellungen verbindet, über den man im Grunde aber nichts Genaues weiß. Jaan Kross hat die wirtschaftlichen und kulturellen Folgen des Zusammenbruchs des sowjetischen Systems genau bezeichnet: die Diskontinuität in der literarischen wie in der verlegerischen Entwicklung, die Schwierigkeiten, im Ausland wahrgenommen zu werden – und nicht zuletzt das Problem der Isolation durch die Sprache.⁴

¹ E. Tode, Piiririik. Tallinn: Tuum 1993; dt. Ausgabe: Im Grenzland. Wien: Zsolnay 1997, Aus dem Estnischen von Horst Bernhardt. Nach der deutschen Ausgabe wird im folgenden zitiert.

² Vgl. T. Tuumalu, Emil Tode „Piiririik“ saadab Euroopas tõlkeedu (Emil Tode's „Grenzland“ wird zum Übersetzungserfolg in Europa), in: Postimees vom 6. Dezember 1995.

³ Der Refrain eines Liedes in „Õötöö“ (dt. „Nachtarbeit“).

⁴ Vgl. J. Kross, The Writer of a Small Nation, in: Estonian Literary Magazine (1996), Nr. 2.

Der Fall des Eisernen Vorhangs hat in der estnischen Literatur eine neue Sicht auf die „Fremden“, die „Anderen“ wie auf das eigene Volk, die eigene Geschichte provoziert. Autorinnen wie Viivi Luik („Ajalo ilu“ 1991; dt. „Die Schönheit der Geschichte“ 1995) und Maimu Berg („Ma armastasin venelast“ 1994; dt. „Ich liebte einen Russen“ 1998) wenden sich in ihren Romanen dem Verhältnis von Esten und Juden, Esten und Russen zu und brechen damit ganz bewußt die Tabus, die eine Ideologie, die von einem fiktiven, „übernationalen Sowjetmenschen“ ausging, über Jahrzehnte hinweg aufgerichtet hatte.

Emil Tode, 1962 geboren, gehört – wie Hasso Krull, Ülo Mattheus oder Peeter Sauter – einer jüngeren Altersgruppe in der estnischen Literatur an, die sich in einem produktiven Spannungsverhältnis zu den Autoren der mittleren und älteren Generation bewegt. Für sie ist die Überschreitung der Grenzen, die Bekanntschaft mit dem Alltag und der Kultur anderer europäischer und außereuropäischer Länder inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden. Tode verlegt die Handlung seines Romans nach Paris, Strasbourg und Amsterdam und läßt seinen Helden in der fremden Umgebung selbst zum Fremden werden. Die westeuropäischen Metropolen werden aus dem Blickwinkel eines ungewöhnlichen und namenlosen jungen Mannes betrachtet, der sich konsequent als „Osteuropäer“ bezeichnet. Bemerkenswert ist, daß der Autor auf die eher traditionelle, zu Zeiten der Aufklärung weit verbreitete Form des Briefromans zurückgreift. Der Roman besteht aus 44 an Angelo adressierten Briefen, eigentlich Brieffragmenten und wird von einem Gedicht abgeschlossen. Das Genre des Briefromans erlaubt es Tode, sehr frei mit den Zeitebenen umzugehen: Sein Briefschreiber kann die Gegenwartssituation schildern, zurückliegende Ereignisse beschreiben und damit aktualisieren. Und mit „der aktualisierten Vergangenheit wird gleichzeitig eine noch offen stehende Zukunft intentional entworfen, auf welche sich das Interesse des Lesers – und damit die Spannung – konzentriert“.⁵ So erweckt die frühe Ankündigung eines Verbrechens – über dessen Motive, Hintergründe und Opfer zunächst nichts bekannt ist – beim Rezipienten Beunruhigung und Neugier. Durch die fragmentarisierte Form wird aber nicht nur der schnelle und problemlose Wechsel der Zeitebenen möglich, auch die räumlichen Bezugspunkte in den Reflexionen des Helden sind weit gesteckt, sie reichen von Virginia (der Heimat Angelos) bis nach Sibirien, dem Verbannungsort seiner Großmutter, die Schauplätze der Handlung wechseln häufig zwischen dem namenlosen kleinen Land im Osten und

⁵ M. Moravetz, Formen der Rezeptionslenkung im Briefroman des 18. Jahrhunderts. Tübingen 1990, S. 27.

Paris und Amsterdam. Gleichzeitig entwirft der Briefschreiber seine Traum-Landschaften – wie einen grasbewachsenen, menschenleeren Meeresstrand.

Neben die Fiktionsebene des Briefschreibers stellt Emil Tode eine zweite: die des „Herausgebers“.⁶ In diesem Falle handelt es sich um die geheimnisvolle Person, die eine Diskette der Hand eines in der Seine treibenden Toten und somit dem Vergessen entreißt. Dieser Unbekannte dient gewissermaßen als ein Medium, das die Nachrichten an den ursprünglichen Adressaten – Angelo – weiterleitet. Die merkwürdigen Umstände, unter denen die Briefe aufgefunden werden, wecken Zweifel am Wahrheitsgehalt der Aussagen des Helden. Bereits der erste Brief an Angelo enthält eine Warnung: „Du stammst aus der anderen Hälfte der Welt und verstehst nichts von dem, was ich dir erzählen werde: ich kann also lügen und frei erfinden nach Herzenslust“. Die Ironie und Doppeldeutigkeit in den Aufzeichnungen des Fremden ist nicht zu übersehen. Ebenso ironisch spielt der Autor mit einem Motiv, das sich in der Literatur seit den Zeiten der großen Eroberungen, der Entdeckung fremder Welten entwickelt hat und sich bis in die unmittelbare Gegenwart nachweisen läßt – das Motiv des „edlen Wilden“. Es wird aus der Konfrontation zweier Gesellschaften auf unterschiedlichem religiösen, technologischen und kulturellen Niveau geboren. Die literarische Figur des „edlen Wilden“ hat die Aufgabe, der äußerlich höher entwickelten Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, indem sie zur Projektionsfläche für diejenigen Eigenschaften wird, die aufgrund von Reichtum und Wohlleben verloren zu gehen scheinen. Vor allem in der Literatur der Aufklärung dient der „ungläubige Fremde“ als ein nachahmenswertes Beispiel für Unschuld und Reinheit angesichts eines drohenden Verfalls der Sitten. So entlarvt J.R.M. Lenz im „Neuen Menoza“ die Libertinage der Adelsgesellschaft, indem er ihr mit seinem Prinzen aus exotischen Fernen ein wahres Muster an Edelmut, Ehre und Treue gegenüberstellt.

Tode erreicht die ironische Brechung, indem er zunächst den *point of view* völlig umkehrt. Nicht aus der Sicht des überlegenen „Kulturmenschen“ wird erzählt. Der Ich-Erzähler kommt mit einem Übersetzer-Stipendium aus bescheidensten, ärmlichen Verhältnissen, aus einem Ort, weit abgelegen von der Mitte Europas, in die glitzernden Metropolen, die Zentren von Kultur, Handel und Verkehr und beschreibt seine Eindrücke und Beobachtungen. Der Reisende überwindet zunächst einmal eine geographische Distanz – aus dem fernen Nordosten, wo die „Sonne ein rarer Diamant ist“ (S. 12), kommt er in eine Umgebung, in der „so viel Reinheit

⁶ Vgl. ebenda, S. 33.

und Reichtum angehäuft ist, alle erdenklichen Gaben der Sonne“ (S. 10) vor ihm ausgebreitet werden. Seine Heimat scheint dabei in immer größere Fernen zu rücken. Todes Held stammt aus einer Welt, in der „Schönheit spärlich gesät ist“, nur noch weit entfernt von den Menschen, in der tiefsten Natur zu existieren scheint. Die Sünden der Zivilisation, Verschwendung, Vergeudung und Konsumrausch erfüllen ihn mit Faszination, gepaart mit Ekel. Er ahnt, daß dieser Reichtum nur geliehen ist, daß er nicht ewigen Bestand haben kann. Die Gegenstände aus der Glitzerwelt der Schaufenster verwandeln sich, sobald man sie besitzt: „wenn ich damit nach Hause komme, ist es nichts als Ramsch, wie heimlich verbraucht.“ (S. 98) Der Briefeschreiber beobachtet die Gefahren der Beschleunigung des Lebens, die den Menschen – die nur noch in klimatisierten Räumen leben können – ihre Wärme, Fleisch und Blut zu nehmen scheint, so daß sie in seinen Augen zu seelenlosen Phantomen werden.

Todes Held ist Außenseiter in doppelter Hinsicht: zum einen durch seine Herkunft, zum anderen durch seine Homosexualität. Diese Position läßt ihn seine Umgebung mit gesteigerter Sensibilität wahrnehmen. Der „Fremde“ spürt, daß die „Westeuropäer“ in ihm etwas suchen, was sie selbst schon verloren haben, eine Authentizität, die aus Armut und Entbehrungen, dem Erdulden der politischen Repressionen, dem Eingesperrtsein in ein Land, dessen Grenzzäune undurchdringlich waren, herühren soll. Der Geliebte, Franz, versucht, ihm „die schockierenden Ansichten über die Freiheit, über Foucault und Derrida“ nahe zu bringen, von denen sonst eigentlich niemand mehr etwas hören will, „hier, wo all das schon zum alten Eisen geworfen ist“ (S. 41). Nachdem man ihn lange genug als einen Exoten betrachtet hat, beginnt der Besucher mit seinem Status als Osteuropäer, als Außenseiter zu kokettieren, das exotische Image zu kultivieren. Franz will gar nicht wissen, daß sein Schützling selbst ausreichend Foucault gelesen hat, erregend sind für den überaus gepflegten und kultivierten Universitätsprofessor die (selbstverständlich erlogenen) Schilderungen über fehlende Wasserleitungen und Kanalisation in dessen ferner Heimat: „Ich wurde in seinen Augen zu einem stinkenden Wilden, den er im Dschungel eingefangen und gezähmt hatte.“ (S. 127) Doch indem der Held sich selbst zum Opfer stilisiert, die grotesken und grausamen Erlebnisse in seiner Heimat hypertrophiert, hat er seine „Unschuld“ längst verloren, wird zum Spieler und betrachtet sich schließlich selbst als eine Art Prostituierten.

Tode legt die literarischen Figuren Franz und seinen osteuropäischen Freund nicht als Antagonisten an, vielmehr sind sie in Form einer eigentümlichen Symbiose verbunden. Keine dieser beiden Gestalten ist der anderen moralisch überlegen, auffällig ist hingegen ihre Ambivalenz. Der

„aufgeklärte“, zwischen Paris und Strasbourg pendelnde Intellektuelle Franz, der die Vorzüge der Freiheit preist, hat keine Skrupel, seinen jungen Freund in Abhängigkeit zu halten, genießt seine Macht und angebliche Überlegenheit. Seine freiheitlichen Ideale halten ihn auch nicht davon ab, von den Aktiengewinnen einer Firma zu profitieren, die Bombenflugzeuge produziert. Der Briefeschreiber, selbst hoch gebildet und von scharfem analytischen Verstand, sieht wohl „Schmerz, Not und Häßlichkeit, mit Gold und Edelsteinen kaum zu verdecken“ (S. 10), durchschaut die Absichten seines Geliebten. Doch obwohl er es erniedrigend findet, geliebt zu werden, läßt er sich von Franz aushalten und verfällt dabei immer mehr einem „osteuropäischen Selbsthaß“. Dieser Haß wird immer mehr auf Franz projiziert und mündet schließlich in Mord- und Zerstörungsphantasien: „Immer wenn ich in dieser Küche stand, empfand ich grenzenlose Ehrfurcht und zugleich Entsetzen vor dieser vollkommenen, klinisch sauberen Funktionalität. Voller Bewunderung strich ich über die Stahl- und Kachelflächen, an denen ich nicht den kleinsten Makel erkennen konnte, sog genießerisch den leichten Zitronenduft des Geschirrspülmittels ein und verspürte gleichzeitig den heftigen Wunsch, dies alles zu besudeln, zu entweihen, schon jetzt den Zerfall zu erleben, der unter der glänzenden Oberfläche auf der Lauer lag, zu sehen, wie sich die Wände mit schwarzen Rissen überziehen, aus dem Wasserhahn Schlamm und Blut spritzen, aus dem Mikrowellenherd beißender Rauch quillt. Das Geschirr in der Spülmaschine nur noch ein Scherbenhaufen und im Kühlschrank ein verwesender Menschenkopf.“ (S. 10) Neben diesen schockierenden, zerstörerischen Vorstellungen, mit denen der Briefeschreiber auf seine Umwelt reagiert, gibt es eine andere Tendenz: den wachsenden Zweifel daran, ob die Welt und die Menschen in ihr tatsächlich existieren, wobei interessanterweise zwischen der „Ostwelt“ und der „Westwelt“ hier keinerlei Unterschied besteht. Die Heimat des Osteuropäers wird oft nur durch Andeutungen beschrieben und bleibt merkwürdig schemenhaft. Sie wirkt auf seltsame Weise entrückt, als würde dort ein anderes Raum-Zeit-Kontinuum herrschen, häufig spricht der Ich-Erzähler von seinem „Land aus dem vorigen Jahrhundert“. Auch die merkwürdigen Schilderungen über Sitten und Gebräuche der Gewohner – die sich in ihrer Todesstunde mit letzter Kraft in den Wald schleppen, um auf dem Waldboden zu sterben – verstärken den Eindruck von einer versunkenen Welt, in der das „Gespensterhafte nackt zu Tage liegt, unverhüllt vom sinnlichen Lärm abendlicher Alleen, vom honigfarbenen Licht der Caféterrassen und von den feuchtdunklen Blicken, welche hier die Phantome auf dem Boulevard einander zuwerfen.“ (S. 15) Es ist auch nicht sicher, ob Franz, der zu den Klimaanlagen-abhängigen Luftwesens gehört,

zu den „Plastefischen im irrealen Sirup der Macht“ (S. 50), überhaupt als menschliches Wesen existiert. Und für den Briefeschreiber selbst scheint eine Sicherheit über die eigene Identität nur durch das Vorhandensein der Briefe zu bestehen. Es hat den Eindruck, als sei Todes Held aus seiner Welt, in die es keine Rückkehr mehr gibt, abgereist, ohne in der neuen Welt angekommen zu sein. Stärker als die anarchistische Sehnsucht, die Oper in die Luft zu sprengen, ist bei dem Besucher der Wunsch, daß sich die Ware in den Kaufhäusern, die Kunstgegenstände in den Museen und die Menschenmassen schmerzlos in Luft auflösen.

Diese Auflösungsvisionen sind ein Symptom für das Verschwinden von Gewißeheiten. Die Neuordnung Europas am Ende des Jahrtausends zwingt die Bewohner der einstmals geteilten Welt dazu, ihren Platz in der Geschichte neu zu definieren. Die einfachen Vorstellungen, wonach die „Osteuropäer“ zwar arm, aber geistig und moralisch überlegen und immer Opfer, die „Westeuropäer“ reich, aber dekadent und immer auf der Siegerseite seien, greifen nach Ansicht Emil Todes zu kurz. Der Autor sieht eine wesentliche Ursache für die gestörte Kommunikation zwischen den Bewohnern der ehemals feindlichen Hemisphären auch in den falschen Vorstellungen, die sich in den Jahren der erzwungenen Trennung voneinander entwickelt und manifestiert haben: „The border did not separate opposing worlds, but the existence of the border merely allowed people to think that ‚everything is different‘ on the other side.“⁷ Tode macht in seinem Roman deutlich, wie stark die in Jahrzehnten entstandenen Vorurteile weiterwirken und wie zerstörerisch ihre Macht sein kann. Die Suche nach der verlorenen Identität hat – so scheint es – bei Todes zentralem Helden eine Art „Borderline-Syndrom“ ausgelöst, das mit einer Aufspaltung in mehrere Identitäten einhergeht. Diese Aufteilung ermöglicht es dem Protagonisten, seine Wünsche und Phantasien auszuleben, die Sehnsucht nach der Verschmelzung mit dem menschenleeren Grasland, wie die zerstörerischen Impulse.

Der Autor verknüpft das Schicksal von Franz untrennbar mit dem des „Osteuropäers“ – der Tod des einen hat zwangsläufig den Untergang des anderen zur Folge. Doch auch zu Angelo, an den alle Briefe gerichtet sind, besteht ein merkwürdiges Doppelgänger-Verhältnis. Der „Herausgeber“, der die Aufzeichnungen findet und deren Absender nicht kennt, gibt ihm in Gedanken den Namen „Angelo“ und verwirrt das Spiel mit den Identitäten noch mehr durch den Hinweis darauf, daß Engel beider-

⁷ T. Önnepalu/E. Tode, *The Lizard and its Tail*. Vortrag auf dem Symposium: *Shaking Hands and Making Conflicts a Symptom on the Role of Culture in a New World Order*. Färgfabriken Stockholm 23.–26. April 1998.

lei Geschlechts sein können. So werden Empfänger und Absender der Briefe zu einer Person, steht eine Synthese am Ende der Verwicklungen. Für Tode ist „jeder Mensch eine ganze Welt ... mit seinem Osten und seinem Westen, mit seinem Konsumrausch und seiner Freiheitssehnsucht, mit seiner Engbrüstigkeit und seinen Weiten.“⁸

Ganz ans Ende seines Romans stellt Emil Tode ein Gedicht, in dem sich die Sehnsucht des lyrischen Ich nach dem Leben in einer grenzenlosen, sinnlich erleb- und wahrnehmbaren Welt artikuliert. Die einfache Schönheit der Küstenlandschaft in der Bretagne mit ihren duftenden Feldern wirkt wie der Gegenentwurf zu all den düsteren, von Phantomen und Gespenstern der Vergangenheit besetzten Erinnerungsorten, auch wenn die Zeit für ein solches, anderes Leben vielleicht noch nicht reif ist.

⁸ T. Önnepalu: Piiritügis, ükskõik kus (Im Grenzland, einerlei wo), in: Eesti Ekspress vom 28. März 1997 – (dt. Übersetzung von Mati Sirkel).

Der zweite Versuch, die lettische Lyrik zu folklorisieren: Jānis Medenis' volkstümliche Strophen und die Erforschung der *daina*-Metrik in der 30er Jahren des 20. Jahrhunderts

von Stephan Kessler

Der erste Versuch, die lettische Lyrik zu folklorisieren, trägt den Namen einer europaweiten Bewegung: der Romantik. Mit der Wende zum 19. Jahrhundert entdeckten die Dichter die Volkskunst – d.h. sie „entdeckten“ das, was sie für Volkskunst hielten, weil es ihnen das Wesen des Volkes zu zeigen schien. Man kann dies besser mit ‚Volkstümliches‘ bezeichnen. Die Entdeckung der Volkskunst als Kunst mit eigenen ästhetischen Regeln geschah natürlich nicht unvermittelt, sondern auf der Basis der Vorstellungen und Leistungen der Epoche der Aufklärung.

Das Volk – das waren nicht die etablierte bürgerliche oder adelige Kultur. Denn die Motivation, sich dem Volk und ‚seiner‘ Kunst zuzuwenden, lag in der Suche nach einer neuen Natürlichkeit und Einfachheit begründet. Gezielt wollte man die alten, jetzt als überfeinert und artifiziell aufgefaßten Umgangs- und Lebensformen der oberen Schichten korrigieren. Das Volk hingegen galt als Quell von lebendiger Einfachheit und menschlicher Natürlichkeit, und von der Volkskunst glaubte man, sie sei ein Korrektiv für die Sprache und Formgebung der Schönen Literatur.¹ Was man dem Personenkreis des ‚einfachen Volks‘ zu entnehmen glaubte, um die ‚eigene‘ Kunst zu korrigieren und damit ja zu verbessern, das waren bestimmte, bereits nach Wesensmerkmalen und eigenen Vorstellungen kategorisierte Elemente von Volkskunst. Indem sie in den Bereich der ‚eigenen‘ literarischen Kultur kopiert wurden (Folklorisierung der Kunst), entriß man sie ihren ursprünglichen Zusammenhängen. Der Prozeß der Folklorisierung war also einerseits ein Adaptions-, Abstraktions- und Transformationsvorgang von Volkskunst, andererseits der Prozeß einer europaweiten kulturellen Regionalisierung, Pluralisierung und Autonomisierung. Denn die Volkskunst war bestimmt durch die konkreten Gegebenheiten und Traditionen vor Ort, d.h. durch ihren Platz in einem begrenzten Lebensraum.

¹ Friedrich Scholz, Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung. Opladen 1990, S. 160 ff. Scholz führt ein anschauliches Beispiel an, das aus der lettischen Geistesgeschichte stammt.

Am Ende dieses Prozesses steht literarisch – und das gilt auch heute noch – die Nationalliteratur.² Ihr sind alle Dichter verpflichtet; sie zeigt die typischen literarischen Eigenheiten der Nation; sie wird als ‚eigene‘ Literaturgeschichte beschrieben; sie macht *Nation* und *nationale Identität* denkbar und läßt nationale Identifikationsobjekte entstehen; und sie entwickelt und strukturiert produktionsseitig das Dynamik freisetzende Verhältnis zwischen einer gesamteuropäischen literarischen Tradition und regionalen, ‚eigenen‘ Möglichkeiten sowie rezeptionsseitig das Neugier freisetzende Verhältnis zwischen einem ‚Eigenen‘, das einen im Prinzip immer *etwas* verstehen läßt, und einem ‚Fremden‘, das einen zunächst nichts verstehen läßt und das sich dann aber bei genauerer Betrachtung als gar nicht *so* fremd erweist.

Wie aber nun Nationalliteratur auszusehen hat, das wurde dem Prinzip nach schon von den jeweiligen Urvätern dieses literarischen Prozesses festgelegt. Noch ganz im Geist der Kunstperiode galt ihr Augenmerk insbesondere der Lyrik, die als Dichtung *par excellence* aufgefaßt wurde. Hier adaptierten sie eine alte Gattung, das „Lied“, das sie als „Volkslied“ interpretierten, weil sie glaubten, die von ihnen geschaffenen Lieder seien von gleicher ‚natürlicher Art‘ wie die der Volkskunst und daß sie das gleiche Wesen zum Ausdruck bringen würden wie die Lieder der Volkskunst. Gleichwohl waren ihre Gedichte keineswegs Volkskunst, sondern Kunstprodukte. Sie brachten nicht das Wesen des Volkes zum Ausdruck, sondern das, was die Dichter dafür hielten, und natürlich das, was sie selbst darstellten und darstellen wollten.

Verglichen mit dem übrigen Europa, setzte die skizzierte Entwicklung in Lettland spät ein, was aufgrund der politischen und sozialen Situation sowie aufgrund der nur kleinen rezeptions- und produktionsfähigen Leser- und Autorenschaft nicht verwundern kann. Die Dichtergenerationen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Līventāls, Ruģēns, Dinsbergis, Leitāns, Alunāns, Zvaigznīte, Pumpurs, Auseklis, Mālbergis, Barons, Brīvzemnieks) stehen ganz im Einfluß der Romantik und realisierten in verschiedener Weise Volkstümliches in ihren Kunstliedern. Aber erst die Dichtergeneration der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts (Esenbergis, Treimanis-

² Die Literaturgeschichte von Teodors Zeiferts z. B. (*Latviešu rakstniecības vēsture* [Geschichte der lettischen Literatur], Rīga 1993 [Nachdr.]), die ursprünglich 1922 erschien und die Medenis sicherlich kannte, behandelt die Literatur des 19. Jahrhunderts unter der Überschrift „Das dritte Zeitalter: Das lettische nationale Schrifttum“ (S. 245).

Zvārgulis, Saulietis, Poruks, Aspazija, Rainis) fand wirklich den Anschluß an die aktuelle europäische Literaturentwicklung.³

Der zweite Versuch, die lettische Lyrik zu folklorisieren, trägt den Namen *eines* Mannes: Jānis Medenis.

Medenis teilt das schwierige Schicksal seiner Generation.⁴ Medenis wird 1903 in Lejasješkas (Gem. Prauliena) geboren. Nach dem Besuch verschiedener Schulen ist er zunächst Soldat und nimmt aktiv an den Befreiungskämpfen um Lettland teil. Nach der Gründung der Republik Lettland beginnt er wiederholt zu studieren: zuerst 1922 Baltische Philologie an der Lettischen Universität Rīga und 1930 ebendort Jura. Von 1927 bis 1937 ist er Sekretär des „Latviešu konversācijas vārdnīca“ („Lettischen Konversationslexikon“). 1926 erscheint Medenis' erster Gedichtband, der den Titel „Torņi pamalē“ („Die Türme am Horizont“) trägt. Dieser Band wird 1937 unter dem Titel „Mūžīga diena“ („Ein ewiger Tag“) wiederaufgelegt, jetzt um weitere erste Gedichte ergänzt. 1933 folgt die Gedichtsammlung „Tecilā“ („Der Schleifstein“). 1936 erscheint die Sammlung „Varenība“ („Die Macht“), für die Medenis 1937 eine Auszeichnung des Lettischen Kulturfonds und den Anna Brigadere-Preis erhält. Nachdem er als Neusiedler in seinen eigenen Hof, Medeņi (Gem. Saikava), zieht und damit auf dem Land lebt, das er als ehemaliger Freiheitskämpfer vom Staat geschenkt bekommen hat, beginnt er mit der Arbeit an dem Gedichtband „Teiksmu raksti“ („Legendenschriften“). Aber die Rote Armee marschiert in Lettland ein (15.–17. Juni 1940), Medeņi wird requiriert und die dichterische Arbeit unterbrochen. Medenis ist meldepflichtig, darf aber zwei russische Romane übersetzen.⁵ Während der deutschen Besetzung 1941–1944 vollendet Medenis zunächst den Band „Legendenschriften“, der 1942 erscheint. In verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht er danach neue Gedichte, die er 1944 für einen weiteren Gedichtband zusammenstellt. Es kommt jedoch nicht mehr zur Veröf-

³ Die letzten beiden Absätze sind aus Scholz, *Literaturen* (wie Anm. 1), Kapitel 8.2 (insbes. S. 239ff.) und S. 262f., paraphrasiert. – Vgl. auch Andrejs Johansons, *Latviešu literatūra no viduslaikiem līdz 1940. gadam* (Lettische Literatur vom Mittelalter bis zum Jahr 1940). Stockholm 1953, S. 90ff.

⁴ Die folgende Darstellung faßt die „Vorworte“ zu [Jānis Medenis:] *Jaņa Medeņa raksti* (Werke von Jānis Medenis). 4 Bde., Holland/Michigan (USA) 1985–1988, die Medenis' Brüder geschrieben haben, Vilis Eihvalds' Artikel in: *Latviešu rakstniecība biogrāfijās* (Die lettische Literatur in Biographien), hrsg. v. Viktors Hausmanis. Rīga 1992, S. 217, und die ausführlichere Darstellung von Jānis Rudzītis, in: *Latviešu literatūras vēstures* (Geschichte der Literatur Lettlands), hrsg. v. Ludis Bērziņš (u. a.). 6 Bde., Rīga 1935–1937, hier Bd. 6 (1937), S. 451–462, zusammen.

⁵ An dem Tag, an dem er sich für die Übersetzung beim Verlag in Rīga seinen Lohn abholt, versucht der sowjetische Geheimdienst, Medenis zu Hause zu verhaften – vergeblich. Man schreibt den 14. und 15. Juni 1941.

fentlichung des Manuskripts – Medenis flieht vor der näherkommenden Front. Seine Flucht endet zunächst in Tērande (Gem. Zira), wo er bis 1945 an einer Schule arbeitet. Die Gedichte des Manuskripts wurden deshalb später unter dem Titel „Tērandes roze“ („Rose von Tērande“) herausgegeben. Nach der Kapitulation der „Festung Kurland“ nimmt man ihn 1946 fest und verurteilt ihn zu zehn Jahren Arbeitslager. Zunächst bringt man ihn in das KZ Bolderāja bei Rīga. Hier entsteht die Gedichtsammlung „Daugavgrīvas vainags“ („Der Kranz von Daugavgrīva“). Medenis' Frau darf ihn jede Woche für eine halbe Stunde am Stacheldrahtzaun treffen. So kann sie schließlich „Der Kranz von Daugavgrīva“ mitnehmen. Im Juni 1948 wird Medenis nach Noril'sk (Sibirien) verlegt. Fünf Jahre verbringt er dort unter schwierigsten allgemeinen und gesundheitlichen Bedingungen im Arbeitslager. Dennoch entsteht zwischen 1949 und 1953 ein Gedichtzyklus: „Noriļskas vainags“ („Der Kranz von Noril'sk“). Nachdem er schwerkrank nach 1953 zu den residenzpflichtigen Freigelassenen Sibiriens zählt, hat er einen ‚lyrischen Anfall‘. Darüber schreibt er: „Das hat mich viele Mühen und Nerven gekostet. Aber ich hege den Gedanken, daß es mein allerbestes Buch werden würde! (...) Putnu ceļš (Der Weg der Vögel). Von den Blumen und der Liebe. (...) In Wahrheit halte ich mich ordentlich dran und will nur noch diese Arbeit beenden, als ob sie mein Schwanengesang wäre.“ So erschafft er zwischen März und Oktober 1955 fünf weitere Zyklen mit insgesamt über 80 Gedichten.⁶ Im November 1955 wird er amnestiert und kehrt nach Rīga zurück. Ebenfalls in Lettland entstehen weitere Gedichte und eine Sammlung von Balladen und Poemen betitelt „Ugunis naktī“ („Die Feuer in der Nacht“). Sie sind noch nicht veröffentlicht.⁷ Medenis übersetzt außerdem Werke von Dostoevskij, Lermontov, Kuprin und anderen russischen Autoren. 1958 wird er Mitglied des lettischen Schriftstellerverbandes. Medenis stirbt 1961 in Murjāņi (bei Sigulda).

Medenis' Dichtung besitzt eine große Formtreue. Darüber hinaus folgen seine Gedichte zum Teil der sog. Medenis-Strophe. Diese ist kein einheitliches Gebilde, sondern ein Konglomerat von verschiedenen, wieder-

⁶ Die Zyklen von „Putnu ceļš“ und der Zyklus „Noriļskas vainags“ bilden Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 4; „Tērandes roze“ und „Daugavgrīvas vainags“ Bd. 3; „Varenība“ und „Teiksmu raksti“ Bd. 2; „Mūžīga diena“ und „Tēcala“ Bd. 1. – Die Gedichte der Sammlung „Tērandes roze“ wurden a.a.O. erstmalig vollständig herausgegeben. Der Titel stammt aus dem von Jānis Rudzītis 1952 herausgegebenen Auswahlband (J.M., Miķelnīcas. Dzejoļu izlase [Die Miķelnīcas. Gedichtauswahl]. Vāsterās).

⁷ Es war geplant, aus ihnen den Band 5 von Medenis, Raksti (wie Anm. 4), zu machen.

kehrenden Vers- und Strophenformen.⁸ Man hat argumentiert, diese festen Formen seien typisch lettisch, weil sie aus denjenigen Versfüßen bestünden, die auch im lettischen Volkslied zu finden seien, nämlich aus Trochäen und Daktylen. Wenn die lettischen Volkslieder zu 96 % aus Trochäen und nur zu 4 % aus Daktylen bestehen, Medenis aber viel mehr Daktylen als Trochäen benutzt, so wird das als eine Art Revolution innerhalb der von ihm angestrebten Lettisierung („latviskošana“) der Lyrik interpretiert. Eine zweite Revolution finde statt, wenn Medenis zugleich die Verslängen verändern würde: Das lettische Volkslied kennt nur maximal vier Hebungen; Medenis benutzt aber überaus oft sechs Hebungen. In diesem Sinne sei Medenis nicht einfach zurück zu den alten Volksliedformen gegangen, sondern habe auf der Basis der alten neue, aber ‚typisch lettische‘ neue Formen schaffen wollen, die den neuen Umständen (seiner Zeit) angemessener gewesen seien. Er habe sich gegen das Internationale der Kunst wenden wollen und hier zu dem, „was vielleicht manchmal etwas abgenutzt und mißlich ist und was sich dennoch dem lettischen Volk als sehr nah und notwendig erweist“. Das entschuldige auch, daß sich Medenis' Gedichte unnatürlich anhören könnten, so unnatürlich eben, wie es die lettischen Volkslieder für heutige Ohren seien.⁹

⁸ Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 199. – Im folgenden Text wird Jānis Bičolis, *Medeņa metri* (Medenis' Metren), in: Ebenda, S. 348-354, sowie S. 253, wiedergegeben. Bičolis' Ansichten sind eine modernisierte Variante von Jānis Rudzītis' Beurteilungen. – Rudzītis hat sich mehrmals zu Medenis geäußert und Medenis' nationalistisches Werk verteidigt. Zuerst verfaßte Rudzītis einen Beitrag für die erste große lettische Literaturgeschichte von 1935 ff. In diesem Beitrag hat Rudzītis erstmalig festgestellt, daß Medenis eine Enklitisierung durchführt und daß er Längen und Kürzen eines aus der Antike adaptierten Verses nach bestimmten Regeln und in Abhängigkeit vom Ton ersetzt (S. 461). Außerdem erschienen von Rudzītis: *Jāņa Medeņa Varenība – Jaunā laikmeta dzeja* (Medenis' „Macht“ – ein Gedicht des neuen Zeitalters), in: *Daugava* 2 (1937); J.M. Nachwort zu Medenis, *Miķelnīcas... Vāsterās* 1952; *Jāņa Medeņa pēdējais cēliens* (Jānis Medenis' letzter Gang), in: *Ceļa zīmes* 40 (1961). Alle drei Artikel sind auch abgedruckt in: J. Rudzītis, *Starp provinci un Eiropu* (Zwischen Provinz und Europa). Stockholm 1971, S. 75 ff., 60 ff. u. 209 ff. – Auch Jānis Kadilis (*Liela dzejnieka piemiņai. Skats Jāņa Medeņa dzīvē un dzejā* [Zum Gedenken an einen großen Dichter. Ein kurzer Blick auf Jānis Medenis' Leben und Dichtung]), in: *Medenis, Raksti* [wie Anm. 4], Bd. 1, S. 276-319) lobt das Nationale an Medenis.

⁹ Die Idee vom bisweilen ‚unnatürlichen Klang‘ der *dainas* geht auf Bērziņš' Metrik-Artikel von 1932 und seine Vorstellungen von der Grundform einer lettischen *daina* zurück. Bičolis war Mitarbeiter an der von Bērziņš herausgegebenen Literaturgeschichte von 1935 ff. und kannte also Bērziņš' Vorstellungen. Bērziņš hatte z. B. zum *daina*-Vers „Tur mūžiņu nodzīvos“ (x̄ x̄ x̄ x̄ | x̄ x̄ x̄) geschrieben: „mūžiņu“, mit dem Akzent auf der Mittelsilbe, scheint unser Gehör zu beleidigen: in der Gegenwartssprache erweist sich solch ein Wort als ganz unmöglich.“ Ludis Bērziņš, *Latviešu tautas dziesmu metrika* (Die Metrik der lettischen Volkslieder), in: J. Endzelīns, R. Klaustiņš, *Latvju tautas dainas. Illūstrēts izdevums ar variantiem un zinātniskiem apcerējumiem* (Die lettischen Volksdāinas. Illustrierte Ausgabe mit Varianten und wissenschaftlichen Aufsätzen). 12 Bde., Rīga 1928–1932, hier Bd. 10

Tatsächlich ahmte Medenis mit Hilfe verschiedener Verfahren, die er aus den Volksliedern nahm, deren Eigenheiten gekonnt nach.

Medenis' Vers- und Strophenformen lassen sich in fünf Gruppen gliedern. Die letzte Gruppe – um mit dieser zu beginnen – basiert auf dem antiken Hexametersvers.¹⁰ In dieser fünften Formgruppe, die ich in Anlehnung an die Antike *Medeneum quintum* (Med. 5, Var. a-b) nennen möchte, wechseln je ein Hexameter mit einem zweiten, kürzeren Vers ab; die Verse sind reimlos, die Gedichte astrophisch und von unterschiedlicher, aber relativ großer Länge. Der jeweils zweite Vers besteht im Med. 5b aus sechs Trochäen, im Med. 5a aus vier Trochäen. Das Med. 5 ist deshalb zur Gänze antikisierend.¹¹

Die Strophe des *Medeneum quartum* (Med. 4) besteht aus drei Versen, von denen die ersten beiden gereimt sind. Der erste Vers hat die Form: $\acute{x} \tilde{x} x \acute{x} x x \acute{x} x \acute{x} x \acute{x} x \grave{x} x \grave{x} x$. Die zweite Silbe trägt eine charakteristische, aber nicht immer realisierte Länge sowie oft schwebende Betonung (z. B. „Lej glāzi pirmaju ...“). Auf die letzten beiden Trochäen entfällt immer ein viersilbiges Wort (sog. Brücke); die letzte Hebung ist deshalb immer eine Nebenhebung.¹² Der zweite Vers hat eine ähnliche Form: $\acute{x} \tilde{x} x \acute{x} x x \acute{x} x \acute{x} x \acute{x} x \grave{x} x \grave{x} x$. Die letzte Hebung *kann* eine Nebenhebung innerhalb einer viersilbigen Brücke (Punktierung) sein; sie ist es oft aber nicht. Die ersten beiden Silben tragen oft eine schwebende Betonung, eine charakteristische Länge und ein Phänomen, das den Ton in eigentlich unerlaubter Weise auf die erste Silbe zieht, weil diese eine senkungsfordernde ist (z. B. „No putām zeltainas ...“).¹³ Der dritt- und viertletzte Trochäus (Unterstreichung) können durch einen Daktylus ersetzt werden. Der dritte Vers des Med. 4 besteht aus fünf Silben, die ohne Rück-

(1932), S. 11-42, Zitat S. 21. – Man hat außerdem zugegeben, daß Medenis' lange Versformen für die lettische Folklore untypisch seien (sie seien „schwer zu überschauen und auswendig zu lernen“) und daß sie auch für Dichter zu kompliziert und ‚unhandlich‘ seien, so daß sich bis jetzt kein Dichter ermutigt sah, die Medenis-Strophe zu kopieren. Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 350.

¹⁰ In Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 199, werden die Vers- und Strophenformen mit *metrs* (*Metrum*) bezeichnet. Man hat 10 Medenis-*Metren* gefunden. Der Hexameter ist als Nummer 6 aufgeführt. Nummer 7 entspricht der Form von Horaz' Epode 12. Warum diese Art der Zählung? Beide Formschemata sind doch nicht Medenis' Erfindung!

¹¹ Wenn in den beiden Medenea 5 nicht Trochäen, sondern eine entsprechende Anzahl von Jamben stünden, würden das Med. 5b der Form von Horaz' Epode 16 und das Med. 5a der Form von Horaz' Epoden 14 und 15 vollkommen entsprechen.

¹² Das Phänomen der Nebenhebung kann auch in den Endtrochäen anderer Formgruppen gestaltbildend auftreten (Lizenzen). Nur im ersten Vers des Med. 4 ist es aber formbildend gebraucht (Restriktion).

¹³ Die letzten beiden Beispiele aus: Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 148.

sicht auf Silbenquantitäten folgende *clausula* bilden: $\acute{x} x x \parallel \acute{x} \grave{x}$.¹⁴ Aufgrund dieser knappen Schlußwendung entfällt auf den Trochäus der Klausel bis auf ganz wenige Ausnahmen jeweils ein zweisilbiges Wort. Die Strophengestalt erinnert an antike Odenstrophen, etwa an das *Asclepiadeum alterum* oder das *Sapphicum primum*, wenn diese auch jeweils vier Verse umfassen. Das Med. 4 ist deshalb antikisierend.

Die Formgruppe des *Medeneum tertium* (Med. 3, Var. a+b) besteht jeweils aus vier Versen. Im Med. 3b sind die Verse in Paarreimen angeordnet; Med. 3a ist hingegen reimlos. Beide Strophenformen spielen mit der Silbenzahl je Vers, sind aber syllabotonisch. Im Med. 3b stehen drei trochäische Verse mit den Silbenanzahlen 12/12/8 einem vierten, daktylischen Vers mit elf Silben gegenüber. Im Med. 3a ist die Abfolge der Silbenanzahlen 12/8/11/6-8. Hier ist der elfsilbige Vers wieder daktylisch, die anderen sind trochäisch. Der zweite und vierte Vers haben zudem eine Dihärese: $\acute{x} x \acute{x} x \parallel \acute{x} x \acute{x} x$, die die Periode in zwei Kola gliedert. Im zweiten Kolon (Unterstreichung) des zweiten Verses trägt die letzte Hebung oft einen Nebenton ($\acute{x} x \grave{x} x$ oder $\acute{x} x \grave{x} x$). Im vierten Vers können ein Kolon oder auch beide Kola folgendermaßen aussehen: $\acute{x} x \grave{x} \grave{x}$. Die Kürzung des Verses und die Bildung der Nebenhebung erfolgen dabei nach bestimmten Regeln. Wenn für das Med. 3a+b einschränkend gesagt werden muß, daß das syllabotonische Gestaltungsprinzip in nationaler Hinsicht unspezifisch ist (die syllabotonische Dichtung findet sich in ganz Europa, wenn auch nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise), so bringen der jeweils zweite und vierte Vers des Med. 3a durch die Dihärese, die Trochäen, die Nebenhebungen und (nur im vierten Vers) die Kürzungsregeln eine gewisse ‚typisch lettische‘ Volkstümlichkeit in diese Strophenform ein.

Im *Medeneum alterum* (Med. 2, Var. a+b) kommt es auf die Anordnung von Versen an, die entweder aus vier Trochäen (‚T‘) oder aus vier Daktylen (‚D‘), von denen der letzte katalektisch ist, bestehen.¹⁵ Während das Med. 2b neun Verse mit DTDTDTTD umfaßt, besteht das Med. 2a aus fünf Versen mit DDTTD. Im Med. 2 treten keine Reime auf. Beide Kompositionen des Med. 2 scheinen Medenis’ eigene Erfindungen zu sein; ein Vorbild für Med. 2b findet sich vielleicht in Puškins Onegin-Strophe. Vier Hebungen je Vers zu gebrauchen ist volksliedhaft, wenn auch die im Vergleich zum Volkslied längeren Strophen diesem Eindruck zugleich widersprechen.

¹⁴ Dieser Vers hieß in der Antike *Adoneus* (– ∪ ∪ – –, ohne Dihärese) und bildet den jeweils vierten Vers einer sapphischen Odenstrophe. Der Adoneus ist bei Medenis syllabotonisch adaptiert.

¹⁵ In den daktylischen Versen tritt wieder die eigentlich unerlaubte Tonverschiebung – die lettisch sog. „enkliže“ („Enklitisierung“) – auf.

Das *Medeneum primum* (Med. 1) besteht aus vier Versen mit 12/6-8/12/6-8 Silben. Die Verse sind trochäisch und ungereimt. Der zweite und vierte Vers des Med. 1 sind den Formen des zweiten und vierten Verses des Med. 3a ähnlich. Nach dem zweiten Trochäus steht jeweils eine Dihärese, die die Periode in zwei Kola gliedert. Die jeweils letzte Hebung der Kola kann eine Nebenhebung sein. Ein Kolon oder beide Kola können unter bestimmten Bedingungen um eine Silbe gekürzt sein. Durch diese Elemente, durch ihre noch zu bestimmenden Regeln und durch den konsequenten Gebrauch des Trochäus in allen Versen ist das Med. 1 am lettisch-volkstümlichsten von allen Medenis-Formen.

Die Medenis-Strophen treten nicht in allen Gedichtsammlungen und nicht in gleichem Umfang auf. Die Gedichte, die nach 1947 entstanden, bestehen hauptsächlich aus fünfhebigen, alternierenden, unbetont einsetzenden (jambischen¹⁶), gereimten Versen mit abwechselnd weiblichem und männlichem Ende. Diese Versform stammt aus dem Italienischen und heißt dort *endecasillabo*. Medenis kombiniert den Endecasillabo zu wenigen Strophenformen, die ebenfalls italienische Wurzeln haben: zu petrarkischen Sonetten,¹⁶ zu einer Form des petrarkischen Sonetts, die durch einen Extravers, den er *Koda* nennt,¹⁷ erweitert ist,¹⁸ zu einer daraus gebildeten, gekürzten Sonettform,¹⁹ zu Stanzen²⁰ und liedartigen Strophen.²¹ Mit 115 von 191 Gedichten macht das Sonett den überwiegenden

¹⁶ Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 3, S. 143 u. 223; Bd. 4, S. 11.

¹⁷ Vgl. den Zyklus „Soneti ar kodu“ („Sonette mit Koda“), in: Ebenda, Bd. 2, S. 263 ff.

¹⁸ Ebend, Bd. 3, S. 145 u. 190; Bd. 4, S. 30 u. 99. – Diese Strophenform (Petrarca-Sonett + Extravers) besteht oft auch aus Alexandrinern, die vor der Zäsur (Vorwärtsposition¹⁸) nach der Nh-Regel 2 (s. unten) gestaltet sind: x x x x x x x | x x x x x x (x), wobei x x x x als x x x – oder x – u realisiert ist (Bd. 3, S. 192, 194, 196, 210, 213, 217 u. 231; Bd. 4, S. 31-34 u. 37). – Den Alexandriner in der ‚klassischen‘ petrarkischen Sonettform (also ohne Extravers) haben Bd. 3, S. 216; Bd. 4, S. 15, 17 f. u. 35.

¹⁹ Die Sonettsonderform besteht aus einem Quartett und zwei Terzetten. Der letzte Vers des zweiten Terzettes ist als Koda abgetrennt. Das Quartett hat Kreuzreim, während die Terzette die Reimstellung cdc dd c haben. Vgl. ebenda, Bd. 3, S. 144, 159-176, 182, 185-198, 191, 193, 195, 197-209, 211 f., 214 f., 218-222, 233-239; Bd. 4, S. 14, 16, 22-26, 29, 47, 63, 102 f.

²⁰ Die Stanze setzt sich im Italienischen aus acht Endecasillabi mit den Reimen abab-abcc zusammen und ist dort die bevorzugte Form des Epos. Medenis variiert die traditionelle Form. Vgl. ebenda, Bd. 4, S. 86, 91 ff., 109, 114 f., 120-137.

²¹ Fünfhebige, ‚Jamben‘: Ebenda, Bd. 3, S. 156 f., 181, 183, 226, 227 f. (nur weibliche Reime), 229 f., 232; Bd. 4, S. 12, 43, 61 f. (Trochäen²¹), 83 f., 90 (*Rondeau redoublé*), 110 (Trochäen²¹), 112. – Die deutschen romantischen Lieder sind tonal (Füllungs-freiheit!), vierhebige, mit Auftakt, Kreuzreim und abwechselnd klingender und stumpfer Kadenz. Eine Liedstrophe umfaßt vier Verse. Solche Lieder gibt es in Medenis' Spätwerk auch: Bd. 3, S. 146 ff. u. 177 ff.; Bd. 4, S. 21 (*Rondel*), 39 f., 76 f. (Med. 2a-Variante?), 78 f. (Trochäen²¹), 85 (*Rondel*) u. 88 f. Allerdings sind sie syllabotonisch adaptiert, d.h. es sind neun-/achtsilbige, alternierende, gereimte Verse, die als Reflex auf den Auftakt der Vorbilder unbetont einsetzen (Jamben²¹). Sehr gekonnt gestaltet Medenis dabei zusätzlich oft die Kadenzen der Vorbilder in Längen-

Teil des Spätwerks des Dichters aus. Der Zyklus „Ziemeļu elēģijas“ („Elegien des Nordens“) ist in Elegischen Distycha geschrieben.²² Außerdem gibt es einige andere Vers- und Strophenformen.²³ Medenis' Spätwerk ist syllabotonisch mit deutlicher Betonung der syllabischen Traditionsmerkmale. Etwa 140 Gedichte haben fünf oder mehr Hebungen je Vers – damit überwiegen die ‚heroisch-epischen‘ Versmaße deutlich gegenüber den ‚volkstümlichen‘ mit vier oder weniger Hebungen je Vers. ‚Jamben‘ überwiegen bei weitem – und damit das für die lettische Volksdichtung gerade untypische Metrum.

Mit dem Vorzug des Sonetts vor anderen Formen schließt Medenis an sein Frühwerk an. Petrarkische Sonette²⁴ und sonettähnliche Gedichte²⁵ machen hier einen großen Teil aus. Während sich in „Ein ewiger Tag“ noch relativ viele Gedichte in der klassischen Liedstrophe der Romantiker finden,²⁶ gibt es dagegen in „Der Schleifstein“ viele Gedichte, deren Formen nicht in die Hauptschemata passen,²⁷ und es finden sich bereits einige Gedichtformen, die als Varianten der späteren Medenea gelten können.²⁸ Medenis arbeitete also bereits vor 1933 an seinen Medenea, jedoch nach 1927.²⁹ Typisch für die Sammlung „Der Schleifstein“ ist der

verhältnisse nach der Nh-Regel um, und zwar an urspr. stumpfer Kadenzposition bildet er $\underline{x} \underline{x} \underline{x}$, als $\underline{x} \underline{x} \underline{\quad}$ realisiert, und an klingender $\underline{x} \underline{x}$, als $\underline{\quad} \underline{\quad}$ realisiert: *Skan Angelus un smaržu vēdas / Rīts sijā zemes dūmakā. / Viņš viens, un viņam vienas bēdas: / Un ja tu būtu mīlākā?* (Bd. 3, S. 152, Z. 1 ff.).

²² Vgl. ebenda, Bd. 4, S. 145-169; ein gleiches in. Bd. 3, S. 139.

²³ Ebenda, Bd. 3, S. 224 u. 67, 225 u. 128 (Alexandriner, sehr kunstvoll gilt die Nh-Regel auch zusätzlich am Ende eines jeden Verses); Bd. 4, S. 13 u. 16, 36 (Madrigalverse), 38, 41 u. 72, 70 (Asklepiadeus?), 80, 94f. u. 96f., 96 (Villanesca?), 104f. (Hexameter), 106ff. 111 u. 116 (Alexandriner), 118 (Med. 4-Variante?). Viele dieser Gedichte könnten wieder unter die Gruppen der vier- und fünfhebigen Gedichte subsumiert werden.

²⁴ Fünfhebige, gereimte, ‚jambische‘ Sonette aus zwei Quartetten und zwei Terzetten: Ebenda, Bd. 1, S. 19-26, 30ff., 42-46, 49-53, 67, 68, 85, 92, 135-136, 137 (erstmalig mit Koda), 137 u. 233. – Dieselbe Form, bloß aus Alexandrinern gemäß der Restriktion der Vorzäsurposition: S. 34, 35, 100ff., 106, 141, 193f., 194, 203f., 206 (Restriktion erstmals auch am Versende), 209, 234ff., 240, 245 u. 254-258.

²⁵ Drei Terzette + Koda: Ebenda, Bd. 1, S. 36 u. 109-122.

²⁶ Vierhebige, abwechselnd weibliche und männliche Reimfolge, vier Verse je Strophe: Ebenda, Bd. 1, ‚trochäisch‘: S. 58, 71, 82 u. 84; ‚jambisch‘: S. 83, 89ff. u. 140.

²⁷ Ebenda, Bd. 1, S. 27, 38 u. 80f., 38, 56f., 94. Nach Vorbildern aus den Romania: S. 154f., 171ff., 189ff., 195f., 206f., 214f., 237f., 243f., 273f. Aus vier Daktylen: S. 231 u. 261. Daneben gibt es noch weitere Gedichte mit ‚ganz‘ freien Formen.

²⁸ Ebenda, Bd. 1, S. 96 (Med. 2a), 156ff. (Med. 3a), 200ff. (Med. 2b), 212ff. (Med. 2a; sehr sapphisch), 251 (Med. 3b; zugleich *Alcaicum*) u. 260 (Med. 3a).

²⁹ Vgl. die Datierungen zu den Gedichten ebenda, Bd. 1, S. 50 u. 96f. – Im Teil III der Sammlung „Der Schleifstein“ werden die E- und Nh-Regel deutlich konsequenter angewendet, wenn auch vorher schon einzelne Gedichte, vor allem die aus Alexandrinern, die Regeln durchgängig konsequent gebrauchen.

Alexandriner³⁰ sowie für beide Sammlungen ein ‚jambischer‘, fünfhebiger, also heroisch-epischer Vers.³¹

Unter den Gedichten aus der Zeit der deutschen Besetzung Lettlands im Zweiten Weltkrieg sind nur noch vereinzelt Medenis-Strophen anzutreffen.³² Offensichtlich fand in dieser politischen Umbruchzeit auch eine formale Neuorientierung Medenis' statt. Medenis setzt nicht seine ‚lettisierenden‘ Entwicklungen der 30er Jahre fort, sondern benutzt jetzt stark volkstümliche Vers- und Strophenformen, die sich an den Gestaltungen der deutschen Romantiker orientieren.³³ Gleichstark bestimmt ist Medenis' Dichtung in „Rose von Tērande“ durch den Bezug zu klassizistischen Formen und zu klassizistischer Formstrenge:³⁴ Im zweiten Teil der Sammlung gewinnt das Sonett in den aus dem Spätwerk bekannten Spielarten die Oberhand.³⁵ Alle Gedichte sind syllabotonisch; fast alle sind gereimt.

³⁰ Meistens mit restringierter Vorzäsurposition: Ebenda, Bd. 1, S. 59, 69, 70, 75-79, 93 (Epigramm), 98, 103, 123, 145 ff., 148, 160, 178 f., 180 ff., 187 f., 197 ff., 205, 217 f., 219 ff., 241 f., 263 f. (ungereimt) u. 265. Es gibt noch einige weitere Gedichte in klassizistischen Formen: S. 138 u. 139, 224 ff., 232 u. 248 f.

³¹ Mit vier gereimten Versen je Strophe bei abwechselnd männlichem und weiblichem Reim: Ebenda, Bd. 1, S. 29, 33, 41, 47, 48, 54 (Mittelteil), 60-63, 72 f. (‚Trochäen‘), 74, 86 (*Rondeau*), 87, 88, 95, 99, 104, 105, 210 (‚Trochäen‘), 252 (variiert) u. 259.

³² Und zwar hauptsächlich das artifizielle Med. 3b: Ebenda, Bd. 3, S. 14 ff., 19, 37, 39, 107 u. 135. Die übrigen Medenea: (Med. 1) S. 80, (Med. 2) 18, 71, (Med. 5) 49 ff. – Einige Gedichte können als Med. 1-Varianten gelten: S. 13, 41 ff. u. 91.

³³ Vierhebige, ‚jambische‘ Verse: Ebenda, Bd. 3, S. 26, 115, 117, 120, 134; vierhebige, ‚trochäische‘: S. 28, 85; vierhebige, daktylische (mit Endkatalexe; in der Antike als Vers des Alkman bekannt), eine Versform, die Medenis oft zu balladen-, kanzenen- oder stanzenartigen Strophen kombiniert: S. 23, 25, 29 ff., 31 f., 33, 35, 47, 56 ff. (mit Untertitel ‚Versus heroicus latavicus‘), 86-89. – Mixturen: a) dreimal drei Trochäen plus im dritten Vers vier Trochäen, mit quantifizierenden Klauseln: S. 36, 93, 96; b) dreimal drei Daktylen plus im dritten Vers vier Daktylen, jeweils katelektisch: S. 21, 22, 76 ff., 95; c) jeweils ein erster Vers vierhebiger daktylischer oder trochäischer plus ein zweiter Vers aus zwei Adoneen: S. 46, 48; d) jeweils ein erster Vers aus vier und ein zweiter Vers aus drei ‚Jamben‘ (adaptierte Volksliedstrophe): S. 119; e) sonstige: S. 84. – Im Gebrauch des Daktylus und in der Vierversigkeit der Strophen könnte ein Bezug zu den daktylischen lettischen *dainas* gesehen werden. Diese haben jedoch nur zwei Hebungen je Vers bei vier ungereimten Versen je Strophe, während Medenis' Gedichte vier Hebungen je Vers bei vier gereimten Versen je Strophe oder als Mixturen drei Verse mit drei plus ein Vers mit vier Hebungen, stets gereimt, haben. Das kann nur als weitere syllabotonische Adaption des romantischen Liedes aufgefaßt werden.

³⁴ Alexandriner: Ebenda, Bd. 3, S. 20, 38; Hexameter: S. 24, 34, 75, 101; vor der Zäsur gekürzter Asklepiadeus: S. 40; aus Versen, bestehend aus zwei Adoneen: S. 45; fünf ‚Jamben‘, vier gereimte Verse je Strophe: S. 90, 105, 106; desgleichen, bloß ‚trochäisch‘: S. 110, 121.

³⁵ Sonette aus Alexandrinern mit restringierter Vorzäsurposition: Ebenda, Bd. 3, S. 10 ff. (das Sonett S. 10 heißt „Horātiju lasot“ [„Horaz lesend“]), 127, 132; desgleichen mit Koda: S. 92, 97-100, 102, 108, 109, 112, 113, 116, 122-126, 128-131, 133; fünfhebige, ‚jambische‘, petrarkische Sonette mit Koda: S. 17, 103, sowie S. 111 u. 114 variiert.

Medenis' Dichtung als Versuch einer formalen Folklorisierung oder Lettisierung zu betrachten stützt sich damit vor allem auf seine zweifach prämierte Gedichtsammlung „Die Macht“ von 1936 und auf die Sammlung „Sagenschrift“ von 1942. Es sind aber nur 58 von den 141 Gedichten beider Sammlungen überhaupt Medenea.³⁶ Die hauptsächlich gebrauchte Formgruppe ist das Med. 2.³⁷ Ihr folgen das Med. 3³⁸ und das Med. 5.³⁹ In „Die Macht“ treten erstmalig die im Spätwerk so überaus häufig gebrauchten „Sonette mit Koda“ als Zyklus von elf Gedichten aus Alexandrinern auf.⁴⁰ Eine ganze Reihe von Gedichten beruht zudem auf weiteren antiken Versformen.⁴¹ Selten kommt das Med. 4 vor.⁴² Damit überwiegen formal antikisierende Gedichte. Formal volkstümlich sind nur die Gedichte der Formgruppen Med. 1 und 3a sowie ansatzweise das Med. 2. Sie unterliegen quantitativ aber den formal antikisierenden Gedichten bei weitem. Gerade das sehr volkstümliche Med. 1 ist kaum vertreten.⁴³ Dadurch ist die postulierte *Lettisierung* der Lyrik formal problematisch.

In den volkstümlich erscheinenden Medenea (und z.T. in den anderen volkstümlichen Strophenformen) sind es nicht so sehr die gebrauchten Metren und Verslängen, die die Gedichte volkstümlich werden lassen, sondern vielmehr die Tatsache, daß Medenis seine im Grunde syllaboto-

³⁶ Es gibt relativ viele Gedichte, die eine Mixtur aus dreimal drei- und einem vierhebigen Vers sind. Bauprinzip wie Anm. 33, Mixtur a: Ebenda, Bd. 2, S. 56f., 61f., 203-226ff., 231; Mixtur b: S. 137, 344, 346. – Vier Verse des Alkman pro Strophe: S. 53f., 78ff., 84ff., 151ff., 155ff. u. 181ff. (jeweils nur Mittelteile), 163, 188f., 193, 288ff., 307ff., 338f. Daneben benutzt Medenis noch einige andere Vers- und Strophenformen.

³⁷ Ebenda, Bd. 2, S. 67f., 72f., 135, 140, 146f., 165f., 167ff. (nur der Mittelteil), 172ff. u. 177ff. (jeweils um einen trochäischen Vers gekürzt), 237-240f., 253, 260f., 279ff., 327, 334, 335, 340, 345. Die Gedichte S. 18 u. 19 sind zudem Med. 2a-Varianten.

³⁸ Ebenda, Bd. 2, S. 48, 51f., 76f., 139, 141, 143, 170, 242, 246-250, 332.

³⁹ Ebenda, Bd. 2, S. 50, 94ff., 102ff., 105ff., 114ff., 118ff., 121f. (betitelt „Metrica Pythambica“), 128-133, 136, 236. Wenn man wegen ihrer großen Ähnlichkeit zu den Med. 5a+b diejenigen Gedichte beider Sammlungen hinzuzählt, die nach dem Formschema von Horaz' Epode 12 gebaut sind (S. 58ff., 63ff., 69ff., 92f., 125, 127, 134, 138, 175f., 232, 336), dann ist diese Formgruppe die meistvertretere.

⁴⁰ Ebenda, Bd. 2, S. 263-275; weitere: S. 337, 341, 342. Die Alexandriner haben die restringierte Vorzäsurposition.

⁴¹ Die antiken Vers- und Strophenformen, die quantifizierend sind, sind bei Medenis syllabotonisch adaptiert. Elegische Distycha: Ebenda, Bd. 2, S. 7ff., 24f., 33f., 195f.; Hexameter: S. 37-42ff. (E-Regel), 74f., 126, 234f., 244f., 300f., 305f., 319, 323f., 328f.; nach Horaz' Epode 16: S. 16f.; nach Horaz' Epoden 14 u. 15: S. 91, 97ff., 100f., 109ff.

⁴² Ebenda, Bd. 2, S. 55, 148, 233, 330f. (mit Variation der Strophenform), 343.

⁴³ Ebenda, Bd. 2, S. 155ff. u. 181ff. (jeweils nur äußere Teile), 190ff., sowie ohne die charakteristischen Klauseln: S. 254ff., 257ff. u. 269ff.

nische Dichtung um bestimmte formale Aspekte⁴⁴ erweiterte, die den Eindruck des Volkstümlichen in besonderer Weise erwecken. Bestimmte Verfahren kommen hauptsächlich in den ‚trochäischen‘ und z.T. in den ‚jambischen‘, achtsilbigen Versen zur Anwendung. Erst zusammen mit ihnen eröffnen diese Verse die Möglichkeit, sie mit den Versen eines lettischen Volkslieds zu assoziieren. Es können für sie zwei Regeln aufgestellt werden: eine Nebenhebungs- und eine Kürzungsregel.

Die *Nebenhebungsregel* (Nh-Regel) besagt, daß Nebenhebungen möglich sind, wenn der Nebenton (1.) auf eine Länge oder (2.) auf eine Kürze, der eine Länge vorausgeht, fällt. „Kürzen“ sind kurze Vokale, „Längen“ sind lange Vokale, vokalische Diphthonge sowie Diphthonge aus kurzem Vokal und den Liquiden bzw. Nasalen *l*, *m*, *n* und *r*.⁴⁵ Beispiele zur Nh-Regel 1: (a) *Vēji, siena ārdītāju* – $\acute{x} \ x \ \acute{x} \ x \ \acute{x} \ x \ \grave{x} \ x$; (b) *Novīstošu zālu smaržu!*; (c) *Lai tā koši sazaļoja*; (d) *Lija rītu, pusdienlaiku, novakari*; (e) *Vācu mīta Kurzemīte, Dievzemīte, / Krievu šausta bārenīte Latgalzeme*; (f) *Ej pa durvi, zemlecīte, augstlecīte, /.../ Paņem līdzi savus bērņus, aizgājējus*. Aufs Ganze gesehen kommen nebetontragende Liquid- und Nasaldiphthonge wie in den Beispielen d und e wenig vor. Ein guter Teil von ihnen ist das Deminutivsuffix *-iņ-*: (g) *Par tēvu gādnieku, par bāleliņu* – $\acute{x} \ x \ x \ \acute{x} \ x \ x \ \acute{x} \ x \ \grave{x} \ \grave{x} \ x$; (h) *No pašas Naujenes līdz Ķekaviņai*; (i) *Ausekļa līgavu ī Kaibalīnu*. Beispiele zu Nh-Regel 2: (j) *Arāji, kaprāli, visi nolī sanākuši, / Ap dzirnu akmeni pulciņā sasēduši*; (k) *Vai šī diena satumsusi*. Hier erscheinen zudem solche Fälle mit nebetontragendem Liquid- und Nasaldiphthong wie (l) *Līgaviņu vedējini* oder (m) *Melnu riju kūlējini*, die unter die Nh-Regel 1 fallen, auch als regelhaft nach der Nh-Regel 2.

Die *Kürzungsregel* (K-Regel) ermöglicht es, eine metrische Einheit aus zwei Trochäen (i. d. R. als eine Brücke realisiert) um eine Silbe zu kürzen, wenn zugleich mit der Kürzung (1.) die Nh-Regel 1 oder (2.) die Nh-Regel 2 angewendet werden. Beispiele: (n) *Platajā azotē* – $\acute{x} \ x \ \grave{x} \ | \ \acute{x} \ x \ \grave{x}$; (o) *Deviņām atslēgām*; (p) *Lai redz sauli atnākam!*; (q) *Upēm vākus vaļā spēr!* Wenn die Nh- und K-Regel in bestimmten, wiederkehrenden Positionen angewendet werden, entstehen charakteristische *Klauseln*. Bei Medenis sind durch sie insbesondere der jeweils zweite und vierte Vers des Med. 1 und 3a sowie die Vorzäsurposition des Alexandriners ausgezeich-

⁴⁴ *Formale Aspekte*: Ihre Anwendung sind Verfahren, bestehend aus benennbaren Elementen, deren Gebrauch durch Regeln (Restriktionen oder Lizenzen) beschrieben werden kann.

⁴⁵ Medenis hat dabei nicht beachtet, ob diejenigen Längen ‚seiner Wörter‘, die aus Liquid- und Nasaldiphthongen bestehen, sprachhistorisch wirklich auf silbenbildende Liquida oder Nasale zurückgehen. Eine diachrone Sprachbetrachtung war beim Dichten natürlich nicht seine Absicht.

net. Entsprechend der Regeln werden in den Klauseln realisiert: $\acute{x} \ x \ \grave{x} \ x$ als $x \ x - \cup$ oder $x - \cup \cup$ und $\acute{x} \ x \ \acute{x}$ als $x \ x -$ oder $x - \cup$.

Allein daktylische Verse betrifft die *Enklitisierung* (E-Regel). Sie ermöglicht es, über eine Wortgrenze hinweg den Ton auf eine Silbe vorzuziehen, die eine senkungsfordernde ist, oder sie ermöglicht den Verlust des Tones einer hebungsfordernden Silbe, wenn dieser bereits jenseits der Wortgrenze eine hebungsfordernde vorausgeht.⁴⁶ Die E-Regel vor allem bewirkt, daß Medenis' Gedichte „bisweilen unnatürlich“ (Bičolis) klingen. Beispiele: (r) *No viņa likuma pār mežu ieloku dienvidā saulē*; (s) *Brīkš, notrūkest groži no sijas, pār ...*; (t) *Aiz loga kupena līdz jumta malai. / Pa taku izraktu iet vecā māmula ar nešiem plecose*; (u) *Caur agru mijkrēsli viz pretī sērmūkša kārsuši čemi*.⁴⁷

Die drei Regeln, die Medenis in seiner Dichtung anwendet, entsprechen dem Bild, das die Forschung seiner Zeit von den metrischen Verhältnissen gezeichnet hat, die die lettischen Volkslieder bestimmen. Die Erforschung der *dainas* begann nicht in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, aber sie erhielt dort neue Impulse,⁴⁸ die eine intensivere Forschungstätigkeit in Bewegung brachten, als es sie vorher gegeben hatte oder auch hätte geben können. Diese Forschungstätigkeit mündete in den 30er Jahren in eine wissenschaftliche Diskussion ein, die der interessierten Öffentlichkeit erste Ergebnisse präsentieren konnte.

⁴⁶ Damit stellt die Enklitisierung eine erweiterte Lizenz (daktylische Verse betreffend) dar als das (für regelmäßig alternierende Verse) übliche Verfahren, senkungsfordernde Silben eines Wortes als hebungsfähige zu verwenden. Zweck des üblichen Verfahrens ist es, Wörter in den alternierenden Vers einbauen zu können, bei denen auf die hebungsfordernde Silbe mehr als eine senkungsfordernde Silbe folgt. Das übliche Verfahren benutzt Medenis restringiert durch die Bedingungen der Nh- und K-Regel. Nur wenige Beispiele lassen sich für das übliche Verfahren ohne zusätzliche Restriktion finden: „Lai sadega bēdu doma – sliņķu sieva“ (ebenda, Bd. 2, S. 191, Z. 11); „Cik ilgi iedzērsi: mācas melni padebeši, / Kaitina Pērkone pamalē krustaneši“ (S. 148, Z. 22f.). Die Enklitisierung stellt auch eine weitere Lizenz dar als die Schwebende Betonung. Schwebende Betonung liegt vor, wenn eine hebungsfähige und im Textzusammenhang inhaltlich bedeutende Silbe an einer Stelle steht, an der das metrische Schema eine Senkung fordert. Zweck der Schwebenden Betonung ist die Emphase. Sie ist ein Ausbruch aus dem metrischen Schema, der durch den Sinn, durch die Wortfolge, deren normalsprachliche Betonung und durch deren Verhältnis zum Metrum gesteuert ist. Schwebende Betonung benutzt Medenis auch. Beispiel: *Braucu, braucu garu nakti, dziļu tumsu, – / Vai bij gaisma satumsusi? Vai bij saule – balta kaza – nomirusi, / Vai bij vilki apēdusi?* (S. 148, Z. 1-4)

⁴⁷ Für die Beispiele zu den Regeln: Ebenda, Bd. 2, (a) S. 133, Z. 18; (b) S. 133, Z. 20; (c) S. 170, Z. 2; (d) S. 48, Z. 2; (e) S. 49, Z. 5f.; (f) S. 187, Z. 1 u. 3; (g) S. 156, Z. 5; (h) S. 156, Z. 18; (i) S. 157, Z. 18; (j) S. 148, Z. 1f.; (k) S. 144, Z. 23; (l) S. 181, Z. 16; (m) S. 181, S. 14; (n) S. 187, Z. 4; (o.) S. 187, Z. 10, (p) S. 191, Z. 12; (1) S. 191, Z. 16; (r) S. 50, Z. 3, (s) S. 120, Z. 11; (t) S. 125, Z. 2f.; (u) S. 136, Z. 15.

⁴⁸ Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), Kap. 6.2.; O. Ambainis, Latviešu folkloristikas vēsture. Pamatvirzieni un fakti (Geschichte der lettischen Volkskunde. Grundrichtungen und Fakten). Rīga 1989, S. 67ff.

Eine erste umfassende Sammlung von lettischen Volksliedern (die Grundlage zu ihrer *systematischen* Erforschung überhaupt) erschien, herausgegeben von Krišjāns Barons, zwischen 1894 und 1915. Barons hatte ganz bestimmte Vorstellungen von den *dainas*, nach denen er seine Sammlung strukturierte und die Auswahl von *Grundliedern* aus *Varianten* vornahm.⁴⁹ Die Baronssche Ausgabe erschien zum zweiten Mal 1922 in Rīga. Inzwischen hatte sich die politische Landkarte verändert: Die Ausgabe von 1922 eröffnete jedem, sich der Thematik ‚*dainas*‘ unter freien Bedingungen zuzuwenden. Es begann eine Art Revision der Forschung, die sich gegen die Artikel und Ansichten, die im 19. Jahrhundert über die *dainas* geäußert worden waren,⁵⁰ richtete. Dennoch stellte sich diese Forschung nicht prinzipiell gegen die Sichtweisen der ‚romantischen‘ Forscher – wohl allein schon aus Traditionsgründen nicht. Motor der ‚Neuerforschung‘ der *dainas* waren die Wissenschaftler der Zeit: Endzelīns, Šmits, Švābe, Bērziņš, Straubergs – um nur die bekanntesten zu nennen. Ludis Bērziņš vor allem machte sich mit Kritik an den bisherigen Methoden und an der mangelnden formalen Erforschung der *dainas* einen Namen.⁵¹ Er selbst widmete seine Arbeiten ebendieser formalen Seite, da er überzeugt war, daß man das Volkslied nur nach seiner Komposition und Form richtig bewerten könne.⁵²

Doch die Wirkung der neuen Forschung wurde erst in den 30er Jahren sichtbar.⁵³ Zwischen 1928 und 1932 erschien eine revidierte Neuausgabe der *dainas*.⁵⁴ In den Makrostrukturen wurde hier die Arbeit Barons' fortgesetzt. Doch es gibt auch wichtige Unterschiede – und Kritik an ihnen:

⁴⁹ Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), S. 164 ff. Diese Problematik wird von Scholz ausführlich behandelt.

⁵⁰ Ansichten über die *dainas*, die zuerst sentimental-aufklärerisch, dann romantisch geprägt waren; vgl. ebenda, S. 158-163 sowie S. 166 zu Barons' romantischer Prägung.

⁵¹ Ambainis, Folkloristikas vēsture (wie Anm. 48), S. 79 f. – Ludis (= Ludvigs) Ernests Bērziņš (1870–1965) war ursprünglich Theologe, ein Umstand, der, wie noch zu sehen sein wird, seine Arbeiten zur *daina*-Metrik deutlich beeinflußt hat. Ab 1891 studierte Bērziņš Theologie in Tartu, wurde Pfarrer in Smiltene, arbeitete nach 1898 als Oberlehrer für Deutsch und als Pfarrer der lettischen Gemeinde in Kiev und leitete nach 1904 als Pfarrer und Direktor verschiedene höhere Schulen in Lettland. Erst ab 1922 arbeitete er als Universitätslehrer in Rīga. 1933 verlieh man ihm einen Ehrendoktor; 1935 wurde er Professor. 1944 emigrierte Bērziņš nach Deutschland, von wo er 1950 in die USA übersiedelte.

⁵² Seine Ansichten stehen darin dem russischen Formalismus und hier vor allem Propps Werken nahe.

⁵³ Obwohl es auch einen älteren Aufsatz von Bērziņš gibt, der bereits der Metrik der *dainas* gewidmet ist. Vgl. L. Behrzin, Metrik des lettischen Volksliedes, in: Magazin der Lettisch-Literarischen Gesellschaft IXX, 4 (1896), S. 288-328.

⁵⁴ J. Endzelīns, R. Klauzīņš, Latvju tautas dainas. Illūstrēts izdevums ar variantiem un zinātniskiem apcerējumiem. 12 Bde., Rīga 1928–1932.

Alle abgedruckten *dainas* erhielten eine neue Numerierung – dadurch wird die Neuausgabe mit der Baronsschen faktisch unvergleichbar; ‚neue‘ *dainas* wurden erstmalig abgedruckt – es ist aber nicht zu erkennen, welche das sind; eine neue Terminologie gliedert die Bände in Kapitel und Unterkapitel – z.T. spiegelt sich in der Gesamtanordnung noch die Baronssche Ordnung, aber es gibt auch deutliche Unterschiede – die neue Klassifikation und Kapiteleinteilung folgt jetzt den wissenschaftlichen Spezialdisziplinen,⁵⁵ was der Materie der *dainas* selbst nicht angemessener als Barons’ ‚romantische‘ Ordnung ist;⁵⁶ die *Varianten* wurden in Kapitelanhänge verwiesen – dadurch werden bestimmte Lieder als ‚Varianten‘ marginalisiert – allein die *Grundlieder*, von denen man wie bei der Baronsschen Ausgabe nicht sagen kann, nach welchen Prinzipien sie ausgewählt wurden, zeigen das ‚Wesen‘ der *dainas*; am Ende eines jeden Bandes wird versucht, die Melodien der Lieder wiederzugeben – das ist lobenswert, wenn auch die klassische Notenschrift, mit der das versucht wird, für die Notation der *dainas*-Singstimmen unzureichend ist; es werden den Kapiteln, die die Lieder beinhalten, wissenschaftliche Aufsätze vorangestellt, die sich mit dem jeweiligen ‚Thema‘ der Lieder beschäftigen – das ist ebenfalls lobenswert, da sich die ‚Themen‘ der *dainas* oft nicht so ohne weiteres erschließen lassen; die Aufsätze sind illustriert; die gesamte Ausgabe folgt der modernen lettischen Rechtschreibung.

⁵⁵ Dieses Klassifizierungsprinzip war natürlich nötig, weil die wissenschaftlichen Aufsätze und das ihnen jeweils folgende Kapitel mit Liedern eine thematische Einheit bilden sollten. Die Baronssche Kapitelstruktur folgt nicht einer Ordnung, die den Wissenschaftsdisziplinen adäquat wäre, sondern dem Lauf des menschlichen Lebens (vgl. auch Scholz, Die Literaturen [wie Anm. 1], S. 165f.).

⁵⁶ In der Ausgabe von Endzelīns/Klaustiņš werden die Kapitel generell in weitere Unterkapitel und diese wiederum in Abteilungen unterteilt, während Barons dies nur da tat, wo es ihm nötig schien, d.h. auch nur da, wo seine speziellen Interessen lagen oder wo es seinem ‚romantischen‘ Blickwinkel oder Verständnis nach möglich war. So ist in Bd. 10 der Ausgabe von 1928ff. das Kapitel „Mītoloģiskās dziesmas“ feiner untergliedert und die Lieder sind damit in größerem Maße klassifiziert und für den Leser einem Vorverständnis unterworfen als das entsprechende Kapitel VII der Barons-Ausgabe. Quantitativ und konsekutiv ins Zentrum rücken im Kapitel „Mītoloģiskās dziesmas“ die Gottheiten aus Barons’ Kapitel VII, 4 (Saulē, Mēness, Auseklis, Dieva dēli, Saules meitas), während die Lieder zu den übrigen Gottheiten der Barons-Kapitel VII, 1-3 in Bd. 10 der Neuausgabe von 1928ff. ‚hintendran‘ und in geringerem Umfang präsentiert werden. Offensichtlich wurde in der Neuausgabe versucht, den heidnischen Gottheiten vor den, wie man glaubte, christlichen Gottheiten einen Vorrang zu gewähren. – Zu den Klassifikationsprinzipien vgl. Haralds Biezais, Die erste Sammlung der lettischen Volkslieder von Gustav Bergmann, in: Arv (Uppsala) 16 (1960), S. 13 ff. Zum Problem der heidnischen und christlichen Gottheiten sowie zur rekonstruierbaren Mythologie insgesamt vgl. ders., Die Hauptgöttinnen der alten Letten. Diss. Uppsala 1955; ders., Die Gottesgestalt der lettischen Volksreligion. Göteborg/Uppsala 1961; ders., Die himmlische Götterfamilie der alten Letten. Uppsala 1972; ders., Lichtgott der alten Letten. Stockholm 1976.

Bērziņš veröffentlichte in Band 10 der Neuausgabe von 1928 ff. eine ausführliche Betrachtung der Metrik der *dainas*.⁵⁷ Diese kritisierte Endzelīns in einem Artikel, und zwar eigentlich nur in wenigen Punkten, aber es ist deutlich zu bemerken, daß Endzelīns einen prinzipiell andersgearteten Blick auf die *dainas* wirft.⁵⁸ Sein Blick ist sprachwissenschaftlich-historisch und ausgesprochen diachron, während Bērziņš einen ahistorischen, synchronen Zugang vertritt, der von den *dainas* und ihrer Metrik eine Zustandsbeschreibung geben will. Bērziņš veröffentlichte später in der großen Literaturgeschichte von 1937, deren „Hauptredakteur“ er war, den Metrik-Artikel der *dainas*-Ausgabe in erweiterter Form.⁵⁹ Er griff darin aber Endzelīns' Kritik nicht direkt auf, sondern verteidigte seinen Blickwinkel indirekt dadurch, daß er in fünf einleitenden Kapiteln auf einige ‚prinzipielle‘ Fragen näher einging: *Die Bedeutung der Volkslieder im Leben des lettischen Volkes, ihre Geistesrichtungen, ihr Gott, ihr Humor und ihre dramatischen bzw. epischen Bereiche*. In den fünf Unterkapiteln wird deutlich, daß Bērziņš' formale Erfassung der *dainas* nicht allein deskriptiv-strukturell erfolgte, sondern aus bestimmten (romantischen) Vorstellungen heraus, in denen er Barons verpflichtet war, und daß er seine ahistorische, synchrone Betrachtungsweise durch die Bedeutung und Wichtigkeit rechtfertigte, die den *dainas* in den 30er Jahren als „geistiges Volksgut“ in Forschung und Öffentlichkeit entgegengebracht wurde.

Diese Diskussion konnte Medenis rezipieren. Medenis orientierte sich an Bērziņš' Metrik der *dainas*. Wenn er Endzelīns' Kritik wahrnahm, so wird ihm Bērziņš' erweiterte, zweite Fassung des Metrik-Artikels mit den Erläuterungen prinzipieller Fragen als gelungene Antwort gegolten haben. Außerdem war es Medenis als Dichter, also als Produzent, sicherlich um brauchbare, praktische Regeln zu tun, die er allein in Bērziņš' Aufsätzen finden konnte, während Endzelīns' Kritik zwar in Richtung auf Regel-

⁵⁷ Ludis Bērziņš, *Latviešu tautas dziesmu metrika* (Die Metrik der lettischen Volkslieder), in: Endzelīns/Klaustiņš, *Dainas* (wie Anm. 54), Bd. 10, 1932, S. 11-42.

⁵⁸ Jānis Endzelīns, *Piezīmes par mūsu tautasdziesmu formālo pusi* (Anmerkungen zur formalen Seite unserer Volkslieder), in: *Darbu izlase četros sējumos* (Werkauswahl in vier Bänden), hrsg. v. V. Dambe. Rīga 1980, Bd. III-2, S. 119-123. Erstmalig abgedruckt in: *Ceļi II* (1933), S. 13-17.

⁵⁹ Ludis Bērziņš, *Latviešu tautas dziesma* (d. i. Kap. 5.1), in: *Latviešu literātūras vēsture*, hrsg. v. dems. (u. a.). Rīga 1935-1937, hier Bd. 1, 1935, S. 133-323. In den Kapiteln 5.2 und 5.3 dieses Bandes werden über die Metrik und das Formale hinaus Fragen der Melodie und Musik sowie *Die Seele in der Weltanschauung der alten Letten* behandelt. Hier zeigt sich die ‚romantische‘ Vorgehensweise: Zur Klärung der formalen Probleme der *dainas* muß man ihr ‚Wesen‘ verstehen, das in Kap. 5.3 anhand der Seelenproblematik vorgeführt wird. – Zum gleichen methodischen Zweck machen im Kap. 5.1 die ersten fünf Unterkapitel (Bērziņš' Rechtfertigung gegen Endzelīns) Aussagen über das ‚Wesen‘ der Volkslieder anhand ihrer gegenwärtigen Bedeutung.

mäßigkeiten zeigte, aber kein Gesamtsystem vermittelte. Medenis war mit der metrischen Problematik der *dainas* mit Sicherheit auch durch sein Philologiestudium bekannt. Dazu kann Medenis von verschiedenen Seiten angeregt worden sein. Zahlreiche Romane versuchten eine pseudohistorische ‚große lettische Vergangenheit‘ wiederaufleben zu lassen – die ‚alten Götter‘ und ‚alten Mythen‘ waren romantisch verbrämt ihre Themen – oder beschäftigten sich in besonderer Weise mit dem Thema ‚Heimat‘. In ihnen sind die *dainas* immer wieder die Quelle lettischer Ursprünglichkeit. Die *dievtuņu kustība* (Götterhalter-Bewegung) entstand, die Medenis’ Werk prägte.⁶⁰ Vielleicht wurde hier auch über die ‚richtige Form‘ der *dainas* oder über aus ihnen abgeleitete ‚typisch lettische Strophen‘ diskutiert. Medenis hatte als Redakteur des Lexikons „Latviešu konversācijas vārdnīca“ sicherlich Gelegenheit, die *dainas*-Problematik weiterzuerfolgen. Die entscheidenden Anregungen, wie nun konkret die *dainas* gebaut sind, müssen für Medenis aber aus Bērziņš’ erstem Artikel gekommen sein.

Bērziņš übernahm die Barons’schen Vorstellungen von der Grundgestalt einer lettischen *daina*. Sie besteht danach aus einer Strophe zu vier ungerahmten Versen mit je vier Hebungen und einer Dihärese nach dem Schema: $\acute{x} x \acute{x} x \mid \acute{x} x \acute{x} x$. Nachweislich gab es auch längerversige Strophen sowie ‚Liederketten‘, also Lieder aus mehreren Strophen. Beide Formen zerlegte Barons für seine Ausgabe der *dainas* in ‚Grundgestalten‘. Dadurch ist die angenommene Grundgestalt durch nichts anderes gerechtfertigt als durch Barons’ Vorstellungen, die von den Formen der von den Romantikern gedichteten bzw. gesammelten ‚Volksliedern‘ geprägt waren.⁶¹ Offensichtlich weichen aber viele *dainas* von der behaupteten

⁶⁰ Mitbegründer einer Götterhaltergemeinde war ein Professor von Medenis, Jēkabs Lautenbachs (1847–1928).

⁶¹ Das (deutsche) romantische ‚Volkslied‘ geht strukturell auf das sog. alte Volkslied zurück und das wiederum auf so ‚volkstümliche‘ Lieder, wie sie das Nibelungenlied repräsentieren. In letzterem kann man sehen, wie die *dainas*-Verse auch angeordnet werden könnten. In der ‚heutigen‘ Kunstdichtung ist es nämlich üblich, den Vers aus nur einer Periode bestehen zu lassen. Das war aber in anderen Zeiten und insbesondere bei der Lieddichtung nicht üblich. So werden im Nibelungenvers zwei Perioden nebeneinandergeschrieben. Wenn die Nibelungenstrophe aus vier Versen besteht, dann aus acht Perioden – nach ‚heutigem‘ Usus also bestünde die Nibelungenstrophe aus acht Versen wie z. B. die Stanzas des altitalienischen Epos. Die ‚alte‘ Schreibweise in sog. Langversen ist durch den Umstand gerechtfertigt, daß nur jede zweite Periode eine stumpfe bzw. volle Kadenz hat (stumpf sind der erste bis dritte Langvers, voll hingegen ist der vierte Langvers), während jede erste Periode klingende Kadenz hat, so daß bei der Schreibung in Langversen die stumpfen bzw. vollen Kadenzen jeweils ans Ende einer Zeile treten. – Um eine strukturelle Verwandtschaft aufzuzeigen, könnte man die *dainas* ebenfalls in Langverse fassen: $\acute{x} x \acute{x} x \mid \acute{x} x \acute{x} x \parallel \acute{x} x \acute{x} x \mid \acute{x} x \acute{x} x$. Die Parallelen zu den An- und Abzeilen der Langzeilen (eines jeden vollen Verses) des Nibelungenlieds sind jetzt offensichtlich. Ein Grund,

Grundgestalt ab. In weiteren Schritten mußte Bērziņš also erklären, ob die ‚abweichenden‘ *dainas* nicht doch formtreu waren. Das schaffte er, indem er drei Regeln ‚fand‘ – sie entsprechen der oben erläuterten Nh-, K- und E-Regel.⁶² Entscheidend ist zu sehen, welche Funktion diesen Regeln in der Argumentation Bērziņš’ zukam: Sie sollten die behauptete Grundstruktur der *dainas* legitimieren. In seiner synchronen Sichtweise⁶³ befand

dainas in Langverse zu schreiben, könnte parallel zum Nibelungenlied darin gesehen werden, daß eine beliebige Form der *dainas* ist: *Dod, Dieviņ, linus labus, / Liniem labas pakulinas; / Dod, Dieviņ, viru labu, / Vinam labu padominu.* (Nr. 9492 bei Barons) Die beiden Perioden, die an ihrer Endposition eine Klausel nach der Nh-Regel besitzen (Punktierungen), würden in der Langversschreibweise ans Ende rücken – dorthin, wo im Nibelungenvers die Abzeilen mit stumpfen (also gekürzten) Kadenz stehen –, während die beiden Perioden, die an entsprechender Position keine Klausel besitzen (Unterstreichungen), die Position der Anzeilen mit den klingenden Kadenz einnehmen. – Bērziņš (in: Endzelīns/Klaustiņš, *Dainas* [wie Anm. 54], Bd. 10, S. 35) diskutiert eine ähnliche Umstellung für daktylische *dainas*.

⁶² Ebenda, S. 11-42. Im Hinblick auf Medenis’ Dichtung ist wichtig, daß Bērziņš die *daina*-Metrik zunächst überhaupt erst einmal als syllabotonisch charakterisiert (S. 19). Als *plus* gibt es für ihn dann noch gewisse ‚Längenregeln‘, die er auf den S. 15-18 ausgeführt hatte. Auch für gekürzte daktylische Versfüße stellte Bērziņš eine Regel auf (S. 17). Diese hat Medenis aber nicht beachtet; seine Daktylen sind immer dreisilbig. Die *Enklise* erläutert Bērziņš auf den S. 26-29, wobei er neben trochäischen Fällen wie *Nav Dieviņa* und *Sai saulē* auch daktylische Fälle wie *No sudrabiņa* und *ar kumeliņis* unter dieses Phänomen faßt. Er argumentiert so (S. 28): „Mit dieser Ansicht stimmt gut Dr. J. Endzelīns’ Gedicht überein (Lett. Gr. § 13), daß das finite Verb früher ohne Ton gewesen sein könne. Das Verb ist doch die Seele der Rede: wenn sogar das Verb unbetont war, dann können wir uns denken, in welchem breitem Umfang die Sprache früher die Enklise zuließ! So können wir sogar nicht nur einsilbige Wörter, sondern auch Wörter mit beliebiger Silbenzahl enklitisch verwenden; so muß man fragen, ob die enklitisch gebrauchten Wörter einen Hilfsakzent bekommen oder nicht.“ Es bekommen dann bei ihm einen Nebenakzent nach der Nh-Regel dreisilbige Wörter (S. 28f.). – Bērziņš formuliert jedoch weder eine Nh- noch eine K-Regel 2. Nebenhebungen können für Bērziņš nur auf langen Silben stehen; in dieser Meinung folgt ihm Jānis Rudzītis (*Tautas dziesmu metrika* [Die Metrik des Volksliedes], 1954, in: Ders., *Raksti. Vērtējumi un apceres par latviešu literatūru 1935–1970* [Schriften. Bewertungen und Betrachtungen zur lettischen Literatur]. Västerås 1977, S. 808ff., hier S. 813). Für Bērziņš und Rudzītis schließen Fälle wie *Neb es adu brālītīm* oder *Lūkojies nu, tautieti* (aus Nr. 7218 und 10214 bei Barons) den Vers mit einem Daktylus ab, nicht etwa mit der Folge $\underline{x} \ x \ \underline{x}$, realisiert nach K-Regel 2 (vgl. Rudzītis, *Metrika*, S. 818). Für den Abschluß eines Verses nach der K-Regel 2 hat Rudzītis deshalb Medenis kritisiert (Sappho strofa latviešu dzejā [Die Sappho-Strophe im lettischen Gedicht], S. 802ff., hier S. 806f.; erneuert in: Ders., *Starp provinci* [wie Anm. 8], S. 82f.).

⁶³ Eine sprachhistorische Sichtweise lehnt er mit dem Argument ab: „Und zwar sind wir, wenn man von der Ansicht ausgeht, daß sich (z. B.) in den Worten *kundziņi, domājot, zobena* ein alter Akzent bewahrt habe, gezwungen zu denken, daß wir konsequenterweise einen entsprechenden Akzent in allen guten alten Liedern finden werden“. Er findet aber statt dessen „in den guten alten Liedern“ bei den gleichen Wörtern sowohl (heutige) Erst- wie (archaische) Zweitsilbenbetonungen, was er anhand von Minimalpaaren aufzeigt (Bērziņš in: Endzelīns/Klaustiņš, *Dainas* [wie Anm. 54], Bd. 10, S. 23). Sprachhistorisch würde man genau andersherum argumentieren, daß nämlich nur diejenigen *dainas*, die den alten Akzent (die Zweit-

sich das zeitgenössische *daina*-Material formal in einem vollkommenen Zustand;⁶⁴ denn in seinem nationalorientierten Blick waren die *dainas* der vollkommenste Ausdruck des Volksgeistes in seiner Entwicklung.⁶⁵ Genau dagegen wandte sich implizit Endzelīns. Für ihn mußten Bērziņš' Regeln Ausreden gleichkommen. Ausgerechnet an Bērziņš' eigenen Beispielen konnte er zeigen, daß die zeitgenössische Form der *dainas* durch ganz andere ‚Regeln‘ bestimmt war, nämlich durch die sprachhistorische Entwicklung des Lettischen. Vormalig trochäische Versfüße wie **upē teka* oder **kungis brauca* ... wurden nach Kürzung der langen und nach Ausfall der kurzen Endsilben zu *upe tek* und *kungs brauca* ... Außerdem wurde der ehemals freie Wortakzent auf die erste Silbe fixiert – verstechen ein sehr einschneidendes Ereignis. In Endzelīns' diachronem Blick befanden sich die zeitgenössischen *dainas* in einem zerrütteten Zustand; es gab wohl eine regelmäßige Grundform, aber diese war eine ursprüngliche, vorhistorische, eine sozusagen genauso urbaltische, wie die Lautveränderungen des Lettischen, die jene Grundform der *dainas* zerstört haben, es waren.

Medenis' Leistung besteht nun darin, daß er nicht Endzelīns' Ansichten gefolgt ist, sondern Bērziņš', aber diesen von einem produktionsseitigen Standpunkt aus. Medenis macht in seiner volkstümlichen Dichtung – unbeabsichtigt – deutlich, daß Endzelīns' und Bērziņš' Standpunkte *für den Produzenten* von ‚Volksliedern‘ nicht unvereinbar sind. Für einen Produzenten ist es unerheblich, ob die Nh-, K- und E-Regel ‚Erklärungen‘ oder ‚Ausreden‘ sind; es ist auch unwichtig, ob die *dainas* ursprünglich anders ausgesehen haben, als sie es zeitgenössisch tun.⁶⁶ Für ihn gibt

silbenbetonung) *erhalten* haben, ‚gute alte Lieder‘ sind. An den Bērziņš'schen Hervorhebungen in den Beispielen selbst sieht man auch noch einmal seinen sprachahistorischen Blick. Er trennte die Beispiele nach Sprechsilben, aber morphologisch bzw. historisch gilt: *kundziņi* < Stamm *kundz-* (Regel: *g* > *dz* vor *i*; vgl. den Stamm in *kung-s*) + Suffix *-inj-* + Endung *-i*; *zobena* < Stamm *zob-* + Suffix *-en-* + Endung *-a*.

⁶⁴ Bērziņš, *Metrika* (wie Anm. 57), S. 33, äußert im Zusammenhang mit dem Strophenbau der *dainas*: „Unser Trochäus ist in Hinblick auf das metrische Prinzip ideal vollkommen (...).“ Dieser Satzteil findet sich genauso in: *Latviešu literatūras vēsture* (wie Anm. 59), Bd. 1, S. 263.

⁶⁵ Die Prinzipien von Bērziņš' Sichtweise folgen damit Vorstellungen Hegels von der geistigen Entwicklung der Menschheit im allgemeinen und der europäischen Nationen im besonderen. Bērziņš schreibt einleitend: „Eine Poetik der lettischen Volksdichtung betrachtet in ihrem allgemeinen Teil (...) die Volksdichtung als *geistige Potenz* im Leben des Volkes, indem sie die Bedeutung der Volksdichtung in der Geschichte des Volkes, in seiner Religion, Kunst, Gesellschaft etc. prüft.“ Vgl. ebenda, S. 11.

⁶⁶ Bzw. als Bērziņš glaubte, daß sie aussähen. Denn Bērziņš' formale Annahmen sind nicht nur sprachhistorisch durch Endzelīns, sondern auch in jüngerer Zeit in verschiedenen Aspekten kritisiert worden. Vgl. auch die Darstellung in Magdalena

es einfach Regeln (z. B. die K-Regel), die es erlauben, eine bestimmte formale Gestalt (die von Bērziņš angenommene Grundgestalt) unter bestimmten Bedingungen (in den Klauselpositionen) in eine andere Gestalt (in eine gekürzte Form) zu transformieren, ohne daß beide Formen als differierende Gestalten erkannt werden müßten und ohne daß die transformierte Form als unzulässige Abweichung erscheinen würde. Das ist das klassische Muster der Gestaltgebung: Die ursprüngliche und die transformierte Form machen sich gegenseitig erklärbar; beide folgen ein und derselben Morphologie; es läßt sich eine Gestalt beschreiben, die die Merkmale *beider* Formen trägt und zu der auch die verwendeten Regeln gehören.

Das erweitert die Diskussion zwischen Endzelīns und Bērziņš um drei ganz entscheidende Faktoren. Erstens hätte sich Medenis im Prinzip genausogut auf Endzelīns' bzw. auf Bērziņš' *und* Endzelīns' ‚Regeln‘ stützen können. Diachrone und synchrone ‚Regeln‘ schließen sich nicht aus, weil – und das ist der zweite Faktor – es allein auf ihre Funktion bei der Gestaltgebung ankommt. Entscheidend ist also nicht einfach, ob in Medenis' Dichtung und den *dainas* die Längenverhältnisse z. B. der K-Regel angewandt werden, sondern ob dadurch zugleich auch die Funktion der Regel erfüllt wird, nämlich eine Kürzung der Form zu vollziehen – unter Beibehaltung derselben Gestalt! Nur dann sind Medenis' Verse ‚volkstümlich‘ und entsprechen den *daina*-Versen. Was die *dainas* betrifft, bedeutet es – drittens – ebenfalls, daß sich Endzelīns' und Bērziņš' Standpunkte nicht ausschließen. Man kann Bērziņš' ‚Regeln‘ ja als Reflexe eines historischen Prozesses auffassen, dessen Beginn wir nicht kennen. Wie Endzelīns meint, hat die sprachhistorische Entwicklung den Formen einer bestimmten ‚Urgestalt‘⁶⁷ die Gestaltungsgrundlage entzogen. Das setzte einerseits einen *Umformungs*prozeß in Gang, wobei die Sänger bzw. die Rezitierenden – die sozialen und musikalischen Komponenten der *dainas* waren ja durch die Sprachentwicklung nicht ‚tot‘ – bemüht waren, bei mehr oder weniger gleichem Sinn bzw. sozialem Zweck die ursprüngliche Gestalt zu halten und nur die Form zu verändern. Anderer-

Huelmann, Die litauischen und lettischen Arbeitslieder. Ein Vergleich. München 1996, S. 257f., 264-269, 273ff., 279ff. und zur modernen Kritik an Bērziņš ebenda, S. 268.

⁶⁷ Endzelīns denkt es so, als ob es eine *Urform* gebe. Das ist falsch. Umgestaltet werden wiederum Gestalten. Denn auch historisch wird es nicht so gewesen sein, daß man Lieder nur in eintöniger, weil formal schematischer Weise gesungen haben wird, sondern auch in den ‚alten Zeiten‘ wird es für die Sänger die Möglichkeit gegeben haben, aus Formvarianten auszuwählen. Oder anders gesagt: Auch in den ‚alten Zeiten‘ bestand die Produktion einer *daina* nicht nur in Restriktionen, sondern auch in Lizenzen.

seits konnte auf die sprachliche Entwicklung durch Veränderungen in der Gestalt reagiert werden – ein *Umgestaltungsprozeß* wurde in Gang gebracht –, was bedeutet, daß ‚alte Formen‘ nicht eliminiert, sondern umgedeutet wurden. Endzelīns erklärt z.B. den Gebrauch der Deminutive in den *dainas* wie folgt: In einer *daina*-Periode wie *Mans brālītis lepni jāja* (Nr. 3435 bei Barons) konnte *brālītis* auf der zweiten Silbe betont sein, was das parallele litauische *brolytis* beweist, das auf der zweiten Silbe betont ist, da der litauische Deminutiv *-ytis / -yte* die Betonung der *y*-Silbe fordert. Nach Fixierung des lettischen Akzents auf der ersten Silbe erfolgte eine Umgestaltung derart, daß der zweite Akzent des Kolon *Mans brālītis* (also das sprachhistorisch ursprünglich sowieso betonte lange *i* in *brālītis*) eine Nebenhebung in einer Klauselposition wurde. Endzelīns' sprachhistorische Erklärungen zeigen – ungewollt – auch, daß die Reaktion auf die Sprachveränderungen auch auf *Umformungen* beruht, wenn **teka upe* > *tek upīte*, **kungis brauca* > *kundziņš brauca* und **kadu bija viegla diena, mazu bērnu mamuliņi?* > *kad tai bija viegla diena, mazu bērnu māmiņai* werden.⁶⁸ Es beinhaltet wiederum die Umformung *tek upīte* eine *Umgestaltung* der *daina*-Struktur, sobald der Erstsilbenwortakzent als die Norm akzeptiert wird.

Bērziņš hat die Umgestaltung vollzogen; für ihn tragen *upīte* und *brālītis* Nebenhebungen in einem ganzheitlichen Kolon aus $\acute{x} \grave{x} \grave{x} x$. Für ihn sind *ar āzīti ecējam*, *ar abām rociņām* und *caur brālīša vara vārtis* Enklitisierungen in einem jeweils gleichstrukturierten Kolon. Für Endzelīns tragen die Substantive der letzten drei Beispiele andere, ‚alte‘ Betonungen, weil Enklitika nur sein können: finite Verben, Vokative und manche Formen nach manchen Präpositionen.⁶⁹ Für ihn ist der *i*-Vokal, der nach heutiger Sprache fälschlich in Endsilben eingeschoben erscheint wie z.B. der unterstrichene Vokal in *zaļis zīžu nēzdodiņš*, kein Flickvokal, sondern eine alte Endung, die beibehalten wurde, weil sonst die Alliteration zerstört worden wäre und weil eine Umformung *zaļis zīžu* > *zaļš zīdiņu* sinnverändernd wäre. Doch ist erst einmal das Bewußtsein für die alte Form geschwunden (Umgestaltungsprozeß), sind solche ‚alten‘ Beispiele vielleicht die Lizenz dafür gewesen, den *i*-Vokal als Flickvokal auch in anderen Formen zu benutzen. Also wurde ‚dereinst‘ eine wesentliche Umgestaltung initiiert, und die zeitgenössische Gestalt der *dainas* hat als

⁶⁸ Daß es sich hier um reine Umformungen handelt, erkennt man, wie Endzelīns ausführt, auch noch mal daran, daß das erste Beispiel, **teka upe* ..., in einer zur Endkadenz eines Nibelungenlangvers parallelen Position den ursprünglichen auslautenden Kurzvokal entgegen den Lautgesetzen behalten kann (es heißt heute noch: *strauja, strauja upe teka*). Gestalt dominiert Form; die ‚Langversendposition‘ ist offensichtlich ein ganz besonderer Punkt der *daina*-Gestalt.

⁶⁹ *manche*, d. h. solche, die sich durch Sprachvergleich belegen lassen.

deren Folge und Reflex (auch) die genannten Regeln und ihre Funktionen erhalten, die eine produktive Formgebung bei gleicher Gestalt ermöglichen und so eine formale Vielfalt erzeugen.

Medenis nahm gekonnt die metrischen Charakteristika der *dainas* in seine Dichtung auf, um diese volkstümlicher, ‚lettischer‘ erscheinen zu lassen. Doch offensichtlich war es ihm anders als den romantischen Dichtern nicht darum zu tun, die lettischen Volkslieder als solche nachzuahmen. Die Romantiker beabsichtigten Volkslieder in ihre ‚standesgemäße‘ Kunstdichtung aufzunehmen, um diese von als überkommen empfundenen Formen und Normen zu befreien. Medenis hingegen verfolgte bei der synkretistischen Gestaltung seiner Vers- und Strophenformen einen ganz anderen Zweck – einen spezifisch lettischen, d.h. nationalen, und dadurch einen für seine Zeit sehr politischen Zweck: Er wollte nicht einfach ‚nur‘ die Kunstdichtung folklorisieren (*lettisieren*), sondern er wollte zugleich dem lettischen Volk die fehlende *episch-heroische* Volksdichtung geben. Dabei liegt der Schwerpunkt seiner Absicht nicht so sehr auf dem langen Epischen – es gibt einige epische Gedichte von Medenis, aber kein Epos –, sondern auf dem Heroischem in den *kleinen* Formen, welche für das lettische *Volksgut* als charakteristisch galten. Während es im 19. Jahrhundert einige Versuche gegeben hatte, die den Letten angeblich fehlenden Epen zu dichten, war der Platz einer sozusagen parallel zu den ‚weiblichen‘ *dainas* gebauten, *männlichen Dichtung* (Barons), die sich tendenziell heroischen, in jedem Falle aber ausgesprochen erhaben-hehren Themen zuwenden würde, noch unbesetzt.

„Auch in Lettland stellte man sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem ständig wachsenden Interesse an lettischen Folkloretexten, besonders an lettischen Volksliedern (...) die Frage, ob es im Mittelalter nicht auch in Lettland längere epische Lieder gegeben habe.“ In vielen anderen Ländern Europas hatte man solche mittelalterlichen epischen Dichtungen wiederentdeckt. Von daher entstand eine Art Anspruchsdenken bei denjenigen Nationen, die solche Dichtungen nicht zu haben schienen. Man empfand den Mangel; eine ‚anständige‘ europäische nationale Tradition konnte Epen aufweisen. Nach dem Vorbild des finnischen Arztes Elias Lönnrot, der bis 1849 ein Epos aus selbstgesammelten finnischen Volksliedern ‚rekonstruiert‘ hatte, das lange Zeit als genuin altfinnisches Volksepos betrachtet wurde,⁷⁰ gab es einige lettische Literaten, die Ähnliches versuchten: Jēkabs Lautenbachs, bei dem Medenis dann in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts studiert hat,

⁷⁰ Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), S. 276f. (hieraus das anfängliche Zitat) und S. 264ff. Es galt bei Lönnrots „Kalevala“ der *Ossian*-Effekt.

mit „Zalkša līgava“ (1880), „Dievs un velns“ (1885) und „Niedrīšu Vidvuds“ (1891),⁷¹ F. Mālbergis mit „Staburags un Liesma jeb Veci un jauni laiki“ (1869), Auseklis mit „Čūsku tēvs Zalksis“ (1875/76 verf.) und Pumps mit „Lāčplēsis“ (1888).⁷²

In diesem Zusammenhang beruht Medenis' Dichtung auf einer doppelten Distinktion, die Barons im Vorwort seiner *dainas*-Sammlung vornahm: „Aber sollten die Letten keine längeren erzählenden oder epischen Lieder gehabt haben? In der fernen Vergangenheit wird es wahrscheinlich solche gegeben haben. Solange ein Volk sein eigenes politisches Leben, seine Kämpfe mit benachbarten Völkern hat, so lange treten Dichter auf, die die Taten des Volkes besingen, rühmen. Aber solche Lieder sind keine Alltagslieder über das Leben, das uns jeden Augenblick vor Augen steht, das immerfort sich in gewohnter Ordnung fortsetzt: das sind, sozusagen, sonntägliche Lieder, Lieder über längst vergangene Zeiten, über berühmte Ahnen und deren Taten und Kämpfe. Mädchen konnten nicht Hütinnen und Sängerinnen solcher Lieder sein, nach ihrer Art sind diese Lieder dem männlichen Geschlecht (...) zuzuordnen. Mit der Ankunft der Deutschen, mit der Unterdrückung des Volkes bis zur strengen Sklaverei, mußten die Interpreten der epischen Lieder allmählich aussterben und mit ihnen auch die Lieder. Übrig blieben einige Erinnerungen in unseren Sagen und Märchen. Einige epische Dichtungen waren jedoch von lebendigerer Natur, deshalb verblieben sie länger im Bewußtsein des Volkes. Dies waren seltene längere Hochzeitslieder über die Bräuche des Brautraubs, weiter Kriegerlieder aus neuerer Zeit und schließlich die alten religiösen oder mythologischen Lieder, wobei von den letzteren sich wirklich nur einige Bruchstücke erhalten haben.“⁷³ Nach Barons' Auffassung sind die auf ihn gekommenen *dainas* einerseits ‚weibliche Lieder‘, da sie für Barons einen Themenkreis umfassen, der die Lebenswelt von Frauen behandelt, und andererseits ‚kurze Lieder‘. Die Lebenswelt der Männer ist für Barons Krieg, *Taten des Volkes* und politisches Leben; solche *männlichen Lieder* fehlen dann logischerweise im Volksliedgut der Letten. Das Fehlen von *langer* epischer Dichtung in lettischer Sprache hatte man bereits Ende des 19. Jahrhunderts durch Neudichtungen kompensiert; eine ‚Lücke‘, die noch übrig blieb, waren *kurze* epische Lieder – in direkter Parallele zu den ‚weiblichen *dainas*‘. Sie hat Medenis ver-

⁷¹ Medenis hat über Lautenbachs' „Niedrīšu Vidvuds“ wohl als Student näher gearbeitet. Vgl. Bičolis in: Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 352.

⁷² Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), S. 278ff.

⁷³ Zit. nach der Übersetzung von Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), S. 277, Anm. 902.

sucht zu schreiben – thematisch anknüpfend an die von Barons erwähnten „Bruchstücke“.

Bei der Bildung seiner Vers- und Strophenformen konnte sich Medenis, was die Form betrifft, von zwei Grundsätzen leiten lassen: Die ‚männlichen‘ Lieder müssen Ähnlichkeiten zu den anderen europäischen epischen Liedern aufweisen, da sie ja, wie Barons anschaulich erläutert, ursprünglich aus derselben Zeit wie jene stammen müßten; und die Lieder müssen die Charakteristika der ‚weiblichen‘ *dainas* aufweisen, da nur diese das ‚typisch Lettische‘ von Volksliedern, die im Prinzip jede Nation besitzt, beinhalten können. So kommt es zu Medenis’ synkretistischen Strophenformen, die alle aus ‚epischen‘ Versstrukturen *und* aus den lettischen *daina*-Charakteristika janusköpfig gebaut sind. Deshalb besteht die überwiegende Zahl seiner Gedichte aus fünf- und sechshebigen Versen (Alexandriner, *heroic couplets*, ‚heroische‘ Quartette und Terzette), und es erklärt, warum Medenis auch gerne alle jene Strophenformen benutzt, die historisch gesehen Epischem zu eigen sind (Stanzen, Balladen). In bezug auf seine historische und literaturhistorische Dimension ist Medenis’ Werk also bisher mißverstanden worden. Es ist thematisch und in bestimmten formalen Aspekten der zweite Versuch, die lettische Lyrik zu folklorisieren, indem es in bezug auf die Gattungen und Arten von Dichtung ein weiterer Versuch ist, die lettische Volkskunst zu komplettieren.

Medenis steht mit seinem Versuch in der Literatur seiner Zeit für sich. Die antiken, quantifizierenden Metren galten als für die lettische Sprache unbrauchbar. Medenis zeigte mit seinen *Medenea* als erster, daß eine an die antike Versifikation angenäherte lettische Dichtung möglich ist – aber nicht in direkter Nachahmung, sondern um den Preis, daß antike, quantifizierende Versformen in syllabotonische ‚lettische‘ unter Beibehaltung einer bestimmten, gemeinsamen Gestalt transformiert werden. Zu groß ist im übrigen der Unterschied zwischen der politischen, sozialen und literarischen Situation seiner Zeit und der Romantik, als daß Medenis eine gleichartige literarisch-philosophische Eigendynamik hätte initiieren können. Zudem ist, wie noch zu sehen sein wird, sein Versuch der Folklorisierung der Gefahr erlegen, thematisch und funktionell vom Nationalen absorbiert zu werden. Denn das Nationale – die Funktionalisierung der Dichtung unter einem Begriff von idealer Nation – war auch Medenis’ Motivation, die für die Wesensbestimmung der Nation so wichtige Volkskunst zu komplettieren.

Thematisch besteht Medenis’ Werk in dem Rückgriff auf die Pseudomythologie des 19. Jahrhunderts – die zeitgenössische Mythenforschung hatte dazu wenig neue Erkenntnisse gebracht, ja die alten Vorstellungen

von den Mythen noch einmal ‚aufgewärmt‘ –,⁷⁴ und hier ist der Einfluß des Werkes von Miķelis Krogzemis zu nennen, der unter dem Pseudonym *Auseklis* (*der Morgenstern*) publizierte.⁷⁵ Krogzemis ‚erfand‘ aber nicht nur ‚Geschichten‘ selbst, sondern griff wiederum auf epische ‚Darstellungen‘ aus der Pseudogeschichte der Letten und Liven durch Garlieb Merkel zurück. Wenn Medenis ausgerechnet auf die Göttermythologie zurückgreift, dann sollen die Schlüsselwörter dieser Motive in typisch modernistischer Manier die konkrete Aussage eines Gedichts veredeln. Die gedankliche Behandlung eines Themas soll parallel zur Wahl der *heroic*-erhabenen Form den ausgedrückten Gedanken zusätzlich erhaben werden lassen. Die verwendeten mythischen und geschichtlichen Motive sind also funktionalisiert; sie stehen in anderen Funktionen als ‚echte Mythenhandlungen‘, ‚echte Götter‘ etc. in ‚echten Epen‘. Die Tendenz der Funktionalisierung hatte sich bereits in den Epen des 19. Jahrhunderts abgezeichnet, die literarisch durch den Realismus beeinflusst sind: In ihnen stand alleine der ‚Inhalt‘ im Vordergrund (nicht die Form), und der ‚Inhalt‘ waren nicht ‚echte‘ Mythenhandlungen, die das tragische menschliche Schicksal in Abhängigkeit von den Göttern zeigen, sondern die glorreiche nationale Vergangenheit des Volkes, angereichert mit den Charakteristika der Mythen (Götterglaube, Bestimmungsdanken, Heldentum etc.).

Medenis' Vorliebe zur Nationalisierung der Themen zeichnet sich bereits im Gedichtband „Der ewige Tag“ (1927/1936) ab. Die Gedichte las-

⁷⁴ Erst Haralds Biezais hat sich in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich mit dem beschäftigt, was man wirklich aufgrund der *dainas* über die ‚alten Mythen‘ der Letten sagen kann. Vgl. die Literaturangaben in Anm. 60.

⁷⁵ Krogzemis benutzt als eine metrische Gestalt, die die Gestalt des romantischen Volkslieds ‚lettisch‘ wiedergibt, daktylische Verspaare ohne Reim, die abwechselnd vier und drei Hebungen besitzen. Syllabotonisch gesehen haben die romantischen Volkslieder nämlich abwechselnd Verse zu vier und drei Hebungen, weil der jeweils erste Vers eines tonischen Liedes aus vier 2/4-Takten mit klingender, der jeweils zweite Vers aus vier 2/4-Takten mit stumpfer Kadenz besteht. Da tonische Verse Füllungsfreiheit und die ‚Volkslieder‘ zudem einen obligatorischen Auftakt besitzen, kann die syllabotonische Adaption eines tonischen romantischen Volksliedes theoretisch aus je vier ‚Jamben‘, Daktylen, Amphibrachen oder Anapästten bestehen (je nach Reimen *plus* eine Endsilbe, bei Daktylen und Amphibrachen *plus* Katalexe oder bei Daktylen *plus* Hyperkatalexe). Es gibt aber in jeder Literatur Traditionen zu beachten, die eine Auswahl aus den Möglichkeiten steuern. Medenis stellt sich in Krogzemis' Tradition und greift dessen Form auf. Krogzemis verfaßte auch volkstümliche Gedichte, deren gereimte Verse aus vier ‚Trochäen‘ mit männlichem Reim bestehen – also als *daina*-Nachahmungen gelten können. Gekonnt faßt er dabei die letzten drei Silben unter ein Wort, so daß die letzte Silbe Nebenhebung – oft zudem auf einer Länge – wird. Hier sind schon in Ansätzen Medenis' Klauseln erkennbar, und damit ist von Krogzemis ein Vorbild geschaffen worden, wie folkloristische Formen in der Kunstlyrik adaptiert werden können. – Vgl. insgesamt zu Krogzemis: Scholz, Die Literaturen (wie Anm. 1), S. 241 ff.

sen sich grob in Liebes- und in frustrierte Lyrik teilen. Letztere sind von dem Drang zur Gefühlsaussprache bestimmt und berühren existentielle Fragen, die auf Medenis' Erlebnisse im Ersten Weltkrieg beruhen. Die Liebesgedichte sind ausgesprochen idyllisch. In ihnen kommen die Charakteristika von Medenis' Dichtung zum Vorschein: Der zurückhaltend-sparsame Gebrauch von Bildern; die an der Romantik orientierte Vorliebe für Musik; die starke Zentrierung auf die Gedankenführung der Gedichte (der Einfluß der Ependichtung des 19. Jahrhunderts), eine Gedankenführung, die Medenis in einer sehr präzisen Weise beherrscht; und die Tendenz zu Lautinstrumentierung und zu Symbolen, die Erinnerungen wachrufen (der Einfluß des Symbolismus). Im Gegensatz zu den späteren Liebesgedichten sind die Sonette des Frühwerks in ihrer Aussage nicht sehr originell, wenn auch die Gedichte aufs Ganze immer sehr schön zusammengefügt sind: *Ich möchte in mir fühlen – bis ich ins Totenreich gehe, / Wie die Minne wächst und nur zu Dir eilt, / Und mit ihrem Wachsen erhebe ich mich selbst, // Ewige Schönheit bindet (meine) Seele an Dich.*⁷⁶ Der Gedanke der Vervollkommnung des männlichen Liebenden durch die Schönheit und das weibliche Du entspricht ebenso dem Konzept der romantischen Liebe, wie es verschiedenen Vervollkommnungsbewegungen des Menschlich-Männlichen vom Beginn des 20. Jahrhunderts entspricht. Die Sonette des Spätwerks, in denen Frau Lettland Objekt der Liebe ist, knüpfen daran an.

In den sechs Jahren, die zwischen den Sammlungen „Der ewige Tag“ und „Der Schleifstein“ (1933) liegen, haben sich die Inhalte, Themen, Aussagen von Medenis' Dichtung verändert. Im Zentrum steht jetzt ein kriegerisch-heroisches Leben, das Aufgehen des Kriegsleids in ‚vaterländischen Werten‘, Erinnerungen an den Unabhängigkeitskrieg und das ‚männliche‘ Gefühlsleben der Soldaten von einem äußeren Standpunkt. Den neuen Themen entsprechend haben die Gedichte einen starken narrativ-epischen Charakter. Es herrscht in „Der Schleifstein“ keine Gefühlsaussprache oder Gedankenlyrik vor, sondern die Lyrik versucht Wirklichkeit zu gestalten – zweifelsohne eine sehr martialische und aus unserer heutigen Sicht auch sehr konforme Wirklichkeit. Medenis' klassizistische *brevitas* und seine ‚realistische‘ Dichtweise passen aber gut zu dem darstellenden Duktus der neuen Sammlung. In „Kaujas vakars“ („Der Abend der Schlacht“) ist es „der Schleifstein, den die jungen Männer drehen“, welcher „ein Lied singt“, an das sich der Dichter in den folgenden Strophen erinnert. Es ist die Geschichte des Momentes vor einer Schlacht zwischen Schwarzen Reitern und nur mit Sensen Bewaffneten –

⁷⁶ Medenis, Raksti (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 119.

den jungen Männern, die eben erst ihre Sensen auf dem Schleifstein geschärft hatten. Nur von Ferne und anhand von Geräuschen wird erkennbar, was in der Schlacht selbst passiert; offen bleibt auch der Ausgang der Schlacht, wobei die martialischen Konsequenzen nicht ausgeblendet werden (der Einfluß modernistischer, antiästhetischer Bestrebungen). Wie die friedlichen Sensen zu tödlichen Waffen werden können, so kann auch die dargestellte Naturszenerie ‚unglaubliche‘ Veränderungen erfahren: *Und es erscheinen – die Toten, die die Länder der Jenseitsmeere / für den Sieg einmal lebendig über die Wellen hierherjagen, / Jetzt weichen die Dünen, die der Wind wie die Furche die Pflugschar / Aus den Lebensgründen hierhin und dorthin wirft.* Die Natur könnte jäh Schauplatz der unfriedlichen Ereignisse werden; sie könnte selbst unfriedlich werden. Die (noch friedliche, aber veränderte) Natur steht zu dem (kriegerischen) menschlichen Bereich der anderen Strophen parallel, denn noch hat auch die Schlacht der Männer „mit den Sensen des Todes auf den Schultern“ nicht begonnen. So werden die menschlichen Kriegstaten als natürliche behauptet. Die Brechung der vergangenen Geschichte durch die Erinnerung einerseits und die Auslösung der Erinnerung durch einen gegenwärtigen Schleifstein andererseits ermöglichen, daß, wenn es früher so war wie beschrieben, es auch heute wieder so sein könnte. Durch seine Erinnerungsfunktion ist der Schleifstein ästhetisch gesehen ein Symbol.

Andere Gedichte aus der Sammlung „Der Schleifstein“ lassen deutliche politische Positionen erkennen. In „Legenda“ („Eine Legende“) werden die Soldaten als der eigentliche Souverän des Staates dargestellt. „Strēlnieki Kreml“ („Die Schützen im Kreml“) eröffnet eine kleine Reihe von Phantasien, in denen (lettische) Schützen Rußland zu bezwingen oder in Schach zu halten scheinen. Die Ausführung des Themas läßt aber erkennen, daß es Medenis ein Beispiel für die Macht ist, die die lettischen Soldaten besitzen sollen. Vergessen wird, daß z.B. Lettische Rote Schützen als Lenins Elitetruppe auch gegen Lettland selbst gekämpft haben. Die Geschichte hat für Medenis eine ahistorische, gegenwartsbezogene Funktion. In den Gedichten des zweiten Teils der Sammlung, die zu Medenis' soldatischer Gefühlslyrik gehören, ist die romantische „Melodie“ der vorherigen Gedichte zum (Volks-)„Lied“ geworden, das die Letten – natürlich Landbewohner – weckt, anspornet und vereinigt: *... im Lied erzittert die Luft, / Inleute, Nachbarn hören es und fangen die Lust auf. / In tausend Widerklängen durch Nadelwald, Veen und Gefilde / Fliegt das Lied hin wie ein frischer Windstoß, / Es schallt wie ein Schlachtruf durch das ganze Land: / Rühre dich, Hauswirt, (ruhiger) Schlaf wird nicht durch Geld erkaufte, / Wer am Morgen früh aufgestanden ist, wird den Tag*

*über munter sein.*⁷⁷ Die Idee des vereinigenden Gesangs ist somit nationalromantisch geworden und unterstützt die Inszenierung der gerade zur Tradition gewordenen Sängerkulte.⁷⁸ Das *Lied* ruft zur Arbeit, zur Tat und zur Wachsamkeit unter Verherrlichung des harten Bauernlebens und um den Preis einer simplen Moral. In „Vētra“ („Der Sturm“) ist der Sturm Symbol für eine mächtige Bewegung (*Ach Sturm, böses Tier, ich rieche deinen Duft, / Du umarmst [uns oder den Menschen] in mächtigem Atem wie in Minnegier*), die ein neues Zeitalter ankündigt (*Die Zeitalter aus Gold und Stahl vermischen sich, / Und es öffnet sich eine Unendlichkeit, wo der Mensch seinen Fuß hineinsetzt*). Der Gedanke ist programmatisch.

Im dritten Teil der Sammlung „Der Schleifstein“ kehrt Medenis unter Verwendung von z.T. klassizistischen Formen, Gattungen und Elementen zur Liebesthematik erneut zurück. In „Mīlestības posts“ („Liebesnot“) überrascht das nach Hause kommende lyrische Ich seine Geliebte – wobei, wird nicht gesagt, so daß unklar bleibt, ob Eifersucht und Liebesnot berechtigt sind. „Die Mīķelnīcas“ (eine Pflanze aus der Familie der Asteren) ist eine Idylle: *Wende nicht den Blick fort vom alten Haus. / Hier ist es gut, es gibt nichts, warum man fort gehen sollte. / Nimm lächelnd die Geschenke des Herbstes entgegen, – / Die Mīķelnīcas blühen*. Objekt der Liebe ist keine Frau, sondern die Heimat (das *alte Haus*), Lettland. Erstmals wird der Gedanke an eine Flucht geäußert, der dann in der nächsten Gedichtsammlung von Medenis (in „Die Macht“) breiteren Raum einnehmen soll und dort entschieden abgelehnt wird. So entschieden erscheint „Die Mīķelnīcas“ allerdings noch nicht: Die Stimmung der Natur, die ja den Winter (Untergang, Tod) erwartet, ist melancholisch. Das Oxymoronverhältnis, das zwischen dem Lächelnollen und den Herbstgeschenken, die das drohende Unglück anzeigen, entsteht, enthält etwas von einem existentiellen Gedanken, der auffordert, mit Contenance seinen Untergang zu akzeptieren oder zu bewältigen.

In der Sammlung „Die Macht“ (1936) wendet sich Medenis in verschärfter Form nationalen, politischen und soldatischen Themen zu, die oft kräftig von Tapferkeits- und Durchhaltungemoral getränkt sind. In „Sauciens“ („Der Ruf“) soll das Heimatland nicht an die Deutschen verkauft werden – die nationalsozialistischen politischen Absichten waren inzwischen bekannt und die deutsche Minderheit in Lettland konnte davon entsprechend berührt werden. Aber auch antidemokratische Strömungen

⁷⁷ Ebenda, S. 200.

⁷⁸ Das 7. Liederfest hatte 1931 stattgefunden. Davor hatte es 1910 und 1926 Liederfest gegeben; weitere fanden 1933 und 1938 statt.

der Letten selbst waren mit Ulmanis' Errichtung eines autoritären Regimes 1934 institutionalisiert worden, wenn auch diese Gestaltung nicht von einem neu aufsteigenden Demagogen ausging, sondern von dem Staatsgründer von 1918. Das hatte politisch die Aufwertung der ‚alten Kämpfer‘ (auch Medenis war einer; er bekam jetzt als solcher eine Landzuteilung) zur Folge: Ulmanis stützte seine Herrschaft auf die Armee, und unmittelbar zur Seite standen ihm Offiziere, die bereits im Freiheitskrieg eine führende Rolle gespielt hatten.⁷⁹ Medenis mäßigt in „Der Ruf“ nicht, sondern polarisiert die Fronten: *Laß mich nur nicht sehen den Tag der Schande, / An dem ganz zuletzt – Volk! – die Freunde der Hinterlist / Dich auf den Markt führen, um dich nackt den Deutschen zu verkaufen, / Den in ewig Gebaßten*. 1933 war eine Organisation namens „Feuerkreuz“ („Ugunskrusts“) gegründet worden, „die bald darauf nach einem Verbot in ‚Donnerkreuz‘ („Pērkonkrusts“) umbenannt wurde. Ihr Begründer war Gustavs Ceļmiņš, der (wie Medenis; S. K.) 1918/19 als Freiwilliger in einer Studentenkompagnie am Freiheitskrieg teilgenommen hatte. Die Mitglieder des ‚Pērkonkrusts‘ (...) grüßten mit erhobenem rechten Arm und dem Ruf ‚Kampf Heil‘ („Cīņai sveiks!“). Ein extremer, aufgebauschter Nationalismus mit antisemitischen und antideutschen Akzenten verherrlichte unter der Parole ‚Lettland den Letten‘ die lettische Vergangenheit, steigerte sich hier und dort sogar nach der Forderung nach einer arteigenen lettischen Religion und huldigte einer verschwommenen Agrarromantik und dem Führerprinzip.“⁸⁰ Der „Pērkonkrusts“ wurde 1934 verboten. Medenis' Dichtung greift ein Gedankengut, wie es der „Pērkonkrusts“ vertrat, auf.⁸¹ In „Indrānu oši šalc“ („Die Eschen des [Gottes] Indrānu rauschen“) wird erstmalig ein tieferer Bezug zur lettischen Mythologie hergestellt. Das Gedicht ist eine Art Weissagung, das unter Verwendung der symbolistischen Sonnenmetaphorik von einer goldenen Zukunft spricht. Die Gedanken an eine Flucht in politisch bedrohlicher Situation sind mit dem Zyklus „Jauna dzīve“ („Ein neues Leben“), zu dem das Gedicht gehört, wie weggewischt und neuer nationaler Optimismus dominiert: *Volk, ein neuer Herrscher ist gekommen und hat dir den Gedanken unbeschreiblicher Größe eingehaucht. / Trete ihm heiter in die Fußstapfen, er führt uns zu größerem Leben! (...) Die Sonne steigt auf den Himmelsberg, und die Erde hebt sich ihr entgegen. / Erhebe dich,*

⁷⁹ Georg von Rauch, Geschichte der baltischen Staaten. 2. Aufl., München 1977, S. 148 f.

⁸⁰ Ebenda, S. 147.

⁸¹ Formal leitet „Der Ruf“ eine Reihe von Gedichten mit stark antikisierenden Formen ein, wobei es eine Form der sapphischen Odenstrophe benutzt, die in Lettland eine längere Tradition hat. Vgl. Jānis Rudzītis, Sapfo strofa latviešu dzejā [1933] (Die Sappho-Strophe im lettischen Gedicht), in: Ders., Raksti (wie Anm. 62), S. 803 ff.

Volk, mit ihr: Es ruft dich sich zu erheben sogar ein Gott! Mit dem neuen Herrscher ist der zeitgenössische Staatspräsident Kārlis Ulmanis gemeint. Apotheotisch wird von ihm die nationale Vervollkommnung erwartet und vom Dichter zu seiner Nachfolge aufgerufen – Medenis kann sich den Wirklichkeiten und Werten des Ulmanis-Regimes deshalb ergeben, weil es *seine* Wirklichkeiten und Werte sind. Der Gott *Indrānu*, der für die Richtigkeit der irdischen Vorgänge mit seinem Wort bürgt, ist pseudomythologisch.

Erst mit dem Zyklus „*Varoņu laukos*“ („Auf den Heldenfeldern“) stehen die Gedichte in den volkstümlichen Medenis-Strophen. „Auf den Heldenfeldern“ beinhaltet mehrere epische Gedichte („Die Modoner[truppe]“, „Die Modoner nehmen Rīga ein“, „Die Soldaten der Aiviekste“, „Oberst Kalpaks auf dem Burgberg von Ūbāni“, „Die Wacht am Nemunas – ein litauisches Greuel-Lied“), die die Schlachten des Ersten Weltkriegs besingen, wobei es Medenis um eine Legitimierung und Sinngebung des ‚alten‘ Krieges geht. Die Kriegsgreuel werden deshalb gar nicht gezeugnet, sondern auf einer ‚höheren Ebene‘ als lohnenswert, heldenhaft und männlich erachtet. Jetzt sind es der Krieg selbst und seine Führer, die apotheotisch verklärt werden: *„Wehe, erhebe dich, Žemaitē, aus schwerem Schlaf! / Es ruft dich, es weckt dich der Großfürst, / Der in den Schlachten lang-lange Jahre führte!“* (...) *Es laufen hinaus die Greise, die Soldaten, die Kinder, / Sie erblicken den Himmel in Purpurlicht, / (Und) In diesem Licht (wiederum) den Herrscher aus alten Zeiten, / Wie er in den Sagen erwähnt wird ...*⁸² Die epischen Gedichte sind nicht realistisch-narrativ in dem Sinne, daß sie eine längere, komplizierte Fabel mit logischer Konsequenz verfolgen würden. Vielmehr wählt Medenis geschickt bestimmte Schlüsselszenen aus, die eine durch emotionalisierte Dialoge und eine aufs wesentliche beschränkte Handlung gesteigerte Dramatik vermitteln. Die ‚übrigen‘ Zusammenhänge muß man erschließen oder bereits kennen.

Mit dem Zyklus „*Labiē kaimiņi*“ („Die lieben Nachbarn“) versucht Medenis in Anlehnung an Horaz’ „*Carmina*“ ein „Erstes Buch der Satiren“ zu schaffen. Die Person des Dichters selbst rückt aber in den Vordergrund der Verssatiren. In „*Metra Pythiambica*“ hat er Schwierigkeiten, ein Gedicht in einem dem antiken *Metrum Pythiambicum*, dem *Metrum* von Horaz’ Epode 16, entsprechenden lettischen Vers zu schreiben. Plötzlich jedoch fällt ihm ein: *Jungens! (bringt) paarweise die Fuhre Holzscheite und die Birkenreisigbesen hierher! (...) Heute wird die Sauna angeheizt, denn der Samstagabend ist gekommen, / Und ihr sollt (auch)*

⁸² Medenis, *Raksti* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 85.

ein Faß Bier für einen starken Geist (hierher)rollen! Und in der Sauna dann kommt es ihn an: ... es ist eine Freude die weißen Hände zu waschen / Und (dazu) noch die Heldenmetren zu hören, die die Reisingbesen auf den Rücken schreiben. / He, Jēkabs, in einem Streich! gieß noch (etwas) auf die heißen Sträucher, / So daß die Luft brennen möge. Zack – Metrum Pythiambicum primum, / Und das andre Mal – zock – Metrum Pythiambicum secundum! Gelobt sei Gott!

Mit den Zyklen „Mājās“ („Zu Hause“), „Gadskārta“ („Der Jahreslauf“) – aus der Sammlung „Die Macht“ – und „Teiksmu raksti“ („Sagenschrift“) und „Mežs un upe“ („Wald und Fluß“) – aus der Sammlung „Sagenschrift“ (1942) – ist der Höhepunkt von Medenis' Schaffen erreicht. In den vier Zyklen kehrt Medenis zu idyllischer Dichtung zurück. Unter dem Einfluß einer politisch schwierigen Zeit, später unter dem Einfluß der wechselnden Besetzungen Lettlands während des Zweiten Weltkriegs enthält sich der Dichter jedes ‚offenen‘ nationalistischen Standpunkts, jedes ‚offenen‘ politischen Ratschlags und jeder soldatischen Erinnerung. Das Ergebnis sind zutiefst romantische – neoromantische – Gedichte, die mit ihrem einerseits existentiellen, andererseits ‚lettischen‘ Blick auf die Welt und mit ihrer gekonnten volkstümlichen Gestaltung eine Entwicklung fortsetzen, die *auch* im bisherigen Schaffen Medenis' angelegt war. In „Ramave“ („Der Trost“) soll eine Birke *das höchste Tor* öffnen, das die – wohl vollkommene – Sicht in einen geistig-historischen Bereich eröffnen würde. Dies Streben nach einem Allwissen oder Allverstehen bleibt aber – anders als es Medenis' vorherige Gedichte so oft im Zusammenhang mit dem Nationalen verheißen hatten – eine unerfüllte und unerfüllbare Bitte an den Baum: *Es heben die Wipfel an zu rauschen, es kommt der Abendwind. / Schwere Schatten schlagen ins Gesicht. / Der Flügelschlag des Herbstes, – (ist er) schon da ...? / Birke, mein Trost, öffne das Tor der Lieder!* Das Allwissen ist vor dem Tod (*Herbst*) nicht zu erlangen, aber *das höchste Tor* ist zugleich *das Tor der Lieder*: Nur der Poesie wird höchste Einsicht zuteil und nur sie wird den Tod bezwingen – so hofft der Dichter. Die Idylle „Varenība“ („Die Macht“) kennt nicht mehr den Gegensatz der Gefühlsaussprache, *Empfindung (Ich) : Natur (Bildbereich)*, sondern der Dichter nimmt einen erhöhten Punkt in der Natur ein, der ihm eine Überschau über Volk und Zeit ermöglicht, so daß ihm die großen Zusammenhänge und seine Rolle darin sichtbar werden: *Unten das Dunkel, oben das Licht, / Im Mittelstück der Welt, Gott, dein Lied. // Ich schmiede die Lieder Gottes an die Klippen der Macht / Und nehme mir einen Augenblick Seine Leben zum Teil, – / Ich werfe eine Brücke über die Zeiten, / Und gehe in Richtung auf das friedliche Gefilde des Jenseits.* Die Aussage ist ambivalent: Zwar ist der Dichter gottähn-

lich, aber er führt ein beschränktes menschliches Leben und offeriert seine Kunst der gefährlichen Macht. In „Zemdega“ („Der Erdbrand“) sind es die Naturgewalten, die die Agierenden in einer saga-haften Schlacht sind, welche in einem Trockenmoor wütet. Der Donner entzündet das Moor, und es kommt zum Brand. Der wiederum vernichtet die Bäume, die in ihrer Not um die Wässer der Daugava bitten. Drei *siebenfarbige Regenbögen* bringen dann *die schwarzen Meeresströme*, aber der Krieg und das Feuer, *vom Donner beständig angefacht*, wüten weiter, bis alles vernichtet ist. Übrig bleibt *ein stiller See an nebligem Morgen*, an den ein Waldarbeiter tritt: *Er hob die Axt, er fällte ein Boot; / Er sah: der heiße Atem der Sonne / Lief über das Wasser in goldenen Bögen.*

Der Zyklus „Der Jahreslauf“ besingt neun Feste, die einem heidnischen Festkalender entstammen könnten. Dem Zyklus voraufgegangen war der kleine Zyklus „Vaterlandsfeste“, in dem von Medenis bereits an einer gleichen, bloß national ausgeführten Thematik gearbeitet worden war. „Der Jahreslauf“ umfaßt „Fastnacht“, „Groß(fest)tag“ (bedeutet sonst „Ostern“), „Ūsiņš-Nacht“, „Māra-Tag“, „Jumis-Bettung“, „Totennacht auf Medeņi“, „Mārtiņš“, „Winterfest“ (bedeutet sonst „Weihnachten“) und zwei Gedichte für das Johannis-Sonnenwendfest, „Der Līgolieder-sänger“ und „Jānis’ Frau“. Dadurch, daß die Titel der Gedichte, die Feste bezeichnen, nicht im wie sonst im Lettischen bei Festtagsnamen üblichen Plural stehen, erscheinen die Gedichte auch als Wiedergabe von tatsächlichen Handlungen der jeweiligen Festgötter bzw. der agierenden Menschen. „Der Jahreslauf“ ist nicht einfach nur die Abfolge von Jahreszeiten, sondern – ganz entsprechend der Ordnung in Barons’ *daina*-Sammlung – die Abfolge von menschlichen Handlungen in Übereinstimmung mit den Erfordernissen der Natur. So sind die Festtage Tage der Liebe und durch den sozialen Rahmen der Feste in eine Regelmäßigkeit gebracht: Ostern ist das Fest, an dem die Liebe erwacht, Ūsiņš bringt den Frühling und das erste Stelldichein, Jāņi klärt die Treue, Māra dankt der Fruchtbarkeit, Jumis begleitet die Zeugung, es folgen noch die Anerkennung des symbolischen Todes, die Ankunft des Krieges (der zugleich der Krieg des tötenden Winters gegen die Natur ist) und das Winterfest, das als freundlicher Gast in jedes Haus kommt. Der Zyklus schließt ab mit einer *Verheißung*, die davon berichtet, was sich schon erfüllt hat (*Erfüllt ist die kluge Verheißung des Auseklis: / Unsere Landsleute haben das Wort der Einheit gerufen!*), und davon, was sich noch erfüllen wird: *Wenn Europa, das zertrümmerte, das alte, zusammensinken wird, – / Du (Riga) wirst dem zukünftigen eine neue Seele geben, / Indem du laut das folgende Wort rufen wirst, / Weißes Lettland, teures Vaterland!*

In den Zyklen „Sagenschrift“ (d.h. eine Schrift aus Sagen-Schriftzei-

chen, wie z. B. eine Runenschrift aus Runenschriftzeichen besteht) und „Wald und Fluß“ geht es Medenis um den Wahrheitsgehalt und die Wirklichkeit von Legenden und Liedern.⁸³ Das Gedicht „Saules koks“ („Der Sonnenbaum“) trägt mit der Sonne als Symbol für eine bessere Zukunft wieder symbolistische Züge. Die nur z. T. aus den *dainas* stammenden Vorstellungen von dem, was beim Sonnenbaum an sehr poetischen Naturereignissen passiert, bekommen eine politisch-existentielle Note der Hoffnung, wobei der Sonnenbaum *in* seiner Gegenwart und *durch* seine Gegenwart die Funktion trägt, die goldene Zukunft oder das zukünftige Heil *schon jetzt* präsent zu machen: *Es regnet durch dein Herz / Ferner Zeiten Alter; / Du hörst das Rauschen neuer Tage / Du rauschst der Morgenröte entgegen.* Dennoch ist die Interpretation des Sonnenbaums als Zukunftssymbol – oder etwa gar als Symbol nationaler Zukunft – nicht zwingend. Der Sonnenbaum ist nämlich auch der Baum des sich Wunders: *Ein Kind du – streck die Hand aus, – / Es blitzt der Schimmer der Zweige allein: / Vollbracht ist der höchste Bogen des Himmels, / Ūsiņš springt vom Pferd.* Und er ist der Baum des Nachdenkens: *In der Nacht irrst du zu dir, / Geh hinaus in die blaue Morgenröte, – / Es hebt der Sonnenbaum über dir wieder / Seine Blätter im Wind auf und nieder.* Damit eröffnet sich ein Problem der meisten Gedichte der vier Zyklen des mittleren Werks Medenis: Sie können politisch gelesen werden, sie könnten durch eine politische Symbolik entziffert werden, sie müssen es aber nicht zwingend. Medenis hat mit ihnen eine vielfältige und vielfältig rezipierbare, volkstümliche Poesie geschaffen. „Mīlnieces rīts“ („Der Morgen einer Galanin“) aus dem Zyklus „Wald und Fluß“ ist ein den litauischen *dainos* nachgebildetes Zweiglied. Medenis hat mehrere solcher Zweiglieder geschrieben. Eine Liebende bittet den Fluß, die Birke, den Wind, den Morgenstern und die Erdmutter, ihre Liebesqualen hinfortzunehmen, aber die Angesprochenen lehnen das ab. So ‚singt‘ sie z. B.: *Morgenstern, der du untergehst und verlöschst, / Lösche auch mich aus, führe mich aus meinem Haus der Not! / „Ich werde dich nicht auslöschen, deinen Platz / Werde ich zugleich mit meinem Untergang mit Sternen bedecken, / Selbst werde ich im Wohlgefühl der Dämmerung neu erglühen!“*

Medenis findet in den Zyklen „Sagenschrift“ und „Wald und Fluß“ tatsächlich einen zum lettischen Volkslied sehr ähnlichen Weltzugang: Es werden keine Klagen geführt, sondern die Welt ist in ihrem Sosein akzeptiert; es findet keine Gefühlsausprache statt, wenn auch Gefühle ‚von außen‘ beschrieben existieren; die Natur und ihre Beschreibungen beste-

⁸³ Vgl. das den Zyklus „Sagenschrift“ einleitende Gedicht mit gleichem Namen ebenda, S. 203 f.

hen aus Selbstzweck, nicht als Bildbereich, der menschliches Innenleben entäußert; es gibt keine epische Handlung, keine Narratio, allenfalls Szenen oder Situationen, die knapp beschrieben werden; bisweilen gibt es einige dramatische Elemente; es scheinen existentielle Fragen deshalb behandelt zu werden, weil Mensch und animierte Natur in einen großen Weltkontext eingesponnen sind – anders als in Medenis' vorherigen Gedichten werden die existentiellen Fragen aber nicht explizit ‚besprochen‘ oder gar ‚beantwortet‘; in welche Richtung die Zusammenfügung der in ihrem Sosein dargestellten Elemente zu interpretieren ist, bleibt offen; Dinge, Menschen, Erscheinungen werden ‚einfach‘ *besungen*. Diese Verfahren unterstützen den Eindruck, man habe es hier mit ‚männlichen‘ *dainas* zu tun. Genau das war auch Medenis' Ziel. Zu dem hochpoetischen Ausdruck der Zyklen „Sagenschrift“ und „Wald und Fluß“ hat Medenis nicht wieder zurückgefunden.

Mit den Zyklen „Velētājas“ („Die Bleuerinnen“; diejenigen, die beim Wäschewaschen am Fluß die Wäsche mit einem Waschbleuel bearbeiten), „Aiviekstes teikas“ („Die Sagen der Aiviekste“) und „Daugavas teikas“ („Die Sagen der Daugava“) hat Medenis eine Reihe von sehr schönen, zügig gereimten Vermärchen geschaffen. In dem Vermärchen „Dvēseļu namā“ („Im Haus der Seelen“) gestaltet Medenis Motive und Fabelteile aus Lautenbachs „Niedrīšu Vidvuds“ neu. Die Sammlung „Sagenschrift“ schließt mit dem Zyklus „Gesichter der Jahre“, der thematisch an die Gedichte vom Beginn der 30er Jahre anschließt. Wieder verfaßt Medenis nationale und soldatische ‚Erinnerungen‘ und schreibt eine Reihe von Lobgesängen auf Lettland. In „Die Gemeinde der Sänger“ greift er auch noch einmal das Lied bzw. das gemeinsame Liedersingen als Idee von der Einheit Lettlands und der Letten auf. „Gesichter der Jahre“ zeigt, daß es während der deutschen Besatzung Lettlands offensichtlich wieder möglich war, Patriotismus zu zeigen, wenn auch nicht in extremer nationaler Form. Vaterlandsliebe im Rahmen der offiziellen Linie mußte geradezu willkommen sein, da so der ‚gemeinsame‘ Feind Rußland sein konnte. Die Sammlung „Die Rose von Tērande“ (bis 1945) folgt einem solchen, an die neue politisch-militärische Konstellation angepaßten ‚abstrakten Patriotismus‘. Neben einer Reihe von Märchen- und Fabelstoffen ist der überwiegende Teil der Gedichte der Vaterlandsliebe, dem soldatischen Leben, der glorreichen Vergangenheit, die wiederaufleben könnte, und gegen Ende der Sammlung einer Untergangs- und Abschiedsstimmung, dem Leid der fliehenden Menschen sowie der Frage verpflichtet, was nach dem Krieg kommen wird. Medenis hatte wohl die Hoffnung, nach dem Krieg werde Lettland wiedererstehen (vgl. z. B. „Jaunā sieva – Die neue Frau“, „Atgriešanās – Rückkehr“ u. a.). Ein großer Teil der Dich-

tung der Sammlung „Die Rose von Tērande“ sind nicht nur historische Stoffe, sondern auch Medenis' Balladen. Die Wahl dieser Darstellungsart enthebt Medenis des Problems, einen expliziten Standpunkt in der schwierigen Gegenwartssituation zu beziehen (wie er es doch früher in seinen Gedichten so deutlich getan hatte), ohne daß ein gewollter Bezug der dargestellten historischen Stoffe zur Gegenwart verborgen bliebe. Das Poem „Uzvara pie Daugavas“ („Der Sieg an der Daugava“) greift z. B. den Stoff einer Schlacht auf, die der Polocker Fürst Boris im Jahre 1106 im Landstrich Zemgalen gegen Deutsche und Letten – gegen die damaligen Herren des Landes und ihre Soldatenknechte – verlor. Der implizite Bezug zur Gegenwartssituation wird in diesem Fall noch einmal durch die Veröffentlichung des Poems besonders deutlich: Das Poem war der lettischen Legion der deutschen Armee gewidmet und wurde 1944 in „Die Zukunft“, der Zeitschrift dieser Legion, erstveröffentlicht.

Die Sammlung „Der Kranz von Daugavgrīva“ (1947/48) und die sibirischen Gedichte (1949–1953) bilden noch ein beachtliches Teilœuvre. Zahlreiche Balladen schließen an den Zyklus „Die Rose von Tērande“ an, jetzt jedoch mit ‚neutraleren‘ Themen und entsprechend subtileren Aussagen. Zu den sibirischen Gedichten gehört auch das Poem „Dižvasara“ („Der erhabene Sommer“) in drei langen Gesängen, das Motive aus dem lettischen Landleben idyllenhaft behandelt. In einigen sonettähnlichen und in den wenigen volksliedhaften Gedichten versucht Medenis an die Entwicklungen seiner Zyklen „Sagenschrift“ und „Wald und Fluß“ anzuschließen (vgl. z. B. „Mežinieci – Die Jägerin“). Er findet aber nicht mehr zu der gestalterischen und bildhaften Tiefe von einst zurück. Die meisten Gedichte sind wieder Gedankenlyrik und Gefühlsaussprache – damit schließt Medenis an sein Frühwerk an, was auch schon die sonettähnliche Form der überwiegenden Zahl der Gedichte anzeigt. In der Regel wird ein einleitender, expliziter Gedanke in der Folge des Gedichts in einem knappen Bild illustriert. Die Gedanken und Empfindungen der Gedichte kreisen um Verlust, Vergänglichkeit und eine melancholische Stimmung. Elemente der lettischen Mythologie bzw. Pseudomythologie sind weiterhin fester, koloraturierender Bestandteil der Dichtung. In „Rīts“ („Der Morgen“) werden zunächst knapp die Naturerscheinungen eines Johannis-Morgens beschrieben, darunter auch *Schatten der Traurigkeit*. Auf diese hin argumentiert das lyrische Ich: *Weil das Herz weiß: du warst hier so nahe, / Daß die Blätter unsere Kränze berührten, / Und du flochtest dort deinen Atem wie Blüten! // Und dennoch gingst du ohne eine Nachricht zu hinterlassen, / Als ob du es vermocht hättest das Feuer der Liebe zu löschen, // Und auf einem Berg lächeltest du als einzige die Sonne an.* Das angesprochene Du könnte eine reale weibliche Person sein,

der die Liebe und Erinnerung des Dichters gilt. Es könnte im romantischen *code* gelesen Gott bzw. ein Gott sein, der in einem Baum wohnt und sich offenbart. Es ist aber Frau Lettland, die hier Objekt der Liebe, Erinnerung und Apotheose durch die Naturerscheinungen ist. Der Dichter hat den Glauben an sein nationales Lettland nicht verloren; es ist und bleibt ideales Ziel und Möglichkeit zur Vollkommenheit, was die Sonnen-symphonik des Kodaverses unterstreicht.

In der Romantik hatten literarische und nichtliterarische Texte dazu beigetragen, ausgehend von der Konstruktion des Privaten ein Bewußtsein für die Idee der Nation und des Nationalen zu schaffen. Literatur war das Medium dieses ‚Diskurses‘, und als solches bestimmte es die *codes*, derer sich die Bewußtseinsbildung bediente. Ab einem bestimmten Punkt war ‚Nation‘ und ‚Nationales‘ gestaltete, intelligible Wirklichkeit geworden. Jetzt ging es darum, diese Wirklichkeit zu entäußern und zu realisieren, d. h. zu institutionalisieren. Mit der Unabhängigkeit ihres Landes nach dem Ersten Weltkrieg war für die Letten dieser Realisierungsprozeß abgeschlossen. Doch die intelligible Wirklichkeit von ‚Nation‘ und ‚Nationalem‘ war deshalb ja nicht aufzugeben wie ein Joghurtbecher, den man wegwirft, weil der Inhalt seine geplante Bestimmung erfüllt hat. Wirklichkeitskonstruktionen sind Inhalt und Transportmittel zugleich und können deshalb nicht (so) einfach aufgegeben werden. Nun kehrte sich das Verhältnis von Literatur und Nation um. ‚Nationales‘ hatte das Primat, und in ihre latent wiederzuzukonstruierende Gegenwärtigkeit mußten sich alle anderen Disziplinen, so auch die Literatur einfügen.

Bērziņš rechtfertigte seinen ahistorischen Blick auf die *dainas*-Formen mit der Vollkommenheit, die die *dainas* für ihn hatten, weil seine Gegenwart gegenüber früheren Zeiten geistige und menschlich-nationale Vollkommenheit besaß. Da die *dainas* für ihn typischer Ausdruck oder Charakteristikum des Nationalen waren – Bērziņš verwandelt eine Idee der Romantik, indem er statt des romantischen ‚typischer Ausdruck des (einfachen) Volkes‘ ein zeitgenössisches ‚typischer Ausdruck der Nation‘ setzt, was nicht dasselbe ist, aber von ihm so gesehen wurde –, mußten auch die *dainas* insgesamt eine Vollkommenheit darstellen. Diese Mikrostruktur in Bērziņš’ Metrik-Artikel in der Literaturgeschichte von 1935 ff., die ‚Einbettung‘ von Literaturwissenschaft in eine Vorstellung von menschlicher und nationaler Vollkommenheit, wiederholt sich in der Makrostruktur der Literaturgeschichte.⁸⁴ Bevor in den Bänden 2 bis 6 die nationale Literatur chronologisch in Richtung auf die nationale „Erwek-

⁸⁴ Bērziņš hat also als Herausgeber seine Vorstellungen von Literatur und Nation für das Gesamtkonzept der Literaturgeschichte durchsetzen können.

kung“, Realisierung der Nation und menschlich-nationale Vervollkommnung hin abgehandelt wird, birgt der erste Band des Werkes eine ganze Reihe von einleitenden Aufsätzen, die nationale Literatur und nationales literarisches Schaffen legitimieren und in einen nationalen Kontext einbauen.

Professor Jansons behandelt zunächst den Zustand der lettischen Literaturgeschichtsschreibung und muß beklagen, daß die literaturgeschichtliche Forschung in Lettland noch nicht den *notigen Stand* erreicht habe.⁸⁵ Im ersten Teil, der „Graue Vorzeit“ übertitelt ist, erläutert dann Professor Balodis das Leben der „Alten lettischen Stämme“. Er betont den Kriegskarakter der lettischen Urahnen.⁸⁶ Es schließt sich ein Artikel von Professor Prīmanis an, in dem die Rassenlehre behandelt und die Beschreibung des typischen Letten vorgenommen werden. Wir erfahren etwas von der rötlich-weißen Haut der Letten, von ihrer recht stattlichen, nördlichen Körperdurchschnittsgröße, von ihren hellen Haaren und von ihrem Nasenindex. Die aktuelle politische Geschichte Lettlands wird ins Biologische gespiegelt, wenn die Auswirkungen der Herrschaft von Normannen, Deutschen und Russen auf die lettischen Gene und den Körperbau beurteilt werden: Der skandinavische Einfluß ist so dunkel, wie seine Geschichte damals unwichtig geworden war; der germanische Einfluß wird neutral beurteilt, denn „die Deutschen haben sich, ganz besonders auf dem Land, von den Letten abgegrenzt gehalten, so konnte in den alten Zeiten ihr Eindruck auf uns in anthropologischer Hinsicht nicht groß sein. Jetzt muß man allerdings viel öfter eine Vermischung von Letten und Deutschen bemerken.“ Was jedoch die Russen und ihren Einfluß betrifft, so konstatiert Prīmanis: „Die Zeit der russischen Herrschaft muß in anthropologischer Hinsicht für besonders ungünstig für uns erachtet werden, insofern weil eine ziemlich intensive Vermischung von Letten und Russen begonnen worden ist. Gerade auch die Letten, die nach Rußland auswandern und dort gar oft Russinnen heiraten, bringen in ihre Nachkommen russisches Blut ein, welche insofern einen Teil des den Letten charakteristischen Körperbaus verlieren.“⁸⁷ Es folgt Professor Endzelīns' Aufsatz zur „Lettischen Sprache“, den er schon in ähnlicher Weise in der *daina*-Ausgabe von 1928 ff. veröffentlicht hatte. Mit leichtem, aber deutlichem Biß wendet er sich gegen eine mit Slavismen und Germanismen angereicherte lettische Gegenwartssprache. Vorbildlich ist ihm hingegen die Sprache der *dainas*. Professor Šmits referiert anschließend über

⁸⁵ Latviešu literatūras vēsture (wie Anm. 59), Bd. 1, S. 56 f.

⁸⁶ Ebenda, S. 79 bzw. 81 ff.

⁸⁷ Ebenda, S. 100 f., Zitat S. 98 f.

die „Lettische Mythologie“. Sein Artikel hat programmatischen Charakter dadurch, daß er seine Meinung darlegt, die sicherste Quelle zur Rekonstruktion der Mythen seien die *dainas*. Diese Methode, die *dainas* als eine neue Quelle der Forschung zu erschließen, greift Bērziņš in seinem anschließenden Metrik-Artikel auf, indem er – heute für ein formales Thema ganz unverständlich – die Aussagen der *dainas* zu *Dievs* zusammenstellt und interpretiert.⁸⁸ Wenn sich Bērziņš im vierten Abschnitt seines Metrik-Artikels ebenfalls ausführlich über Humor und Satire äußert, so widerspricht er damit Gottfried Stender d.Ä., der meinte, die *dainas* kennten keinen Humor. Im fünften Abschnitt behandelt Bērziņš die „Gattungen des Gedichts“: Auch er muß zugeben, daß die *dainas* nicht episch sind, sondern lyrisch, ein echter Mangel, den er dadurch zu mildern versucht, daß er in den *dainas* dramatische Elemente und epische in den Volksmärchen findet. Professor Šmits behandelt im Anschluß an die *daina*-Metrik die Prosagattungen der Volkskunst und Professor Straubergs bespricht zuletzt archäologisch-ethnographisch die „Zeugnisse vom Geschmack und vom ästhetischen Streben der Altletten“. Natürlich kann Straubergs zeigen, daß schon für die vorhistorische Zeit zahlreiche ‚lettische‘ Funde belegt sind, die von relativ hohem künstlerischen Niveau sind. Auch das wendet sich gegen eine Diskussion vor allem des 19. Jahrhunderts, nach der das lettische Volk unkultiviert („undeutsch“) war.

Abgesehen von der obskuren Rassenlehre sind die Quellen aller anderen Artikel entweder archäologische Funde oder die *dainas* – doch nicht für historische Untersuchungen, sondern für die Korrektur der Gegenwart: als unverfälschte Quellen für die Beschreibung des Volkstümlichen („typisch Lettischen“). In seinem die Literaturgeschichte von 1932ff. insgesamt einleitenden Artikel „Das Wesen und die Bedeutung der Literatur“ hatte Professor Kārklīņš festgestellt: „Wir wollen die Herren im eigenen Lande sein“ ist die Grundaussage der lettischen Literatur in ihrem jahrhundertelangen Werdegang. (...) Die lettischen Schriftsteller (...) mühen sich die Devise zu erfüllen: homo homini deus. Diese allgemeinemenschlichen Bestrebungen sind in der lettischen Literatur aus dem Grunde stärker, weil sie unter dem Einfluß des christlichen Glaubens entstanden sind, der (!) den absoluten Wert des Menschen (!) in allen Völkern (!) anerkennt. (...) Wir sahen, daß die lettische Literatur große Bedeutung im Leben des einzelnen Individuums wie des ganzen Volkes hat.

⁸⁸ Dieser Abschnitt in Bērziņš' Metrik-Artikel geht zurück auf seinen früheren Aufsatz „Dievs latviešu mitoloģijā“ (Gott in der lettischen Mythologie), in: Austrums (1900).

Diese Bedeutung vergrößert sich noch, wenn wir in Betracht ziehen, daß die anderen Gebiete des geistigen Lebens der Letten (Philosophie, Ästhetik, Religion, Ethik) weniger ausgebildet sind. (...) Alle geistigen Bestrebungen der Letten haben sich in der lettischen Literatur konzentriert. Die tieferen Bestrebungen, heiligeren Gefühle und hehreren Triebe des Volkes haben in der lettischen Literatur eine Widerspiegelung gefunden. Sie ist die Quelle gewesen, aus der die Letten Kräfte bei schwieriger Arbeit, Begeisterung bei hellen Freuden und Erbauung bei schwerer Trauer geschöpft haben. (...) Sie hat die Letten zu tieferem Leben, zu vollerm Bewußtsein gerufen. Sie hat die Letten in nationaler Einheit gehalten. Sie hat zur Gründung des lettischen Staates geführt. In der lettischen Literatur liegt das Heiligtum, das Sakrament des lettischen Volkes, aus dem es von Generation zu Generation Kraft in (...) glücklichen wie in unglücklichen Tagen geschöpft hat und schöpfen wird.“⁸⁹ Das Lob der Literatur ist das Lob auf die eigene, nationale Literatur, die ihren Zweck am lettischen Volk erfüllt (hat). Es ist unschwer zu erkennen, woher Medenis die Gedanken von der Vollkommenheit der Nation, von der Vervollkommnung durch das Nationale und von der gottähnlichen Bedeutung des Dichters erhalten hat.

Im Vorfeld meines Artikels konnte ich mit der Herausgeberin Claudia Sinnig über die Ziele des Sammelbandes diskutieren. Sie gebrauchte dabei eine sehr anschauliche Metapher: Es gehe darum, den „Druck der Geschichte“ auf Schreibweise und Strukturen der Texte herauszustellen. Der Druck der Geschichte, das war in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts nicht nur die nationalistische Gegenwartspolitik und der zeitgenössische Begriff von Nation, das war auch das Erbe der Romantik und ihre Vorstellungen davon, was ein Volk gewöhnlich literarisch besitzt oder zu tun pflegt, das war die Suche des 19. Jahrhunderts nach den charakteristischen Wurzeln und nach dem typischen Eigentlichen der Letten, der Sprache und der Literatur. Der Druck der Geschichte – Medenis hat sich ihm ergeben.

⁸⁹ Ebenda, S. 20.

Landschaft und Erinnerung – Der „sarmatische Kosmos“ Johannes Bobrowskis*

von Leonore Martin

Als Anfang der 90er Jahre der Eiserne Vorhang fiel, kehrte die Region zwischen Oder und Peipussee als eigenständiger Landschaftsraum mit seiner spezifischen Historie wieder ins öffentliche, ins kollektive Bewußtsein zurück. Für die Nachkriegsgenerationen war dies jedoch keine Wieder-, sondern eine Neuentdeckung. Waren sie im Westen Deutschlands mit Skepsis und Ablehnung gegenüber Vertriebenenfunktionären und deren postulierten Zielen groß geworden, war in der DDR das Kapitel „ehemalige deutsche Ostgebiete“ politisch tabuisiert gewesen. Ohne tradierte persönliche Bezüge oder gar Erinnerungen erliegen nunmehr viele der Faszination jener Gegend, gehen auf Spurensuche nach „vergessenen Landschaften, vergessenen Menschen, vergessener Geschichte“.¹ Bei dieser Suche besinnt man sich auf den Fundus des kulturellen Gedächtnisses,² indem verbliebene Zeitzeugen befragt, Texte, Bilder, Landkarten und Dokumente herangezogen werden. Dabei erfolgt die Aneignung, Wertung und Selektion der Wissensbestände nicht wahllos, sondern nach Kategorien, die von der Gegenwart, von aktuellen Erfahrungen bestimmt sind. So lassen sich aus den gleichen Fakten unterschiedliche Befunde ableiten. Daraus konstituieren sich verschiedene „Interpretations-“ oder „Erinnerungsgemeinschaften“.³

Teil dieses Prozesses war auch der Beginn einer neuen Rezeption des Werkes von Johannes Bobrowski. Nach seinem frühen Tod im Jahre 1965 hatte sich das Interesse an Dichter und Werk während der 70er und 80er Jahre „zunehmend in die Seminare“⁴ verlagert. Seit der Öffnung galt und

* Die lebensgeschichtlichen Daten folgen vor allem der akribisch recherchierten Bobrowski-Chronik. Daten zu Leben und Werk, zusammengest. v. Eberhard Haufe. Würzburg 1994.

¹ Dietmar Albrecht, *Wege nach Sarmatien. Zehn Tage Preußenland. Orte, Texte, Zeichen.* Lüneburg 1995, Klappentext.

² Vgl. Jan Assmann, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: *Kultur und Gedächtnis*, hrsg. v. Jan Assmann u. Tonio Hölscher. Frankfurt a.M. 1998, S. 11 ff. Assmann begreift das kulturelle Gedächtnis „als Archiv, als Totalhorizont angesamelter Texte, Bilder, Handlungsmuster ...“.

³ Vgl. Peter Burke, *Geschichte als soziales Gedächtnis*, in: *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, hrsg. v. Aleida Assmann u. Dietrich Hart. Frankfurt a.M. 1991, S. 289.

⁴ Johannes Bobrowski oder Landschaft mit Leuten, in: *Zusammenarbeit mit Ute Doster* hrsg. v. Reinhard Tgahrt. Marbach a.N. 1993 (Marbacher Kataloge. 46), S. 263 f.

gilt dieser ostpreußische Dichter vielen als authentischer Chronist des „Landes um die Memel“. Exemplarisch ist die folgende Aussage einer Autorin, Jahrgang 1951: „Bobrowski erinnerte sich gegen den allgemeinen Trend. Er verknüpfte die tragischen Ereignisse, die ihn selber aus seiner Heimat vertrieben, mit der deutschen Schuld, und er definierte als den eigentlichen, größten Verlust, daß damit das wunderbar lebendige Völkergemisch untergegangen war. (...) Mit Bobrowski entdeckte ich Mitteleuropa, begann, das Land um die Memel herum als Exempel zu sehen für einen großen historischen Raum, in dem die Gemengelage typisch war, und wir, die Deutschen, mit unendlich vielen Fasern darin verwoben.“⁵

Damit dürfte knapp umrissen sein, warum sich die „Erinnerungsgemeinschaft“ der Nachgeborenen weitgehend auf Bobrowski beruft, er zu ihrem „Leitmotiv“⁶ wurde: Die moralisch-politische Diktion seiner Dichtung und seiner Selbstaussagen in Interviews entspricht dem normativen Selbstbild dieser Generationen. Ihre Lesart des Œuvres verknüpft literarische mit nicht-literarischen Texten und stellt damit den verbindlichen Bezugsrahmen dafür her, wie man sich dem Themenkomplex „die Deutschen und der Osten“ nähert. Ein „Erinnern gegen den Trend“ setzt indes eine Wertperspektive voraus. Solch ein Blickwinkel schließt jedoch ein „Relevanzgefälle“⁷ ein, das den Wissensfundus strukturiert. Weil dadurch „Erinnerung“ selektiert, ist sie keinesfalls mit „Authentizität“ gleichzusetzen. Auf diese Diskrepanz stößt man bei Johannes Bobrowski zwangsläufig. Zieht man die verschiedenen Quellen heran, die akribisch recherchierte Biographie „Bobrowski-Chronik“, die zu Lebzeiten veröffentlichten Texte einschließlich der Selbstaussagen sowie den umfangreichen Korpus unveröffentlichter Texte und Briefe, dann zeigen sich unterschiedliche Facetten des Dichters, die offenbar auf miteinander konkurrierenden Erinnerungen, auf der Differenz zwischen offizieller und individueller Erinnerung, beruhen.

Bobrowskis erster Gedichtband „Sarmatische Zeit“ erschien 1961 und bescherte dem Autor Ruhm in beiden Teilen Deutschlands. Bobrowski, am 9. April 1917 in Tilsit (Ostpreußen) geboren, war zu diesem Zeitpunkt bereits 44 Jahre alt. Vor seinem späten Buchdebüt lagen – vom breiteren Publikum unbemerkt – lange Jahre des Ringens um die Anerkennung als Autor, um die Möglichkeit zu publizieren – und nicht zuletzt um ein

⁵ Ulla Lachauer, Land der vielen Himmel. Memelländischer Bilderbogen. Die Photosammlung Walter Engelhardt. Berlin 1992, S. 10.

⁶ Albrecht, Wege (wie Anm. 1), S. 13.

⁷ Assmann, Gedächtnis (wie Anm. 2), S. 14: „Es gibt wichtige und unwichtige, zentrale und periphere, lokale und interlokale Symbole, je nach der Funktion, die ihnen in der Produktion, Repräsentation und Reproduktion dieses Selbstbildes zukommt.“

Thema. Die zeitgenössische Kritik hatte davon jedoch wenig Kenntnis, so daß das Erscheinen des Bändchens des bis dato unbekanntem Lyrikers die Leserschaft wegen ihrer ungewöhnlichen, vollendeten, eigenen lyrischen Sprache faszinierte. Verwirrend nicht nur für das Durchschnittspublikum waren hingegen nicht allein der Buchtitel, sondern auch mancherlei Sujets in den Gedichten, so beispielsweise die Aufzählung altpreussischer Gottheiten in der „Pruzzischen Elegie“. Bobrowski fügte dem Anhang des Bändchens Erläuterungen zu den Gedichten bei – knappe Exkurse in Geographie, Geschichte und Mythologie. Damit legitimierte sich Bobrowski als Träger von Spezialwissen und wurde zunehmend von der Leserschaft auch entsprechend wahrgenommen. Diese Funktion innerhalb des kulturellen Gedächtnisses erweiterte Bobrowski im Laufe der wenigen Jahre, die ihm in der literarischen Öffentlichkeit noch vergönnt sein sollten zu dem Anspruch, „meinen deutschen Landsleuten etwas zu erzählen, was sie nicht wissen. Sie wissen nämlich nicht über ihre östlichen Nachbarn Bescheid. Bis heute nicht. Sie schätzen sie falsch ein; sie sehen sie nicht; sie kennen ihre Historie nicht.“⁸ Daß Bobrowski jedoch „nur wegen dieses Themas angefangen (habe) zu schreiben“,⁹ ist dabei Legende.

Erste Gedichte sind bereits aus dem Jahr 1935 nachweisbar.¹⁰ Bobrowski besuchte zu jener Zeit das humanistische Altstadt-Kneiphof-Gymnasium im ostpreussischen Königsberg. Es zog ihn früh zur Kunst: Er komponierte und unternahm zwei ausführliche Bildungsreisen, die ihn aus der seinerzeit östlichsten deutschen Großstadt durch die wichtigsten Museen, Kirchen und Dome in Süd- und Westdeutschland führten. Jene Gegend – und nicht das damals litauisch besetzte Memelland, das er während der Sommerferien besuchte – wurde zum Gegenstand seiner frühen Lyrik, etwa in den Gedichten „Würzburg/Abends“¹¹ und „Heidelberg/Abends“¹². Diese Versuche wiesen keinerlei Hinwendung zu östlichen Su-

⁸ Meinen Landsleuten erzählen, was sie nicht wissen/Ein Interview von Irma Reblitz, Ende März 1965. Zit. nach: Johannes Bobrowski, Gesammelte Werke (GW) in sechs Bänden, hrsg. v. Eberhard Haufe. Bd. 1: Die Gedichte. Berlin (Ost)/Stuttgart 1987; Bd. 2: Gedichte aus dem Nachlaß. Berlin (Ost)/Stuttgart 1987; Bd. 3: Die Romane. Berlin (Ost)/Stuttgart 1987; Bd. 4: Die Erzählungen/Vermischte Prosa und Selbstzeugnisse. Berlin (Ost)/Stuttgart 1987; Bd. 5: Eberhard Haufe, Erläuterung der Gedichte und Gedichte aus dem Nachlaß. Stuttgart 1998; Bd. 6: Holger Gehle, Erläuterungen der Romane und Erzählungen, der vermischten Prosa und der Selbstzeugnisse, Stuttgart 1999; hier GW, Bd. 4, S. 480.

⁹ Ansichten und Absichten/Ein Interview des Berliner Rundfunks, 2. September 1964. Zit. nach: GW, Bd. 4, S. 471.

¹⁰ Eine Auswahl ist, wohl eher zufällig, im Nachlaß erhalten.

¹¹ GW, Bd. 2, S. 10.

¹² Ebenda, S. 11.

jets auf.¹³ Bobrowski war noch auf der Suche, seine Verse konventionell. Eine Manuskriptensendung für die Heftreihe „Das Gedicht. Blätter für die Dichtung“ erhielt er 1936 mit dem Hinweis auf das noch fehlende „einmalige unverwechselbare Schicksal“ zurück. Was dann folgte, war geradezu paradigmatisch für die jungen Männer seiner Generation: Nach dem Abitur 1937 leistete Bobrowski einen zweijährigen Militärdienst ab. Als Soldat der Wehrmacht nahm er vom ersten Tag an am Überfall auf Polen im September 1939 teil. Anhand seiner Briefe von der Front läßt sich ziemlich genau rekonstruieren, daß Bobrowski – unfreiwillig – an wichtigen Abschnitten des Zweiten Weltkrieges stationiert war. Sie zeigen auch, daß Bobrowski zu keiner Zeit mit seiner Situation haderte. Er thematisierte nicht den Krieg und dessen Folgen, sondern vornehmlich eigene Lektüreerlebnisse und kunstgeschichtliche Betrachtungen.¹⁴ So gelangte Bobrowski während des Polenfeldzuges bis nach Częstochowa (Tschenstochau), wo ihn die Ikone der „Schwarzen Madonna“, ein Nationalheiligtum der Polen, im Paulanerkloster beeindruckte. Lediglich Tage zuvor hatte die Wehrmacht in der Stadt die erste Massenexekution an der Zivilbevölkerung durchgeführt ...

Das eigentliche Thema für Bobrowski waren seine literarischen Ambitionen. In Briefen an die Familie, an Freunde, an potentielle oder tatsächliche Förderer seines Talentes war ungeachtet der äußeren Umstände hauptsächlich die Rede von der Hoffnung auf Veröffentlichungen, geplanten Lesungen, von verworfenen oder neuen Plänen. Dieses wenigstens fiktive Lebenskonzept als literarische Existenz garantierte ihm einen inneren Raum, der zunehmend als Gegenentwurf zur Realität des Krieges und später der Gefangenschaft fungierte. Es sollte sich noch zeigen, daß dieser Lebensplan das einzige Kontinuum war, das während des Krieges Bestand hatte und so die Vor- und die Nachkriegszeit verband.¹⁵

Am 22. Juni 1941 überschritt Bobrowskis Kompanie bei der ostpreußischen Stadt Eydtkau¹⁶ die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion, wie sie seit der sowjetischen Annexion der baltischen Staaten im August 1940 bestanden hatte. Das Schicksal wollte es, daß Bo-

¹³ Vgl. Eberhard Haufe, Zur Entwicklung der sarmatischen Lyrik Bobrowskis 1941–1961, in: Wissenschaftliche Zeitschrift Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe XXIX (1975), H. 1, S. 53–74, hier S. 53.

¹⁴ Bobrowski ist dabei kein Einzelfall. Heukenkamp charakterisiert diese Erscheinung als Habitus des „gebildeten Soldaten“. Vgl. Ursula Heukenkamp, „Neues hat nie begonnen“. Das Wandlungsthema im Gefangenschaftsbericht von Johannes Bobrowski, in: Unerwünschte Erfahrung. Kriegsliteratur und Zensur in der DDR, hrsg. v. ders. Berlin/Weimar 1990.

¹⁵ Vgl. ebenda.

¹⁶ Bis zum 16. Juli 1938: Eydtkuhnen.

browski an selbiger Stelle bereits um 1930 als Zwölf- bis Dreizehnjähriger die damals deutsch-litauische Grenze passiert haben dürfte, um seine Verwandten in Kaunas, der Hauptstadt der unabhängigen Republik Litauen, zu besuchen. Nunmehr, reichlich zehn Jahre später, hatte sich die historische wie persönliche Konstellation völlig umgekehrt – Bobrowski kam mit den Eroberern, „in der Wölfe Spur“.¹⁷ Eine Woche später, am 28. Juni, erlebte der Obergefreite den Pogrom an den Juden von Kaunas, dem 3 800 Menschen zum Opfer fielen.

Bis Ende August 1941 gelangte die Truppeneinheit Bobrowskis an den Ilmensee in Nordrußland, ein erster Sondereinsatz im zerstörten Novgorod folgte. In dieser Zeit entstanden Landschaftsoden, die Bobrowski später als den eigentlichen Beginn seiner Dichtung wertete: „Zu schreiben habe ich begonnen am Ilmensee 1941, über russische Landschaft, aber als Fremder, als Deutscher“,¹⁸ sagte Bobrowski rückschauend in einem Interview aus seinem Todesjahr. Das stimmte freilich nicht ganz, aber die Gedichte brachten Bobrowski die ersehnte erste Bestätigung seines lyrischen Schaffens. Auf Vermittlung der Schriftstellerin Ina Seidel¹⁹ kamen 1944 sieben Gedichte in der Literaturzeitschrift „Inneres Reich“ zur Veröffentlichung. Die frühen Oden sind beherrscht von der Weite und Kühle der russischen Landschaft, die als Kriegslandschaft, als zerstörte Landschaft durchaus erkennbar ist, wenn auch nicht ohne den romantisch-morbiden Charme des Verfallenden. Die Natur, die zerstörten Städte und Kirchen sind entvölkert und statisch. Ein lyrisches Ich, das als Fremder, Deutscher, als Wehrmachtssoldat „reingeführt wurde in den russischen Osten“²⁰ fehlt jedoch:

„Zerstörten Treppen gleichend das Ufer geht,
ein Trümmerfeld von Häusern, aufleuchtend weiß
und rötlich, stumm hinab. Ein Turm. Dort
grünlich ein Stück noch von Kirchendächern.

Und Strauchwerk, wuchernd, das die Vernichtung bald
verschweigen wird. Da fährt hinab schon der graue Fluß
den weiten Bogen, bis der See sich
meergleich dem wandernden Blick eröffnet ...“²¹

¹⁷ GW, Bd. 1, S. 60f.

¹⁸ Notiz für die Anthologie „Widerspiel – Deutsche Lyrik seit 1945“, zit. nach: GW, Bd. 4, S. 335.

¹⁹ Ina Seidel (1885–1974). Deutsche Schriftstellerin, nach 1945 wegen ihrer wenig distanzierten Einstellung zum Nationalsozialismus in der öffentlichen Kritik.

²⁰ Meinen Landsleuten erzählen, was sie nicht wissen/Ein Interview von Irma Reblitz, Ende März 1965, zit. nach: GW, Bd. 4, S. 480.

²¹ Erstdruck: Märzheft 1944 des „Inneren Reiches“, hier zit. nach: GW, Bd. 1, S. 223.

Nach den Niederlagen der Wehrmacht und ihrem erzwungenen Rückzug war Bobrowski ab Herbst 1944 in Kurland stationiert, wo die Heeresgruppe Nord von sowjetischen Truppen im „Kurlandkessel“ eingeschlossen wurde. Hier entstanden zahlreiche Gedichte, die Bobrowski später unter dem Titel „Zeit aus Schweigen (Kurland 1944)“ zusammenfaßte. Diese Sammlung enthält unter anderem erstmals mehrere Gedichte mit lyrischen Motiven, die später als Chiffren im „sarmatischen“ Entwurf wiederkehren sollten: „Die Memel“, „Der Strom“, „Der Berg“. Hier in Kurland wurden die Erlebnisse aus Kindheit und Jugend, die regelmäßigen Fahrten ans andere Memelufer erstmals motivisch relevant. Vermutlich inspiriert durch die Ähnlichkeiten der Landschaften Ostpreußens und Kurlands, beide ehemaliges „Ordensland“, gezeichnet durch die Burgen des Ritterordens, schrieb Bobrowski, noch ganz der „Erlebnislyrik“ verpflichtet, im „Kandauer Herbstgedicht“²² von 1944:

„...Wir suchten nach der Türme verfallner Spur
und folgten jener langen Mauer,
wo sie ins dichte Gesträuch hinabstieg ...“

Neben solchem beschreibenden Duktus wendet Bobrowski in diesem Zyklus ein lyrisches Mittel an, das für die spätere Dichtung kennzeichnend werden sollte:

„Wieder in der Ferne bewegt deines
stumm-gewalt'gen Bildes Erinnerung das
Herz, als hört' ich deinen Choral die weiten
Eb'nen hinströmen.“

beginnt das Gedicht „Die Memel“²³ (1944). Das lyrische Ich ruft den Fluß aus der Erinnerung an, freilich noch erhaben-pathetisch, und imaginiert eine reale Vereinigung mit dem Fluß:

„Da die Fluten teilen und untertauchen
ganz in deine Heiterkeit, deiner Jugend
Märchen lauschen: da du den schwarzen Wäldern
zögernd enttratest.“

Am 8. Mai 1945, dem Tag, an dem die Wehrmacht bedingungslos kapitulierte, kam Bobrowski in sowjetische Kriegsgefangenschaft, die ihn für

²² GW, Bd. 2, S. 71.

²³ Ebenda, S. 62f.

vier Jahre in das Donezbecken führen sollte. Neben der Schwerstarbeit als Kohlenhauer unter Tage und auf einer Baustelle in der Steppe verfolgte Bobrowski weiterhin literarische Pläne. So vermeldete er seinen Eltern auf einer Karte: „Viel Verse. Gingen überall herum.“ Der Odendichtung der Kriegsjahre folgte nun konventionelle Reimlyrik, darunter ein zwölfstrophiges „Heimatgedicht“.

Johannes Bobrowski kehrte Weihnachten 1949 aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft in das elterliche Haus²⁴ nach Berlin-Friedrichshagen in den Osten der Stadt zurück. Er war 32 Jahre alt, zehn Jahre waren seit Kriegsbeginn vergangen, und er gehörte zu jener Generation, „deren Berufsausbildung ausgefallen war“²⁵ und die sich, nicht mehr ganz jung, in eine völlig veränderte Welt integrieren mußte. Der Heimkehrer Bobrowski, von dem seine Eltern in dieser Zeit „unbestimmt Großes erwarten“, arbeitete nach einem kurzen Zwischenspiel als Jugendreferent der Berliner Volksbühne seit 1950 als Lektor in einem Kinderbuchverlag. Er schrieb einen Bericht über die ersten Jahre der Gefangenschaft. Daneben entstanden auch Gedichte, die Bobrowski als „Klärungsversuche einer künftigen Existenz“²⁶ auffaßte. Wie ernsthaft diese Bemühungen waren, unterstreicht die Tatsache, daß er gleichzeitig seine ältere Lyrik der Jahre in Rußland zwischen 1945 und 1948 mit Hilfe von Kriegskameraden aus dem Gedächtnis rekonstruierte, neu ordnete, Reinschriften anfertigte und in Zyklen zusammenstellte. Die Gedichte der Jahre 1950 bis 1952 markieren eine Suche nach eigenständiger Sprache, wobei er den „ganz großen Einfluß Hölderlins, Klopstocks, Rilkes, Hofmillers, Barlachs, Brittings, Stifters und unzähliger anderer“²⁷ einräumte. Thematisch waren die Gedichte weiterhin different, Liebeslyrik steht neben inhaltlich wie formal sehr anspruchsvoller kunstthematischer Lyrik. Auch in dieser Periode des Experimentierens war vorerst keine Konzentration auf „östlich-sarmatische“ Sujets erkennbar – im Gegenteil: Bobrowski hielt zu diesem Zeitpunkt die Phase der Gedichte, die „das Erlebnis der nordrussischen Landschaft um den Ilmensee herum“ bearbeiten, für „abgeschlossen“. Ein Irrtum, wie sich zeigen sollte. Schon zwei Monate später entstand mit „Städte sah ich“, das erste Gedicht in der freirhythmischen Verssprache, und mit der „Pruzzischen Elegie“²⁸ vom Juli 1952 war auch das Thema angeschlagen, das für das weitere Werk Bobrowskis charakteristisch werden sollte.

²⁴ Die Eltern waren bereits 1937/38 aus Königsberg nach Berlin-Friedrichshagen umgezogen.

²⁵ Heukenkamp, Neues (wie Anm. 14), S. 234.

²⁶ An Hans Ricke 8. Januar 1952, zit. nach: GW, Bd. 5, S. 316f.

²⁷ An Hans Ricke 8. Januar 1952, zit. nach: Bobrowski-Chronik (wie Anm. *), S. 31.

²⁸ GW, Bd. 1, S. 33ff.

„Volk
 der schwelenden Haine, der brennenden Hütten, zerstampfter
 Saaten, geröteter Ströme –
 Volk, geopfert dem sengenden
 Blitzschlag; dein Schreien verhängt vom
 Flammengewölke –
 Volk,
 vor des fremden Gottes
 Mutter im röchelnden Springtanz
 stürzend –
 Wie vor ihrer erzenen
 Heermacht sie schreitet, aufsteigend
 über dem Wald! wie des Sohnes
 Galgen ihr nachfolgt – –
 ...“

heißt es im Anruf des baltischen Volksstamms der Pruzzen. „Das Gedicht ruft die Erinnerung an das vom Deutschen Ritterorden ausgerottete Volk der Pruzzen herauf“,²⁹ kommentierte Bobrowski den Duktus der Elegie. Was hier stellenweise fremd und ungewohnt aufscheint – Bobrowski hat sich einmal selbstironisch zu einem „gemäßigten Exotismus“³⁰ bekannt – ist jedoch der Ausgangspunkt für eine Geschichtsauffassung, die als moralisch-politische Intention das weitere Gesamtwerk durchzieht. Die Schilderung des Kampfes des Ritterordens gegen die Pruzzen folgt dabei einem Überlieferungsschema des kollektiven Gedächtnisses, das dahin tendiert, bestimmte Begebenheiten in Form eines anderen Ereignisses darzustellen.³¹ Die Wahl des Erinnerungstropus trifft Bobrowski jedoch aus seiner Gegenwart, mit seinem Fundus an persönlichen Erfahrungen. Themenwahl als „Kriegsverletzung“:³² „Ich bin als Soldat der Wehrmacht in der Sowjetunion gewesen. Ich habe dort das noch vor Augen geführt bekommen, was ich historisch von der Auseinandersetzung des Deutschen Ritterordens mit den Völkern im Osten und von der preußischen Ostpolitik aus der Geschichte wußte.“³³ Solche konstruierten historischen Kontinuitäten und Parallelen entsprachen durchaus der offiziellen „antifaschistischen“ Historiographie der DDR. Der „erste sozialistische Staat auf deutschem Boden“ war wenige Jahre zuvor gegründet worden, die Themen „ehemalige deutsche Ostgebiete“ sowie „Flucht und Vertrei-

²⁹ Anmerkung von Johannes Bobrowski, zit. nach: Ebenda, S. 286.

³⁰ GW, Bd. 4, S. 337.

³¹ Vgl. Burke, Geschichte (wie Anm. 3), S. 294.

³² Ansichten und Absichten/Ein Interview des Berliner Rundfunks, 2. September 1964, zit. nach: GW, Bd. 4, S. 471.

³³ Ebenda.

bung“ politisch bereits tabuisiert, und dies hatte selbstverständlich auch kulturpolitische und literarische Folgen.

Ende der 40er bis Anfang der 50er Jahre entstand in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR zahlreiche Lyrik und Reportagenliteratur, die ein neues Bild von Polen und die Oder-Neiße-Linie als quasi natürliche und geschichtliche Ostgrenze propagieren sollte. Besonders Autoren der älteren Generation, die aus dem Exil in den „antifaschistischen“ Teil Deutschlands zurückgekehrt waren wie Kurt Barthel (Kuba), Willi Bredel, Rudolf Leonhard, Hans Marchwitza, Friedrich Wolf, Max Zimmering und Arnold Zweig, ehemals Mitglieder des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ oder ihm nahestehend, veröffentlichten in der eigens gegründeten Monatsschrift „Blick nach Polen“ Arbeiten, die zu solchen Agitationszwecken entstanden waren. Ein polnischer Germanist charakterisierte rückblickend bereits 1978: „Es gehörte zur moralischen Aufgabe der Literatur im Nachkriegsdeutschland, den von dem Nationalsozialismus geschaffenen Mythos vom polnischen Untermenschen im Bewußtsein der Deutschen abzubauen. Der Weg, den die DDR-Literatur zunächst eingeschlagen hat, bestand darin, ein Gegenbild zu entwerfen, das um jeden Preis nur Positives enthält. Aus diesem Anliegen heraus entstand in der Literatur ein neuer Mythos, der Mythos von der uneingeschränkten Überlegenheit der Polen über die Deutschen.“³⁴

Für die politische Zwecklyrik jener Zeit war außerdem charakteristisch, daß sie das Verhältnis zwischen Polen und (DDR-)Deutschen lediglich in sozialen und ökonomischen Klassenkategorien gestalteten, was zwangsläufig zu einer Harmonisierung der Beziehung in den Texten führte.

„... Den Unterdrückten tagte die Befreiung,
uns aber spricht das Weltgewissen an.
So groß die Schuld! Und dennoch wächst Verzeihung
im neuen Polen nachbarlich heran.

Das Volk erkennt nach gültigen Gesetzen,
der Mann der Arbeit gleicht sich hier und da,
wir lassen uns nicht aufeinanderhetzen,
wie's eh'mals seit Jahrhunderten geschah.

Es klingen hier wie dort die gleichen Hämmer,
Maschinen dröhnen ihr gemeinsam Lied –
das ist die Zeit, wo aus dem Morgendämmer
ein neuer Tag für jedes Volk erglüht.

³⁴ Tadeusz Namowicz, Das Polenmotiv in der Literatur der DDR, zit. nach: Annäherung und Distanz. DDR-Literatur in der polnischen Literaturkritik, hrsg. v. Manfred Diersch u. Hubert Orłowski. Halle/Leipzig 1983, S. 324 f.

Zwei Völker rüsten sich zur Zeitenwende,
 es soll für immer Friede, Freundschaft sein.
 Seht, über Grenzen strecken sich die Hände,
 ehrliche Bruderhände – schlaget ein!³⁵

Was aus heutiger Sicht wie eine Fußnote der DDR-Literatur erscheint, war zur Entstehungszeit der offizielle, kanonisierte, gedankliche Standort einer vermeintlichen „Bewältigung“ der Vergangenheit, deren Historie man bewußt negierte: „Hafen von Szczecin: Blinkende Lichter, grün und rot. Rechter Hand liegt der neue Frachtbahnhof. Ich habe Stettin früher nie gekannt, nie gesehen. Aber Leute, die aus Stettin kamen, werden sich erinnern, daß an der Einfallstraße von Stargard ein Sumpf lag. Dieser Sumpf ist nicht mehr. (...) Längs der Kaimauer an der Stadtseite dehnt sich ein ungeheurer Bauplatz. Alles, was Schutt und Ruinen gewesen vom alten Stettin, zeigt hier eine verbeulte Kasserolle, dort ein verrostetes Tee-sieb. Hier baut die Jugend Polens eine ihrer großartigen ‚Trasas‘, eine Riesen-Verkehrsader.“³⁶

Die Metaphorik spricht für sich: Die Vergangenheit, das deutsche Stettin, wird von einem Morast, von unbrauchbar gewordenen Gerätschaften eines gewordenen Alltags symbolisiert, dessen Akteure im Text unterschlagen werden. Die Zensur revidiert die Geschichte, indem sie sie neu inszeniert.

Etwa zeitgleich begann Johannes Bobrowski an einem „Landschaften-Projekt“ zu arbeiten. Dessen Intentionen teilte er einem Kriegskameraden 1952 mit: „Ich will nicht schlechthin schöne Gedichte machen, – ganz abgesehen davon, ob ich es könnte oder nicht. Ich will etwas *tun* mit meinen Versen, mühevoll und entsagungsvoll *tun*. (...) Ich will etwas tun, wozu ich durch Abstammung und Herkunft, durch Erziehung und Erfahrung fähig geworden zu sein glaube. (...) Ich will, und ich habe mir Zeit gelassen, diese Absicht zu formulieren, in einem großangelegten (wenigstens dem Umfang nach) Gedichtbuch gegenüberstellen: Russen, Polen, Aisten samt Pruzzen, Kuren und Litauern, Juden – meinen Deutschen. Dazu muß alles herhalten: Landschaft, Lebensart, Vorstellungsweise, Lieder, Märchen, Sagen, Mythologisches, Geschichte, die großen Repräsentanten in Kunst und Dichtung und Historie. Es muß aber sichtbar werden am meisten: die Rolle, die mein Volk dort bei den Völkern ge-

³⁵ Karl Stitzer, Über Grenzen strecken sich die Hände. Blick nach Polen 12 (1950), S. 103.

³⁶ Kuba: Von Düsseldorf nach Warschau, zit. nach: Für Polens Freiheit. 800 Jahre Deutsch-Polnische Freundschaft in der Literatur, zusammengestellt u. hrsg. v. Manfred Häckel. Berlin (Ost) 1952, S. 332.

spielt hat. Und so wird die Auseinandersetzung mit der jüngsten Zeit, für mich: der Krieg der Nazis, einen wesentlichen und sicher den gewichtigsten Teil ausmachen. So werde ich in den Gedichten stehen, uniformiert und durchaus kenntlich. Das will ich: eine große tragische Konstellation in der Geschichte auf meine Schultern nehmen, bescheiden und für mich, und daran gestalten, was ich schaffe. Und das soll ein (unsichtbarer, vielleicht ganz nutzloser) Beitrag sein zur Tilgung einer unübersehbaren historischen Schuld meines Volkes, begangen an den Völkern des Ostens.³⁷ Dieser frühe große Plan, der hier wohlgermerkt aus einer privaten Quelle zitiert wird, war nicht durchzuhalten. Der enzyklopädische Anspruch, die Reflexion über Schuld und Mitschuld, aber auch das Wissen um Geschichtspassagen, die in der frühen DDR-Historienschreibung längst zu „weißen Flecken“ geworden waren, konkurrierten miteinander. Konflikt-erinnerungen sind immer auch Erinnerungskonflikte.³⁸ Um diese Widersprüche aufzulösen, bedurfte es eines konzeptuellen Systems,³⁹ das Bobrowski mit dem Rückgriff auf den spätantiken Namen für Osteuropa „Sarmatien“ entwickelte. Diese Vokabel ersetzte in den Gedichten allmählich den Heimatbegriff und ermöglichte eine Bedeutungserweiterung über die geographischen Koordinaten hinaus. „Sarmatien“ wurde von Bobrowski als Kunstwelt erschaffen. Es meinte einen Landschaftsraum, der von der Vergangenheit gespenstisch gezeichnet ist, in dem die Unschuld des klassischen Landschaftsgedichtes nicht mehr gilt. Der Begriff ermöglichte ein Abtauchen in die Prähistorie und eine Synthese von eigenen Erfahrungen Bobrowskis mit Material, das aus Chroniken und Büchern stammt.⁴⁰

Als Konstrukt einer idealischen Landschaft wurde „Sarmatien“ zum Ort der „gewollten Lebensgeschichte“⁴¹ Bobrowskis. Im Gegensatz zum klassisch-romantischen Idealtyp ist die sarmatische Landschaft jedoch nordosteuropäisch geprägt – herb, kühl und dunkel. Die reizvolle Weite der Landschaft scheint dagegen nur von ferne auf. Dieser Abstand zwischen dem Ich und der Natur der Gedichte ist retrospektiv, eine gegenwärtige Erfahrung ist nicht mehr möglich. Das Ich erlebt die Landschaft nicht real, sondern evoziert die Bilder aus dem Inneren. An dieser Stelle erweist sich Bobrowski als Dichter zwischen Tradition und Moderne. Die

³⁷ An Hans Ricke 9. und 10. Oktober 1956, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 290.

³⁸ Vgl. Burke, *Geschichte* (wie Anm. 3), S. 298.

³⁹ Vgl. J. Siegfried Schmidt, *Gedächtnis – Erzählen – Identität*, in: *Mnemosyne* (wie Anm. 3), S. 392.

⁴⁰ So setzte Bobrowskis Beschäftigung mit den litauischen Volksliedern, den *Dainos*, erst in der Berliner Zeit ein. Vgl. *GW*, Bd. 5, S. 36.

⁴¹ Heukenkamp, *Neues* (wie Anm. 14), S. 254.

Chiffren seiner lyrischen Sprache sind nicht arbiträr, er hält an ihrer Nichtaustauschbarkeit, ihren spezifischen Bedeutungen (z.B. geographischen Namen) fest, wenn auch in den Einzelbildern die Landschaften einander sehr ähnlich sind. Dies gilt nicht nur für die Stromgedichte,⁴² sondern setzt sich bei den Personengedichten fort, bei denen Bobrowski betonte, es handle sich um „keine Porträts, ... sondern (um) Anrufe an Sternbilder, nach denen der alte Sarmate die Himmelsrichtungen peilt“.⁴³ Die Toponymika in Gedichten wie „Die Memel“, „Die Jura“, „Die Daubas“, „Wilna“ usw. haben jedoch auch die Funktion von „Merkorten“:⁴⁴ Der geographische Raum wird zum Medium der Gedächtnisvermittlung.

Bobrowskis Dichtung beruft sich vornehmlich auf Erinnerungen. Legt man zugrunde, daß „Erinnern ... die aktuelle Sinnproduktion im Zusammenhang jetzt (d.h. in der Gegenwart; L. M.) wahrgenommener oder empfundener *Handlungsnotwendigkeiten*“ ist,⁴⁵ so erlaubt der Blick in Bobrowskis Nachlaß die These, daß dem Dichter die Diskrepanz zwischen öffentlich Sagbarem wie Postuliertem und tatsächlicher eigener Erfahrung durchaus bewußt war. Diese verschiedenen Schichten von Erinnerung können im Fassungsvergleich der Varianten des Gedichtes „Die Daubas“ herausgearbeitet werden. In einer frühen, zu Lebzeiten unveröffentlichten Fassung des Gedichtes⁴⁶ heißt es:

„Einfache Landschaft der Träume,
Daubas, Bild in den Händen
nun
dunkel am Rand –

Angetan mit falben
Farben der Wölfe
vor den Wäldern zogen
die Flüchtigen
fort,
Schritt vor Schritt,
in der Schwestern
Schrei. – ...“

⁴² Bobrowski schrieb zahlreiche Gedichte, in denen er Flüsse und Flußlandschaften aufrief. Vgl. GW, Bd. 1. Einzelinterpretationen dazu: vgl. Heukenkamp, Neues (wie Anm. 14), S. 202 ff.

⁴³ An Max Hölzer 12. April 1960, zit. nach: Bobrowski-Chronik (wie Anm. 27), S. 51.

⁴⁴ Vgl. Burke, Geschichte (wie Anm. 3), S. 293. Burke beruft sich hier auf Maurice Halbwachs.

⁴⁵ Schmidt, Gedächtnis (wie Anm. 39), S. 386, kursiv im Original.

⁴⁶ GW, Bd. 2, S. 311 f.

Die Landschaft, wiederum ein Erinnerungsbild, gefaßt in die Metapher einer Photographie, die von einem Brand in Mitleidenschaft gezogen, der vollständigen Vernichtung jedoch entkommen ist, wird zum Ort der Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges: Flucht und Vertreibung, Vergewaltigung der Zivilbevölkerung sind leicht entschlüsselbar. Das Fazit des Gedichtes weist jedoch in eine andere Richtung:

„So in der Nacht,
 einfacher Landschaft Bild
 in den Händen, Heimat,
 dunkel am Rand,
 ruf ich zu euch,
 Gequälte. Kommt, Juden,
 slavische Völker, kommt,
 ihr anderen, kommt,
 daß ich an eures Lebens
 Stromland der Liebe vertane
 Worte lernte, die Reiser,
 die wir pflanzen den Kindern,
 würden ein Garten.
 Im Licht.“

Daß Bobrowski diese Gedichtfassung wieder verwarf, liegt augenscheinlich an den konkurrierenden Erfahrungen, von denen die Rede ist, die sich im Text nicht zusammenfügen lassen: das Leiden der Deutschen in Ostpreußen zu Kriegsende und die ein wenig plakative Lösung des Konfliktes, die Utopie, mit den Juden und slawischen Völkern einen Garten anzulegen, um der Versöhnung willen.

Bobrowski kam auf das Daubas-Thema zurück. Im Gedichtband „Sarmatische Zeit“ findet sich unter diesem Titel ein Gedicht mit gänzlich anderem Duktus. Die Daubas ist hier ein Ort in Sarmatien und damit zum durchlässigen Zeichen dieses Raums geworden:

„Droben schwang der Wind.
 Wir lebten am Fluß in den Hütten.
 Dunkelnd die Ufer hinauf,
 tönte das Schilf.
 Wir waren Kinder mit unsern
 Herzen. Die sangen uns jahrhin.
 Anders nicht als die Erde
 kamen Fröste und Regen,
 Blitz und Gewölk, wie die Zeit –

wie die Zeit,
 die wir nahmen
 und gaben sie aus den Händen,
 rot von Früchten. Die Winter
 flossen ins Licht.

Das ist vergangen.
 Wir ließen die Dörfer dem Sande.
 Kaum wie ein Flößerruf
 zogen wir fort. ...⁴⁷

Auch die Verarbeitung der eigenen Kriegserlebnisse erfolgte auf diese Weise. 1956 stellte Bobrowski den Zyklus „Städte 1941“ zusammen. Die Jahreszahl 1941 ist dabei als Chiffre für den Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion zu verstehen, nicht etwa streng biographisch.⁴⁸ Unter dem Titel sind Reminiszenzen an Städte versammelt, durch die Bobrowski als Wehrmachtssoldat gekommen war und die in der frühen Odenichtung zum Teil schon Eingang gefunden hatten: „Kandava“, „Luza“, „Pustoschka“, „Nowgorod“. Doch im Gegensatz zu den Gedichten, die im Krieg entstanden waren, werden in „Städte 1941“ Krieg und Zerstörung nicht mehr nur konstatiert und ästhetisiert, sondern einer moralischen Wertung unterzogen:

„... Aber der Himmel
 lischt aus.
 Es ziehen die Rattenheere
 weich im Gestein, im feuchten
 Dunst, im versinkenden Wintergift.

Eh der Mond
 tritt aus der Wolke,
 dem Wasser zu schwindet der Zug.
 Deine zerbrochenen Dächer,
 Stadt. Dein Name wie Wind noch
 um ein Gebälk.“⁴⁹

Die Genese⁵⁰ des Zyklus zeigt die Arbeitsweise Bobrowskis recht gut – wie er Textpassagen veränderte, zwischen den Gedichten hin- und herschob, neu montierte. Auch hier soll keine ausgeprägte Individualität in der Schilderung der einzelnen Städte erreicht werden, sondern es soll die

⁴⁷ GW, Bd. 1, S. 69.

⁴⁸ So erklärt sich beispielsweise das Gedicht „Kandava“ innerhalb dieses Zyklus, obwohl Bobrowski erst ab 1944 in Kurland stationiert war.

⁴⁹ GW, Bd. 2, S. 294f.

⁵⁰ GW, Bd. 5, S. 360ff.

moralische Diktion deutlich werden, Bobrowskis Ansicht historischer Kontinuitäten.

„Und der Hügel, im Sand
der Mauerkränze verjährt
Drohung: die Burg, noch im alten
rötenden Zornglanz. Nun denken
wieder die Menschen der eisernen
Ritter, es nahn
her von Süden auf gleichen
Straßen, mit gleicher
schallender Rede die Nachfahrn.“⁵¹

Bobrowskis Anliegen, selbst „in den Gedichten (zu) stehen, uniformiert und durchaus kenntlich“,⁵² ist dagegen Vorsatz geblieben. Diese Konstellation hob Bobrowski, auch in seinen öffentlichen Äußerungen, in der weiter gefaßten und allgemeinen „langen Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volk zu Buch steht“,⁵³ auf. Bobrowski benannte „sein Thema“ erst ab 1960/61 auch öffentlich⁵⁴ in Interviews, poetologischen Texten, Vorträgen. Und er entwickelte dabei schnell Routine. In einem Entwurf für die Vorrede zu einer Lesung heißt es:

„... Weil ich ja die Konzeption, die ich für meine Arbeit habe, mit ein paar Gedichten nicht vorstellen kann. Ich muß sie also mit ein ‚paar‘ Worten erklären.
Ich komme aus ...
weiß daher ... Ostvölker – Deutsche“⁵⁵

Bobrowski, ein vorzüglicher Kenner der Topographie des „sarmatischen“ Landschaftsraumes, ging sogar so weit zu behaupten: „Ich bin vom Lande, vom allerplattesten, aus dem äußersten Winkel der ehemals deutschen Ostgebiete, wo man mehr litauisch sprach und wo Mickiewicz herkommt.“⁵⁶ Keine der beiden Aussagen entsprach der Realität: Weder in

⁵¹ GW, Bd. 2, S. 295.

⁵² An Hans Ricke 9. und 10. Oktober 1956, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 290.

⁵³ Notiz für Hans Benders Anthologie „Widerspiel – Deutsche Lyrik seit 1945“ 17. Juli 1961, zit. nach: GW, Bd. 4, S. 335.

⁵⁴ Vgl. Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 322.

⁵⁵ GW, Bd. 4, S. 334.

⁵⁶ An Peter Jukostra 23. Dezember 1957, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 449.

Tilsit, seiner Geburtsstadt mit knapp 60000 Einwohnern, noch in Rastenburg und Königsberg, wo er aufwuchs, sprach man mehr litauisch als deutsch. Ebensovienig stammte der polnisch-litauische Dichter Mickiewicz aus dieser Gegend; er war Ende des 18. Jahrhunderts im weißrussischen Novogrudek geboren worden.

Bobrowski konnte sich zu dem Zeitpunkt jedoch sicher sein, daß sich sein sarmatisches Konzept bei Kritik und Lesern als tragfähig erwiesen hatte. Er hatte seinen Weg in die literarische Öffentlichkeit gefunden, wurde zu Lesungen eingeladen, hatte zahlreiche Kontakte zu Schriftstellerkollegen in Ost und West, so auch zur seinerzeit kanonbestimmenden „Gruppe 47“. Daß der sarmatisch-enzyklopädische Lyrikplan vermutlich seit 1958, nachweisbar seit 1959, praktisch längst aufgegeben war,⁵⁷ läßt sich aus privaten Quellen im Nachlaß ersehen. Der Manuskriptvorrat reichte aber noch für den zweiten Gedichtband „Schattenland Ströme“, der bereits ein Jahr nach dem Buchdebüt erschien. „Mit ihm ist die Bestandsaufnahme meiner östlichen Vergangenheit wohl abgeschlossen“,⁵⁸ schrieb Bobrowski im Juli 1961. Für den Autor hieß das, seinen Standort neu zu bestimmen, sein Anliegen neu zu definieren oder zumindest zu modifizieren. Dabei waren ihm Anregungen von außen behilflich. Schon 1960 erreichte ihn die Anfrage seines Lektors von der Deutschen Verlags-Anstalt: „Schreiben Sie auch Prosa?“⁵⁹ Der Wechsel des Genres bedeutete indes keine Abkehr vom „sarmatischen Kosmos“. Der Erzähler Bobrowski variierte und erweiterte Sarmatien zum Handlungsort seiner Prosa, er siedelte seine Figuren dort an. Doch vorerst beinhaltete das Unternehmen Prosa für den Lyriker eine Anstrengung anderer Art: Zum Erzählen mußte das Inventar der sarmatischen Chiffren, der Sprachgestus erweitert werden, und dies hieß zuerst Quellenstudien:⁶⁰ „Um den Erzählerstandort so einzurichten, wie ich ihn brauche, mußte ich mir nicht bloß meine eigenen Erlebnisse, sondern auch meine Gegend aus dem Kopf schlagen ... Ich mußte mir – zeitlich wie topographisch – *eine Art neuer Heimat erarbeiten* ...“⁶¹

So sind die sarmatischen Orte, in denen die Prosa spielt – anders als in der Lyrik –, nicht mehr bloße Chiffren, sondern konkret und erkennbar. Das Lokalkolorit wird noch verstärkt durch die Erzählweise, durch das Einbeziehen von Umgangssprache, Dialekt, auch von Jargons. Doch die-

⁵⁷ GW, Bd. 5, S. 12.

⁵⁸ An Max Hölzer 21. Juli 1961, zit. nach: Bobrowski-Chronik (wie Anm. 27), S. 62.

⁵⁹ Felix Berner an Johannes Bobrowski 6. Mai 1960, zit. nach: Ebenda, S. 52.

⁶⁰ Die zahlreichen Quellen und Materialien, aus denen Bobrowski Anregungen bezog, dokumentiert ausführlich GW, Bd. 6.

⁶¹ GW, Bd. 4, S. 490 (kursiv L.M.).

se Töne brechen sich an der moralischen Intention der Erzählungen und Romane, die Bobrowski quasi in die Prosa „mitgenommen“ hatte.

Was sich hinter dem Konzept, „den Erzählerstandort einzurichten“, verbarg, machte Bobrowski mit seinem ersten Roman „Levins Mühle. 34 Sätze über meinen Großvater“ (1963) klar. Die Fabel des Buches basierte auf einer tatsächlichen Begebenheit, und der Titel suggerierte zudem autobiographische Authentizität. Der Roman behandelt den Kampf des Müllers Levin im Westpreußen des Jahres 1874 um sein Recht auf Schadensersatz gegen einen anderen Mühlenbesitzer, der seine Mühle geflutet hatte, um sich der Konkurrenz zu entledigen. Der historische Täter wurde verklagt und mußte zahlen; Bobrowski hingegen gestaltete die Fabel um und veränderte ihren Ausgang ins Gegenteil: Levin, der Jude, unterliegt. Der neben großem Zuspruch aufkommenden Kritik an einer solchen Vorgehensweise („Geschichtsklitterung“⁶²) entgegnete Bobrowski: „Natürlich habe ich nicht im Sinn gehabt, einen historischen Roman zu schreiben.“⁶³ Und er erläuterte zugleich: „Der Vorfall spielt nur eine untergeordnete Rolle, war sozusagen Anlaß – aber nicht der Grund. Ich wollte allgemeine Verhaltensweisen zeigen, nicht individuelle – und außerdem mehr zur Gegenwart als zur Historie sagen.“⁶⁴ Ungeachtet der Tatsache, daß „Levins Mühle“ ein schönes Stück Erzählprosa darstellt, unterlegt der Autor der wahren Begebenheit wiederum jenes „Relevanzgefälle“,⁶⁵ durch das historische Ereignisse dem eigenen Selbstbild und Wertehorizont gemäß selektiert und dargestellt, mithin interpretiert werden. Der postulierte Anspruch, „meinen Landsleuten erzählen, was sie nicht wissen“, also Bobrowskis Beharren auf Authentizität, kann so allerdings nicht erfüllt werden.

Die im ersten Roman aus moralischen Gründen praktizierte und zugestandene Geschichtsmodifizierung muß daher auch das Paradigma für die Interpretation seines zweiten und letzten Romans „Litauische Claviere“ darstellen, der posthum 1966 erschien. Im Roman verbindet Bobrowski zwei Handlungsstränge kunstvoll miteinander: Eine Ebene spielt im 18. Jahrhundert, zur Lebenszeit des Dichters und Pfarrers Christian Donalitiuss, die zweite im spannungsreichen ostpreußisch-litauischen Grenzgebiet des Sommers 1936. Zwei Herren aus Tilsit, dem Geburtsort Bobrowskis, Professor Voigt und Konzertmeister Gawehn, möchten eine

⁶² Gertrud Mentz an Johannes Bobrowski 31. Januar 1965, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 706.

⁶³ Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn/Ein Interview des Deutschlandsenders 13. März 1964, zit. nach: GW, Bd. 4, S. 465.

⁶⁴ An Gerhard Bobrowski 5. Januar 1965, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 706.

⁶⁵ Vgl. oben.

Oper über Christian Donalitus schreiben. Um sich über Details der litauischen Folklore zu beraten, fahren sie mit der Kleinbahn von Tilsit nach Willkischken im damals litauisch besetzten Memelland zum Dorfschullehrer Potschka. Um eine Kontinuität zwischen Donalitus und der Oper herzustellen, lassen die Akteure in ihren Gesprächen immer wieder die Bemühungen deutscher Philologen am Litauischen Seminar der Königsberger Universität um das Litauertum im 19. Jahrhundert Revue passieren: Es fallen Namen wie Kreuzfeld, Rhesa, Passarge, Ostermeyer, Schleicher.⁶⁶

Auf der anderen Seite des Flusses, im Memelland, treffen die Protagonisten auf eine gebrochene Idylle, die mit ihrem Anliegen wenig gemein hat: Hier prallen deutscher und litauischer Nationalismus mit ihren jeweiligen Gebietsansprüchen aufeinander, einerseits symbolisiert durch den Vaterländischen Frauenverein, der ein Bühnenstück über Königin Luise einstudiert, und eine Johannisfeuerfeier der Litauer auf dem Rombinus. Andererseits treten zeitgenössische Personen als Vorbilder für konkrete Handlungsträger namentlich direkt in Erscheinung, zum Beispiel Dr. Neumann, seinerzeit Chef der Sozialistischen Volksgemeinschaft, eines Ablegers der NSDAP, und Dr. Wilhelm Storost, genannt Vydunas, ein gebürtiger Deutscher, der sich als litauisch-nationalistischer Dichter und Theosoph profiliert hatte. Mit dem Figurenrepertoire im Roman kommt Bobrowski seinem Anspruch, einen umfassenden sarmatischen Kosmos zu beschreiben, recht nahe. Die spezifische Memellandproblematik, das Nebeneinander von Deutsch- und Litauertum im sogenannten Preußisch-Litauen zu jener Zeit, bildet zwar den Hintergrund und Motor der Romanhandlung, ohne jedoch konkret benannt zu werden. „Die Fiktion arbeitet mit Namen und Fakten der Historie, stellt die Situation des von Litauen annektierten Memellandes mit suggestiver Genauigkeit dar, daß der Leser und noch der Interpret, der sich in den Verhältnissen nicht auskennt, solcher quasi-authentischer Suggestion sehr leicht mehr ‚realhistorischer Richtigkeit‘ zutraut, als sie tatsächlich enthält.“⁶⁷

Diese vermeintliche realhistorische Richtigkeit war ein intendierter Effekt, der auf einem Spezialwissen des Autors beruhte, dessen Quellenstudien zu diesem Zweck offenbar enorm gewesen waren⁶⁸ und damit die Kenntnisse seines Lesepublikums um ein Vielfaches überstiegen. Die zeitgenössische Kritik begegnete dem Text mit einer „durch Wohlwollen ge-

⁶⁶ GW, Bd. 4, S. 286. Ausführlich kommentiert in: GW, Bd. 6, S. 163 ff.

⁶⁷ Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 770.

⁶⁸ Vgl. GW, Bd. 6, S. 163 ff.

dämpfte(n) Ratlosigkeit“,⁶⁹ zumal der Dichter ob seines Todes im Jahre vor der Veröffentlichung keine Kommentare und die Rezeption lenkende Interpretationshilfen mehr liefern konnte.

Am Ende des Romans steht noch nicht fest, ob die Oper tatsächlich fertig wird, und wenn ja: „Wer wird sie aufführen wollen? Oder können, jetzt, in Deutschland? Und in Litauen, wie stünde es damit?“⁷⁰ Zur Entstehungszeit des Romans war jedoch gewiß, daß eine solche Oper keine Chance haben konnte. Litauen war Teil der Sowjetunion geworden, Ostpreußen zwischen Rußland und Polen aufgeteilt, das Memelland gehörte zu Sowjetlitauen. Bobrowski dürfte dies bekannt gewesen sein. In seinem Werk dagegen sind der Hitler-Stalin-Pakt und die Annexion des Baltikums nie erwähnt worden, obwohl sie letztendlich auch ein Teil der „Verschuldungen“ gegen die Völker im Osten waren. Einen versteckten Hinweis gibt es vielleicht: In der Erzählung „Rainfarn“ (1964) werden Wilhelm Storost alias Vydunas Manuskriptblätter eines Werkes zur litauischen Geschichte vom Wind weggetragen. Der Erzähler fordert den Leser auf: „Helft ihm, da ist vielleicht die litauische Geschichte in Gefahr.“⁷¹

In seinen Kommentaren zu Themen und Werk begründete Bobrowski diese historischen Veränderungen mit einem Blick auf die Globalisierung: „Die Kontinente rücken zusammen, Technik ermöglicht ein Denken in Großräumen(.) Mit diesem Bewußtsein konzipiere ich eine Überschau des unwiderrufflich Vergehenden für einen Raum, in dem diese Bindungen an den Lebensraum besonders tief verstanden worden sind: aber als ein Reisender, wenn Sie wollen Wanderer, ein nicht mehr Dazugehöriger, als einer der kommt und weggeht/noch einmal gültig darstellen, ehe es ganz vergangen ist.“⁷² Dabei war es längst vergangen.

Der „sarmatische Kosmos“ von Johannes Bobrowski setzt sich aus einer Vielzahl von literarischen Texten, den tatsächlichen Erlebnissen des Dichters, der postulierten Biographie und zahlreichen Eigenaussagen zusammen. Jeder Baustein für sich genommen scheint plausibel, gegeneinander gelesen ergibt sich ein Bild des Landes um die Memel und seiner Geschichte, das nicht authentisch sein kann. Als Reiseführer vor Ort bzw. „Geschichtsbücher“ eignen sich die Texte Bobrowskis daher kaum, sie waren stets Dichtung und sie bleiben es.

⁶⁹ Heinrich Bosse, in: Neue Rundschau 78 (1967), H. 3, zit. nach: Bobrowski oder Landschaft (wie Anm. 4), S. 764.

⁷⁰ GW, Bd. 4, S. 288 f.

⁷¹ Ebenda, S. 115.

⁷² 3 Gesichtspunkte, zit. nach: Ebenda, S. 336.

In den Spalt zwischen Wort und Ding. Überlegungen zu einer Lokalisierung der Dichtung von Tomas Venclova

von Claudia Sinnig

Tief
in der Zeiteinschränkung,
beim Wabeneis
wartet, ein Atemkristall,
dein unumstößliches Zeugnis.¹
Paul Celan

Tomas Venclova ist der litauische Nachkriegsdichter *par excellence*. Er wurde am 11. September 1937 in Klaipėda (Memel) geboren – also in jener Stadt, in der die litauische Zwischenkriegszeit mit dem Einmarsch der Wehrmacht ins Memelland im März 1939 zuerst zu Ende gegangen war. Die Familie zog in die provisorische litauische Hauptstadt Kaunas. Als Litauen eineinhalb Jahre später an die Sowjetunion fiel, wurde der Vater, Antanas Venclova (1906–1971), überzeugter Marxist und Schriftsteller, zum Bildungskommissar (Bildungsminister) der Litauischen Sowjetrepublik ernannt. Sein Ministerium war eines der ersten, das in die Litauen nun wieder angegliederte Hauptstadt Vilnius umzog. Tomas Venclova hat an dieses nur einige Monate währende „Intermezzo“ in Vilnius im Jahre 1941 so gut wie keine Erinnerungen. Es wurde durch den Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion beendet. Der Vater floh nach Moskau, und er selbst verlebte die Kriegsjahre mit seiner Mutter in Kaunas. Erst 1947, als sich die erneut vereinte Familie in Vilnius niederließ, begann Tomas Venclova, wirklich Bekanntschaft mit der Stadt zu schließen. Sie hat ihm offenbar den ersten bewußten und nachhaltig prägenden Eindruck vom vorausgegangenen Kataklysmus vermittelt:

„Ich begann die Architektur von Vilnius also ziemlich früh als Zeichen zu verstehen. Sie sprach von etwas, und sie stellte ihre Ansprüche. Das war eine erhabene Vergangenheit inmitten einer sonderbaren und unwirklichen² Gegenwart, Tradition in einer plötzlich aller Tradition beraubten Welt, Kultur inmitten von Kulturlosigkeit ...

¹ Paul Celan, *Weggebeizt*, in: Ders., *Gedichte II*. Frankfurt a.M. 1995, S. 32.

² Hier wird von der veröffentlichten deutschen Übersetzung abgewichen, in der es statt „unwirklichen“ „ungewissen“ heißt. „Netikras“ bedeutet wörtlich „unwirklich“.

Von Kindheit an³ habe ich sehr stark, wenn auch vage empfunden, daß die Welt aus den Fugen geraten, auf den Kopf gestellt, verstümmelt war. Später dachte ich dann – und denke es eigentlich noch heute –, wir haben das Weltende schon hinter uns, was uns im übrigen mitnichten der Verantwortung enthebt.“⁴

Eine Verwirklichung dieser „unwirklichen Gegenwart“ erschien durch die Literatur möglich. Zunächst und vor allem deshalb, weil in der Literatur die *wirkliche* Geschichte zu finden war:

„In den späten Fünfzigern war ich Student an einer provinziellen sowjetischen Universität. Es gab einige, mich und ein paar Freunde, die an Literatur und Geschichte interessiert waren. Das gesamte Universitätssystem war so eingerichtet, daß wir so wenig wie möglich von authentischer Geschichte und authentischer Literatur erfahren konnten. Aber allmählich, unter großen Schwierigkeiten und mit nicht geringem Risiko begannen wir einiges davon auszugraben und zu heben und zu verstehen. Bücher, die die Zeit der Stalin-Pogrome überlebt hatten, maschinengeschriebene Kopien von Gedichten, Exilausgaben – alle wurden von Hand zu Hand gereicht ... Im gleichen Maße, in dem die Geschichte alptrauatisch war, war die Literatur großartig. Die einzigen Wirklichkeiten in dieser unwirklichen Zeit waren die ermordeten Schriftsteller.“⁵

Unter solchen Umständen ist es nicht erstaunlich, wenn Venclova schreibt, Lyrik sei „wirklicher als die [von ihm in Anführungszeichen gesetzte; C.S.] ‚Wirklichkeit‘, besonders die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts, das Körper zerstört, Seelen korrumpiert und Worte herabgewürdigt hat“.⁶ Oder wie es in einem seiner Gedichte aus den 90er Jahren heißt:

Žinau tik tai, kad jis praėjo (ar praeina) –/
tas juodas šimtmetis, galbūt ir ne juodesnis,/
už keleta kitų, bet ypatingo masto. /
Jis buvo nuoseklus. Jis kūnus vertė skaičiais, /
O sielas trupino į puvenas ir nulį, / (139)

Ich weiß nur, daß es vergangen ist (oder vergeht) –/
dies schwarze Jahrhundert, vielleicht auch nicht schwärzer /

³ Wörtliche Übersetzung aus dem Litauischen; in der veröffentlichten Übersetzung heißt es indessen „Als Kind“.

⁴ Tomas Venclova, Brief an Czesław Miłosz, in: Czesław Miłosz, Die Straßen von Wilna. München/Wien 1997, S. 129f.

⁵ Tomas Venclova, A Poet in Stalin's Winter, in: The New Republic vom 27. Oktober 1986, S. 42.

⁶ Tomas Venclova, Art and Danger, in: The New Republic vom 5. April 1993, S. 41.

als einige andere, aber von besonderem Ausmaß./
 Es war konsequent. Es verwandelte Körper in Zahlen,/
 und Seelen zerbröckelte es zu Moder und Null,/⁷

In Venclovas Lyrik wird die „sonderbare und unwirkliche Gegenwart“ der Nachkriegszeit zu jenem *Platz in der Zeit*, von dem es in seinem berühmten, nun auch in deutscher Sprache veröffentlichten Brief an Czesław Miłosz hieß:

„Vor kurzem las ich einen Essay von Thomas Mann – ‚Lübeck als geistige Lebensform‘. Darin ist die Rede von einer gelassenen, würdevollen, immer nach dem Mittelweg suchenden Welt; wichtig in dieser Welt sind Kategorien wie Vernunft, Pflicht, Heim und Herd. Das hat sich bestimmt geändert. Diese Kategorien sind uns nicht mehr ‚von Anbeginn‘ gegeben durch Tradition; sie können nur noch Aufgabe sein: das heißt, wir müssen erst reif werden für ein Pflichtgefühl, für ein vernünftiges, würdiges Leben, für einen eigenständigen, nichtmechanischen Platz, wenn nicht im Raum, dann in der Zeit, reif werden unter großen Mühen, immer darauf gefaßt zu verlieren. Das ist vor allem die Folge der Totalitarismen des zwanzigsten Jahrhunderts.“⁸

Von diesem Platz in der Zeit, der *Gegenwart*, ist beispielsweise in „Eilėraštis apie atmintį“, einem Gedicht aus den 60er Jahren die Rede, wo er als

[Ir ant] spragos, kurį vis tiek yra/
 Tarp būtojo ir būsimajo laiko.// (19)

... **Spalt**, den es trotzdem gibt/
 zwischen Vergangenheit und Zukunft.//

bezeichnet wird. Synonyme für „Spalt“ (lit. „spraga“) sind in Venclovas Lyrik z.B. „Abstand“ („atstumas“), „Zwischenraum“ („tarpas“) oder auch „Lücke“ („pertrūkis“) – u.a. in folgendem Vers, in dem laut Autorenkommentar⁹ „eine Dichtungstheorie gegeben wird“:

⁷ Hinter den Zitaten aus Gedichten von Tomas Venclova erscheinen in Klammern Seitenangaben für: Tomas Venclova, Rinktinė (Ausgewähltes). Vilnius 1999. Venclovas Gedichte erscheinen ohne, seine Sammelbände mit Angabe je eines Entstehungsjahres, so daß Datierungen der einzelnen Texte schwierig sind. Die Übersetzungen aller hier zitierten Verse sind Interlinearübersetzungen der Verfasserin. Die Interlinearübersetzungen der Texte von Venclova hat die Verfasserin für den im Rospo-Verlag (Hamburg) in Kürze erscheinenden Band deutschsprachiger (von Rolf Fieguth besorgter) Nachdichtungen eines Großteils der Gedichte von Tomas Venclova angefertigt.

⁸ Venclova, Brief (wie Anm. 4), S. 129f.

⁹ Tomas Venclova verfaßt zu seinen Gedichten Kurzkommentare, die er den Übersetzern zur Verfügung stellt, die er aber z.T. auch in litauische Sammelbände aufneh-

Ne atspindys, o pertrūkis tikrovėj (51)

Nicht Spiegelung, sondern **Lücke** in der Wirklichkeit

Wir werden nun in drei Schritten vorgehen. Zuerst wollen wir versuchen, uns durch eine Betrachtung des zeitlichen Aspekts dieses Platzes vornehmlich anhand eines Gedichts einen Zugang zu Venclovas Dichtung zu verschaffen. In ihr, so unsere Annahme, wird mittels sogenannter „diachronischer Umkodierungen“¹⁰ die Gegenwart anvisiert bzw. im letzten Wort vieler Texte auch erreicht. Sodann wird zweitens der Versuch unternommen, einer Verallgemeinerung dieser Umkodierungen in Venclovas Dichtung Konturen zu verleihen. Das heißt, es geht uns um die (in der Celan-Forschung so bezeichnete) „gedichtübergreifende Konsistenz-Bildung“¹¹ von Venclovas Sprechen. Eine solche Darstellung ist etwas riskant, weil sie neben anderem Entwicklungen in seinem Schaffen (seine Diachronie) ausblendet. Sie schafft aber auch die Voraussetzungen für den dritten Schritt, in dem wir, wiederum vorwiegend anhand eines Gedichts, einen Blick auf diesen Platz in der Zeit als sprachliche, poetische Vergegenwärtigung eines verlorenen Ortes bzw. einer verlorenen Welt werfen wollen, der, so wird die im darauffolgenden vierten Teil geäußerte Vermutung lauten, den meist ungenannten Namen Vilnius trägt.

Nebenbei: Diese Betrachtung wird, so weit es irgend geht, versuchen, ohne linguistische Termini auszukommen. Dies ist wirklich schwierig, weil Tomas Venclova nicht nur ein Lyriker ist, der als Dissident und Exilant den hohen Preis von Wort, Silbe, Buchstabe und Laut kennt, sondern überdies (vielleicht deshalb?) ein renommierter Fachmann auf dem Gebiet der Semiotik ist, und dieses Wissen selbstverständlich in den Dienst einer Dichtung stellt, die aufgrund ihrer „eschatologischen“¹² Entstehungsbedingungen „das Recht hat, alles zu nutzen, was ihr zuhanden ist“.¹³

men läßt. Die hier zitierten Kommentare stammen aus den von Venclova selbst vorgenommenen Interlinearübersetzungen ins Russische, die die Verfasserin für ihre Arbeit an den Interlinearübersetzungen ins Deutsche erhalten hat.

¹⁰ Tomas Venclova, Ten' i statuja (1994) (Schatten und Statue), in: Ders., Sobesedniki na piru (Gesprächspartner auf dem Festmahl). Vilnius 1997, S. 99.

¹¹ Winfried Menninghaus, Paul Celan. Magie der Form. Frankfurt a.M. 1980, S. 14. Menninghaus bezieht sich mit, wie er schreibt, „Konsistenz'-Bildung“ auf: Beda Allemann, Das Gedicht und seine Wirklichkeit, in: Etudes Germaniques 25 (Juillet-Septembre 1970), No. 3: Hommage à Paul Celan, S. 273.

¹² „Milosz, wie auch der Mehrheit der osteuropäischen Schriftsteller wurde zuteil, die Geschichte dort zu beobachten, wo sie *wirklich* und in eschatologischem Ausmaß stattgefunden hat.“ (Hervorhebung T.V.), in: Tomas Venclova, Czeslawas Miloszas: Neviltis ir malone (1978) (Hoffnungslosigkeit und Gnade), in: Ders., vilties formos (Formen der Hoffnung). Vilnius 1991, S. 474f.

¹³ Ebenda.

1. Der Spalt zwischen Vergangenheit und Zukunft

Nun ist die Gegenwart im Gegensatz zu Vergangenheit und Zukunft zwar eine (wirklich) seiende (d.h. nicht gewesene oder werdende), dafür aber eine schwer fassbare, weil flüchtige Angelegenheit. Leszek Kołakowski beispielsweise hat einmal geschrieben, sie gehe „schlicht über unseren Verstand“.¹⁴ Sie ist genaugenommen ein unendlich kleiner (d.h. gegen Null gehender) Punkt (Augenblick) zwischen Vergangenheit und Zukunft. Was sich indes zusammen mit diesem Punkt, also *gleichzeitig* mit der Gegenwart, in Bewegung befindet, wird ihrer zwar nicht ansichtig, dafür aber *teilhaftig*. Auf die Lyrik von Venclova bezogen bedeutet das, daß sie weniger auf ein Sprechen *von* der oder *über* die Gegenwart, als vielmehr auf ein *selbst* gegenwärtiges Sprechen abzielt. Wenn in diesen Gedichten oft auch *von* der Gegenwart, und zwar im unmittelbarsten Sinne von „Jetzt“ (und „Hier“), die Rede ist („*jetzt*, da der zweifache Start beim Hallen der Reflektoren herabfällt“, 98; „*Hier* endet der Sommer.“, 40; „beginnt *in dieser Stunde* der September“, 85 usw.), so wird damit das eigentliche Ineinsgehen des Sprechens mit der hier gerade noch äußeren, also jenseits dieses Sprechens liegenden Zeit signalisiert.

Ein solches Ineinsgehen mit der Zeit ereignet sich z.B. in einem Gedicht aus der zweiten Hälfte der 60er Jahre mit dem Titel „Ipuseja para, tyluma padideja garsuos ...“ („Die Tageshälfte nähert sich, die Stille wird größer in den Lauten ...“), das vollständig im Anhang 1 nachgelesen werden kann. Im Autorenkommentar heißt es u.a., in ihm sei die „Rede von einer *Gleichsetzung* von sich (oder einem starken Gefühl von Verbindung) mit den Umgekommenen ... der Stalinzeit, die nicht bis ins hohe Alter gelebt haben, das vererbt werden muß.“ (Hervorhebung C.S.).

Thema des Gedichts, so ließe sich auch formulieren, ist die Aufhebung des zeitlichen Geschiedenseins oder des zeitlichen *Nacheinander* der Umgekommenen und der Nachgeborenen. Mit anderen Worten, es findet eine Transformation von der Ungleichzeitigkeit zur *Gleichzeitigkeit* statt. Die Ungleichzeitigkeit ist zu Beginn des Texts ein bis ins Äußerste gesteigertes Nacheinander – von Stimme („Laute“) und Gehör: „Deine Worte verhallen im Dunkel ohne das Gehör berührt zu haben“ (1. Str., 2. Z.). Dieses radikale Getrenntsein in ein Diesseits und ein Jenseits bezeichnen auch die auf das Abwesende verweisende „Stille“ auf der ersten Zeile des Texts, die „Leere“ (2. Str., 4. Z.) und „Einsamkeit“ (3. Str., 8. Z.).

Es ist wesentlich, daß hier sowohl die Umgekommenen zu den Nachgeborenen als auch umgekehrt die Nachgeborenen zu den Umgekomme-

¹⁴ Leszek Kołakowski, *Horror metaphysicus*. München 1989, S. 39.

nen sprechen, daß wir es also mit wechselseitig austauschbaren bzw. nicht unterscheidbaren, übereinstimmenden bzw. „gleichgesetzten“ (wie es ja im Kommentar hieß) Adressaten und Adressanten zu tun haben.

Dies ist übrigens eine jener Tatsachen, durch die die poetische Welt Venclovas der Bild- und Symbolwelt des gnostischen Denkens, wie sie z.B. Hans Jonas beschrieben hat, ähnelt.¹⁵ So ist auch wie in den gnostischen Schriften das Erwachen, von dem in der ersten Strophe (5. Z.) die Rede ist, als ein Erwachen zum Traum und zur Wirklichkeit, zum Leben und auch zum Tode verstehbar. Auch dies ist für Venclovas Lyrik in gewisser Weise charakteristisch, heißt es doch z.B. in einem Gedicht mit dem Titel „Prisikélimas iš mirusiųjų“ (144 ff., „Die Auferstehung von den Toten“):

... netikri, ar esame, ar buvome nubudę. 145	... nicht sicher, ob wir erwacht sind oder waren.
---	--

Wir haben es, anders ausgedrückt, mit zwei allein durch entgegengesetzte Vorzeichen „verschiedenen“ (1. Str., 6. Z.), also symmetrischen Welten zu tun. Das Nichtsein ist ohne das Sein ebenso „unwirklich“ (1. Str., 3. Z.) wie das Sein ohne das Nichtsein.

Zwischen beiden, „in der Mitte der Leere, zwischen schwarzen und weißen Wolken“, wie es in der zweiten Strophe (4. Z.) heißt, aber gibt es einen Berührungspunkt. Dieser Punkt ist dort, wo das Seiende ins Nichtsein (in die Vergangenheit) verschwindet und wo das noch nicht Seiende (die Zukunft) im Begriff ist, sich zu ereignen. Er ist, anders ausgedrückt, die Gegenwart. Die Gegenwart wird in jenem Augenblick, da die Tageshälfte eintritt, also am Ende der dritten Strophe, d.h. genau in der *Mitte* des Texts, erreicht. Damit, so könnte man auch sagen, sind wir zugleich in der Lebensmitte im weiteren Sinne angelangt. Diese Lebensmitte im weiteren Sinne läßt sich auch als die Gegenwart des Gedichtes verstehen, denn Venclova ging zu dessen Entstehungszeit auf Mitte dreißig zu. Es handelt sich aber vor allem um jene Lebensphase, in der viele Opfer Sta-

¹⁵ „Der Kommende aber ist letztendlich mit demjenigen, zu dem er kommt, identisch – das erlösende Leben mit dem zu erlösenden Leben. Der Fremde von außerhalb kommt zu dem, der fremd ist in der Welt, und in auffallender Weise können Bestimmungsmerkmale des einen und des anderen abwechselnd bei ihnen auftauchen. Sowohl im Leiden als auch im Triumph läßt sich oft nicht unterscheiden, wer von beiden spricht oder auf wen sich die Aussage bezieht. ... Es gibt gute Gründe dafür, von einer aktiv-passiven Doppelrolle ein- und desselben Subjekts zu sprechen. Letztlich erlöst der herabkommende Fremde sich selbst, nämlich den vormalig an die Welt verlorenen Teil seiner selbst (die Seele): um ihn wiederzugewinnen, muß er selbst ein Fremder im Land der Finsternis werden und so eigentlich ein ‚erlöster Erlöser‘“, in: Hans Jonas, *Gnosis*. Frankfurt a.M./Leipzig 1999, S. 107.

lins der Tod ereilt hat. In diesem Text findet sich ein Bezug auf den russischen Dichter Osip Mandel'stam (geb. 1891), der wahrscheinlich 1938 (also kurz nach Venclovas Geburt) im Gulag gestorben ist.

Auf der vorletzten Zeile der dritten Strophe findet sich ein Zitat von Henrikas Radauskas (1910–1970), dem großen Vorläufer von Tomas Venclova aus der litauischen Zwischenkriegsliteratur. Der „Pfeil am Himmel“ stammt aus der letzten Strophe seines gleichnamigen Gedichts „Strėlė danguje“:

Aš – kaip strėlė, kurią netekęs proto/
Kareivis prieš apsupto tvirtovėj/
Paleido naktį į galingą dangų/
Prašyt pagalbos, bet, neradus Dievo,
Strėlė klajoja tarp šaltų žvaigždynų,
Nedrišdama sugrižt. //¹⁶

Ich bin wie ein Pfeil, die der um den Verstand gekommene/
Krieger in der vom Feind umstellten Festung/
Nachts in den mächtigen Himmel schoß/
Zu bitten um Hilfe, aber, Gott nicht gefunden,
Irrt der Pfeil zwischen den kalten Gestirnen/
Und wagt es nicht zurückzukehren. //

Eine Interpretation dieser Verse durch Venclova finden wir in seinem Artikel über Radauskas, wo es in Anlehnung an diese Verse u.a. heißt, Radauskas habe „dieses Litauen, diese kleine Sprach- und Kulturinsel nicht schlechter verteidigt als die Trojaner ihre Akropolis verteidigt haben ...“.¹⁷ Mit anderen Worten, wir haben es hier zugleich auch mit einem vor- oder unzeitigen Geschiedensein zweier litauischer Generationen zu tun. Darauf deutet im übrigen auch „iškirsti“ (3. Str., 5. Z.) – „gefällt“, in dem „išskirti“ – „getrennt“ deutlich mitschwingt.

Auf diesem zeitlichen Höhepunkt bleibt der Pfeil stehen, der dem (den) senkrecht nach oben weisenden Uhrzeiger(n) am Mittag gleicht. Gleichsam „außerzeitlich“ oder anders gesagt, in diesem sich nun über ca. 20 Zeilen erstreckenden Augenblick, geschieht die Transformation. Rein äußerlich wird dabei vom Tages- zum Jahreszyklus übergegangen. Wir haben es offenbar mit dem Ereignis der Tag- und Nachtgleiche, dem Äquinoktium zu tun, mit dem an einem Tag um den 23. September alljährlich der Herbst beginnt. Man könnte aber durchaus auch sagen, die-

¹⁶ Henrikas Radauskas, *Lyrika*. Vilnius 1980, S. 90.

¹⁷ Tomas Venclova, *Nenugalimoji arkadija*. Henrikas Radauskas. *Eilėraščiai, 1965–1970*. (1981) (Unbesiegbares Arkadien. Henrikas Radauskas. *Gedichte, 1965–1970*), in: Ders., *vilties formos* (wie Anm. 12), S. 338.

ser Übergang vom Sommer zum Herbst finde exakt in der *Mitte* dieses Tages statt. Darauf deutet vor allem das litauische Verb „pakitėja“ („verändern“) auf der 6. Zeile der letzten Strophe hin, dessen Präfix das Momenthafte eines Vorgangs bezeichnet. Aber auch „Septemberlicht“ (4. Str., 6. Z.) und der möglicherweise auf die sogenannten äquinoktischen Stürme hindeutende „Wind“ (4. Str., 5. Z.) verweisen auf die Tag- und Nachtgleiche.

Eine Überlagerung zweier oder gar mehrerer zeitlicher Höhepunkte ist in Venclovas Lyrik schlechthin nicht selten. So beginnt beispielsweise das Gedicht „Faidro tęsinys“ („Fortsetzung des Phaidrus“) mit:

Žemė **Sirius** valdžioj. **Zenitas** kaitrus. Valanda –/
kelinta po vidudienio. (143)

Die Erde in der Macht von **Sirius**. Der **Zenith** ist heiß. Die Stunde –/
die wievielte nach Mittag.

Solche Überschneidungen von zeitlichen Höhepunkten sind in Venclovas Dichtung oft Umschaltpunkte zwischen unterschiedlichen Zeitzyklen, d.h. mit ihnen wird von einer Zeit in eine andere hinübergegangen. Dabei hat es den Anschein, als werde zwischen einer in ihrer Zyklizität deutlicher vorher- und einsehbaren (eigentlich nicht wirklich zeitlichen, von ständiger Wiederkehr gekennzeichneten), auch mythologischen Zeit und einer nicht überschaubaren, d.h. offenen, eher linearen, ein- bzw. erstmaligen, historischen (bzw. biographischen) Zeit „geschaltet“.

Die seit der „Todesstunde“ verstrichene Zeit hat sich wie in einer Sanduhr als „weißer Nachkriegsstaub“ auf die Trümmerlandschaft gelegt. Einem Spiegelbild oder Negativ gleich erscheinen am Ende dieser (vierten) Strophe die schwarzen Schiffe auf dem Meer. Bei diesen letzten beiden Zeilen handelt es sich um eine Abwandlung der Verse „Odisej vozvratilsja, prostranstvom i vremenem polnyj“ („Odysseus kehrte heim, voll von Raum und Zeit“)¹⁸ von Mandel'stam.¹⁹ Das Schwarzgewordensein der Schiffe entspricht dem weißen Nachkriegsstaub. Mit Schwarz-Weiß-Kontrast und Spiegelung setzen sich im übrigen die Verse „Zwei *verschiedene* Ebenen, einander berührend am nebligen Rand“ der ersten Strophe (6. Z.) und „Mit *Wasserspiegelungen* und eines unsichtbaren Vogels Stimme/ in der Mitte der Leere, zwischen *schwarzen und weißen* Wolken.“ der zweiten Strophe (3./4. Z.) fort.

¹⁸ In dem Gedicht „Zolotistogo meda struja iz butylki tekla“, in: Osip Mandel'stam, *Sobranie sočinenij* (Gesammelte Werke). Bd. 1, Moskva 1993, S. 128.

¹⁹ Rimvydas Šilbajoris, *Pastabos apie Tomo Venclovos kūrybą* (Anmerkungen zu Tomas Venclovas Werk), in: Ders., *netekties ženklai* (Zeichen des Verlusts). Vilnius 1992, S. 454.

Das Meer ist nicht nur hier, sondern in Venclovas Dichtung insgesamt der Ort des Jenseitigen, d.h. sowohl des Vergangenen als auch des Zukünftigen bzw. des Nichtseienden schlechthin. Es umgibt wie in der (beispielsweise griechischen) Mythologie das Gegenwärtige, Hiesige. In diesem Fall handelt es sich um die ungelebte zweite Lebenshälfte der Opfer der Stalinzeit, die auf dem Festland (im Diesseits) eine Leerstelle hinterlassen haben („die *entleerten* Festungsgräben“, 4. Str., 3. Z.).

Die „horizontale“ Überschaubarkeit, d.h. die Gleichzeitigkeit dieser Jahre anstelle ihres Nacheinanders im darauffolgenden ersten Vers der fünften Strophe – „Das ist nur die Reihe der Jahre, der fremden Alter Reihe“ – ergibt sich aus ihrer „Jenseitigkeit“, aus dem Blick auf sie von *außen*. Die folgenden Verse „So verbinden sich *jenseits* der Hügel Regen und Gras“ verdeutlichen dies. Und schließlich sind auch die „Dinge“ bezüglich des „Wortbestands“ (lit. „žodynas“: „Wörterbuch“, „Wortbestand“) jenseitig: „So läßt die Dichte des Wortbestands die Schicksale der Dinge zusammenwachsen“. Spätestens hier wird klar, daß wir es auch mit einem Gedicht zu tun haben, in dem es um ein Zur-Sprache-Kommen, genauer um das Zur-Sprache-Kommen nach dem, was Venclova einmal die „Kopernikanische Wende des Gulag“ genannt hat, geht.²⁰

Das zeitliche Geschiedensein in Davor und Danach ist auf diese Weise transformiert worden zu einem Geschiedensein in Dinge und Wörter bzw. in Denotat (das Bezeichnete) und Designat (das Bezeichnende), um mit den Termini der Zeichentheorie zu sprechen. So wird hier das Nacheinander der Stimmen (der Umgekommenen und der Nachgeborenen) aufgehoben. Sowohl das eigene Gesagte, von dem es eingangs hieß, „deine Worte verhallen im Dunkeln ohne das Gehör berührt zu haben“ (1. Str., 2. Z.), als auch „das Flüstern des einst verstummten Mundes“ finden so, wohlgemerkt, nicht *zu*, sondern „*in* uns“. Hatten wir also zu Beginn des Texts ein äußerstes Nacheinander (von Worten und Gehör) bemerkt, so haben wir es nun mit einem Ineinander, einem Ineinssein zu tun.

Das sodann landeinwärts, also ins Diesseitige, gerichtete Hören nimmt nun den Rhythmus, „das große Atmen“ (die „Spiegelung“ des Windes aus der 4. Strophe bzw. der „Zeit des Meeres“, seiner Wellenbewegung aus der 3. Strophe?) wahr, der zusammen mit den Dingen von deren einstiger, vergangener (poetischer) Nennung übrig geblieben ist. Hier indes haben wir es mit *nacheinander* aufgezählten, d.h. nicht mehr quer, son-

²⁰ „Die ist der Übergang vom Silbernen Zeitalter (der russischen Literatur der ersten einhalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts; C.S.) zur Epoche Brodskis und seiner Zeitgenossen ... Zwischen diesen beiden Epochen liegt die Kopernikanische Wende des Gulag.“, in: Tomas Venclova, „Litovskij Divertisment“ Iosifa Brodskogo (Das „Litauische Divertissement“ Josif Brodskis), in: Sintaksis (1982), No. 10, S. 166.

dern entlang oder besser *in* der Zeit des Gedichts aufgereihten Worten zu tun: „Schwarzerde, Lehm, Feuchtigkeit, ein Brunnen, Vergessen“. Sie schließen die Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft (Davor und Danach) und sind der „Rand fremden Nichtseins“.

In der sechsten und letzten Strophe des Gedichts läßt sich das Verschwinden des Adressaten/Adressanten in der Zeit, den wir hier der Einfachheit halber „Subjekt“ nennen wollen, gut verfolgen. Im Ebbestreifen, dem „Rand“ also von Festland *und* Meer, sind Sommer und Herbst, erste und zweite Tages-, aber auch erste und zweite Lebenshälfte *ineins* und daher *gleichzeitig* präsent. Von diesem Ebbestreifen, dem Schnittpunkt der Zeiten, entfernen sich nun Vergangenheit und Zukunft in gleicher Geschwindigkeit und in entgegengesetzten Richtungen. Dies ist in Venclovas Lyrik nicht ungewöhnlich, wie folgende Verse zeigen:

Proskynoj tarp spalio ir rugsėjo.//
Mėnesių **takoskyra!** (107)

Auf der Lichtung zwischen Oktober und September.//
Wegscheide der Monate!

Bemerkenswert ist im übrigen das Schattenhafte, das das Subjekt vor seiner „Zerstreuung“ (Auflösung) eignet. Vom Schatten in der (russischen) Literatur, dem er einen Aufsatz gewidmet hat, schreibt Venclova u.a., er sei „Mittler zwischen der Welt der Toten und der Welt der Lebenden, ... verbunden mit der Erinnerung an das Fehlende, der das Problem der Zeichenhaftigkeit stellt, indem er die dem Zeichen wesenhafte innere Antinomie hervorhebt (und aufhebt)“.²¹

Das Subjekt wird in jenem Moment, da die Zeit nun wieder weiterzugehen beginnt, zugleich nicht wahrnehmbar („versteckt“, 6. Str., 4. Z.) und wahrnehmungsunfähig („fühlst du nicht“, 5. Z.). Hinsichtlich der sich von ihm entfernenden Gegenwart des Sprechens aber ist es noch ein fehlendes, gewesenes, erinnerliches, jetzt unsichtbares Bezeichnetes. Als solches bleibt es in der nun vergangenen, jenseitigen Wirklichkeit („in der Zeit“) zurück. Man kann aber auch sagen, das Subjekt setzt die Bewegung fort *zusammen* mit der Gegenwart des Sprechens, mit einer Zeit, an der es teilhat und bezüglich derer es sich *nicht* bewegt, weil es in sie nun ganz eingegangen ist. Das heißt, das Subjekt ist des nun einsetzenden Herbsts teilhaftig (der mit seinem eigenen Eintritt in die zweite Lebenshälfte koinzidiert) und kann ihn deshalb nicht wahrnehmen. Und es wird in gleicher Weise auch dem sich nun in der Zeit fortbewegenden Sprechen

²¹ Venclova, Ten' (wie Anm. 10), S. 86.

allmählich teilhaftig, das das Subjekt nur noch im Rückblick (als Vergangenes und Äußeres), allmählich aber gar nicht mehr wahrnehmen kann.

Dieses Sprechen ist hinsichtlich des bereits nicht mehr sichtbaren, mit der Gegenwart eingewordenen Subjekts „auktorial“. Es ist der in Richtung Zukunft laufenden Gegenwart völlig ebenbürtig, mehr noch: es bringt diese Gegenwart hervor. Hier spricht zunehmend und letzten Endes ausschließlich die *Sprache* selbst und am Ende, nämlich mit „in den Dingen“, auch *von sich selbst*. Dadurch, daß es sich selbst beim Namen nennt, ist das letzte Wort des Gedichts völlig gegenwärtig und wirklich. Bei ihm handelt es sich wohlgerne um ein Substantiv im Lokativ, also die Bezeichnung eines Ortes – eben jenes Platzes in der Zeit.

Dieses letzte Wort, „daiktuose“ („in den Dingen“), verdient etwas eingehendere Betrachtung. Für „Dinge“ gibt es im nämlichen Text zwei gleichermaßen gültige, aber auf den ersten Blick gegensätzliche Bezüge. „Dinge“ in der 5. Strophe hatten wir bereits als *Denotate* (das Bezeichnete) identifiziert. Der zweite Bezug für „Dinge“ findet sich auf der ersten Zeile der 6. Strophe: „Buchstaben, Glas, angeschwemmte Bretter“, wovon es im Autorenkommentar unmißverständlich heißt: „Die Buchstaben sind vor allem Buchstaben auf Holz usw. auf dem Streifen der Gezeiten; aber natürlich auch Buchstaben im Sinne von ‚Gedichten‘ und ‚Literatur‘.“ Hier also haben wir es bei „Dinge“ mit der gegenteiligen Bedeutung zu tun, sind sie *Designate* (das Bezeichnende) oder im Hinblick auf die folgenden Überlegungen vielleicht anschaulicher: Zeichenkörper.

Bei diesem letzten Wort, „daiktuose“, handelt es sich um *beides*. Daher fallen dem sich in ihm zerstreuenenden (auflösenden) „leeren Geist“ die beiden entsprechenden komplementären Bedeutungen zu. Handelt es sich um Dinge-Denotate, so ist das auf sie bezogene Designat – das sie nennende, bezeichnende Wort – *noch* nicht (und daher leer), handelt es sich aber um Dinge-Designate, so ist deren Denotat – das Ding, das sie bezeichnen – nicht *mehr* (und daher ebenfalls leer). Weil der „leere Geist“ *beides* ist, ist er „größer als sein eigenes Leben“.

Diesen zugegeben etwas komplizierten Zusammenhang veranschaulicht der Vergleich mit dem „Bild auf der Netzhaut“ auf der letzten Zeile des Gedichts: Ein Bild kommt in jenem Augen-Blick zustande, in dem das Gesehene gerade zum Gewesenen wird, also von der Gegenwart in die Vergangenheit (vom Sein ins Nichtsein) hinübergeht. Es geht also hinüber vom (Wirklich)Sein sowohl zum Nichtsein als auch zum Bildsein. Als das, was vom Blick erfaßt wird, ist es das Denotat oder das Bezeichnete. Als das, was dieses Bezeichnete erfaßt, was es zum Bezeichneten macht, als Bild also, ist es ein Designat oder Bezeichnendes. Dieses „Bild“ wird nun auf der letzten Zeile dieses Gedichts seinerseits zum

vom Wort „Bild“ Bezeichneten; als *Wort* wiederum ist „Bild“ selbst Bezeichnendes und indem wir es gerade besprechen, wird dieses Wort nun zum durch uns Bezeichneten.

Damit haben wir (etwas grob und dafür hoffentlich anschaulich) den sogenannten „Prozeß unendlicher Semiose“²² beschrieben, von dem es, auf die Literatur bezogen, in einem Aufsatz Venclovas heißt: „Die diachronischen Umkodierungen von Texten ... haben keine Grenze; ein Text verweist immer auf einen anderen Text und erweist sich als Stimulus für einen neuen Text als Perspektive der Kunst; *das Verlorene kann immer wiederhergestellt werden* ... [Dieses Konzept] ist die Grundlage jener Erscheinung, die in jüngster Zeit üblicherweise als *semantische Poetik* bezeichnet wird.“²³ (Hervorhebung C.S.)

2. Wenn das ionische Metrum erfaßt wird vom nahenden Meer

Nun ist Venclovas „Zitathaftigkeit“, d.h. die ständige Bezugnahme seiner Gedichte auf andere Texte, in Litauen inzwischen geradezu sprichwörtlich und gilt übrigens sogar als ernstzunehmende Rezeptions-Hürde, da sie hohe Anforderungen an die Belesenheit ihrer offenbar dennoch nicht abzuschreckenden und zusehends anwachsenden Leserschaft stellt.²⁴ Dieses weniger „synthetisierende“ als vielmehr *vergegenwärtigende* Sprechen scheint vor allem den Verhältnissen in der Nachkriegszeit geschuldet zu sein. Folgender Gedanke aus einem Aufsatz des Dichters macht dies deutlich:

„Man mußte Antwort geben auf das, worauf der Mensch nicht antworten kann; schreiben, wenn zu schreiben sinnlos und nicht erlaubt, aber doch unausweichlich schien. In dieser Situation hat ein Poet das Recht, alles zu nutzen, was ihm zuhanden ist – alte und veraltete Formen, den Widerhall von Folklore, Barock und Romantik,

²² Vgl. Umberto Eco, Einführung in die Semiotik. München 1988, S. 77.

²³ Venclova, Ten' ... (wie Anm. 10), S. 99.

²⁴ So schreibt beispielsweise der litauisch-amerikanische Kritiker Rimvydas Šilbajoris, in ihr seien „besonders stark Fäden der internationalen wie der litauischen Dichtung eingewoben. [Tomas Venclova] ist, wie selten einer der unseren, sowohl ein ‚Dichter der Dichter‘ als auch ein ‚Dichter der Dichtung‘ ... Deshalb verlangt das Lesen von Venclovas Gedichten wirklich, wie er selbst ... sehr milde ausdrückt, einen ‚aufmerksameren‘ Leser, der ‚ohne Schwierigkeiten die versteckten Zitate von litauischen und ausländischen Dichtern herausschält‘ (das ist wohl etwas zu optimistisch gesagt!), einen Leser also, der sich ständig vom Brot der Dichtung nährt, nicht weniger als der Autor selbst. Solche aber sind nicht nur in unserer litauischen, sondern auch überhaupt in der westlichen Welt schwer zu finden.“ Šilbajoris, Pastabos (wie Anm. 19), S. 452.

primitiven syllabischen Versen, aufklärerischen Traktaten und antiken Tragödien. Die poetische Welt wird aus Bruchstücken der Kultur geschaffen. Strukturell ähnelt das der *bricolage* – dem Prozeß der Mythenschöpfung nach Levi-Strauss.²⁵

Obgleich also angesichts der in diesem Aufsatz zitierten Verse Venclovas der Eindruck entstehen könnte, wir hätten es vor allem mit dem zu tun, was in Litauen zuweilen „Sehnsucht nach der Klassik“ genannt wird, wird durch die soeben zitierte Passage hoffentlich deutlich, daß wir es nicht nur mit dem Bemühen eines Angehörigen einer für europäische Verhältnisse vergleichsweise jungen Literatur zu tun haben, „verpaßte“ Jahrhunderte (oder gar Jahrtausende) europäischer Kulturgeschichte zu „kompensieren“. Hier scheint es nicht in erster Linie um eine Rückversicherung, ein Hineinschreiben im nachhinein des Litauischen ins Europäische zu gehen, sondern eher um ein Bemühen, zur Sprache zu kommen in endzeitlichen (vgl. oben, „eschatologischen“) Verhältnissen. Verhältnissen, die bei uns gewöhnlich mit der bekannten Formel Adornos von der Unmöglichkeit, nach Auschwitz Gedichte zu verfassen, umschrieben werden. Deshalb interessieren uns hier (wie im übrigen in der Lyrik aller Epochen) auftauchende „Versatzstücke“ in ihrer Beschaffenheit als Bausteine und Werkzeuge eines Sprachgebäudes, dessen originärer Baumeister Tomas Venclova ist.

Ein Großteil seiner Gedichte hat einen ganz bestimmten authentischen Handlungsort und eine ganz bestimmte Handlungszeit. Darauf deuten bereits Titel wie „Scheremetjowo, 1977“ („Šeremetjevo, 1977“, S. 95 f.), „Herbst in Kopenhagen“ („Ruduo Kopenhagoje“, S. 90–94) usw. hin. Durch die Texte und die dazugehörigen Autorenkommentare werden Ort und Zeit der „Handlung“ manchmal bis auf die Sekunde und die genaue Adresse genannt.²⁶ So lautet z.B. der Kommentar zu „Instrukcija“ (S. 110 ff.):

Gedicht über eine Reise nach Budapest zu den Novemberfeiern 1986. Die Rede ist vom ungarischen Aufstand, der am 4. November 1956 erstickt wurde. Mayerling ist eine Stadt, die mit der Habsburger Dynastie zu tun hat (dort beging ein Thronfolger Selbstmord); die Zeiten Mayerlings sind die „glanzvolle Epoche“ bis zum Ersten Weltkrieg. Der Flieger ist Matthias Rust, der auf dem Roten Platz in

²⁵ Venclova, Czeslawas Milosz (wie Anm. 12), S. 474 f. Hier ist die Rede von Czeslaw Milosz (und nicht Venclovas) Nachkriegsdichtung. Beide Dichter teilen aber im wesentlichen die Auffassung, in Mittel- und Osteuropa habe im 20. Jahrhundert ein endzeitartiger Kataklysmus stattgefunden.

²⁶ Häufig fehlen auch bestimmte Angaben, die sich jedoch z.T. rekonstruieren oder erschließen lassen. Manchmal läßt sich ein Gedicht übrigens auch anhand von im Text erwähnten Sternen oder Sternbildern ziemlich genau lokalisieren.

Moskau gelandet ist. (...) Die Nelke wird niedergelegt am Denkmal von General Bem, einem Polen und Teilnehmer der ungarischen Revolution von 1848, an diesem Denkmal begannen die Ereignisse von 1956. Es werden die Bem gewidmeten Verse Norwids zitiert. Einhundertundacht Jahre: 1848–1956.

Von Handlungsort und Handlungszeit ist hier deshalb die Rede, weil es ein an genau jenen Ort und jenen Moment gebundenes *Ereignis* gibt. Und zwar im Goetheschen Sinne, denn es heißt in Venclovas Gedicht „Faidro tęsinys“ („Fortsetzung des Phaidros“):

Ir visa tai buvo *ein Gleichnis*. (143) Und all dies war *ein Gleichnis*.

„Ein Gleichnis“ ist dadurch, daß es auch im litauischen Original deutsch erscheint, ein um so ausdrücklicherer Verweis auf den Chorus Mysticus des „Faust II“. ²⁷ Mit diesem Gleichnis-Satz endet die erste Hälfte dieses wiederum deutlich zweigeteilten Gedichts. Das eigentliche Ereignis findet in der zweiten Hälfte statt, worauf der bemerkenswerte, vorletzte Vers hindeutet:

Išrišimas čia pat.

Die Er/Lösung ist genau hier.

Mit „genau hier“ wird Goethes doppeltes „hier“ aufgegriffen. Mit „Er/Lösung“ sollen beide hier gleichermaßen präsenste Bedeutungen des litauischen „išrišimas“, nämlich „Erlösung“ und „Lösung“, erfaßt werden.

Das Ereignis ist also das entstandene Gedicht selbst, das sich einen Moment lang an die Stelle der „Wirklichkeit“ schiebt. Seine Wirklichkeit ist unter anderem deshalb „umfassender“, weil sie andere Texte (die oft einen Bezug zum authentischen Ort bzw. Augenblick in der Geschichte haben), Vergangenes bzw. Nichtseiendes also, vergegenwärtigt und einschließt. Diese Texte, zunächst oft kaum vom Sprechen im Gedicht zu unterscheiden, weil sie gleichsam *selbst* unterschwellig mitsprechen, nehmen immer stärker und ausdrücklicher die Gestalt von *Zeichenkörpern*, von etwas Bezeichnendem, an. Dies geschieht im wesentlichen auf zweierlei Weise. Einerseits, indem sie als Texte identifizierbar sind, wie z.B. jene unverkennbaren „Faust“-Worte oder auch Wendungen wie „wie ein hiesiger Dichter sagte“ oder „wie der bereits gestorbene Dichter sagt“.

²⁷ Alles Vergängliche / Ist nur ein Gleichnis; / Das Unzulängliche, / Hier wird's Ereignis; / Das Unbeschreibliche, / Hier ist's getan ... , in: Johann Wolfgang v. Goethe, Faust. Der Tragödie zweiter Teil. Leipzig 1979, S. 244.

Und andererseits dadurch, daß physische oder gar physikalische²⁸ Eigenschaften ihrer Erscheinung oder Übertragung hervorgehoben werden. Sie sind tast-, sicht- bzw. akustisch wahrnehmbar, sind z.B. Wappen, Schild, Buchstaben oder auch Schwingungen, Wellen, Klänge, Töne, Laute, Metren, Rhythmen usw.

Dadurch aber werden diese Texte selbst allmählich zum Bezeichneten (vom *Zeichenkörper* zum *Zeichenkörper*) und immer weniger unterscheidbar von der dargestellten oder erlebten „Wirklichkeit“ – auch weil diese „Wirklichkeit“ ihrerseits diesen Zeichenkörpern zusehends ähnlicher wird, ihnen sozusagen in dieser Verwandlung auf halbem Wege entgegenkommt. So konnten wir in „Dinge“ sowohl die „Körper“ von Gedichten als auch „Dinge der Wirklichkeit“ erblicken.

Fast noch bemerkenswerter sind vielleicht jene Gedichte, in denen eine akustische in eine elektromagnetische Schwingung überführt, in denen das Wort zu Licht (oder Strahlen, Leuchten usw.), also sichtbar wird wie die sogenannte „dargestellte Wirklichkeit“. Aber auch Meereswellen, Glocken- oder Pendelschläge usw. können an diesem Oszillieren zwischen Texten und Wirklichkeit beteiligt sein. Es ist sicherlich nicht erstaunlich, daß auf diese Weise auch das jeweilige Venclova-Gedicht selbst allmählich von diesen Schwingungen oder Polysemien bzw. Homonymien „erfaßt“ wird, d.h. es ist zunehmend wahrscheinlich, daß es auch von sich selbst, seinem eigenen Zeichenkörper spricht. Ein anschauliches Beispiel ist der letzte Vers des bisher zeilenweise zitierten „Faidro tęsinys“:

Dar nerimsta burna, dar skardus gomurys po giesmės./
Ją užbraukia tyla, kaip šešėlis užbraukia skulptūrą,/
išrišimas čia pat, ir tiesa nebetenka prasmės,/
kai jonėnišką metrą pagauna artėjanti jūra.// (143)

Noch ist ruhlos der Mund, noch ist helltönend die Kehle nach dem
Gesang./
Ihn streicht aus die Stille, wie der Schatten ausstreicht die Skulptur,/
die Erlösung ist genau hier, und die Wahrheit verliert ihren Sinn,/
wenn das ionische Metrum erfaßt wird vom nahenden Meer.//

In diesem Gedicht geht es laut Autorenkommentar um die Frage, „ob es ein Leben ‚auf der anderen Seite der Welten‘ gibt, oder nur eine Ver-

²⁸ Venclova hat sich vor allem in den 50er und Anfang der 60er Jahre mit Physik beschäftigt und sogar ein Kinderbuch über moderne Physik herausgegeben: Tomas Venclova, *Raketos, planetos ir mes. Pasakojimai apie Visatą ir tarpplanetinės keliones* (Raketen, Planeten und wir. Erzählungen vom Universum und interplanetaren Reisen). Vilnius 1962. Ein Umstand, der sich offenbar auch in der Raum-Zeit-Struktur seiner poetischen Welt bemerkbar macht, die, so scheint es (spezielle Untersuchungen stehen aus), der vierdimensionalen Raumzeit Einsteins nicht unähnlich sind.

schmelzung mit der niederen Natur“. Hinsichtlich der hier angeführten letzten Strophe heißt es: „Am Ende gleichen beide Lösungen einander an: was erhalten wird, sind Rhythmus und Maß, die eins sind in der höheren und niederen Welt.“ Die Eleganz dieser Strophe besteht (u.a.) nicht nur im doppeldeutigen „išrišimas“ (Er/Lösung, s.o.), sondern auch in „pagauna“, dem das deutsche „erfaßt“ im wesentlichen entspricht. Es bezeichnet neben dem Untergang auch eine Fortsetzung des ionischen Metrums im Meer, also ein Übergehen des Einen ins Andere. Diese Überführung fußt auf der phonetisch-metrischen Übereinstimmung zwischen dem tatsächlich springend-wellenhaften Auf und Ab in „jonėnišką“ („ionisch“) und „artėjanti“ („sich nähernd“). Überdies ist die letzte Zeile genau das, wovon sie spricht: der fünfhebige Anapäst (in dem der Text verfaßt ist), läßt sich im weiteren Sinne als ionisches Metrum begreifen, und durch „nahenden“ kommt (beim Lesen) „Meer“ wirklich heran. Am Ende haben wir tatsächlich – damit erfüllt sich die Doppeldeutigkeit von „erfaßt“ – „Meer“ (auch im Nachklang) und/oder nichts (wenn das Gedicht ganz verklungen ist). Angesichts dieser Verse beginnt man wohl unwillkürlich zu überlegen, ob das ionische Metrum nicht auch ursprünglich aus dem Meer gekommen, in ihm immer aufgehoben sein und ihm daher auch jederzeit aufs Neue abgewonnen werden könnte.

Das Ereignis besteht also in der Zusammenführung des zunehmend zeichenhaft Erlebten einerseits und mehr und mehr sinnlich erlebbarer, „dinglicher“ Literatur andererseits. Die zunächst bezeichnete, gleichsam „äußere“ Wirklichkeit nimmt also allmählich die „Gestalt“ des/eines *Zeichenkörpers* (also eines Bezeichnenden) an, während die mehr und mehr als *Zeichenkörper* identifizierbaren Texte (einschließlich des Gedichts selbst) nun als selbst Bezeichnetes der „äußeren Welt“ ähnlicher werden.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die nicht selten daran beteiligten, allmählich in Gleichklang oder Übereinstimmung gebrachten Schwingungs- oder Wellenbewegungen ist das (in Anhang 2 nachlesbare) Liebesgedicht „Užplūdusi lupas, vilnis atsitraukia ūmai ...“ (S. 117, „Die Lippen überspült ...“). Das Schlagen von Sprache und Flamme ist im Einklang mit dem Auf und Ab (oder Hin und Her) des Wellenschlags und des Knarrens des vom Wind bewegten Fensterladens (und auch mit dem in „schlagen“ – „plakti“²⁹ – mitschwingenden Herzschlag). Und weil *alles* in dieser Bewegung begriffen ist, kann diese Bewegung auch nichts bedeuten, d.h. auf nichts außerhalb ihrer selbst verweisen. Sie ist aus die-

²⁹ Vgl. „plakti ... II. intrans. ... refl. -s I. ‚schlagen‘, vom Herzen, von den Wellen ... von der Flamme“, in: Alexander Kurschat, Litauisch-Deutsches Wörterbuch. Thesaurus Linguae Lituanicae. Bd. III, Göttingen 1972, S. 1900.

sem Grund „nur“ (lit. „tik“), d.h. ganz oder ausschließlich, „Zeichen“ (4. Str., 1. Z.), also „nur“ ein Zeichenkörper ohne Bedeutung. Dieses Zeichen ist hier aber auch das, wovon gesprochen wird (das Bezeichnete), und daher selbst wirklich. Es ist im „Spalt zwischen Wort und Ding“ (3. Str., 1. Z.), dort, wo das eine zum anderen wird und wieder umgekehrt, wo – dies ist ja unverkennbar ein Liebesgedicht – Sterben und (Wieder-) Geborenwerden (Verschwinden und Wiederkehr) ineinander übergehen.

Hitze ist im übrigen für solche „Verschmelzungen“ charakteristisch. Vom „Busch“ in der 3. Strophe heißt es ausdrücklich in Venclovas Kommentar, er sei „assoziiert mit dem nicht verbrennenden [Dorn]Busch in der Bibel“ – jenem Dornbusch also, von dem es im 2. Buch Mose heißt: „Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, daß der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde ...“ (3-2). Aus diesem Busch *spricht* Gott zu Moses.

Und im zuvor betrachteten Gedicht (Anhang 1) hieß es „und wie einen Schatten umhüllt und versteckt dich die *Hitze*“ und z.B. am Schluß von „Vienuoliktoji giesmė“ (S. 61 ff., „Der Elfte Gesang“), laut Venclova einem „Gedicht, wie auch der Elfte Gesang der ‚Odyssee‘ oder ‚Canto I‘ von Pound über das Herabsinken in das Reich der Toten oder einfach nur über den Tod“, vom „endgültigen Übergang ‚ins Jenseits““:

Daiktų apybraižos paio, tarsi/
Garsai beformėj salėj. Mes visi/
Netrukus nutarėm, jog tai dėl **karščio**,/
Ir nenustebom, prie pakhauso sienos/
Sutikę draugą – pirmąjį iš tų,
Kuriuos matyti galima tik mirus.//
Jis buvo pirmas. (63)

Die Umriss der Dinge lösten sich auf, wie/
Laute in einem formlosen Saal. Wir alle/
Beschlossen bald, daß das von der **Hitze** kommt,
Und waren nicht erstaunt, an der Wand des Lagerhauses/
Einen Freund zu treffen – den ersten derer,
Die man nur sehen kann, wenn man gestorben ist.//
Er war der erste.

Jener Punkt, in dem sich Diesseits und Jenseits berühren, ist in Venclovas Gedichten ein *Brennpunkt* (s.u., „Focus“) im wahrsten Sinne des Wortes, d.h. selbst nicht (ver)brennbarer Kern und daher unversiegbare Quelle eines unvergänglichen Feuers.

Besonders aufschlußreich für diesen Zusammenhang ist ein Gedicht mit dem Titel „Ugnyje“ („Im Feuer“) mit folgender erster Strophe:

ugnyje ugnyje ugnyje ugnyje ugnyje/
 kur erdvė pasitraukia į šalį ir lenkiasi laikui/
 mano sielą išbrauk sunaikink ne mane manyje/
 kad išaukštintas niekas patyręs nežemišką taiką/
 būtų žiezirba krislas brūkšnys ir spraga ugnyje// (116)

im feuer im feuer im feuer im feuer im feuer/
 wo der raum sich zur seite zurückzieht und verneigt vor der zeit/
 meine seele streiche aus vernichte nicht mich in mir/
 daß das erhobene nichts das erfahren nicht irdischen frieden /
 sei funke stäubchen strich und spalte im feuer//

Hier begegnen wir erneut der Spalte, von der es eingangs geheißen hatte, sie bezeichne den Platz in der Zeit, auf den das poetische Sprechen Venclovas abzielt, und der hier tatsächlich als unvergängliche, d.h. wirklich *seiende* (nicht werdende oder vergehende) Gegenwart dargestellt ist.³⁰ Die eigentliche „Verschmelzung“ geschieht meist am Schluß der Texte und vollendet sich im letzten Wort, das sich auf der Grenze zwischen Sein und Nichtsein des Bezeichneten und des im gleichen Masse flüchtigen Bezeichnenden befindet.

³⁰ Es verdient Erwähnung, daß Venclova das letzte Gedicht von Rainer Maria Rilke („Komm, du letzter, den ich anerkenne ...“), das der Lyriker in Erwartung des nahenden Todes verfaßt und in dem er sein Hinübergehen als ein (Ver)Brennen dargestellt hat, ins Litauische übertragen hat („O kančia, paskubėk, paskutinioji ...“). Die Konnotationen des Brennens bei Rilke stimmen im wesentlichen mit den hier beobachteten Besonderheiten der Hitze in Venclovas Texten überein. Vgl. Rainer Maria Rilke, *Die Gedichte*. Frankfurt a.M. 1993, S. 1075; Tomas Venclova, *pašnekesys žiemą* (Wintergespräch). Vilnius 1991, S. 231. Darüber hinaus stoßen wir in diesem Gedicht Rilkes auf den Begriff „Draußensein“ („O Leben, Leben: Draußensein“), der auch in Venclovas Lyrik zweimal auftaucht („Berlyno metro. Hallesches Tor“, 106 und „Šioj pusėj akiračio kartą pabūkime dviese ...“, 138) und im Kommentar zu einem von ihnen ausdrücklich als Übernahme von Rilke gekennzeichnet ist. Dort heißt es, das litauische „kitabūtis“ ist ein Terminus der deutschen Philosophie und Rilkes (*Draußensein*).“ Der hier von Venclova verwendete Begriff „Terminus“ wiederum deutet auf eine weit über oberflächliche „Ähnlichkeiten“ hinausgehende Verbindung zum Werk Rilkes hin. Tatsächlich finden wir „Draußensein“ in Martin Heideggers „Sein und Zeit“, und zwar im 34. Abschnitt mit dem Titel „Dasein und Rede. Die Sprache“; Martin Heidegger, *Sein und Zeit*. Tübingen 1993, S. 162. – In den beiden genannten Gedichten Venclovas ist dieses „Draußensein“ hier und jetzt unzugänglich, aber nichtsdestoweniger vorhanden und scheint wie „Einsamkeit“ zum Umfeld des (nachzeitlichen, sinnträchtigen) Zukünftigen zu gehören. Diese Vermutungen bekräftigen eine Bemerkung von Josif Brodski über die Lyrik Venclovas: „Obwohl in seinem [d.h. Venclovas] Werk der Einfluß von Mandelstam, Achmatova und einiger moderner englischer sowie französischer Dichter bemerkbar ist, würde ich ihn neben Rilke stellen ... eher wegen des Umfangs und Maßstabs, und weniger wegen der Verwandtschaft des Werks.“, in: *Rašytojas yra kalbos įrankis* (Der Schriftsteller ist das Instrument der Sprache). Gespräch mit Josif Brodski, in: *Akiračiai* (1976), Nr. 10 (84), S. 15. Solche Überlegungen müßten aber in einer gesonderten Untersuchung überprüft und entwickelt werden.

Dabei haben wir es mit einem komplexen, geradezu kristallinen Geflecht von Gegensätzen und Inversionen zu tun, die sich zueinander *komplementär* verhalten. Das heißt, sie ergänzen einander zu einem tröstlichen, ihr eigentlich unwiderrufliches Nach- und Gegeneinander *transzendierenden* Gesamt. So haben wir es u.a. häufiger mit Negativ und (seitenverkehrtem) Positiv, mit „Bildern auf der Netzhaut“ zu tun, die immer weniger voneinander zu unterscheiden sind und letztlich in eins gehen. Dabei wird die sogenannte „Wirklichkeit“ um das „nicht Wirkliche“ (nicht mehr, noch nicht oder einfach nicht Seiende) ergänzt und wird eine Balance oder Symmetrie der Zeiten hergestellt, wie z.B. in folgenden Versen eines Gedichts mit dem Titel „Arbatinė Settlemente. Variacija“ („Teehaus im Settlement. Variation“):

Aš jiems irgi šešelis. Neaišku (skirtybių nedaug),/
kas iš mūsų yra negatyvas, kas pozityvas, //

kas tikrovė, kas atspindys, kas *perfectum*, o kas/
beišnykstantis *praesens*. Taip jūroje tirpsta žemynas. (158)

Ich bin für sie auch ein Schatten. Unklar (nicht viele Unterschiede),/
wer von uns das Negativ ist, wer das Positiv, //

wer Wirklichkeit, wer Spiegelung, wer *perfectum*, und wer/
noch verschwindendes *praesens*. So schmilzt im Meer das Festland./

Das letzte Wort der Gedichte Venclovas ist sowohl eine Art vorläufiges, stehengebliebenes *Letztes Bild* als auch eine Art Verheißung – ein Letztes Bild im Sinne des folgenden Gedankens aus einem Aufsatz des Dichters:

„Aber in unserer Epoche ... eröffnen sich für die Menschheit zum ersten Male die Werke vergangener Generationen, die Rituale, Symbole und Mythen untergegangener Zivilisationen, die Malerei, Musik und Literatur vergangener Epochen. Es gibt einen alten Glauben, daß der Mensch vor dem Tode für einige Augenblicke sein ganzes Leben erblickt; und manchmal scheint mir, daß die Entfaltung der Vergangenheit vor unseren Augen im 20. Jahrhundert das nahende Ende prophezeit. Ich habe nicht unbedingt eine atomare Katastrophe im Kopf. „Nicht immer ist die größte Bedrohung der Tod; oft ist es die Sklaverei.“³¹

³¹ Tomas Venclova, *Poezija kaip atpirkimas* (1983) (Poesie als Sühne), in: Ders., *vilties formos* (wie Anm. 12), S. 484f.; ein Zitat im Zitat von Czesław Miłosz ohne Quellenangabe.

Offenbar geht es hier um das Letzte Bild einer Zivilisation („einer Gesellschaft, einer Epoche“³²). In der Schlußstrophe des Gedichts „Naktį didžiulė knyga ...“ („Nachts hebt ein großes Buch zu schwingen an ...“) finden wir ein besonders eindrückliches solches „Letztes Bild“:

Niekad neklauski, kodėl. Tik tasai, kas pravėrė duris/
Ten, kur nėra nei kalvos, nei žvaigždės, nei išganymo laido,/
Atstumia laiką skydu, lyg pargriuvęs etruskų karys,/
Pasemia prasmę ranka ir suvilgo nebesantį veidą.// (118)

Frage nie, warum. Nur derjenige, der aufstößt die Tür/
Dorthin, wo nicht Hügel noch Stern noch der Erlösung Gewähr,/
Zurückstößt die Zeit mit einem Schild, wie ein gestürzter
etruskischer Krieger,/
Schöpft Sinn mit der Hand und befeuchtet das gewesene Antlitz.//

Das Schicksal des tapferen Etruskers, des Angehörigen eines untergegangenen (und bezeichnenderweise besonders durch seinen Totenkult und Inschriften auf festen Materialien, also durch *Zeichenkörper* überlieferten) Volkes, läßt fast unwillkürlich an die litauische Kultur denken, deren Existenz nicht vom ersten, sondern vom dritten Rom (Moskau) bedroht war. Sinn, so ließen sich diese Verse eingedenk der bisher gewonnenen Erkenntnisse paraphrasieren, ist etwas grundsätzlich Nachzeitliches, d.h. etwas, was sich nur im Rückblick, im nachhinein, offenbaren kann.³³ So ist der Sinn eine ebenso erbarmungslose wie auch verheißungsvolle, d.h. wirkliche, Vertröstung.

Das Aufscheinen des Letzten Bilds im Augenblick des letzten Wortes von Venclovas Gedichten bezeichnet jenes Hinübergehen der „Wirklichkeit“ in den Zeichenkörper, während der Zeichenkörper seinerseits im Begriff ist, wirklich zu werden. Diesem Zeichenkörper jedoch bleibt sein eigener Sinn versagt, denn das Gedicht endet hier, besser: jetzt. Dieser Sinn, oder, wie es in den folgenden Versen heißt, die „Wahrheit“, ist eben

³² Tomas Venclova, Svarbiausia išsaugoti blairų žvilgsnį (Am wichtigsten ist, den nüchternen Blick zu bewahren), Gespräch mit Antanas Vaičiulaitis (1978), in: Manau, kad ... Pokalbiai su Tomu Venclova (Ich denke, daß ... Gespräche mit Tomas Venclova). Vilnius 2000, S. 32.

³³ Mit diesen Überlegungen kommen wir übrigens einem Gedanken von Algirdas Julius Greimas über Venclova nahe, der schrieb: „Denn die grundlegende, wenn nicht sogar einzige Problematik von Tomas Venclova ist die Zeit, die, nachdem sie ‚vorgab, Entfernungen zu sein, die Vergangenheit zur Geraden macht‘ (48), indem sie *nach der Zeit* dem Leben von Menschen und Menschheit Sinn verleiht“, in: Algirdas Julius Greimas, Tomo Venclovos beveik beprasmė poezija (1972) (Tomas Venclovas fast sinn-lose Poesie), in: Ders., iš arti ir iš toli (von nah und von fern). Vilnius 1991, S. 132.

auch für die Gegenwart des Gedichts selbst nachzeitlich, ist seine Perspektive, sein (Nach)Kommendes, seine Vertröstung. In der dies illustrierenden Schlußstrophe des Gedichts „Pestelio gatvė“ („Pestelstraße“) ist übrigens die akustische Körperlichkeit des hier „Stimme“ genannten, wiederum schwingenden Zeichens („schwimmen“ und „flattern“) hervorgehoben – eine akustische Schwingung, die in der letzten Zeile mit „Strahlen“ in eine optische überführt wird:

Plaukia minia ir garsynas,
 Bet tas pat mūsų amato svoris –/
 Baimę paversti į žodį,
Laiką sutelkti į prasmę./
 Plazda tik dulkės, tik balsas.
 Balsui **neduota žinoti**,/
 Kiek tiesos išsitenka/
 Jo spindesy ir vienatvėj.// (115)

Es schwimmen Menschenmenge und Töne (Laute),/
 Aber das Gewicht unseres Handwerks ist dasselbe –/
 Die Angst zum Wort zu machen,
 Die **Zeit zu Sinn zusammenzuziehen.**/
 Es flattern nur der Staub, nur die Stimme./
 Der Stimme ist **nicht gegeben zu wissen**,/
 Wieviel Wahrheit sich ausdehnt/
 In ihrem Strahlen und in ihrer Einsamkeit.//

Die „Einsamkeit“ ist die des seines Sinns harrenden Zeichens. Wenn zuvor davon die Rede gewesen ist, daß der Autor als solcher sich in diesen Gedichten allmählich „zerstreut“, so wird hier vermutlich deutlich, daß der Preis für eine solche Teilhabe am Text eben diese „Einsamkeit“ ist. Das Schicksalhafte, die Unausweichlichkeit dieser Einsamkeit, dieses Getrenntseins von der Sinnhaftigkeit der eigenen Stimme, das in der Natur von Wörtern, Dingen und schließlich der menschlichen Existenz liegt, wird hier ausgedrückt mit „nicht *gegeben* zu wissen“ (lt. „*neduota žinoti*“), in einem anderen Gedicht mit „*gebührt* dir nicht einmal zu wissen“ („*nedera ... žinoti*“, 178).

Auf zwei Aspekte dieser „Einsamkeit“ sei kurz verwiesen: einerseits das gleichsam „selbstvergessene“ Sprechen – ein Sprechen, das seines eigenen Sinns oder seiner eigenen Bedeutung unausweichlich nicht ansichtig werden kann. Ein solches Sprechen nennt man *Glossolie* oder auch „Reden in Zungen“, ein Phänomen, das, obgleich es auf einige alte griechische und andere Religionen zurückgeht, meistens mit dem sogenannten „Pfungstwunder“ des Lukas-Evangeliums (2,1-13) assoziiert

wird. Da die Übereinstimmungen mit dem Gedicht „Ipusėja para ...“ (Anhang 1) bemerkenswert sind, empfiehlt es sich, dieses Gedicht zusammen mit den ersten drei Abschnitten des Lukas-Evangeliums zu lesen, von denen hier nur ein Ausschnitt zitiert werden kann:

- 2,1 Und als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an **einem** Ort beieinander.
 2,2 Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen.
 2,3 Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen,
 2,4 und sie wurden alle erfüllt von dem heiligen Geist und fingen an, zu predigen in anderen Sprachen, wie der Geist es ihnen eingab auszusprechen ...

Wenn Venclova hin und wieder bemerkt, der Schriftsteller sei das Instrument der Sprache, so handelt es sich vermutlich in gleichem Maße um die Erkenntnis des Sprachtheoretikers wie auch eine (daraus abgeleitete?) poetische Intention des Dichters Venclova.

Andererseits scheint hinsichtlich dieser Einsamkeit die Tatsache erwähnenswert, daß das stets unbeantwortet bleibende „Warum“ und das „Wofür“ offenbar Kehrseiten ein- und derselben Medaille sind. In „Hidalgo“, dem ersten Gedicht aus dem ersten Zyklus der „Gedichte des Jahres 1956“ Venclovas, das aus Anlaß des ungarischen Aufstands geschrieben wurde und u.a. Don Quijote heraufruft, heißt es:

Koks apsunęs ir bejėgis **kūnas!**/
Niekad nesuvoksime, **už ką!**/
 Mudviem skirtos aikštės ir tribūnos,
 Tankų bokštai, virvė ir kulka.// (6)

Wie beschwert und kraftlos ist der **Körper!**/
Niemals werden wir verstehen, **wofür!**/
 Uns beiden zugeteilt sind Plätze und Tribünen,
 Panzertürme, Schlinge und Kugel.//

Diese Einsamkeit ist eine ständige Gratwanderung zwischen zweifelhafter Hoffnung und nicht mehr und nicht minder zweifelhafter Hoffnungslosigkeit. Oder wie es in einem Gedicht heißt: „Es gibt Dinge, wichtiger als die Hoffnung.“ („Yra dalykų, svarbesnių už viltį,“ 105) – ein Vers, dem Venclova im Autorenkommentar erklärend hinzufügt: „was wichtiger als die Hoffnung ist, ist offenbar die Verpflichtung.“ Hier wird wohl besonders deutlich, daß Linguist, Dichter und Dissident aus Venclova mit

einer Stimme und von *ein- und demselben*, uralten Dilemma in dessen mannigfaltigen Nachkriegs-Inkarnationen sprechen.

3. Zugleich die Sanduhr und der Sand

Nun ist ja hier von einem „*Platz in der Zeit*“ die Rede, also trotz aller Zeitlichkeit der Bilder auch von einem Ort –

Kartu ir **smėlio laikrodīs**, ir smėlis,/ Zugleich die **Sanduhr** und der Sand,
kaip sakė Georg'as Herbertas (175) Wie George Herbert sagte

– und ist, wie gesehen, auch die Rede von „Zuhause“, „Heimkehr“ usw. Die Gleichzeitigkeit von Bezeichnetem und Bezeichnendem, die Gleichzeitigkeit also von Sprechen und „Wirklichkeit“ im letzten Wort der Gedichte wird hin und wieder als *zeitlos*, *unendlich* oder auch *ewig* bezeichnet. Vermutlich, weil sie nicht, von der fortlaufenden Zeit zurückgelassen, zusammen mit der und in die Vergangenheit verschwindet. Oder, wie Venclova in einem Artikel formuliert hat, „Wahre Gleichzeitigkeit (Zeitgenossenschaft)³⁴ ... ist dasselbe wie wahre Unsterblichkeit“.³⁵ Daher liegt die Vermutung nahe, daß dieser „Platz in der Zeit“ in diesem oder jenem Gedicht mehr oder minder ausdrücklich (oder sublimiert) auch die Bedeutung eines besonderen, unvergänglichen Ortes annehmen kann.

Mit diesem Ort, ebenso allgegenwärtig wie auf der Landkarte (inzwischen) unauffindlich, hat es eine besondere Bewandtnis. Er wird *vergegenwärtigt* wie Fleisch und Blut Christi in der Eucharistie.³⁶ So gesehen,

³⁴ Im Original englisch: „contemporaneity“.

³⁵ Venclova, Art (wie Anm. 6), S. 42.

³⁶ In mehreren Gedichten Venclovas werden wie in der Eucharistie die Worte Jesu beim Letzten Abendmahl vergegenwärtigt („Nehmet, esset; das ist mein Leib ... Trinket alle daraus; das ist mein Blut des Bundes ...“, Mt 26,26-28). So heißt es z.B. in „Eilėraštis apie draugus“ („Gedicht über die Freunde“): „Ich glaube nicht an Unglück und glaube/ An die Freunde, denen ich zu gleichen Teilen ausgab/ Den Abstand zwischen Welt und Augen –/ Diese geringe und unwirkliche Unendlichkeit.“ („Aš netikiu nelaime ir tikiu/ Draugais, kuriems išdalijau po lygiai/ Atstumą tarp pasaulio ir akuų –/ šį menką ir netikrą begalybę“, S. 85). In „Ugnyje“ finden wir: „unter des imperiums kuppeln voll kälte und echo/ schützt du mich heute noch und teilst mich aus an die anderen“ („po imperijos kupolų sklindinu šalčio ir aido/ tu šiandieną mane dar gini ir kitiems dalini“, S. 116). – Unsere Vermutung, daß aus diesen Versen Venclovas die (poetische) Sprache, der Text, *selbst* spricht, erhärtet sich angesichts der im Litauischen berühmten, sprichwörtlichen und in der Literatur nicht selten aufgegriffenen Worte, mit denen sich das erste gedruckte Buch in litauischer Sprache, der Katechismus von Martynas Mažvydas (Königsberg 1547), *selbst* in der Vorrede an seine Leser wendet: „Brüder Schwestern nehmt mich und lest/ und so-

besteht das letzte Wort der Gedichte aus äußerer Akzidens (Brot und Wein) und innerer Substanz (Fleisch und Blut). Dabei wäre das Designat als äußere Akzidens lediglich der zufällige (vergängliche) Ort des erwähnten (allgegenwärtigen bzw. sich stetig nähernden, bleibenden) Ortes. Überdies wird angenommen, daß die durch die sogenannte Konsekration (Weihe) stattfindende Transsubstantation (das Eingehen oder die Verlagerung der Substanz in das Akzidens, also von Leib und Blut Christi in Brot und Wein) hier mit oder in diesem letzten Wort selbst stattfindet. Das heißt, daß im Augenblick seiner Nennung die im letzten Wort „verborgene“ Substanz gleichsam erstrahlt und ihren „eigentlichen“, *ungenannt bleibenden* Namen heraufruft. Es wird also vermutet, daß es sich hier um Realpräsenz, wirkliche Gegenwart handelt.

Auf den Ort bezogen, würde dies bedeuten, daß er unsichtbar, d.h. *in* solchen „Akzidenzien“ (als Bezeichnende), solchen letzten Worten wie „Dinge“, „Einsamkeit“, „Wappen“, „Zukunft“ usw. als deren „Substanz“ (als Bezeichnetes) präsent ist. Diese Vermutung verdichtet sich angesichts solcher Verse wie der Schlußstrophe des Gedichts „Šeremetjevo, 1977“:

Negimtoji šalis, patikėta kaip laikinas kūnas,
Ligi Barenco jūros klampį nelaimėjusių žemė,
Lėktuvų kryžiai viršum nematomo miesto. (96)

Nichtgeburtsland, anvertraut als zeitweiliger Körper,/
Bis zur Barentssee das morastige Land der Sieglösen,/
Die Kreuze der Flugzeuge über der unsichtbaren Stadt.//

Die „unsichtbare Stadt“ ist dem Autorenkommentar zufolge Kitez, ³⁷ die durch eine Legende der altrussischen Literatur überlieferte sagenhafte Stadt, die, auf einem See gelegen, von Feinden umstellt war. Die Gebete der in ihr lebenden Mönche wurden erhört und Kitez durch Versenkung auf den Grund des Sees errettet. (Es gibt eine Oper von Rimski-Korsakov mit dem Titel „Die Legende vom unsichtbaren Kitez und der Jungfrau Fevronia“, 1907.)

Das Hinübergehen ins unsichtbare, ungenannte Bezeichnete und das Aufgehobensein in ihm als „Sieg der Sieglösen“ finden wir wieder in Venclovas Überlegungen zu Henrikas Radauskas, dem bereits erwähnten litauischen Dichter der Zwischenkriegszeit. In Venclovas Aufsatz mit dem

dann lesend überlegt.“ („Bralei seseris imkiet mani ir skaitikiet/ Ir tatai skaitidami permanikiet.“) Martynas Mažvydas, *Katekizmas ir kiti raštai* (Martynas Mažvydas, *Katechismus und andere Schriften*). Vilnius 1993, S. 55.

³⁷ Die Hinweise zu Kitez verdankt die Verfasserin Prof. Nina Michailovna Demurova (Moskau).

bezeichnenden Titel „Das unbesiegbare Arkadien“ gibt es eine diesen Zusammenhang verdeutlichende Passage (die sich übrigens liest wie ein Credo von Venclova selbst): „Man sagt, Radauskas sei der erste litauische Dichter gewesen, der nicht nur theoretisch anerkannt, sondern auch in seinen Arbeiten bewiesen hat, daß die Kunst ihr eigenes Ziel sei. Ich würde mich mit diesem Gedanken einverstanden erklären – aber trotzdem nicht völlig. Zweifellos war für ihn die Kunst höher als alles andere. Aber vor allem, weil die Kunst eine Art ist *etwas zu erhalten*. Zu erhalten wenigstens eine solche Sache wie die Sprache einer Epoche. Und das bedeutet, auch die Epoche selbst zu erhalten. Das Litauen, das es nicht mehr gibt, und das es in derselben Gestalt nicht mehr geben wird, ist für lange Zeit in die Seiten von Radauskas eingeschrieben ...“³⁸ (Hervorhebung T.V.).

Dieser Bewegung eines Ortes ins Unsichtbare, seiner Verwandlung in die Substanz des letzten Wortes,³⁹ wollen wir nun etwas nachgehen. Dabei kommt es uns darauf an zu zeigen, daß dieser Ort, das eigentlich Bezeichnete, in Venclovas Lyrik *Vilnius* sein könnte. Dieses Vilnius ist ein „Neues Vilnius“, das, so könnte man sagen, sich zum alten verhält wie das „Neue Jerusalem“ des Neuen Testaments (Offenbarung 20: 21,22) sich zum einstigen, untergehenden bzw. untergegangenen Jerusalem des Alten Testaments. Untergang (Letztes Bild) und Verheißung liegen also sehr nahe beieinander, ja sind meist ununterscheidbar.

Anlaß zu der Vermutung, die eigentliche Substanz, das eigentlich Bedeutete, das sich in den unterschiedlichsten Akzidenzien (Zeichenkör-

³⁸ Venclova, *Nenugalimoji arkadija* (wie Anm. 17), S. 338.

³⁹ Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei dem letzten Wort von Venclovas Gedichten um ein Substantiv handelt, ist übrigens (verständlicherweise) recht hoch: von 98 Gedichten des kürzlich erschienenen Bandes einer (autorisierten) recht umfassenden Auswahl der Lyrik Venclovas enden 77 mit einem Substantiv. Im übrigen ist mit mindestens 36 Gedichten auch die Zahl jener Texte recht groß, die mit einem Wort schließen, das allein aufgrund seiner grammatischen Form, seiner Semantik oder unmittelbaren syntaktischen Position in der Phrase (d.h. vor allem durch seine Verbindung mit einer Präposition), also sozusagen „rein äußerlich“, einen Platz bezeichnet. D.h. grammatisch, nämlich als Lokativ (z.B. „aklumoje“, dt. „in dieser Blindheit“, 116); semantisch-syntaktisch (z.B. „tarp būtojo ir būsimajo laiko“, dt. „zwischen Vergangenheit und Zukunft“, 19) und schließlich, z.T. als „Grenzfall“, semantisch („anapus Gardino kalnai“, dt. „jenseits Grodnos die Hügel“; auch: „jis buvo pirmas“, dt. „er war der erste“, das m.E. auf einen Platz in der Zeit hindeutet). Aus dieser ad hoc-Statistik ausgeschlossen wurden solche Wendungen wie „surasti savo balsa“ (dt. „finden seine Stimme“, 27), „ir skamba lengvas ir beprasmis žodis, / beveik toks pat beprasmis, kaip mirtis“ (dt. „und es klingt ein leichtes und sinnloses Wort, / fast so sinnlos wie der Tod“), wo das Wort „Tod“ i.o.g.S. eigentlich einen Platz in der Zeit bezeichnet, usw.) die Zahl der hier ausgeschlossenen, vor allem die Semantik betreffenden „Zweifelsfälle“ ist, da wir ja von einem „Platz in der Zeit“ sprechen, dabei noch recht groß).

pern) verbirgt, sei Vilnius, die, wie es in Versform bei Venclova heißt, „al-
lerschönste Stadt Osteuropas“ (56), geben uns solche Verse wie

Tik apie jį kalbėjai. Viešpaties radaras/
Lytėdavo jo kryžių maišatį. Paklysti/
Nepajėgei. Klausėjui gal būtum atsakęs:/
„Ne šioj žemėj.“ ... (150)

Nur von ihr hast du gesprochen. Des Herrgotts Radar/
betastete das Gewirr ihrer Kreuze. Dich zu verirren/
warst du nicht imstande. Dem Fragenden hättest du vielleicht
geantwortet:/
„Nicht auf dieser Erde“ ...

Wenden wir uns aber zunächst jenem Gedicht zu, in dem dieser Platz so unverkennbar wie vielleicht in keinem anderen Text Venclovas die (sonst eher sublimierten) Züge eines Neuen Jerusalem trägt. „Poeto atminimui. Variantas“ („Einem Dichter zum Gedenken. Variante“, vgl. Anhang 3) ist Osip Mandel'stam gewidmet. Ihm ist der Eingangsvers von Mandel'stams berühmtem Gedicht „V Peterburge my sojdemsa snova ...“ („In Petersburg werden wir wieder zusammenkommen“) vorangestellt, das Venclova im Autorenkommentar einen „Subtext“ für sein eigenes Gedicht nennt.

Bereits durch diesen Gedichtanfang Mandel'stams scheint hinter Petersburg Jerusalem auf, ähnelt er doch deutlich einer durchaus gängigen⁴⁰ Übersetzung eines der sogenannten „Zionspsalme“ des Alten Testaments – „Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll“ (122f.). Im übrigen schreibt Nadežda Mandel'stam in ihren Memoiren, Mandel'stam habe zu der Zeit, als besagtes Gedicht entstand, „im sterbenden Petersburg, im Ende der Petersburger Epoche in der russischen Geschichte, den Untergang Jerusalems erblickt“ und „Der Untergang beider Städte ist gleichgesetzt: die moderne Stadt geht für die gleiche Sünde unter wie die alte.“⁴¹ Dies ist Venclova offenbar nicht entgangen, denn sein Gedicht beginnt mit den Versen „Bist Du an den *gelobten Ort* zurückgekehrt,/ In den Stadtplan, die Kopie, das Skelett?“ (Hervorhebung C.S.)

Wohl gemerkt, „Stadtplan“, „Kopie“ und „Skelett“ bezeichnen Vergangenheit („Stadtplan“: die Vorgeschichte der auf dem Reißbrett projektierten zukünftigen Metropole), Gegenwart („Kopie“) und Zukunft („Ske-

⁴⁰ Die Übersetzung in diesem Sinne, d.h. von „zusammenkommen“, ist nicht die einzige, aber in mehreren Sprachen (griech., dt., frz., engl.) eine von mehreren üblichen Übersetzungen; jedoch war leider bis zur Fertigstellung dieses Aufsatzes keine russische Übersetzung mit dem Verb Mandel'stams „soitis“ ausfindig zu machen.

⁴¹ Nadežda Mandel'stam, *Vtoraja kniga* (Das zweite Buch). Moskva 1999, S. 112.

lett“) nicht der Stadt selbst. Mit „Skelett“ ist der ehemalige „Körper“ sowohl der Stadt als auch ihres Dichters bezeichnet. Sowohl in einer Stadt (oder einem Land) als auch im menschlichen Körper einen bloß zeitweiligen, hingefügten „Aufenthaltort“ zu erblicken, ist in Venclovas Gedichten nichts Ungewöhnliches. So heißt es z.B. in „Ľanka“:

Išardoma, prie ko suspėta prisirišti. /
 Nors vėjo biblija mus ragina sugrįžti /
 į kūno lašteles, nelyginant už groty, /
 jų neužims tasai, kurio „išemigruota“ //

iš dabarties“, anot jau mirusio poeto. / (133)

Aufgelöst wird, woran sich zu binden geschafft wurde. /
 Obwohl die Bibel des Windes uns ermahnt zurückzukehren /
 in die Körperzellen, wie hinter Gitter, /
 wird jener sie nicht einnehmen, der „emigriert ist“ //
 aus der Gegenwart“, wie der schon gestorbene Dichter⁴² sagt. /

In „Šeremetjevo, 1977“, dem Gedicht über die Abreise aus der Sowjetunion, bietet sich aus dem an Höhe gewinnenden Flugzeug folgendes Bild:

Nuo staliuko žiūrėjau į lygų lauką už stiklo –
 Savo pamėstą kūną, kaip sakė čionykštis
 poetas. (95)

Vom Tischchen schaute ich auf ein ebenes Feld hinter Glas –
 Den von mir abgeworfenen Körper, wie ein hiesiger Dichter sagte.

Über den Dichter schreibt Venclova: „Der hiesige Poet ist Tjutschev (,Wie die Seelen aus der Höhe auf den von ihnen abgeworfenen Körper schauen‘).“ (Hervorhebung C.S.) Mit diesem Bild wird der von uns verfolgte Zusammenhang zwischen Venclovas Petersburg-Gedicht und dem „gelobten Ort“ besonders deutlich, das ja zu Ende geht mit den Versen „Und es klingt *ein leichtes und sinnloses Wort*, / Fast so sinnlos wie der Tod.“ und sich damit nicht nur auf Mandel’stams Petersburg-Gedicht, in dem zweimal die Rede ist vom „seligen, sinnlosen Wort“ („blažennoe, bessmyslennoe slovo“), sondern auch auf dessen etwa zur gleichen Zeit verfaßten, berühmten Artikel „Slovo i kul’tura“ („Das Wort und die Kultur“) bezieht. Dort heißt es nämlich:

„Ist die Sache etwa Hausherr des Wortes? Das Wort ist Psyche. Das lebendige Wort bezeichnet keine Sache, sondern wählt frei, gleichsam

⁴² „Der Dichter ist James Merrill.“ (Autorenkommentar)

als Bleibe, die eine oder andere sachliche Bedeutung, Dinglichkeit, einen lieben Körper. Und um das Ding irrt das Wort frei herum, wie *die Seele um den abgeworfenen, aber unvergessenen Körper ...*.⁴³
(Hervorhebung C.S.)

Die Stadt Petersburg (das Denotat), vormaliger lieber, abgeworfener, jedoch unvergessener Körper für das Wort „Petersburg“ (das Designat), hat sich aus der Gegenwart zurückgezogen. Unverzüglich gerät an ihrer Stelle nun das sie ersetzende Wort „Petersburg“ ins Blickfeld der Sprache und wird seinerseits zum Bezeichneten. Sein einstiger „Gehalt“ schwindet mit dem Verlöschen der Erinnerung (der sich Erinnernden) allmählich ganz aus ihm. Was bleibt, ist statt des einst Gewesenen, Fehlenden eine „Leerstelle“ im auf nichts mehr verweisenden, nichts mehr bedeutenden (bezeichnenden), aber wenigstens noch als solchen identifizierbaren Zeichenkörper: ein bloßes, anonymes „Wort“. Es bedeutet nicht mehr, als „Zeichen“ für etwas zu sein, und enthält so eine Spur einstiger, vergessener menschlicher Gegenwart. Die Verheißung Mandel'stams in der ersten Strophe seines Gedichts besteht daher auch nur im *Aussprechen* des Worts, oder genauer: der leeren Worthülse, in einer fernen Zukunft, in der jegliche Erinnerung an seinen „Inhalt“ verloschen sein wird, wenn diejenigen, die es aussprechen, dies „zum ersten Mal“ tun werden:

V Peterburge my sojdemsjja snova,
Slovo solnce my pochoronili v nem,
I blažennoe, bessmyslennoe slovo
B pervyj raz proiznesem.//⁴⁴

In Petersburg werden wir wieder zusammenkommen,
Als hätten wir die Sonne in ihm begraben,
Und das selige, sinnlose Wort/
Werden wir zum ersten Mal aussprechen.//

Im Aufgreifen des einzig Gebliebenen, des Wortes, findet das Zusammenkommen statt, dessen verheißener Ort nirgendwo als im Wort ist. Wenn Mandel'stam für dieses Wort „betet“ –

Mne ne nado pasporta nočnogo,
Časovyh ja ne bojus':/

⁴³ Osip Mandel'stam, Slovo i kul'tura (Das Wort und die Kultur), in: Ders., Ob iskusstve (Über die Kunst). Moskva 1995, S. 204.

⁴⁴ Osip Mandel'stam, V Peterburge my sojdemsjja snova (25. 11. 1920) (In Petersburg werden wir wieder zusammenkommen), in: Ders., Sobranie sočinenij (wie Anm. 18), S. 149f.

Za blažennoe, bessmyslennoe slovo/
Ja v noči sovetskoj pomoljus'./⁴⁵

Ich brauche keinen Nachtausweis,
Vor Wachen fürchte ich mich nicht:
Für das selige, sinnlose Wort/
Bete ich in der sowjetischen Nacht./

– so wiederholt er, *spricht es aus*, immer wieder (wie ein Mantra), das „Wort“. Die Überreste seiner einstigen Bedeutung retten sich in den Zeichenkörper hinüber, der – als Onomatopoetikum („Rascheln“) oder auch als Interjektion („Ach“) – expressiver wird:

Slyšu legkij teatral'nyj šoroch
I devičeskoe „ach“ –
I bessmertnych roz ogromnyj voroch
U Kipridy na rukach.⁴⁶

Ich höre ein leichtes theatralisches Rascheln
Und ein jungfräuliches „Ach“ –
Und von unsterblichen Rosen ein gewaltiger Haufen
Auf den Händen der Kypris.

Das gerade noch als zeichenhaft wahrnehmbare lautmalerische „Rascheln“ geht hinüber in ein „innenweltliches“ (gewußtes) und daher auch im „schwarzen Samt der sowjetischen Nacht,/ im Samt der Weltenleere“ („V černom barchate sovetskoj noči,/ V barchate vsemirnoj pustoty“)⁴⁷ stehenbleibendes Bild. Dieses Bild kann wie die schaumgeborene Kypris (Aphrodite) dem Meer stets wieder entsteigen, der Schwärze aufs Neue abgewonnen werden. Das „Rascheln“ ist umkodiert, visualisiert (wie ein Rebus), also aufgehoben im Bild, und zwar in „Haufen“ – russisch: „voroch“, das sich auf „šoroch“ („Rascheln“) reimt. So ist das Schicksal des „seligen Wortes“ dem „bösen“, „wilden“ („Katze“, „Kuckuck“), vergänglichen („saust *vorüber*“, „kreischt *vorüber*“) Lärm der Gegenwart diametral entgegengesetzt:

Dikoj koškoj gorbitsja stolica,
Na mostu patrol' stoit,
Tol'ko zloj motor promčitsja
I kukuškoj prokričit.⁴⁸

⁴⁵ Ebenda, S. 149.

⁴⁶ Ebenda.

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ Ebenda.

Wie eine wilde Katze sträubt sich die Hauptstadt,
 Auf der Brücke steht eine Patrouille,
 Nur ein böser Motor saust in der Dunkelheit vorüber
 Und kreischt vorüber wie ein Kuckuck.

In Venclovas von poetischen wie essayistischen „Mandel’stamismen“ geradezu durchsetztem Gedicht wird nun der „gelobte Ort“ über eine Kette von Verwandlungen schließlich zum („Wort“) „Tod“.

Besonders bemerkenswert ist in dieser Kette das litauische „židynys“ (4. Str.), das zunächst in seiner ersten Bedeutung, als „Herd“, auftaucht: „Nicht wiedergeboren werden Harmonie und Maß, / Das Knacken der Scheite und der warme Dunst / Im *Herd*, den die Zeit geheizt“. In dieser Bedeutung hat das Wort auch die Nuance von „Zentrum“ oder „Ausgangspunkt“, sind im Litauischen Wendungen wie „kultureller Herd“,⁴⁹ „Bildungsstätte“, „intellektueller Herd“⁵⁰ usw. üblich. Es wäre also von St. Petersburg als „kulturellem Herd“ die Rede, und zwar von einem klassischen Traditionen („Harmonie und Maß“) besonders verpflichteten Herd. In den sich anschließenden Versen derselben Strophe erhellt sich durch „Optik“ unvermittelt die zweite Bedeutung von „židynys“, nämlich „Focus, Strahlenmittelpunkt“: „Jedoch gibt es einen zeitlosen Herd(Focus) / Und eine Optik, von der ein Schicksal bestimmt wurde, / Dessen Sinn glückliche Fügungen, / Und hin und wieder nur Begegnungen sind / Und die Fortsetzung ewiger Formen.“ So scheint im litauischen „židynys“, das dieselben zwei Bedeutungen wie das lateinische „Focus“ hat, die lateinische Sprache als „Ort“ klassischer Kultur auf. Dieser Bezug erscheint eingedenk des in der vorhergehenden 3. Strophe genannten „unbeweglichen nördlichen Roms“ noch ausdrücklicher. Sowohl das Oszillieren zwischen akustischer und optischer Schwingung als auch der „Focus“ (in dem sich Licht und Hitze – sic! s. oben – in einem Punkt maximal konzentrieren) sind uns ja bereits bekannt.

Das „Zuhause“, der Ort der Rück- oder Heimkehr, verlagert sich vom „Herd“ zum „Blickpunkt“,⁵¹ zu jener besonderen, schicksalhaften Optik,

⁴⁹ Vgl. Dabartinės Lietuvių Kalbos Žodynas (Wörterbuch der litauischen Gegenwartssprache). Vilnius 1993.

⁵⁰ Vgl. Kurschat, Wörterbuch (wie Anm. 29), Bd. IV, S. 2747.

⁵¹ „Blickpunkt“ in dessen beiden Bedeutungen. Erstens als etwas, worauf sich jemandes Blicke richten (Punkt, auf den die Sehkraft konzentriert ist), und zweitens als Punkt, von dem aus etwas betrachtet wird. Im übrigen gibt es zwischen „Blickpunkt“ und optischem „Focus“ eine bemerkenswerte etymologische Entsprechung: Die Etymologie von „Blick“ ist im Litauischen wie im Deutschen ähnlich: „Blick: [mhd. blic = Blick; Glanz, Blitz, ahd. blicch = Blitz(**strahl**)]“ (in: Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. 8 Bde., Mannheim [u.a.] 1993, hier: Bd. 2, S. 52); das litauische „žvilgnis“ (Blick) ist z.B. verwandt mit „žvilgesys“ – Glanz,

die das Seiende um das nicht (mehr) Seiende ergänzt. Dies veranschaulicht eines der jüngsten Gedichte Venclovas (das vorletzte in seinem 1999 veröffentlichten Sammelband) mit dem Titel „Naujosios Anglijos Uoste“ („In einem Hafen Neuenglands“) besonders gut, wo es heißt:

Bet kame gi jo namas?/
 Čia ar kitam vandenyno krante? Kalnuos, kur lavinos/
 nuogai nusvidino šlaitą? Po užmiesčio kėniais,/
 kur boluoja įgriuvę rūšiai? Nejaunėjančiam kūne,/
 kuris atsisako paklusti? Galbūt abejonėj,/
 kad gyvenai? Tikrume, kad išnyksi? Rūdžių apnuodytoj terpėj/
 ar **žvilgsny, kuris net joje/**
pagauna simetriją, sandorą, saiką? (187)

Aber worin ist sein Zuhause?/
 Hier oder am anderen Ufer des Ozeans? In den Bergen, wo die
 Lawinen/
 nackt am Hang herabfliegen? Unter den Vorstadtstubben,/
 wo eingestürzte Keller weißlich schimmern? Im nicht jünger
 werdenden Körper,/
 der zu gehorchen ablehnt? Vielleicht im Zweifel,/
 daß du gelebt hast? In der Sicherheit, daß du vergehen wirst? Im
 rostvergifteten Durchlaß/
 oder im **Blick, der sogar in ihm/**
erfaßt Symmetrie, Eintracht und Maß?

Aus dem „Focus“ verwandelt sich der „gelobte Ort“ in der 5. Strophe des Mandel’štam-Gedichts von Venclova in die uns schon bekannte „Lücke in der Wirklichkeit“ und die „Insel . . ., die das *nicht wiedergefundene Paradies* vertritt“. Von dieser Strophe hieß es ja ausdrücklich im Autorenkommentar, sie sei ein „Versuch, eine Dichtungstheorie zu geben: die Worte von Ararat und dem Hügel sind in dem Sinne zu verstehen, daß es auf diesem Gebiet, wenn Gedichte gelingen, keine Hierarchien gibt.“ Der Berg Ararat deutet sowohl auf Mandel’štams Armenien-Texte als auch, verstärkt durch „Tauben“, auf die Arche Noah (1. Mose 6-8) hin.⁵²

Schimmer, sogar Strahlen (in: Kurschat, Wörterbuch [wie Anm. 29], Bd. IV, S. 2776, und in: Dabartinės [wie Anm. 49], S. 966). – In Venclovas in dieser Hinsicht aufschlußreichem Gedicht „Las Meninas“ (einer kritischen Auseinandersetzung mit Michel Foucaults Interpretation des gleichnamigen barocken Gemäldes von Diego Velazquez) finden wir den bemerkenswerten, charakteristischen Vers: „Und in der Kreuzung der Blicke der körperlose Blick“ („Ir žvilgsnių sankryžoj bekūnis žvilgsnis“, 146). Eine ausführlichere Betrachtung dieser besonderen Optik bietet sich daher an.

⁵² Dort heißt es u.a.: „Am siebzehnten Tag des siebenten Monats ließ sich die Arche nieder auf das Gebirge Ararat.“ (8:4) und „Da harrete er noch weitere sieben Tage und

Ararat, der Ort, an den sich Noah während der Sintflut rettet, ist, wie uns der Autorenkommentar zu verstehen gibt, überall, ist also kein bestimmter Ort auf der Landkarte, sondern ein gelobter, Rettung verheißender Ort schlechthin, der das nicht wiedergefundene Paradies vertritt. „Ararat“ ist wie „Petersburg“ nur ein Wort als solches, ein Wort, das von anderen Wörtern wie z.B. dem Wort „Hügel“ nicht zu unterscheiden ist. „Ararat“ ist als Zeichenkörper eine nur zeitweilige, äußere Hülle, ein Akzidens, das im nächsten Moment auch die Gestalt eines „Hügels“ annehmen und im Augenblick seiner Nennung „erblühen“, zum Leben erwachen kann. Das Wort als solches, als Designat, ist der verheißene, zeitlose Ort für die aus dem Jetzt/Hier verschwundenen „Dinge“. Es ist „leicht“ und „sinnlos“, unbeschwert von dinglichen Bezügen, ohne Bedeutung und daher stets in der Lage, „obdachlosen“ Bedeutungen Zuflucht zu gewähren.

In „Tod“ („Und es klingt ein leichtes und sinnloses Wort, / Fast so sinnlos wie der Tod.“) vollzieht sich schließlich die Verschmelzung zwischen „Petersburg“ als Zeichenkörper (dem allein Bezeichnendes seienden, „sinnlosen Wort“) und Petersburg als einstiger Stadt (als Bezeichnetem), d.h. das Bezeichnete des Wortes „Tod“ ist die Stadt Petersburg. Im rein zeichenhaften (jeden Bezug im Hiesigen negierenden) Wort „Tod“ und im Tod selbst (dem Nichtsein als Denotat) verwirklicht sich die Verheißung des „Neuen Jerusalem“.

4. Nur von ihr hast du gesprochen

An diesem Zusammenhang wäre uns ja vermutlich nicht so viel gelegen, hätte es nicht den Anschein, als schiene hinter „Petersburg“ und vermutlich sogar jedem Ort und jedem letzten Wort in Venclovas Gedichten *Vilnius* auf, als trüge der verheißene Ort den ungenannten Namen Vilnius – wenn nicht zu vermuten wäre, es handle sich bei Venclovas Lyrik „eigentlich“ um eine poetische (Re)Inkarnation von Vilnius. Es ist das „nur“ in „Nur von ihr hast du gesprochen.“ aus dem Gedicht „Silabinès strofos“ („Syllabische Strophen“, 149f.), das uns zunächst interessieren soll. Dieses „nur“ erhält dadurch, daß es sich am Ende des Texts wiederholt, eine besondere Intensität. Drückt es nicht eine ans Erwähltsein grenzende Exklusivität aus? Diese Ahnung verstärkt sich bei etwas eingehenderer Betrachtung der letzten drei Verse dieses Gedichts (vgl. Anhang 4).

ließ abermals eine Taube fliegen aus der Arche. Die kam zu ihm um die Abendzeit, und siehe, ein Ölblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Schnabel.“ (8:10,11)

Man möchte meinen, das „oder“ auf der letzten Zeile laufe auf eine Alternative zwischen „Tod“ und „Himmel“ hinaus. So gesehen, gäbe es auf der einen Seite dieser Alternative eine Entsprechung zwischen „Hügelkette“ und „Tod“, die auf dem Eindringen in den Erdboden („von Regen durchdrungene“) beruht, und auf der anderen Seite die Entsprechung zwischen dem „örtlichen Barock“ und „Himmel“, die sich auf die Ähnlichkeit zwischen den Rundungen des Barock und den Wolken über Vilnius gründet. In Venclovas Brief an Miłosz über Vilnius heißt es ja: „Du hast einmal geschrieben, sogar die Wolken dieser Stadt seien barock; ja, das sind sie.“⁵³ Nun kann aber jedes Gedicht naturgemäß nur *ein* letztes Wort haben, und dieses ist hier das (tröstlichere) „Himmel“. Der Verdacht, das „oder“ signalisiere gar keine echte Alternative zwischen zwei einander ausschließenden Erscheinungen, erhärtet sich dadurch, daß auch (die) „Hügelkette“ die barocken und wolkigen Rundungen fortsetzt – um so mehr, als im Litauischen diese Entsprechung durch den Reim „vingroka“ („gewundene“) – „baroka“ („Barock“) noch verstärkt wird.

Hinsichtlich der so zutage tretenden (an den Schluß von „Faidro tęsinys“ erinnernden) Übereinstimmung zwischen „Tod“ und „Himmel“ ist es bedeutsam, daß Venclova in seiner selbst besorgten russischen Interlinearübersetzung das litauische „Himmel“ statt mit dem ebenfalls beide Bedeutungen enthaltenden „nebo“ („Himmel“) durch „carstvo nebesnoe“ – „Himmelreich“ (Ort der ewigen Seligkeit, Paradies, Himmel) – übertragen hat. Wir haben es also wiederum zugleich mit einem Letzten Bild und einer (sich selbst erfüllenden) Verheißung eines „Neuen Jerusalem“ zu tun. Angesichts der schier verblüffenden Übereinstimmung von Landschaft („Hügelkette“), Barock-Architektur, den Wolken über Vilnius und der Sprache liegt der Gedanke an ein gegenseitiges Erwähltsein recht nahe.

Es sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, besser darauf hingewiesen, daß wir hier kein erwähltes Volk (also nicht beispielsweise die Litauer als Angehörige einer ethnisch oder sprachlich konstituierten Nation) im Sinne haben, sondern vom erwählten Ort die Rede ist. Das Barock ist in gewissem Sinne das europäischste Zeitalter Litauens, jene Epoche also, während der Litauen vielleicht am intensivsten an der europäischen (bedenkt man das lateinamerikanische Barock, sogar darüber hinaus gehenden) Kultur partizipiert hat. Eine Zeit, in der trotz Spannungen zwischen den Konfessionen „die Republik der beiden Nationen, der litauisch-polnische Staat, seinen föderalen und demokratischen Geist noch verteidigte. Und das Barock verband in diesen Gebieten unterschiedliche ethnische und konfessionelle Ansätze, ohne sie zu vereinheitlichen“, wie ein 1996 in

⁵³ Venclova an Miłosz (wie Anm. 4), S. 127.

Vilnius herausgebener Reiseführer durch das barocke Litauen betont. (Er erwähnt übrigens auch ausdrücklich, daß es katholische, griechisch-katholische, russisch-orthodoxe, lutheranische, kalvinistische, karaimische und jüdische Gotteshäuser im Stil des Barock in Vilnius gegeben hat.)⁵⁴

Vilnius, die „sakrale Stadt“,⁵⁵ die „ewige Enklave“,⁵⁶ schrieb Venclova 1978 in seinem Brief an Czesław Miłosz, ist „als Stadt einander überlagernder ethnischer Zonen ein *Modell* für ganz Osteuropa“⁵⁷ (Hervorhebung C.S.), und fast am Schluß: „Wir sind osteuropäische Dissidenten. Oder ganz einfach osteuropäische Menschen, was auf dasselbe hinausläuft. Vilnius wird zu einem jener Zentren, wo eine neue osteuropäische Formation entsteht: vielleicht ist es von der Geschichte dazu *ausersesehen* ...“⁵⁸ (Hervorhebung C.S.)

Worum es hier geht, ist der Gedanke des Erwähltheits eines poetischen Sprechens durch Vilnius. Oder andersherum: das im (letzten) Wort inkarnierte Vilnius als immer wieder aufs Neue anvisierter Bestimmungsort, als Ziel, als Zuhause dieses poetischen Sprechens. Oder: das Sprechen als Schaffen eines Platzes für Vilnius, immer wieder, in jedem Augenblick der Gegenwart:

Senamiesčio sklerotiška širdis/
Užakusiais arterijų lankais/
ir trupančia aorta, nevienodai/
pulsuodama, vis vien ilgiau gyvens/
už tavąją. **Tik** jos klaidžiais takais/
prieisi juosvą Hesperidžių sodą, //
kur skardūs dangūs rymo ant skiemens/
ir obuolys neperšviečia akmens.// (171)

Der Altstadt sklerotisches Herz/
mit den erblindeten Arterienbögen/
und der bröckelnden Aorta, ungleichmäßig/
pulsierend, wird trotzdem länger leben/
als deines. **Nur** auf ihren Irrpfaden/
wirst du zum schwärzlichen Garten der Hesperiden gelangen, //
wo helle Himmel auf der Silbe ruhen/
und der Apfel den Stein nicht verklärt.//

⁵⁴ Irena Vaišvilaitė, Prarasto laiko kelias (Weg der verlorenen Zeit), in: Barokas Lietuvoje (Das Barock in Litauen). Vilnius 1996, S. 9f.

⁵⁵ Venclova, Brief (wie Anm. 4), S. 154.

⁵⁶ Ebenda, S. 156.

⁵⁷ Ebenda.

⁵⁸ Ebenda, S. 161. (Obwohl es im Litauischen „lemi“, also eher „bestimmt“, aber auch „prädestiniert“ und nicht wirklich „ausersesehen“ heißt, liegen „Bestimmt-“ und „Erwähltheits“ wohl doch recht nahe beieinander.)

Tomas Venclovas Dichtung, so könnten wir in Anlehnung an eines seiner poetischen Bilder⁵⁹ zusammenfassend formulieren, gleicht den unaufhörlichen, beharrlichen, äußerst beschwerlichen Mühen des Sisyphos, dessen Felsbrocken ohne sein Zutun keinen Halt, keinen Platz am Hang finden kann. Und doch ist die ewige Heimat von Sisyphos und seiner Last an eben diesem Hang, liegt das Zuhause Venclovas in seinem stets aufs neue vom Fuße des Hanges steil bergauf führenden Sprechen. So unvorstellbar flüchtig der Blick auf den stets wieder entgleitenden Gipfel und so beschwerlich der Aufstieg auch erscheinen mögen, so weisen sie doch einen Weg aus dem Verwaist- und Vertriebensein – den Bedingungen menschlicher Existenz vermutlich schlechthin, die jedoch für das 20. Jahrhundert in besonderer Weise kennzeichnend gewesen sind. Denn das 20. Jahrhundert war wie vielleicht kein anderes geprägt von einem geschärften Bewußtsein für diese Vorgänge auch in der Sprache: der ständige Rückzug des Bedeuteten aus der Sprache und der Sprache aus „ihrem“ Bedeuteten. Im Bemühen um eine – wengleich nur flüchtige, naturgemäß nur zeitweilige – Berührung von Bezeichnendem und Bezeichnetem läßt sich eine Versöhnung, ein *modus vivendi*, zwischen beiden erblicken.

Eine Versöhnung, mit der vermutlich dort angesetzt wird, wo ehemals alles begonnen hatte. Eine Versöhnung durch das Zusammenführen des „Nicht-Erwiesenen, Nicht-Greifbaren ... [dessen], was unser Gemüt durch die Jahrhunderte aus sich erschaffen hat“,⁶⁰ (Rilke) mit dem aus dem Sein ins nicht *mehr* Sein Vertriebenen, die an *einem* Platz in der Zeit aufgehoben und damit allgegenwärtig sind. In diesem fortgesetzten Heimführen und Aufheben des nicht Seienden wie auch des ständig ins nicht *mehr* Seiende entschwindenden Seienden liegt die unabweisbare Verantwortung des Menschen. Eine Verantwortung, durch die Mühsal und Hoffnung, Verdammnis und Erlösung, wie in der Dichtung von Tomas Venclova, kaum mehr voneinander unterscheidbar sind.

Anhang 1

Įpusėja para, tyluma padidėja garsuos, /
Tavo žodžiai nuaidi tamsoj, nepalietę klausos, /
Ir padvelkia pelynai, – apkartę, sausi, netikri, – /

⁵⁹ Und solange er [der Tod] noch zögert in der schwärzlichen/ gläsernen Luft, muß Sisyphus noch/ in dieser, nicht dazu neigenden, Gut und/ Schlecht zu unterscheiden, alten/ schlaflosen Stadt/ Sinn aus dem zugeeilten Mythos herausholen/ und vergeblich warten auf des Herrgotts Posaune/ am wie ein Diamant scharfen Hang. (128)

⁶⁰ Rainer Maria Rilke, Brief an die Gräfin Margot Sizzo-Noris-Crouy (vom 1. Juni 1923), zit. nach: Manfred Frank, Rilkes Orpheus, in: Ders., Gott im Exil. Frankfurt a.M. 1988, S. 191.

Nes mėnulis tarytum anglis, o gamta nesvari./
 Tu seniai nubudai. Nuo tavęs ligi sapno krantų –/
 Du skirtingi planai, susilietę miglotu kraštu./
 O pasaulio gale, ties pačia tolimiausia kalva,/
 Šimtametės nakties ir išmirusių lapų kalba.//

Die Tageshälfte nähert sich, die Stille vergrößert sich in den Lauten,/
 Deine Worte verhallen im Dunkel, ohne das Gehör berührt zu haben,/
 Und es riecht nach Wermut, – bitterem, trockenem, unechtem, –/
 Denn der Mond ist wie Kohle, und die Natur schwerelos./
 Du bist vor langer Zeit erwacht. Von dir bis zu den Ufern des Traums –/
 Zwei verschiedene Ebenen, einander berührend am nebligen Rand,/
 Und am Ende der Welt, am fernsten Hügel,/
 Die Sprache von hundertjähriger Nacht und abgestorbenen Blättern./
 /

Ar suprasi, ką šnabžda kadaise nutilus burna?/
 Virš balotų laukų pamažu išryškėja diena/
 Su vandens atspindžiais ir nematomo paukščio balsu/
 Tuštumos vidury, tarp juodų ir baltų debesų./
 Neskubėk aplankyti sodybos. Tarytum grėsmė/
 Ažuolyno pavėsyje slypi ledinė versmė,/
 Ir nėra šeimnininko, ir spyną palietus raktu,/
 Negyvenamos dienos girždėdamos eina ratu.//

Wirst du verstehen, was der einst verstummte Mund flüstert?/
 Über sumpfigen Feldern zeichnet sich der Tag allmählich ab/
 Mit Wasserspiegelungen und eines unsichtbaren Vogels Stimme/
 Im Innern der Leere, zwischen schwarzen und weißen Wolken./
 Beeile dich nicht das Gehöft zu besuchen. Wie eine Drohung/
 Verbirgt sich im Schatten der Eichen eine eisige Quelle,/
 Und kein Hausherr, und das Schloß mit dem Schüssel berührt,/
 Gehen die unbewohnten Tage knarrend im Kreis.//

Ar keliausi toliau? Už garuojančių ryto rūkų/
 Nenutylanti jūra sutampa su tavo laiku,
 Ir jokia atmintis neįstengia išsemti gelmės,/
 Ir vaikystė lengva, o jaunystė neturi prasmės./
 Mūsų sielos arti, mes visai neseniai iškirsti,/
 Ir vidurdienio laikrodis tiksi kažkur dabarty,/
 Ir, praradusi kryptį, sustoja strėlė danguje,/
 Nes pasaulis tas pats, o vienatvė kas kartas nauja.//

Wirst du weiter reisen? Hinter verdunstenden Morgennebeln/
 Stimmt das nicht verstummende Meer mit deiner Zeit überein,/
 Und kein Gedächtnis vermag die Tiefe auszuschöpfen,/
 Und die Kindheit ist leicht, die Jugend aber hat keinen Sinn./
 Unsere Seelen sind nah, wir wurden vor gar nicht langer Zeit gefällt,/

O tuščia ir didesnė už savo gyvybę dvasia,
Tarsi vaizdas tinklainėje, skaidos giliai daiktuose.// (20-22)

Du bleibst stehen zwischen Buchstaben, Glas, angeschwemmten
Brettern,
Im leblosen und reichen Streifen der Ebbe, zusammen/
Mit einigen Begleitern, die es schon lang nicht mehr gibt,
Und wie einen Schatten umhüllt und versteckt dich die Hitze.
Und, verschwunden in der Zeit, fühlst du nicht, wie der Herbst
naht,
Wie sich um dich herum verändern Himmel und Wasser,
Und der leere Geist, größer als sein eigenes Leben,
Wie ein Bild auf der Netzhaut, sich tief in den Dingen zerstreut.//

Anhang 2

Užplūdusi lūpas, vilnis atsitraukia ūmai,
Ir vėl susikaupia, ir tampa savim. Nemarumas –/
Tik tobulas įgudis. Atsikartoja kiemai,
Aptirpusi žvakė, langinę brūžuojantis krūmas.//

Die Lippen überspült, zieht sich die Welle jäh zurück,
Und sammelt sich wieder, und wird sie selbst. Die Unsterblichkeit –/
Nur ein Zeichen, nur eine Fähigkeit. Es wiederholen sich die Höfe,
Die angeschmolzene Kerze, der am Fensterladen scheuernde Busch.//

Apakina kūnas, tarytum akmuo vandeny.
Suklūsta naktiniai drugiai, parafinas garuoja.
Mes tolstame vienas nuo kito. Girdžiu, kaip eini/
Iš sapno į sapną, iš rojus į mirtį ir rojų.//

Der Körper erblindet wie ein Stein im Wasser.
Die Motten horchen auf, das Parafin verdampft.
Wir entfernen uns voneinander. Ich höre, wie du gehst/
Von Traum zu Traum, vom Paradies zu Tod und Paradies.//

Į spragą tarp žodžio ir daikto. Dabar tu visa –/
Tik tas, ką prisimena pirštai. Žinau, kad pradingsi/
Ir grįši atgal. Kambary karaliauja tamsa,
Ir krūmas prabyla, ir jūra sulėtina žingsnį.//

In den Spalt zwischen Wort und Ding. Jetzt bist du ganz –/
Nur das, woran die Finger sich erinnern. Ich weiß, du wirst
verschwinden/
Und zurückkehren. Im Zimmer regiert das Dunkel,
Und der Busch hebt an zu sprechen, und das Meer verlangsamt den
Schritt.//

Tik ženklas, grįžimas. Šešėlių, bangų dovana,
 Nereiškianti nieko, pranokstanti matą ir saiką.
 Ir girgžda langinė, ir plakas kalba ir liepsna –/
 Pati amžinybė, akiai atsišliejus į laiką. // (117)

Nur ein Zeichen, Rückkehr. Der Schatten, der Wellen Geschenk,
 Das nichts bedeutet, das jedes Maß übersteigt.
 Und der Fensterladen knarrt, und es schlagen Sprache und Flamme –/
 Die Ewigkeit selbst, blind angelehnt an die Zeit. //

Anhang 3

POETO ATMINIMUI. VARIANTAS

V Peterburge my sojdemsją snova
 Osip Mandel'stam

EINEM DICHTER ZUM GEDENKEN: VARIANTE

In Petersburg werden wir wieder zusammenkommen
 Osip Mandelstam

Ar sugrįžai į pažadėtą vietą,
 Į miesto planą, kopiją, skeletą?
 Pūga nuplūkdė Admiralitetą,
 Nubluko geometriniai dažai/
 Plokštumoje. /

Išjungdamas elektrą,
 Šešėlis gimsta iš ledinio spektro,
 Ir netoli Izmailovo prospekto/
 Dūluoja aprūdiję garvežiai. //

Bist Du an den gelobten⁶¹ Ort zurückgekehrt,
 In den Stadtplan, die Kopie, das Skelett?
 Ein Schneesturm schwemmte die Admiralität fort,
 Die geometrischen Farben sind verblaßt/
 Auf der Fläche. /

Beim Abschalten der Elektrik/
 Wird ein Schatten geboren aus eisigem Spektrum,
 Und unweit des Ismailov-Prospekts –/
 Schimmern rostige Lokomotiven. //

Tas pats tramvajus, padėvėtas paltas .../
 Ir popierlį kilstelia asfaltas,
 Ir devynioliktojo amžiaus šaltis/
 Užtvenkia stotį. /

⁶¹ Wörtlich „versprochen“, aber in der phraseologischen Bedeutung von „Gelobtes Land“ (vgl. engl. „the Promised Land“).

Ūžiantis dangus/
 Užsiveria. Dešimtmečiai išblėsta,
 Lyg dargana praeina tamsūs miestai,
 Lyg dovana pasikartoja gestai,
 Bet niekadus neatgema žmogus.//

Dieselbe Straßenbahn, derselbe abgetragene Mantel .../
 Und Papierfetzen hebt der Asphalt an,
 Und die Kälte des 19. Jahrhunderts/
 Dämmt den Bahnhof ein./

Der brausende Himmel/
 Verschließt sich. Jahrzehnte verblassen,
 Gleich einem Unwetter gehen dunkle Städte vorüber,
 Gleich einem Geschenk wiederholen sich Gesten,
 Aber niemals wird der Mensch wiedergeboren.//

Jis pasitraukia į vasario rytą,
 Abglėbusį nejudrų šiaurės Rymą,
 Į kitą erdvę, pasirinkęs ritmą,
 Priartintą prie sniego valandos.
 Jo šaukiasi sustingęs vilkės urvas,
 Beprotnamis, kalėjimas ir purvas,
 Pažįstamas juodasis Peterburgas,
 Apie kurį kalbėta kitados.//

Er zieht sich zurück in den Februarmorgen,
 Der das bewegungslose Rom des Nordens umarmt hat,
 In einen anderen Raum und hat einen Rhythmus gewählt,
 Der der Stunde des Schnees angenähert ist.
 Ihn rufen die erstarrte Schanze der Wölfin,
 Irrenhaus, Gefängnis und Schmutz,
 Das bekannte schwarze Petersburg,
 Von dem einmal die Rede war.//

Neatgema harmonija ir saikas,
 Lentų spragėjimas ir šiltas tvaikas/
 Židinyje, kurį pakūrė laikas,
 Tačiau yra belaikis židinyš/
 Ir optika, apsprendusi likimą,
 Kurio esmė – laimingi sutapimai,
 O kai kada – tiesiog susitikimai/
 Ir amžinųjų formų tęsinys.//

Nicht wiedergeboren werden Harmonie und Maß,
 Das Knacken der Scheite und der warme Dunst/
 Im Herd, den die Zeit geheizt,
 Jedoch gibt es einen zeitlosen Herd/
 Und eine Optik, von der das Schicksal bestimmt ist,
 Dessen Sinn glückliche Fügungen,/

Und hin und wieder nur Begegnungen sind/
Und die Fortsetzung ewiger Formen.//

Ne atspindys, o pertrūkis tikrovėj,
Sala, įaugus į putotą srovę,
Atstojanti neatrastąjį rojų,
Išsilukštėna iš gyvos kalbos,
Ir debesų tvane, virš laivo rago,
Balandžiai suka milžinišką ratą,
Nedrišdami atskirti Ararato/
Nuo paprastos pražydytos kalvos.//

Keine Spiegelung, sondern Lücke in der Wirklichkeit,
Insel, hineingewachsen in die schaumige Strömung,
Die das nicht wiedergefundene Paradies vertritt,
Schält sich heraus aus der lebendigen Sprache,
Und im Wolkenschwall über dem Schiffsbug,
Drehen Tauben einen riesigen Kreis,
Und wagen nicht, den Ararat zu unterscheiden/
Von einem einfachen erblühten Hügel.//

Palik pakrantę. Plaukime. Jau metas.
Suskyla akmens ir išsenka melas,
Bet lieka vienas liudininkas – menas,
Praskaidrinąs viduržiemio naktis.
Ledus įveikia palaimingos žolės,
Tamsias marias atranda upių žiotys,
Ir skamba lengvas ir beprasmis žodis,
Beveik toks pat beprasmis, kaip mirtis.// (50-52)

Verlasse das Ufer. Fahren wir. Schon ist es Zeit.
Die Steine spalten sich und die Lüge versiegt,
Aber es bleibt ein Zeuge – die Kunst,
Die die Nacht des Mittwinters erhellt.
Das Eis überwinden gesegnete Gräser,
Dunkle Meere werden von Flußmündungen wiedergefun-
den,
Und es klingt ein leichtes und sinnloses Wort,
Fast so sinnlos wie der Tod.//

Anhang 4

SILABINĖS STROFOS

Nečionykšti praeivi, stabtelėki vartuos.
Žvaigždė viršum pušyno keliasi iš guolio,
blausi, apsisapnavus. Šešėliuotą slėnį/
užtvenkia bokštų tankis, kaip ir tu sutvertas/

iš samonės ir nieko, iš ugnies ir molio, /
 belaikis, lyg šaltinis, gyslotis ir rožė. /
 Žvirgždas, koja kliudytas, bilsteli į sieną, /
 už latakų atsimezga skersgatvių kilpos – /
 pragaišintas pasaulis, kadaise sutilpęs /
 tarp skeldinčios krantinės ir priestočių ruožo: //

SYLLABISCHE STROPHEN

Nichthiesiger Vorübergender, bleibt stehen am Tor. /
 Der Stern über dem Kiefernwald erhebt sich von seinem Lager, /
 Ist trübe und verschlafen. Das schattige Tal /
 dämmt ein die Dichte der Türme, die wie du auch, geschaffen ist /
 aus Bewußtsein und Nichts, aus Feuer und Lehm, /
 zeitlos wie Quelle, Wegerich und Rose. /
 Ein Kiesel, mit dem Fuß angestoßen, klopft gegen die Wand, /
 hinter der Rinne trennen sich die Maschen der Querstraßen auf – /
 verlorene Welt, die einst Platz fand /
 zwischen zerfallender Uferstraße und Streifen der Bahnsteige: //

senos kaltės ir seno kalkakmenio plotas, /
 kur neono skurdybė stingdo gaižų orą, /
 įburtas į kišenę rūdijantį raktą, /
 tvankų eterio gausmą, nuslopintą norą, /
 tolesnis nei Saturnas, retokai sapnuotas, /
 nors jį vis galėtum pereiti užmerkęs /
 akis (dienos dykynė, o geriausia naktį), /
 galėtum išugdyti žmogišką žodyną /
 iš čaižančio lietaus ir aliumnato arkos. //

alter Schuld und alten Kalksteins Fläche, /
 wo die Armut des Neon die ranzige Luft erstarren läßt, /
 hineingezaubert in den in der Tasche rostenden Schlüssel, /
 in das schwüle Tönen des Äthers, in den unterdrückten Wunsch, /
 ferner als Saturn, selten geträumt, /
 obwohl du sie noch immer durchlaufen könntest mit geschlossenen /
 Augen (in der Tageswüste, am besten aber nachts), /
 ein menschliche Wörterbuch aufziehen könntest /
 aus ihrem launenhaften Wind, einen Weinberg von Vokalen /
 aus dem peitschenden Regen und dem Bogen des *Aliumnats*. //

Tik apie jį kalbėjai. Viešpaties radaras /
 lytėdavo jo kryžių maišatį. Paklysti /
 nepajėgei. Klausėjui gal būtum atsakęs: /
 „Ne šioj žemėj.“ Žinojai: tulžis, išdavystė, /
 netikėtai tesėjus neviltis ir karas /
 su buvusiais bičiuliais, kapai, durų staktos, /
 kryžmai lentom užkaltos, – kaina už Itakės /

aplankyma. Seki jos negirdimą griūtį/
 į pelėsių bedugnę. Galėjot nebūti,
 bet dar esat. Atgimsta ir sutrinka taktas, //

Nur von ihr hast du gesprochen. Der Radar des Herrgotts/
 betastete das Gewirr ihrer Kreuze. Dich zu verirren/
 warst du nicht imstande. Dem Fragenden hättest du vielleicht
 geantwortet: /

„Nicht auf dieser Erde.“ Du wußtest: Galle, Verrat,/
 unerwartet fortgesetzte Hoffnungslosigkeit und Krieg/
 mit ehemaligen Freunden, Gräber, Türrahmen,/
 überkreuz mit Balken vernagelt – der Preis für Ithakas/
 Besuch. Du verfolgst seinen unhörbaren Fall/
 in schimmelligen Abgrund. Ihr hättet nicht sein können,
 aber seid noch. Der Takt wird wiedergeboren und gestört, //

sutrūkinėja skliautai, veidrodžiai suskyla,/
 idant už jų išvelgtum beprošvaistę sritį. /
 Virš upokšnio ir laiko sukas juosvas lapas. /
 Gal dvidešimt kitų jau plūkauja, nukritę /
 į lengvą savo esmę – atspindį ir tylą. /
 Išakijusios plytos šiurkščiai liečia ranką, /
 anga boluoja mūre, su žvaigžde sutapus. /
 Tik ši smėlingą, liūčių persmelktą, vingroką /
 provincijos kalvyną, vietinį baroką /
 regi, kada vaizduojies mirtį arba dangų. // (149f.)

Gewölbe werden rissig, Spiegel spalten sich,/
 damit du hinter ihnen den lichtlosen Raum erblickst. /
 Über Bach und Zeit dreht sich ein schwärzliches Blatt. /
 Vielleicht zwanzig andere schwimmen schon, gefallen /
 in ihr leichtes Wesen – Spiegelung und Stille. /
 Lose Ziegel berühren rauh die Hand, /
 eine Öffnung scheint weiß in der Wand, mit dem Stern (nun) überein. /
 Nur diese sandige, von Regen durchdrungene, gewundene /
 Hügelkette der Provinz, den örtlichen Barock /
 siehst du, wenn du dir den Tod vorstellst oder den Himmel. //

**Die Heimkehr nach „Kleckerburg“
oder: Danzig als „literarischer Fixpunkt
des Weltgeschehens“.
Ein Gedicht von Günter Grass**

von Dieter Arendt

Wie Sarajewo den Ersten Weltkrieg auslöste, so begann in Danzig mit dem Krieg gegen Polen, der sich wie ein um sich greifendes Feuer ausbreitete, der Zweite Weltkrieg, und die an der südöstlichen Ostsee gelegene Freie Stadt Danzig wurde zum Katalysator der tragischen Weltgeschichte. Mit historischem Recht ist konstatiert worden, Danzig sei die „Linse, in der sich die Vorkommnisse und Probleme konzentrierten, die damals mindestens Europa bewegten, und schließlich zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges beigetragen haben.“¹ Und Günter Grass, der Sohn der Freien Stadt, nennt nicht ohne Grund seine Heimatstadt Danzig, das heutige Gdańsk, durchaus bewußt und wiederholt seinen „literarischen Fixpunkt, der spekulativ genug ist, um jegliches Weltgeschehen zu bündeln“.²

Sein frühes, vielstrophig sich ausbreitendes Gedicht trägt den auf den ersten Blick unscheinbaren Titel: „Kleckerburg“.³ Aber in der Mitte des über 100 Zeilen in freien Rhythmen sich wie ein figurativer Teppich ausrollenden Textes erklärt ein einziger Vers den plötzlich bildstark werden den Titel: „denn als ich, zwischen Muscheln, kleckerte mit Sand“. Der Titel also weist zurück auf Kinderspiele am Strand zwischen Dünen und Meer und – so scheint es – verkindlicht und entschärft ironisch maskiert die Bitternis der Weltgeschichte.

Das Gedicht aber ist trotz oder gerade mittels der scheinbar verspielten Sprache zunehmend durchlässig für einen hintergründigen Ernst; die prismatische Reflexion beginnt bereits mit dem Bild der ersten Strophe:

Gestrichnes Korn, gezielte Fragen
verlangt die Kimme lebenslang:
Als ich verließ den Zeugenstand,
an Wände, vor Gericht gestellt,

¹ Henryka Szumoska. Die geschichtliche Faszination des Schriftstellers Günter Grass, in: *Studia Germanica Posnaniensia*. Bd. XII, Poznań 1983, S. 17-33, bes. S. 23.

² Werkausgabe, hrsg. v. Volker Neuhaus (u.a.). Darmstadt/Neuwied 1987; Göttingen 1997. XVI, S. 455 (WA).

³ „Gleisdreieck“ 1962, in: WA 1997. I, S. 196.

wo Grenzen Flüsse widerlegen,
 sechstausend Meter überm Mief,
 zuhause, der Friseur behauchte
 den Spiegel und sein Finger schrieb:
 Geboren wann? Nun sag schon, wo?

Die Szenerie beschwört ein Gericht. Ein Standgericht? Bedrohliche Zeichen und Worte sind nicht zu überhören. Von „gezielten Fragen“ ist die Rede, und von einem, der vor Gericht und an die Wand gestellt und über Kimme und Korn fixiert wird. Aber wo breite Flüsse die engen Grenzen überspülen und Völkerschaften sich mischen, und wo das Gericht hoch überm Mief⁴ tagt, gelten wohl mildernde Umstände für die Fragen des Verhörs: „Geboren wann? Nun sag schon, wo?“

Die Antwort klingt eigentümlich verschlüsselt, so, als wollte ein Schuldiger seine Frager vexieren, indessen weiß er sehr wohl, wovon er redet und was er sagt, und er sagt durchaus die Wahrheit:

Das liegt nordöstlich, westlich von
 und nährt noch immer Fotografen.
 Das hieß mal so, heut heißt es so.
 Dort wohnten bis, von dann an wohnten.
 Ich buchstabiere: Wrzeszcz hieß früher.
 Das Haus blieb stehen, nur der Putz.
 Den Friedhof, den ich, gibt's nicht mehr.
 Wo damals Zäune, kann heute jeder.
 So gotisch denkt sich Gott was aus.
 Denn man hat wieder für viel Geld.
 Ich zählte Giebel, keiner fehlte:
 das Mittelalter holt sich ein.
 Nur jenes Denkmal mit dem Schwanz
 ist westwärts und davon geritten.

⁴ Hans-Magnus Enzensberger, Wilhelm Meister auf Blech getrommelt. Erstveröffentlichung Süddeutscher Rundfunk 18. 11. 1959; zit. in: Von Buch zu Buch. Günter Grass in der Kritik, hrsg. v. Gert Loschütz. Neuwied 1968, S. 10f.: „Grass ist kein Moralist. Fast unparteiisch schlitzt er die ‚welthistorischen‘ Jahre zwischen 1933 und 1945 auf und zeigt ihr Unterfutter in ihrer ganzen Schabigheit. (...) Grass stellt sie in ihrer wahren Aura dar, die nichts Luziferisches hat: in der Aura des Miefs. (...) Inkarnationen des Muffigen und des Schofelns.“ – Vgl. Günter Grass, Rückblick auf die Blechtrommel – Der Autor als fragwürdiger Zeuge. Ein Versuch in eigener Sache. 1973, in: WA 1997. XV, S. 323. Dort über seine Motivation als Schriftsteller: „das zuverlässigste Triebwerk war wohl (...) mein kleinbürgerliches Herkommen, dieser miefgesättigte, durch abgebrochene Gymnasialbildung – ich blieb Obertertianer – gesteigerte Grössenwahn, etwas Unüberschaubares hinstellen zu wollen. Ein gefährlicher Antrieb, der oft die Hybris ansteuert.“

Das liegt „nordöstlich“ im Bereich der Hanse, wenn auch wiederum ziemlich „westlich“ von den nordbaltischen Hansestädten Riga und Novgorod. Wie alle Hanse-Städte sind die Fassaden photogen, „noch immer“, trotz des verheerenden Krieges, der von der mittelalterlichen, auf „gotisch“-himmelhohen Pfeilern fußenden Renaissance-Stadt nichts übrig ließ als Trümmer. Aber: „Das Haus blieb stehen, nur der Putz. Der Friedhof, den ich ...“ Auffallend die Aposiopesen der abgebrochenen Sätze; im Verschweigen verrät sich das präzise Wissen des heimkehrenden Besuchers, und der spürbare Affekt verstummt.

Als das historische Erinnern wieder einsetzt, geht es auf Distanz: Das hanseatische, weltweit offene Großbürgertum, von dem die am Kai überbordenden Speicher und die in der Altstadt und Rechtstadt prunkvollen Giebel der Herrenhäuser über Jahrhunderte Zeugnis ablegten, war längst zum Kleinbürgertum geschrumpft, das seinen vergessenen Reichtum und seine geistige Armut mit nationalen Parolen kompensierte.

Vor dem Hohen Tor mit seinem braven Bürgerspruch „Nec temere nec timide“ stand auf dem rundum offenen Markt gleichsam als Symbol nationaler Macht in jüngster Zeit ein protziges Reiterdenkmal; auf einem schnaubenden Gaul mit einem waagrecht wehenden Schwanz saß ein deutscher Kaiser und galoppierte – wohin? Sollte wohl gen Osten gehen, der kühne Ritt, aber: „ist westwärts und davon geritten“.

Der Ostland-Ritt stieß also doch an seine Grenze; die im Osten neue Lande und neue Räume suchende Reichsmacht ist zusammengebrochen und hat ihr Genüge gefunden im alten Westen Europas.

Aber die Vergangenheit kann nicht von heut' auf morgen ausgelöscht werden, sie nistet in der Erinnerung wie Fledermäuse im Haar und meldet sich mit jedem Glockenschlag und jedem Pausenzeichen:

Und jedes Pausenzeichen fragt;
 denn als ich, zwischen Muscheln, kleckerte mit Sand,
 als ich bei Brenntau einen Grabstein fand,
 als ich Papier bewegte im Archiv
 und im Hotel die Frage in fünf Sprachen:
 Geboren wann und wo, warum?
 nach Antwort schnappte, beichtete mein Stift:
 Das war zur Zeit der Rentenmark.
 Hier, nah der Mottlau, die ein Nebenfluß,
 wo Forster brüllte und Hirsch Fajngold schwieg,
 hier, wo ich meine ersten Schuhe
 zerlief, und als ich sprechen konnte,
 das Stottern lernte: Sand, klatschnaß,
 zum Kleckern, bis mein Kinder-Gral

sich gotisch türmte und zerfiel
 Das war knapp zwanzig Jahre nach Verdun;
 und dreißig Jahre Frist, bis mich die Söhne
 zum Vater machten; Stallgeruch
 hat diese Sprache, Sammeltrieb,
 als ich Geschichten, Schmetterlinge spießte
 und Worte fischte, die gleich Katzen
 auf Treibholz zitterten, an Land gesetzt,
 zwölf Junge warfen, grau und blind.

Jeder „Grabstein“ ist ein Zeichen und erzählt eine Lebens-Geschichte; und im „Archiv“ ist das Leben dokumentarisch verbrieft, Geburt und Kindheit zur Zeit der Rentenmark an den Ufern „der Mottlau, die ein Nebenfluß“ der grenzenüberflutenden Weichsel; dort tobte der nationale Größenwahn sich aus im Gebrüll der großdeutschen Propaganda-Reden, dort schwieg der Jude „Hirsch Fajngold“⁵ angesichts der brennenden Synagoge – und dort „kleckerte“ der Junge aus – „Wrzeszcz hiess früher“ – Langfuhr ahnungslos mit Sand und baute am Strand seinen Turm, seinen „Kinder-Gral“, der „sich gotisch türmte und zerfiel“.

Abermals „gotisch“ – Kinderspiele sind Imitationen der Urväter, Väter und Erzieher, Nachbilder ihrer Vorbilder, und in ihren Spielen mischen sich ihre Wohltaten und Missetaten, und es dauert eine geraume Weile bis zum schrecklichen Erwachen und bis zu der verstörenden Frage: „Geboren wann? Und wo?“ oder gar: „Warum?“

Geboren wann? Und wo? Warum?
 Das hab ich hin und her geschleppt,
 im Rhein versenkt, bei Hildesheim begraben;
 doch Taucher fanden und mit Förderkörben
 kam Strandgut Rollgut hoch, ans Licht.
 Bucheckern, Bernstein, Brausepulver,
 dies Taschenmesser und dies Abziehbild,
 ein Stück vom Stück, Tonnagezahlen,
 Minutenzeiger, Knöpfe, Münzen,
 für jeden Platz ein Tütchen Wind.
 Hochstapeln lehrt mein Fundbüro:
 Gerüche, abgetretne Schwellen,
 verjährte Schulden, Batterien,
 die nur in Taschenlampen glücklich,
 und Namen, die nur Namen sind:
 Elfriede Broschke, Siemoneit,

⁵ Vgl. „Blechtrommel“.

Guschnerus, Lusch und Heinz Stanowski;
 Auch Chodowiecki, Schopenhauer
 Sind dort geboren. Wann? Warum?

Mit der Warum-Frage wird der Ernst des Verhörs umgemünzt zur Komik und das ernste Spiel wird zur Farce und facettiert genauestens die groteske Geschichte; das Warum aber erhält einen abgründigen Grund. Ja, warum geboren? Da man doch keine Bleibe hat in dieser Welt?! Nicht einmal in jenem Land, das man sich rechtens zueigen wußte und Heimat nannte?! Der Flüchtling aus Danzig weiß, was er sagt und nicht sagt: Gestrandet, fast noch ein Kind, in Düsseldorf, wo er, erwachend aus den Fängen des Schicksalschlafs, das furchtbare Wissen wohl gerne im Rhein versenkt hätte, dann aber mitsamt seiner Vergangenheit überlebte als Schachtarbeiter im Bergwerk bei Hildesheim, wo die Kumpels dem von den politischen Vätern verführten und vom Krieg gehetzten angehenden Poeten ein einprägsames und bleibendes Leitbild mit auf den Weg gaben: „ohne Ziel in den Wolken, ohne Symbole und Feldzeichen und ohne die Pappkameraden heldischer Vorbilder zu leben. Ein Schießhauer sagte zu mir: Wenn du die Welt verbessern und die Menschen ändern willst, mußt du Schulen bauen.“⁶

Und wenige Jahre später machen drei Titel die Runde in der Welt: „Die Blechtrommel“, „Hundejahre“ und „Katz und Maus“. Und dort wiederholen sich die Motive: Bernstein, Brausepulver, Taschenmesser, Batterien, die, wie der ehemalige Luftwaffenhelfer sehr genau weiß, als Flugabwehr-Batterien tödlich und „nur in Taschenlampen glücklich sind“.

Ach ja, der Philosoph Schopenhauer ist dort geboren und der Maler und Kupferstecher Chodowiecki – das war im Jahre ...

Ja, in Geschichte war ich immer gut.
 Fragt mich nach Pest und Teuerung.
 Ich bete häufig Friedensschlüsse,
 die Ordensmeister, Schwedennot,
 und kenne alle Jagellonen
 und alle Kirchen, von Johann
 bis Trinitatis, backsteinrot.
 Wer fragt noch wo? Mein Zungenschlag
 ist baltisch tückisch stubenwarm.
 Wie macht die Ostsee? – Blubb, piff, pschsch ...
 Auf deutsch, auf polnisch: Blubb, piff, pschsch ...

⁶ Volker Neuhaus, Günter Grass. Stuttgart 1979 (Sammlung Metzler. M 179), S. 2.

„Ja, in Geschichte war ich immer gut.“ Bereits in der „Blechtrommel“ beeindruckt auf den ersten Blick die Revue von Stämmen, Völkern mit ihren hohen und höchsten historisch-politischen Würdenträgern:

„Zuerst kamen die Rugier, dann kamen die Goten und Gepiden, so dann die Kaschuben, von denen Oskar in direkter Linie abstammt. Bald darauf schickten die Polen den Adalbert von Prag. Der kam mit dem Kreuz und wurde von Kaschuben oder Pruzzen mit der Axt erschlagen. Das geschah in einem Fischerdorf, und das Dorf hieß Gyddanyzc. Aus Gyddanyzc machte man Danczik, aus Danczik wurde Dantzig, das sich später Danzig schrieb, und heute heißt Danzig Gdansk.

Bis man jedoch zu dieser Schreibart gefunden hatte, kamen nach den Kaschuben die Herzöge von Pommerellen nach Gddanyzc. Die hatten Namen wie: Subislaus, Sambor, Mestwin und Swantopolk. Aus dem Dorf wurde ein Städtchen. Dann kamen die wilden Pruzzen und zerstörten die Stadt ein bißchen. Dann kamen die Brandenburger von weit her und zerstörten gleichfalls ein bißchen. Auch Boleslaw von Polen wollte ein bißchen zerstören, und der Ritterorden sorgte gleichfalls dafür, daß die kaum ausgebesserten Schäden unter den Ritterschwertern wieder deutlich wurden.“⁷

Aber ihre Folge erscheint gleichsam als Abzählspiel:

„Ein zerstörerisches und wiederaufbauendes Spielchen treibend wechselten sich jetzt mehrere Jahrhunderte lang die Herzöge von Pommerellen, die Hochmeister des Ritterordens, die Könige und Gegenkönige von Polen, Grafen von Brandenburg und die Bischöfe von Włocławek ab.“⁸

Die Litanei geht weiter und scheint kein Ende zu nehmen, eine Herrschaft folgt auf die andere und Name folgt auf Name:

„Es kamen die Hussiten, machten hier und da ein Feuerchen und zogen wieder ab. Dann warf man die Ordensritter aus der Stadt, brach die Burg ab, weil man in der Stadt keine Burg haben wollte. Man wurde polnisch und fuhr nicht schlecht dabei.

Der König, der das erreichte, hieß Kazimierz, wurde der Große genannt und war der Sohn des ersten Wladyslaw. Dann kam Ludwig und nach dem Ludwig die Hedwig. Die heiratete den Jagiello von Litauen, und es begann die Zeit der Jagiellonen. Auf Wladyslaw den Zweiten folgte in dritter Wladyslaw, dann wieder mal ein Kazimierz,

⁷ WA 1997. III, S. 520.

⁸ Ebenda.

der aber keine rechte Lust hatte und dennoch dreizehn Jahre lang gutes Danziger Kaufmannsgeld im Krieg gegen den Ritterorden verpulverte. Johann Albrecht hatte dagegen mehr mit den Türken zu tun. Dem Alexander folgte Sigismund der alte oder auch Zygmunt Stary genannt. Dem Geschichtsbuchkapitel über Sigismund August folgt das Kapitel über jenen Stefan Batory, nach dem die Polen gerne ihre Ozeandampfer benennen. Der belagerte, beschoß die Stadt längere Zeit – wie man nachlesen kann –, konnte sie aber nicht einnehmen. Dann kamen die Schweden und benahmen sich auch so. Denen machte das Belagern der Stadt einen solchen Spaß, daß sie es gleich mehrmals wiederholten. Auch gefiel zu jener Zeit Holländern, Dänen, Engländern die Danziger Bucht so gut, daß es mehreren ausländischen auf der Danziger Reede kreuzenden Schiffskapitänen gelang, zu Seehelden zu werden.“⁹

Historie als „Spielchen“ – damit tritt ein Erzähler namens Oskar in ironische Distanz zu den Fakten, die ihrerseits ihres bombastischen Ernstes entkleidet werden und damit allerseits ihren Nimbus verlieren als angestaunte Lesebuch-Geschichte.

Die gleiche ironische Erzählhaltung dominiert auch später im „Butt“, wenn der Erzähler Edek, eine Figur sowohl der Jungsteinzeit wie gleichzeitig der Gegenwart, detailliert die einzelnen Geschichten der Geschichte noch einmal aufführt. Abermals tauchen sie dort auf und abermals treten sie ab, die großen Namen der Geschichte im Weichseldelta: Bischof Adalbert von Prag, die Polenkönige Wladislaw und Wladimir, der Polenherzog Leszek Bialy und so weiter – und es ist von berufener historischer Seite konstatiert worden, daß Namen und Zeichen nicht selten durcheinander geraten.¹⁰

Es ist indessen doch verwunderlich, daß ein mit Geschichte umgehender Schriftsteller vorschnell am Historismus gemessen und daß ihm leichtfertiger und fehlerhafter Umgang mit der Geschichte vorgeworfen wird; der Vorwurf korsettiert eher den eigenen Hautgout historischen Umgangs mit der Geschichte: denn weder „kommt der scheinobjektive Historismus“ aus der Schule von Leopold von Ranke noch von Wilhelm Dilthey,¹¹ sondern hier macht der Poet Gebrauch vom Recht des Poeten, dessen magna charta schon im 8. Kapitel der „Poetik“ des Aristoteles verbucht ist:

„Der Dichter hat nicht zu berichten, was geschehen ist, sondern in dieser Art geschehen könnte, und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit möglich ist. Der Unterschied zwischen Geschichtsschreibern und Dichtern beruht nämlich nicht auf

⁹ Ebenda, S. 520f.

¹⁰ Szumowska, *Faszination* (wie Anm. 1), S. 27f.

¹¹ Ebenda, S. 21.

der Darstellung in gebundener und ungebundener Rede (...) sondern darin liegt er, daß dieser berichtet, was geschehen ist, jener, was in der Art geschehen sein könnte. Und eher darum, weil sie mehr das Allgemeine, die Geschichte mehr das Einzelne betont, ist die Poesie das philosophischere und bedeutendere.“¹²

Im übrigen hat der historisierende Poet recht früh seinen poetologisch-historischen Standpunkt bekannt:

„Mir ist (...) noch deutlicher geworden, als ich es vorher geahnt habe, wie sehr unsere Geschichtsschreibung, die sich als authentisch ausgibt, weil sie auf Dokumenten fußt, Fiktion ist: nicht zugegebene Fiktion. (...) Die Löcher dazwischen sind für den Schriftsteller interessant. Ich sehe mich in der Lage, genauere Fakten zu erfinden als die, die uns als angeblich authentisch überliefert wurden.“¹³

Daten und Namen sind zugegebenerweise Fakten, aber in der „Blechtrommel“ wird nicht nur darüber hinaus und mit Nachdruck die Sinnfrage gestellt, sondern die Frage ist zugleich eine Infragestellung, und die Antwort scheint gegeben mit dem Wort „Spielchen“ – ein unübersehbarer Hinweis auf das inhumane Gerangel der Macher und auf die Absurdität ihrer gemachten Geschichte. Und im „Butt“ wird mit der Frage nach dem Los der Frauen in der Männer-Geschichte mit den großen Männern aufgeräumt; und nun kommen Frauen in den Blick und zu Wort mit wohltuenden Namen: die fromme Dorothea, die dicke Gret, die allzeit willige Agnes, die Gesindeköchin Amanda Woyke und andere – und ihrer Kochkunst war sie anheimgegeben, die Männer-Geschichte. Gewiß: Nicht ruhmlos verlief die Geschichte des deutschen Ritterordens, aber es gab die für den Orden auch verlustreich verlaufende Schlacht bei Tannenberg – bei Grunwald, wie die Polen sie genauer lokalisieren –, aber es gab auch Friedensschlüsse, wie etwa in der „Blechtrommel“ berichtet wird: einen Frieden von Oliva.

Der Friede zu Oliva. – Wie hübsch und friedlich das klingt. Dort bemerkten die Großmächte zum erstenmal, daß sich das Land der Polen wunderbar fürs Aufteilen eignet. Schweden, Schweden, nochmals Schweden – Schwedenschanze, Schwedentrunk, Schwedensprung. Dann kamen die Russen und die Sachsen, weil sich in der Stadt der arme Polenkönig Stanislaw Leszczyński verbarg. Wegen des einen

¹² Aristoteles, *Über die Dichtkunst*. Griechisch und deutsch, hrsg. v. Moritz Schmidt. Jena 1875, S. 23 ff.

¹³ H. L. Arnold, *Als Schriftsteller leben*. Reinbek 1979, S. 145.

einzigem Königs wurden tausendachthundert Häuser zerstört, und als der arme Leszczynski nach Frankreich floh, weil dort sein Schwiegersohn Ludwig wohnte, mußten die Bürger der Stadt eine Million blechen.

Dann wurde Polen dreimal geteilt. Die Preußen kamen ungerufen und übermalten an allen Stadttoren den polnischen Königsadler mit ihrem Vogel. Es hatte der Schulmeister Johannes Falk gerade noch Zeit, das Weihnachtslied ‚O du fröhliche ...‘ zu dichten, dann kamen die Franzosen. Napoleons General hieß Rapp, und an den mußten die Danziger nach einer elenden Belagerung zwanzig Millionen Franken berappen. Daß die Franzosenzeit eine schreckliche Zeit war, muß nicht unbedingt bezweifelt werden. Sie dauerte aber nur sieben Jahre. Da kamen die Russen und Preußen und schossen die Speicherinsel in Brand. Schluß war es mit dem Freistaat, den sich Napoleon ausgedacht hatte. Abermals fanden die Preußen Gelegenheit, ihren Vogel an alle Stadttore zu pinseln ...“¹⁴

Namen, Namen. Auch die hellroten und rußroten Backstein-Kirchen haben Namen: Sankt Johann, Sankt Trinitatis, Sankt Barbara, Sankt Marien.

Übrigens: Was für eine Sprache sprach man dort? Vielleicht erzählen das auch schon die Namen: „Namen die nur Namen sind“? Aber als bloße Namen sind sie beredt genug, denn als die Enkel abenteuernder Vorfahren plaudern sie und repräsentieren mit ihrem Zungenschlag verschiedene Völker: Der Name Broschke beispielsweise klingt zwar slawisch, weist aber auch nach Holland, denn Flamen und Friesen waren es, die die Werdersümpfe trocken legten und als reiche Weizen- und Zuckerrübenbauern dort siedelten; Simoneit klingt zwar Pruzzisch oder Litauisch und solch ein Name beansprucht ältere Rechte, aber sie könnten seinem Träger wiederum streitig gemacht werden durch Namen wie Guschnerus und Lusch, die vielleicht ins kaschubische Hinterland weisen, oder etwa Heinz Stanowski, dessen Urgroßvater möglicherweise als patriotischer Pole zusammen mit seinem Feldherrn Tadeusz Kosciuszko gegen Rußland marschierte.

Und Chodowiecki? Schopenhauer? Ob polnisch oder flämisch – sie haben als bloße Namen Geltung in aller Welt, und man könnte fortfahren und noch viele Namen nennen, die dort geboren, länger oder kürzer dort lebten oder die Stadt zum Motiv ihrer Werke machten: Georg Grefflinger, Joseph von Eichendorff, Max Halbe, Ernst von Wolzogen, Oskar Loerke, Alfred Brausewetter und so weiter.¹⁵

¹⁴ WA 1997 III, S. 521.

¹⁵ Wilhelm Koch, Deutsches Literaturlexikon. Bd. I, Bern 1949, S. 314f.; Jürgen Born, Danzig/Gdańsk. Bilder einer Stadt im Spiegel der Dichtung. Bei Georg Grefflinger

Nach der summarischen Reihung der Namen, die kommentarlos für sich sprechen, folgt die nüchterne Feststellung, daß nach dem letzten Krieg merkwürdigerweise keine Schweden, Franzosen oder Preußen kamen, sondern: „es kamen die Polen.“ Und man könnte ergänzen: sie kamen zurück und sind immer noch da.¹⁶

Die folgende Strophe unterbricht die Szene wie ein Exkurs, und gleichsam auf einem Seitenweg folgt ein Abstecher in die Gegenwart, ein Besuch zu den ihre Heimat mit heimatstrenghem Stolz feiernden Landsmannschaften:

Doch als ich auf dem volksfestmüden,
 von Sonderbussen, Bundesbahn
 gespeisten Flüchtlingstreffen in Hannover
 die Funktionäre fragte, hatten sie
 vergessen, wie die Ostsee macht,
 und ließen den Atlantik röhren;
 ich blieb beharrlich: Blubb, piff, pschsch ...
 Da schrien alle: Schlagt ihn tot!
 Er hat auf Menschenrecht und Renten,
 auf Lastenausgleich, Vaterstadt
 verzichtet, hört den Zungenschlag:
 Das ist die Ostsee nicht, das ist Verrat.
 Befragt ihn peinlich, holt den Stockturm her,
 streckt, rädert, blendet, brecht und glüht,
 paßt dem Gedächtnis Schrauben an.
 Wir wollen wissen, wo und wann.

(1646) – Joseph Eichendorff (1843) – Franz Erdmann (1948) – Zbigniew Szymanski (1977), in: 1000 Jahre Danzig in der deutschen Literatur. Studien und Beiträge, hrsg. v. Marek Jaroszewski. Gdańsk 1998, S. 17-30.

¹⁶ Vgl. dazu G. Grass, Chodowiecki zum Beispiel. 1991, in: WA 1997. XVI, S. 308: „Väterlicherseits polnischer Herkunft, mütterlicherseits schweizerisch-calvinistisch geprägt, schrieb Chodowiecki seine Tagebuchaufzeichnungen in französischer Sprache nieder. Er, der spätere Präsident und Reformator der Königlich-Preußischen Akademie der Künste, hing den Ideen der Aufklärung an und ließ sich auf keinen nationalistisch bemessenen Leisten spannen.“ S. 314f.: Chodowiecki ist gleichsam eine europäische Symbolfigur und repräsentiert weder „Urpolnisches“ noch „Urdeutsches“. „Was Deutsche und Polen gerne beteuern zu sein, Chodowiecki war es: ein Europäer. – Vgl. dazu Czesław Madajczyk, 1945 – Das Ende des Zweiten Weltkriegs, Deutschlands Zusammenbruch und die zweite Wiederherstellung des polnischen Staates, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), H. 1, S. 69: „Günter Grass bemerkte treffend, daß sowohl die deutschen als auch die polnischen Entstellungen der Abkommen von Jalta und Potsdam von der Voraussetzung ausgingen, daß hier ‚urdeutsche Provinzen‘ verlorengegangen und ‚urpolnische Gebiete‘ zurückgewonnen seien.“ – Zum deutsch-polnischen Verhältnis in der Geschichte der erstarkenden Nationalismen vgl. Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939, hrsg. v. Hendrik Feindt. Wiesbaden 1995 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt. 9).

Danzig auf einem Flüchtlingstreffen, ein Treffen Heimatvertriebener, und wie all solche Treffen bierzeltselig aufgeputzt mit volltönender Heimat-Nostalgie – aber trotz der Reden ihrer Funktionäre, trotz Fahnen und Transparente längst gut situiert im Westen und infiziert von der schwülen Luft des Atlantik und befriedet vom Lastenausgleich oder vom reichen Onkel aus Amerika.

Der Poet aber – hier ist er ein Fremder! Der Poet, der seinen trommelnden Oskar soviel Sympathie für die Polen trommeln ließ, ist ein Abtrünniger, gehört nicht mehr in die große Familie, ist ein Verräter und sollte in der Folterkammer des hochberühmten Stockturms zwischen Kohlenmarkt und Langgasse dem Nachrichtler übergeben werden, um seinem „Gedächtnis“ mit Daumenschrauben zur rechten Gesinnung über das deutsche Kleckerburg zu verhelfen.¹⁷ Wes Kind ist er eigentlich? Und noch einmal die Antwort – und nun folgt eine bilderreiche Biographie:

Nicht auf Strohdeich und Bürgerwiesen,
 nicht in der Pfefferstadt, – ach, wär ich doch
 geboren zwischen Speichern auf dem Holm! –
 in Strießbachnähe, nah dem Heeresanger
 ist es passiert, heut heißt die Straße
 auf polnisch Lelewela, – nur die Nummer
 links von der Haustür blieb und blieb.
 Und Sand, klatschnaß, zum Kleckern: Gral ...
 In Kleckerburg gebürtig, westlich von
 Das liegt nordwestlich, südlich von.
 Dort wechselt Licht viel schneller als.
 Die Möwen sind nicht Möwen, sondern.
 Und auch die Milch, ein Nebenarm der Weichsel,
 floß mit dem Honig brückenreich vorbei.
 Getauft geimpft gefirmt geschult.
 Gespielt hab ich mit Bombensplittern.
 Und aufgewachsen bin ich zwischen
 Dem Heiligen Geist und Hitlers Bild.
 Im Ohr verblieben Schiffssirenen,
 gekappte Sätze, Schreie gegen Wind,
 paar heile Glocken, Mündungsfeuer
 und etwas Ostsee: Blubb, piff, pschsch ...

¹⁷ Vgl. dazu Sabine Schmidt, Franz Dwertmann: „Wir haben eigentlich unsere Jugend verloren“. Günter Grass und andere – damals junge – Danziger/innen erinnern sich an die Kriegsjahre, in: Danzig/Gdańsk. Deutsch-polnische Geschichte, Politik und Literatur. Dillingen 1996, S. 199: „In seinem Gedicht ‚Kleckerburg‘ hat sich Günter Grass von solch geschichtsklitterndem Gedächtnis abgegrenzt, kulminierend in dem Satz: ‚Passt dem Gedächtnis Schrauben an‘.“

Die letzte Strophe kreist noch einmal und abermals ebenso genau wie zugleich den ortsfremden Frager mystifizierend, um den Geburtsort: Welcher Hörer oder gar Richter kennt sich aus in diesen Namen? Es bleibt bei Mutmaßungen. Die „Pfefferstadt“ – doch wohl jenes Viertel, in dem die reichen Pfeffersäcke der Hanse ihre mit kunstvollen Giebeln geschmückten Häuser hatten? Und „zwischen Speichern auf dem Holm“ – wohnten dort die wohlhabenden Reeder und Eigner der weltweit bekannten Schiffswerften? Nein, dort ist er nicht geboren, sondern in der Vorstadt Langfuhr „ist es passiert“ – heute heißt die Straße „auf polnisch Lelewela“ – und dort, in einer kleinbürgerlichen Wohnung, zwischen „dem Heiligen Geist und Hitlers Bild“, zwischen dem frommen Singsang katholischer Prozessionen und den schmetternden Ostlandliedern der marschierenden Pimpfe.

Im Kinderblick der Erinnerung scheint die Zeit stillzustehen und verklärt sich noch einmal zum gemalten Bild: Zwischen Mottlau und Weichsel ein Land, wo Milch und Honig fließt. „Die Möwen sind nicht Möwen sondern“ – Boten der Ferne? Künden sie: Land in Sicht? Sturmvogel zwischen Fernweh und Heimweh? Am Strand aber wurde der erste Turm gebaut, ein Grals-Turm hoher Hoffnung, ein Kindergral – der sich „gotisch türmte und zerfiel“.

Das Gral-Symbol – höchstes Ziel in der Entwicklung des Menschen bzw. des Menschseins und der Humanität – war auf Sand gebaut. Das Ziel enttäuschte, die Form zerfiel und verstieß den Konstrukteur in eine offene Zukunft.¹⁸

Der Strand wird rückblickend zum Sandkasten verkleinert und im ironischen Parabol-Spiegel zum Sandkasten der Weltgeschichte mit einem erschütternden tertium comparationis: Wie die gotischen Sand-Kathedralen zerbröckelten, so stürzten am Ende alle gotischen Backstein-Kirchen zusammen, Sankt Katharinen, Sankt Barbara und auch Sankt Marien, und so versank in ihren rauchenden Trümmern die hochberühmte Stadt Danzig.

Und später erinnert sich der Poet: Obwohl „getauft“ und „gefirmt“, tritt der Flüchtling heraus aus dem Schatten der katholischen Kirche und tritt als „heidnischer Katholik“¹⁹ in eine neue Epoche ein. Er liest als

¹⁸ Vgl. Wolfgang Hildesheimer, Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes. Frankfurt a.M. 1983, S. 26: „Wenn ich höre ‚offene Formen‘, was hier in meinem Gebirgsdorf sehr selten vorkommt, muß ich immer an die bunten gerippten Blechformen denken, mit denen die Kinder an den Stränden Sandkuchen backen oder vielmehr bükten, wenn es noch Strände gäbe.“

¹⁹ „Päpste und Pröbste, Technokraten und Atheisten – ratlos in der Himmelskuppel.“ Rede vor der katholischen Akademie in Bayern. München 1969, in: WA 1987. IX, S. 350.

flüchtiger Globetrotter in Frankreich die junge, ihm bislang unbekannte Literatur der streitbaren Avantgardisten Sartre und Camus:

„Ich las den ‚Mythos von Sisyphos‘ Anfang der fünfziger Jahre. Doch vorher schon, ohne Kenntnis des sogenannten Absurden, dumm wie mich der Krieg entlassen hatte, war ich, der Zwanzigjährige, mit allen Seinsfragen und also mit dem Existentialismus auf du.“²⁰

Und mit der Lektüre erwacht ein erschrockenes Bewußsein, und „angeekelt vom christlich-marxistischen Hoffnungsquark“²¹ stellt er sich dem Forum der Zukunft.

Als „gebranntes Kind“²² gefeit gegen alle mafiosen Totalitarismen, schwankt er lange zwischen Hoffnung und Resignation, bis er endlich zu der Einsicht gelangt, daß „Melancholie und Utopie Zahl und Adler der gleichen Münze sind.“²³

Die Vergangenheit aber bleibt eine Schulden- und Schuld-Last; und es läßt sich mit Recht konstatieren: „Was für Voltaire und das 18. Jahrhundert der *désastre de Lisbonne*, ist für Grass und das 20. Jahrhundert *Auschwitz*“,²⁴ mit dem Unterschied allerdings, daß es kein Naturereignis war, das die Welt erschütterte, sondern daß es gemacht wurde von verantwortungslosen Machern der Geschichte – und mit der Frage, ob die Mit-Macher frei sind vom Spruch der Nemesis, stellt sich der junge Poet selbst in Frage. Seine Frankfurter Poetik-Vorlesung vom Jahre 1996 trägt den Titel „Schreiben nach *Auschwitz*“; der Titel ist keine Frage mehr, sondern, wie der Inhalt, ein poetologisches Programm: Der Poet wird fürderhin schreiben müssen, denn es geht nicht an, „den Vögeln das Singen zu verbieten“.²⁵

Und der Poet schreibt, entdämonisiert rückhaltlos die hypostasierte nationale Revolution und stellt sie dar und stellt sie bloß als Sumpflüte im abständigen Mief.

Gewiß: Darüber hinwegzukommen ist dem Poeten unmöglich, aber dennoch schleppt er die Last der Verantwortung für seine Zeitgenossen wie Sisyphus seinen Stein immer aufs neue auf den Berg im Wissen und

²⁰ Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus, in: WA 1997 X, S. 100.

²¹ Ebenda.

²² „Ich klage an.“ Rede zum Bundestagswahlkampf. 1965, in: WA 1997 XIV, S. 138.

²³ „Vom Stillstand im Fortschritt.“ Variationen zu Albrecht Dürers Kupferstich „Melancholia I“. 1971, in: WA 1997 XII, S. 301 und XV, S. 133.

²⁴ Werner Frizen, „... weil wir Deutschen die Aufklärung verschleppten“ – Metaphysikkritik in Günter Grass' früher Lyrik, in: Günter Grass: Ein europäischer Autor?, hrsg. v. Gerd Labrousse/Dick van Stekelenburg. Amsterdam/Atlanta 1992, S. 31.

²⁵ „Schreiben nach *Auschwitz*.“ Frankfurter Poetik-Vorlesungen. 1990, in: WA 1997 XVI, S. 239.

in der Hoffnung, daß er nicht liegen bleibt, denn der Mensch als homo politicus beginnt alle Tage neu seine Arbeit. Und in dieser Arbeit weiß er sich wahlverwandt mit Sisyphus und versteht sich also als „einen glücklichen Menschen“.²⁶

Frage am Ende: Ist das alles, was übrig geblieben ist aus dem Reichtum der Erinnerung?

Nein, das ist nicht alles, etwas anderes, das keine Zeit und keine Schuld zu tilgen vermag, ist geblieben und bleibt über alle Zeit hinaus: „etwas Ostsee“ ist immer noch im Ohr: „Blubb, piff, pschsch ...“

Das Ende klingt abermals verspielt und könnte mißverstanden werden. Mit dem Wort „etwas Ostsee“ aber entläßt das Gedicht trotz oder vielleicht eben wegen der ironischen Diminuierung zugleich eine Vision: Nicht weniger als zehn Anrainer-Sprachen umringen das „etwas Ostsee“. Und es war einmal die vielsprachige Hanse, die das „etwas Ostsee“ zum weltausgreifenden Markt machte. Und abermals weitet sich zur Zeit „etwas Ostsee“ zum grenzüberschreitenden Norden Europas. Und immer noch ist die Sprache der Ostsee die gleiche wie vor tausend Jahren: Blubb, piff, pschsch ...²⁷

²⁶ Vgl. Albert Camus, *Le mythe de Sisyphe. Essai sur l'absurde*. Paris 1942; 1967, S. 165 f.: „Il faut imaginer Sisyphe heureux.“

²⁷ WA 1997 I, S. 199.

Danzig zwischen Fiktion und Geschichte. Zum Wechselspiel von Historiographie und historischer Belletristik

von Peter Oliver Loew

Am Ende des 20. Jahrhunderts galt Danzig als eine europäische Stadt der Symbole – die Weltkriege und ihre Folgen, die totalitären Systeme und Formen des Widerstands, sie alle spiegelten sich hier besonders deutlich wider. Die Verwerfungen eines Säkulum fügen sich an diesem Ort, wie an nur wenigen anderen Punkten des Kontinents, gleichsam zu einem stein-, denkmal- und textgewordenen Panoptikum. Bei allem Neubeginn und allen Brüchen war das Danzig des 20. Jahrhunderts aber auch eine Stadt der Retrospektive. Stets war die übermächtig große lokale Vergangenheit präsent, stets maß man an ihr die unbefriedigende Gegenwart. Immer wieder auch wurde, angeregt durch die aktuellen, in kurzfristigem Pathos mündenden Ereignisse, Geschichte neu erzählt, nacherzählt, um-erzählt – von der historischen Belletristik wie von der Historiographie.

Zunächst sind die Gattungen voneinander abzugrenzen. Außer Frage stehen die damit verbundenen Probleme – die Grenzen zwischen einer tatsachengetreuen, quellennahen historiographischen Darstellung und einer tatsachen- und quellenfernen Fiktionalisierung sind ausgesprochen amorph. Wo ästhetische und politische Faktoren eine ideale, rein kognitiv orientierte Geschichtsschreibung zu überlagern beginnen, da betritt der historische Text den großen Grenzsäum hin zur Fiktionalität. Und wo kognitive Elemente die Fiktion belecken, endet auch schon die reine literarische Phantasie.¹

Es gibt keine reine, wertneutrale, lediglich vergangene Fakten registrierende Historiographie. Genauso gibt es auch keine realitätsenthobene, alleine der schriftstellerischen Einbildungskraft anheimgegebene fiktionale Literatur. Jeder Text bezieht sich auf andere Texte, alle Texte bilden die Welt der Bedeutungen, alle Bedeutungen implizieren Interpretationen, al-

¹ Zur Differenzierung von kognitiver, ästhetischer und politischer Ebene von Geschichtskultur vgl. Jörn Rüsen, Geschichtskultur als Forschungsproblem, in: Ders., Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden. Köln (u.a.) 1994, S. 235-245. – Zur Trennung von „res factae“ und „res fictae“ ders., Die vier Typen des historischen Erzählens, in: Ders., Zeit und Sinn. Strategien des historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1990, S. 153-230, hier S. 163; zusammenfassend zuletzt: Jean Leduc, Les historiens et le temps. Conceptions, problématiques, écritures. Paris 1999, S. 169-202.

le Interpretationen sind subjektiv, somit ist subjektiv die Historiographie wie auch – selbstredend – die Schöne Literatur. Historische Orientierung ist Sache beider.² Um die nötige Abgrenzung aber dennoch vorzunehmen, so gelte fürs erste die Annahme, die Verwendung weitgehend wissenschaftlicher Methoden, im wesentlichen kognitive Ziele und der vorwiegend werturteilsfreie Blick auf das Untersuchungsobjekt kennzeichneten die Historiographie.³ Historische Belletristik (also die geschichtliche Themen aufgreifende Dichtung) sei determiniert durch die Verwendung weitgehend literarischer Methoden, im wesentlichen ästhetische Ziele und einen vorwiegend wertenden, fiktionalisierenden Blick auf den Gegenstand ihres Interesses.⁴ Diese Feststellungen sind im folgenden noch genauer zu beleuchten.

Die Grenzen der Definitionsmacht werden schnell deutlich. Im Jahre 1886 veröffentlichte Ferdinand Sonnenburg (1839–1913) seinen dreibändigen Roman „Auf der Grenzwacht“, in dem er die Geschichte des Krieges zwischen Stephan Bathory und Danzig 1576/77 darstellte.⁵ Bei aller Fiktionalisierung des historischen Geschehens schenkte der Autor nicht nur den urkundlich belegten geschichtlichen Gestalten große Aufmerksamkeit, sondern beschrieb auch in Details die sozialen Spannungen, die damals in der Stadt herrschten – die Dritte Ordnung und die Zünfte forderten eine stärkere Beteiligung an der Stadtregierung. Die im Roman breit geschilderten gesellschaftlichen Verhältnisse waren zuvor von der Historiographie noch nicht ausführlich untersucht worden. Sonnenburg kam also nicht umhin, die Quellen eingehend zu studieren, und trat damit gewissermaßen in die Rolle des Historikers, indem er bis dato nicht bekannte Facetten lokaler Vergangenheit publizierte.⁶ Er schrieb aber gleichzeitig auch einen Tendenzroman gegen revolutionäre Sozialisten

² Barbara Szacka, *Edukacja historyczna – refleksje socjologa* (Historische Erziehung – Reflexionen einer Soziologin), in: *Cele i treści kształcenia historycznego* (Ziele und Inhalte des Geschichtsunterrichts), hrsg. v. Jerzy Maternicki u. Alojzy Zielecki. Rzeszów 1996, S. 9–18, hier S. 13f.

³ Jerzy Maternicki, *Wielokształtność historii. Rozważania o kulturze historycznej i badaniach historiograficznych* (Die Mannigfaltigkeit der Geschichte. Überlegungen zu Geschichtskultur und historiographischen Forschungen). Warszawa 1990, S. 61f.

⁴ Die Trennung von Fakten und Fiktionen, Historiographie und Literatur ist von den Gegnern der Postmoderne oft betont worden; die mannigfaltigen Zwischenformen blieben dabei meist unberücksichtigt. Vgl. beispielsweise Michael Paul Lützel, *Fiktion in der Geschichte – Geschichte in der Fiktion*, in: Ders., *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte: Sondierung, Analyse, Interpretation*. Berlin 1997 (Philologische Studien und Quellen. 145), S. 11–20.

⁵ Ferdinand Sonnenburg, *Auf der Grenzwacht. Roman aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhunderts*. 3 Bde., Berlin 1886.

⁶ Er machte dabei von handschriftlichen Chroniken wie Martin Grunewegs „Ausführliche Beschreibung, darin unterschiedliche Dinge so zur Historie der Stadt Danzig (...) angetroffen werden“ Gebrauch und verwertete zudem gedruckte Werke wie

und den „Andrang der slawischen Völkerfluth“; die lichten deutschen Führergestalten im Kampf um Danzigs „evangelische Freiheit“ stehen in großem Gegensatz zu den „prahlerischen“, falschen und habgierigen Polen: „Schmutz war die Losung für alles, was polnisch hieß“.⁷

Nicht ausgeschlossen ist, daß er hiermit Paul Simson beeinflusste. Simson (1869–1917) gilt als einer der wichtigsten Danziger Historiographen. Seine unvollendete, bis zum Jahr 1626 reichende „Geschichte der Stadt Danzig“ (1913–1918) ist wegen ihres Quellenreichtums und der sprachlichen Eloquenz bis heute in vielen Bereichen grundlegend.⁸ Bei aller Wissenschaft durchflucht Simson – der sich auf lokaler Ebene bei den Nationalliberalen engagierte – sein Werk mit politisch motivierten Interpretationen. So heißt es bei ihm über die Folgen der Lubliner Union: „Überall hielten polnischer Schmutz und polnische Unbildung ihren Einzug“. Die Unterwerfung Danzigs von 1569 wird als „schmähliche Demütigung“ gewertet, und der letztlich siegreiche Kampf gegen Stephan Bathory von 1576/77 sicherte der Stadt, dem Autor zufolge, „nicht nur ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, sondern auch ihr Deutschtum in der ringsum brausenden slawischen Flut“.⁹ Die Konstruktion von Stereotypen (schmutzige Polen – saubere Deutsche; schmähliche Demütigung – triumphierender Hochmut), so sehr sie auch zum gemeinbürgerlichen Selbstverständnis der Zeit gehörten, ist ein fikionalisierendes Element, das sich nicht zufällig mit Sonnenburgs Darstellung deckt. Unter ande-

die Beschreibungen von Georg Knoff und Moritz Petzewitz. Vgl. hierzu ausführlich Peter Oliver Loew, „Ums deutsche Danzig“. Die Darstellung des Krieges zwischen Stephan Bathory und Danzig (1576/77) in der historischen Belletristik, in: 1000 Jahre Danzig in der deutschen Literatur. Studien und Beiträge, hrsg. v. Marek Jaroszewski. Gdańsk 1998 (Studia Germanica Gedanensia. 5), S. 131–154, hier S. 135 ff.

⁷ Sonnenburg, Auf der Grenz wacht (wie Anm. 5), gegen Sozialisten: Bd. 1, S. 18, Bd. 2, S. 97 ff.; Führergestalt: Bd. 3, S. 126; evangelische Freiheit: Bd. 1, S. 230; antipolnische Motive an vielen Stellen, u.a. Bd. 1, S. 180 (prahlerisch), S. 211 (falsch), Bd. 2, S. 64 (habgierig), Bd. 3, S. 112 (Schmutz).

⁸ Paul Simson, Geschichte der Stadt Danzig. Bd. 1, 2, 4, Danzig 1913–1918. Zu Simson vgl. „Danziger Zeitung“ 60 (1917), Nr. 9 (6.1. Abendausgabe): „Paul Simson gest.“; J[osef] Kaufmann, Paul Simson, in: Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins 16 (1917), H. 2, S. 18–36; Hanna Domańska, Żydzi znad gdańskiej zatoki (Juden an der Danziger Bucht). Warszawa 1997, S. 149 ff.; als Zusammenfassung seiner historiographischen Tätigkeit auch: Dariusz Aleksander Dekański, Życie i działalność naukowa Paula Simsona. W siedemdziesiątą rocznicę śmierci (Leben und wissenschaftliches Wirken von Paul Simson. Zum siebzigsten Todestag), in: Rocznik Gdański 49 (1989), H. 2, S. 159–175.

⁹ Simson, Geschichte (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 233, 240 u. 289. Vgl. ähnliche Formulierungen bereits in früheren Arbeiten Simsons, beispielsweise in: Westpreußens und Danzigs Kampf gegen die westpreußischen Unionsbestrebungen in den letzten Jahren des Königs Sigismund August (1568–1572), in: Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 37 (1897), S. 1–176. Dazu auch Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem. Wiesbaden 1996 (DHI Warschau. Quellen und Studien. 3), S. 125 ff.

rem über die Stereotypen erfolgte die moderne Nationsbildung, an der sich Sonnenburg und Simson bewußt beteiligten.¹⁰ Für beide war lokale Geschichte zudem eine Parabel auf die Gegenwart.

Kognitive Elemente im Roman, fiktionale in der Historiographie – damit sind wir beim Thema. Es geschah nach Sonnenburg noch mehrmals, daß sich Schriftsteller darum bemühten, in ihren Werken anhand der Quellen bislang wenig oder anders bekannte Ereignisse aus Danzigs Geschichte zu verarbeiten. Günter Grass stellte in der „Blechtrommel“ (1959) die Eroberung der Polnischen Post von 1939 dar – eine Szene „von geradezu historisch-dokumentarischem Wert“,¹¹ die sowohl in der deutschen als auch in der polnischen Öffentlichkeit so noch nicht gesehen worden war. Grass hatte die Geschehnisse vor Ort recherchiert und mit Überlebenden gesprochen, die es der offiziellen Darstellung zufolge gar nicht mehr hätte geben dürfen.¹² Während sich in Grass' Schaffen vielfältige Bruchstücke aus der lokalen Geschichte mit Verfremdungen der jüngsten Vergangenheit überlagern,¹³ ist Stefan Chwins Roman „Hanemann“ (1995)¹⁴ der Versuch einer Rekonstruktion: Es geht ihm – unter anderem – darum, das Bild einer privaten Lebenswelt in Danzig zu zeichnen, wie sie in den 30er und 40er Jahren bestanden haben könnte; eine besondere Rolle

¹⁰ Zur Rolle der Historiographie beim *nation building* vgl. zuletzt Stefan Berger, *The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800*. Providence/Oxford 1997, v.a. Kapitel 1 und 2. Der Objektivitätsanspruch der Historiographie habe – nach Berger – die Tendenz der deutschen Geschichtsschreibung, bestehende politische Verhältnisse zu legitimieren, nur schwach verdeckt (ebenda, S. 21). Zur Legendenbildung in der Historiographie: Adelheid von Saldern, *Mythen, Legenden, Stereotypen*, in: *Mythen in Geschichte und Geschichtsschreibung aus polnischer und deutscher Sicht*, hrsg. v. ders. Münster 1996 (Politik und Geschichte. 1), S. 13-26, hier S. 17; vgl. auch den Beitrag von Jerzy Topolski, *Historiographische Mythen. Eine methodologische Einführung*, in: Ebenda, S. 27-35; ders., *Mity a problem prawdy historycznej* (Mythen und das Problem der historischen Wahrheit), in: *Historia, mity, interpretacje* (Geschichte, Mythen, Interpretationen), hrsg. v. Alina Parszczewska-Krupa. Łódź 1996, S. 15-27.

¹¹ Walter Hinck, *Geschichtsdichtung*. Göttingen 1995, S. 58. Einer anderen Auffassung ist Zbigniew Światłowski, für den die in Grass' Danziger Trilogie dargestellte Vergangenheit so verfremdet ist, daß sie kein Wissen vermittelt. Zbigniew Światłowski, *Oskarżona historia. Historiozofia „Gdańskiej trylogii“ Günтера Grassa* (Die angeklagte Geschichte. Die Historiosophie von Günter Grass' „Danziger Trilogie“), in: *Acta Universitatis Wratislaviensis. Bd. 382/Germanica Wratislaviensis. Bd. 31*, Wrocław 1979, S. 75-86, hier S. 83. Die Textpassage mit dem Titel „Die Polnische Post“ in: Günter Grass, *Die Blechtrommel*. Göttingen 1993, S. 285-303.

¹² *Dziennik Bałtycki* 53 (1997), Nr. 189 (14./15.8.): *Dyskusyjne Książki*; vgl. zur Verteidigung der Polnischen Post auch Dieter Schenk, *Die Post von Danzig. Die Geschichte eines deutschen Justizmords*. Reinbek 1995.

¹³ Anja Martina Haslach, *Die Stadt Danzig-Gdańsk und ihre Geschichte im Werk von Günter Grass*, in: *Studia Germanica Gedanensia* 6 (1998), S. 93-110, hier v.a. S. 99.

¹⁴ Stefan Chwin, *Hanemann*. Gdańsk 1995. Das Buch ist unter dem Titel „Tod in Danzig“ (Berlin 1997) auf deutsch erschienen.

kommt dabei den Ereignissen von 1945 zu. Sowohl bei Grass als auch bei Chwin erfolgt hier der Sprung über die zu ihrer Zeit vorherrschenden Geschichtsbilder. 1959, als Grass der Öffentlichkeit seine „Blechtrömel“ vorstellte, war die deutschsprachige Danziger Geschichtsschreibung weiterhin von Erich Keyzers *Deutschtumsgeschichte* dominiert.¹⁵ Im Jahre 1995, dem Erscheinungsjahr von „Hanemann“, war die deutsche Vorkriegszeit der Stadt im polnischen Gdańsk nahezu unbekannt, ganz zu schweigen vom jahrzehntelangen Tabuthema der Vertreibung; nach wie vor war die lokale Geschichtskultur von der beinahe sakrosankten Gewalt städtischer Polonitätsgeschichte geprägt. Beide Bücher regten zum Umdenken an. Besonders augenfällig ist dies bei Chwins Roman: Kaum war er erschienen, da begann die Debatte über das einschneidende Erlebnis von 1945¹⁶ und die lange vergessene „preußisch-deutsche“ Vergangenheit der Stadt.¹⁷

Eine Bedeutung, welche die historische Belletristik für die Historiographie hat, liegt also darin, daß sie bisweilen zur wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Beschäftigung mit den von der Literatur antizipierten, „brachliegenden“ Bereichen der Geschichte anregt. Umgekehrt heißt das, daß die historische Belletristik dort historiographische Funktionen übernimmt, wo die wissenschaftliche Geschichtsschreibung noch keine oder nicht ausreichende Vorarbeiten geleistet hat.¹⁸

Die angeführten Romane stellen nur einen Bruchteil der Danziger historischen Belletristik dar. Um es deutlich zu machen – im 19. und 20. Jahrhundert sind mindestens 130 Romane, 30 Dramen, weit über 100 Erzählungen, zudem Epen, Hörspiele und eine unübersehbare Menge von Gedichten geschrieben worden, die lokale Geschichte thematisieren.¹⁹ Alle Epochen städtischer Vergangenheit sind vertreten: Die Vorge-

¹⁵ Beispielsweise in Form von Erich Keyzers kurzer Geschichte der Stadt Danzig, Kitzingen a.M. 1951 (Der Göttinger Arbeitskreis. Schriftenreihe. 11), aber auch mit dem Reprint seiner 1921 erstmals erschienenen Darstellung Danzigs Geschichte. Hamburg o.J.

¹⁶ Gdańsk 1945, hrsg. v. Marian Mroczko. Gdańsk 1996; Zenona Choderny (u.a.), Danzig Gdańsk 1945. Erinnerungen nach 50 Jahren (...). Gdańsk 1997; Donald Tusk (u.a.), Był sobie Gdańsk. 1945 (Einst in Danzig, 1945). Gdańsk 1997.

¹⁷ Besonders große Bedeutung kam hierbei einem Bildband mit Photographien aus der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu: Donald Tusk (u.a.), Był sobie Gdańsk (Einst in Danzig). Gdańsk 1996. Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Danziger Geschichte im 19. Jahrhundert (bis zum Ersten Weltkrieg) ist in Danzig bisher aber, von ganz wenigen Ansätzen abgesehen, nicht festzustellen.

¹⁸ Vgl. auch Loew, „Ums deutsche Danzig“ (wie Anm. 6), S. 146f.

¹⁹ Nach einer Datensammlung im Besitz des Autors. Überaus unvollständige Zusammenstellungen der lokalhistorischen Belletristik finden sich in: Hermann Bock, Karl Weitzel, Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer

schichte, die pommerellische Zeit, die Herrschaft des Deutschen Ordens mitsamt dem Mord an Bürgermeister Konrad Letzkau, die Blütezeit des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens im 16. und 17. Jahrhundert, der Untergang des alten Danzig am Ende des 18. Jahrhunderts, die napoleonischen Jahre als Freie Stadt, die Zwischenkriegszeit und der Zweite Weltkrieg. Angesichts dieser großen Zahl und der langen Tradition lokal-historischer Belletristik mag es fast scheinen, als handele es sich hierbei um literarische Geschichtsschreibung, eine fiktionale Historiographie.

Was spräche dafür? Fast alle Abschnitte städtischer Geschichte werden durch die Werke abgedeckt, und im Prinzip wäre es möglich, sich alleine aus der historischen Belletristik ein Bild über 1000 Jahre Danziger Vergangenheit zu machen. Zur Sprache kommen politische, soziale und kulturelle Gestaltungsfaktoren des lokalen Lebens, und zwar aus verschiedenen Perspektiven – von polnischer und deutscher Seite, von rechts und gelegentlich von links, von oben (von den Herrschenden) und von unten (von den Beherrschten). An Versuchen, Danziger Geschichte über eine Sammlung literarischer Texte zu vermitteln, hat es übrigens nicht gefehlt.²⁰

Wenn man die Diskursivität der Wissenschaft als Kriterium für Historiographie heranzieht, so lassen sich auch in der Literatur Beispiele finden, in denen Schriftsteller auf bereits existierende Werke anderer Autoren aufbauten. So beruft sich Leontine von Winterfeld-Platen in ihrem Roman „Faust über Danzig“ ausdrücklich auf Paul Enderling, dessen Erzählung „Wächter im Turm“ sie zitiert.²¹ Enderling seinerseits hatte sich

durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. Leipzig 1921 (mit den Nachträgen von 1925 und 1931); Arthur Luther, Deutsches Land in deutscher Erzählung. Leipzig 1936 (2. Aufl., 1937); Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon. Bd. 1, 2. Aufl., Bern 1949, S. 314f. (mit vielen sinntstellenden Fehlern). Wichtig auch die verstreuten Informationen in: Bruno Pompecki, Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen. Ein Stück Heimatkultur. Danzig 1915. Zur polnischen Literatur zuletzt (leider unvollständig) Jacek Grzybowski, Gdańsk w literaturze pięknej w zbiorach Wojewódzkiej Biblioteki Publicznej im. Josepha Conrada-Korzeniowskiego w Gdańsku (Danzig in der Schönen Literatur in den Sammlungen der Öffentlichen Wojewodschaftsbibliothek „Joseph-Conrad-Korzeniowski“ in Danzig). Gdańsk 1997. Eine Geschichte der Danziger Literatur im 19. und 20. Jahrhundert fehlt bisher; Bruno Pompecki „Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen“ kann heute nur noch als Materialsammlung dienen. Verwiesen sei auf eine Arbeit zur lokalen Literaturgeschichte zwischen 1793 und 1945, die der Autor dieser Zeilen zur Zeit vorbereitet.

²⁰ Wilhelm Tesdorf, Romana Haberfeld, Danzig. Ein Beitrag zur deutschen Kulturkunde. Danzig 1920.

²¹ Leontine von Winterfeld-Platen, Faust über Danzig. 2. Aufl., Schwerin 1930, S. 128; Paul Enderling, Wächter im Turm. Danziger Historie (1577), in: Ders., Wächter im Turm und andere Danziger Novellen und Dichtungen. Danzig 1923, S. 7-13 (Erstdruck in: Ostdeutsche Monatshefte 3 [1922], H. 7, S. 318-321).

den Stoff für seine drei Werke, in denen er die Geschehnisse von 1577 schildert, vom Leiter der Danziger Stadtbibliothek zusammenstellen lassen.²² Und Paweł Huelle, der 1987 mit seinem Roman „Weiser Dawidek“ Furore machte, gab bereitwillig zu, sich von Grass' Blechtrommel inspiriert haben zu lassen.²³ Grass wiederum stützte sich bei seinen historischen Ausführungen – auch später, im „Butt“ – auf Erich Keyser's deutschnationales Werk „Danzigs Geschichte“.²⁴

Doch trotz gewisser kognitiver Elemente und ausgefeilter Recherchemethoden stellt die historische Belletristik keine parallele Historiographie dar – es geht ihr ab, was Jörn Rüsen „Szientifik“ nennt: dauernder Erkenntnisfortschritt, dauernde Perspektivenerweiterung und dauernde Identitätssteigerung.²⁵ Und bei aller Ähnlichkeit, die sich daraus ergibt, daß sowohl Historiker als auch Autoren historischer Belletristik die Vergangenheit narrativ und unter Verwendung logischer und grammatischer Regeln ordnen, besteht der Unterschied im Umgang mit der Fiktion:²⁶ Wer wissenschaftlich Geschichte schreibt, für den sind die Fakten von ungleich größerer Bedeutung – Fiktion ist allenfalls Zusatz, Füllstoff, Interpretation und Komposition. Wer Geschichte als Roman, Drama oder Gedicht erzählt, macht sowohl von Fakten als auch von Erfindungen Gebrauch – die Fakten verleiten zu Erfindungen und die Erfindungen bewegen zur Faktenauswahl.

Dennoch handelt es sich bei der historischen Belletristik um eine Form verschriftlichter Geschichtsbetrachtung; zudem ist auch einem fiktionalisierten Abbild der Wirklichkeit ein Erkenntniswert nicht abzuspüren – und daß es sich beim historischen Grundstoff der Belletristik um ir-

²² Biblioteka Gdańska Polskiej Akademii Nauk (BG PAN), Ms. 1065 (Autographensammlung), o. Pag.: Paul Enderling an Bibliotheksdirektor Schwarz, 5. 10. 1924. Neben der Erzählung „Wächter im Turm“ handelt es sich um den Roman „Die Glocken von Danzig“. Danzig 1924, und die Erzählung „Das Signal (1577)“, in: Ders., Wächter (wie Anm. 21), S. 16-26.

²³ Paweł Huelle, Weiser Dawidek. Londyn 1987; vgl. Marek Zaleski, Czarna dziura (Das schwarze Loch), in: Ders., Formy pamięci (Formen der Erinnerung). Warszawa 1996, S. 131 (Zitat aus einem Interview Huelles in der „Gazeta Olsztyńska“ vom 26. Juli 1992); Günter Grass und Paweł Huelle im Gespräch. Danzig/Gdańsk, in: Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe, hrsg. v. Ewa Kobylińska (u.a). München/Zürich 1991, S. 547-561, hier S. 560.

²⁴ Erich Keyser, Danzigs Geschichte. Danzig 1921, 2. Aufl., 1928; Reprint Hamburg [o.J., nach 1945]. Vgl. Werner Fritzen, Drei Danziger, Arthur Schopenhauer – Max Halbe – Günter Grass, in: Schopenhauer-Jahrbuch 68 (1987), S. 147-168, hier S. 156; Haslach, Die Stadt Danzig-Gdańsk (wie Anm. 13), S. 102.

²⁵ Jörn Rüsen, Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Göttingen 1983, S. 98, 108 u. 116.

²⁶ Jerzy Topolski, Wprowadzenie do historii (Einführung in die Geschichte). Poznań 1998, S. 72.

gendeine Form gewesener Wirklichkeit, „des empirisch Lebendigen“²⁷ handelt, liegt ebenso auf der Hand wie die den Autoren gegenwärtige Realität, in der Geschichte zum Thema literarischer Werke wird und die den Blick auf die Geschichte entscheidend beeinflusst.²⁸ Hilfreich ist der Begriff vom „Diskurs des Imaginären“ – die Untersuchung der Verknüpfungen zwischen Werken der fiktionalen Literatur untereinander sowie zwischen ihnen und der Welt der Fakten.²⁹ Es ist reizvoll, sich mit diesem alternativen, sozusagen „imaginären“, fiktionalisierten, aber dennoch nicht völlig wirklichkeitsentzogenen Geschichtsentwurf zu beschäftigen, den die Schöne Literatur bietet. Die weiter gedachte Wirklichkeit, Lebensläufe von Romanhelden, die Konstruktion von Handlungssträngen, Bezügen, Assoziationen, die „bessere“, „schlechtere“ oder „parallele“ Welt der Literatur, all das vermag viel über die Gegenwart des Autors und ihre historischen Konnotationen auszusagen.

Die Schwierigkeiten beginnen jedoch schon damit, daß jeder Schriftsteller seine eigene Auslegung der Vergangenheit präsentiert, die zwar bis zu einem gewissen Grad zeitbedingt ist, aber darüber hinaus viele Elemente eigener, künstlerisch autonomer Imagination enthält. Dazu ein Beispiel – zwei Gedichte, wie sie unterschiedlicher und doch auch ähnlicher kaum sein könnten. Martin Damß (1910–1962), der mit noch jungen Jahren zum gefeierten Dichter der nationalsozialistischen Freien Stadt Danzig aufstieg, veröffentlichte 1938 sein Gedicht „Danzig“.³⁰ Es ist eine in elf Strophen gefaßte poetische Übersicht über die Stationen der Danziger Historie und beginnt mit einer stilisierten Gründungsgeschichte:

²⁷ Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, hrsg. v. Gretel Adorno u. Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M. 1973, S. 14.

²⁸ Dazu Georg Lukacs, *Der historische Roman*. Berlin (Ost) 1955, S. 176.

²⁹ Andreas Dörner, Ludgera Vogt, *Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*. Opladen 1994, S. 100f.

³⁰ Zu Damß, seinem Platz im literarischen Leben Danzigs der 30er Jahre und der Rolle, welche der Germanistik-Professor an der Technischen Hochschule, Heinz Kindermann, bei der Kreierung einer lokalen Dichtergruppe spielte, vgl. Jens Stüben, „Im Abwehrkampf“ (Heinz Kindermann). Zur Haltung von Autoren der Freien Stadt Danzig gegenüber Polen, in: *Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Jan-Pieter Barbian u. Marek Zybura. Wiesbaden 1999 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt. 12), S. 184–208. Kindermanns Stilisierung der Danziger „Vorposten“-Lyrik wird deutlich in seinem Aufsatz „Danzig und das Weichselland als dichterischer Grenzraum“, in: *Ders., Kampf um die deutsche Lebensform. Reden und Aufsätze über die Dichtung im Aufbau der Nation*. Wien 1941, S. 326–362. Das Gedicht in: *Der Deutsche im Osten 1 (1938)*, H. 5, S. 4f.; auch in: Martin Damß, *An dem großen Strom. Gedichte*. Danzig 1939, S. 77f.

So wurdest du: in grauer Zeit ging einer,
 Der unsres Blutes war mit seinem Pflug
 Durch dieses Land und warf das Korn mit seiner
 Gewaltigen Faust, auf daß es Früchte trug.

Das germanische Samenkorn („unsres Blutes“) keimt, „damit aus seinem Blut/Nun das Geschlecht der Tat geboren werde“. Dieses erbaut sich eine Stadt, eine Mauer und die Marienkirche. Folgende Strophe führt in die Blütezeit Danzigs:

Da warst du Macht. Und deine Banner flogen,
 Du stolze Stadt, im wilden Sturm der Zeit,
 Und deine Krieger, deine Schiffe zogen
 Weit übers Meer und in die Länder weit.

Es sind das deutsche Blut, die daraus erwachsende Kraft, Handel und Wehrhaftigkeit, die Danzig gedeihen lassen, die „Hüterin der deutschen Tagewerke/Am Rande deines Volkes hingestellt“. Die Demütigungen der napoleonischen Jahre hat die hochgemute Stadt erduldet und erzog ihre Söhne „in stolzem Glauben hart“.

Aus Blut ist unser Glaube groß geworden,
 Und wieder fordert uns des Blutes Ruf,
 Du stolze Stadt, du, zwischen Ost und Norden,
 Des Reiches Festung, die die Treue schuf.

Doch „ferner Jubel“ kündigt, vermischt mit dem Klang „ferne(r) Trommeln“, schon von der glorreichen Zukunft... Die Kraft des alten Danzig ist Gewähr für den nahen Sieg – das Motiv ist an sich nicht neu und taucht schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf, obschon natürlich noch ohne nationalistisch-martialischen Beiklang.³¹ Damß' Gedicht ist mit seinem Glauben an Blut, Boden, Treue und Kampf ein typisches Produkt nationalsozialistischer Literatur; die Rückschau auf eine Geschichte Danziger Wehrhaftigkeit und Danziger Deutschtums findet ihre Parallelen in der lokalen Publizistik und Historiographie der Zeit.

So etwas wie ein polnisches Gegenstück veröffentlichte Stanisława Fleszarowa(-Muskat) (1919–1989) im Jahre 1955 – die auf Bestellung des

³¹ Peter Oliver Loew, „Gdy tylko przodków duch ożyje ...“. Beletrystyka historyczna w gazetach gdańskich (1850–1860) („Wenn nur der Geist der Ahnen sich erst gereget hat ...“. Historische Belletristik in Danziger Zeitungen [1850–1860]), in: Prasa gdańska na przestrzeni wieków (Die Danziger Presse im Laufe der Jahrhunderte), hrsg. v. Marek Andrzejewski. Gdańsk 1999, S. 157–169.

Komponisten Kazimierz Wilkomirski entstandene „Kantata Gdańska“.³² Fleszarowa, die sich bereits mit einigen Kantaten im Stil dessozialistischen Realismus einen Namen gemacht hatte³³ und bald zu einer der beliebtesten polnischen Romanschriftstellerinnen werden sollte, beginnt ihren sehr musikalisch empfundenen Text mit einem Bild der Danziger Gegend in vorgeschichtlicher Zeit:

Die slawische Wildnis zauste an Laub und Zweigen,
der Wind entlockte den Bäumen Liederklänge.
Und eine große Kapelle durchbrach das Schweigen,
sie spielte der heimischen Erde grüne Gesänge

Da, plötzlich, nahen „polnische Ritter“, nehmen für die Nation Besitz vom segensbringenden Meer. Eine Stadt entsteht, Danzig genannt – sie wächst, wird reich und berühmt und erfüllt „die Herzen der Feinde/mit räuberischen Gedanken, habgieriger Lust“:

Das Kreuzritterschwert hing drohend
über der Stadt und der Weichsel –
Es floß polnisches Blut
aus ihm wuchs Volkes Wut
und wie eine Fackel brannt' es
über den Dächern Danzigs,
bis es zu Himmelsfeuer zerstob
über der verwegenen Stadt –
Kreuzritterstolz, wo bist du geblieben?

Es folgt eine Beschreibung der friedlichen Zeit, als Polen für die Sicherheit der Küste sorgt, die Schiffe die polnische Fahne über die Weltmeere tragen und Danzig vom „einfachen Volk – der Dritten Ordnung“ zu einer polnischen Stadt gemacht wird. Der Dritten Ordnung sind noch weitere – diesmal klassenkämpferische – Taten beschieden:

Und obwohl dieser Stand im Rathaus in letzter Reihe sitzt,
obwohl er im Saal Platz am Eingang erhalten –
es naht die Zeit, wo dieser Stand der erste in Danzig ist
wo sich der Erschöpften Sehnsucht und Träume entfalten.

³² Stanisława Fleszarowa, *Kantata Gdańska* (Danziger Kantate), in: *Dziennik Bałtycki* 11 (1955), Nr. 76 (30. 3.); hier zit. nach den in BG PAN, Ms. 5896, fol. 1-3 und 24-26 enthaltenen Texten (maschinenschriftliche Abschrift sowie Text im Programmheft der Erstaufführung von Wilkomirskis Komposition am 1. 4. 1955). Die deutschen Übersetzungen stammen vom Autor.

³³ Stanisława Fleszarowa, *Wiecznie żyje* (Er lebt ewig), in: *Dziennik Bałtycki* 9 (1953), Nr. 64 (15./16. 3.) – ein anlässlich Stalins Tod entstandenes Werk.

Der Reichtum der Kaufleute ging im Krieg verloren und nur das überdauerte, „was das Volk mit seiner Hand errichtet“. Es folgt ein Lob der Maurer und Mauern, ehe in einer abschließenden Apotheose das polnische Danzig, die Stadt des Friedens, besungen wird.

Beide Texte – jener von Damß und jener von Fleszarowa – haben eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten. Gemeinsam ist ihnen insbesondere das Bemühen, die gesamte Geschichte Danzigs in ihrem Verlauf zur Erklärung der Gegenwart zu instrumentalisieren und die zu erwartende Zukunft aus dem verbildlichten historischen Geschehen zu prophezeien. Beide Gedichte arbeiten dabei mit Mythen, Stereotypen und einer strengen Auswahl der Fakten, und beide bedienen sich einer lyrischen Sprache und einer lyrischen Form. In dieser Verpackung erscheinen sie als abgeschlossene Einheiten: Nichts ist mehr hinzuzufügen und nichts fortzunehmen, die in die literarische Form gegossene Geschichte ist absolut und ewig.³⁴

Kampfbetontes Germanentum und friedliche slawische Herrschaft, siegreicher Kampf und fortwährende Demütigung, eine zum Ziel der Geschichte führende Zukunft im Krieg und im Klassenkampf – in ihrer Aussage sind die beiden Gedichte diametral verschieden, gar spiegelverkehrt, folglich sehr ähnlich: Die Texte von Damß und Fleszarowa kommunizieren miteinander, über die Zeiten und Sprachen hinweg, unbewußt und unerhört. Auch das gehört zum „Diskurs des Imaginären“. Sein Erkenntnisfortschritt ist nicht wissenschaftlich-kognitiv, sondern ästhetisch. Aber in Zwiesprache stehen nicht nur die Fiktionen, sondern gleichfalls die verschiedenen Ebenen der Fakten – die dargestellte Geschichte, die darstellende Gegenwart, die in historischer Folgerichtigkeit zu erwartende Zukunft. Diesen Diskurs des Imaginären genau zu ergründen, sprich: jene Wege nachzubilden, über die Vergangenes in die Gegenwart reicht, ist jedoch ein Ding der Unmöglichkeit – zu ephemere und überbordend komplex zugleich sind die diskursiven Gebäude im Grenzsraum von Historiographie und historischer Belletristik. So sehr es bisweilen noch möglich erscheint, wenigstens teilweise zu rekonstruieren, welche Quellen ein Autor fiktionaler Werke verwendet hat, so illusorisch wäre ein Versuch, die Vernetzung zwischen sämtlichen Quellen und sämtlichen (ästhetisch, kognitiv oder politisch bestimmten) Werken nachvollziehen zu wollen. Wahrscheinlich ergäbe eine solche allumfassende Studie über die unterschiedlichsten Formen von Geschichtsvermittlung ohnehin banale Antworten – der Diskurs des Imaginären ist allgegenwärtig und erfolgt über unzählig viele unterschied-

³⁴ Hans Robert Jauss, *Geschichte der Kunst und Historie*, in: *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, hrsg. v. Reinhart Koselleck u. Wolf-Dieter Stempel. München 1973 (*Poetik und Hermeneutik*, 5), S. 175-209, hier S. 184 u. 201.

liche Kommunikationskanäle, hat keine faßbaren Strukturen, ist in hohem Maße zufällig und läßt sich nicht strukturieren. Gleichfalls weitgehend dem Zufall anheimgegeben ist der Diskurs des Imaginären mit dem Realen. Schon Wilhelm Dilthey wies darauf hin, daß sich das Mannigfache „des gegebenen Lebens einer Zeit“ – und, möchte man hinzufügen, seiner historischen Reflexe – „in den Werken der Dichter wie in unvollkommenen oder vollkommeneren Spiegeln tausendfältig“ abbildet.³⁵

Angesichts jener Tausendfältigkeit literarischer Wirklichkeits- und Geschichtsvermittlung stellt sich die Frage nach dem Quellenwert der historischen Belletristik. Die Frage ist bereits häufig aufgegriffen worden und hat ebenso häufig eine vage Antwort erhalten. Meist wurden Zweifel daran vorgebracht, daß Literatur einen Wert als „Zeitwirklichkeitsdarstellung“ besitzt.³⁶ Unter anderem stellt sich das Problem des Wahrheitsgehaltes – welche Elemente fiktionaler Literatur sind wahr, und in welcher Hinsicht sind sie es: Sind sie es, weil sie der Wirklichkeit entsprechen, oder weil sie zueinander kohärent sind?³⁷ Nur dort, wo Wirklichkeit erkennbar, verifizierbar abgebildet wird, hat die fiktionale Literatur einen Quellenwert auf der Ereignissebene. Aufgrund der Fülle anderer, sehr viel glaubwürdigerer Quellenarten gilt aber diese Bedeutung der Fiktion als gering und wird allenfalls – aber mit großer Vorsicht – bei sozialgeschichtlichen Fragestellungen in Romanen des Realismus gesehen.³⁸

Sehr viel wertvoller ist die Schöne Literatur als ein Dokument der Entstehungszeit – sie vermittelt Wissen über Mentalitäten und das mensch-

³⁵ Wilhelm Dilthey, Die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik, in: Wilhelm Diltheys gesammelte Schriften. Bd. 6, Leipzig/Berlin 1924, S. 103-241, hier S. 232.

³⁶ Wolfgang R. Langenbucher, Der Roman als Quelle geistesgeschichtlicher Forschung, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 20 (1968), H. 3, S. 259-272, hier S. 265. Vgl. auch Horst Steinmetz, Literatur und Geschichte. Vier Versuche. München 1988, S. 11 f.

³⁷ Vgl. dazu Jerzy Topolski, Problemy metodologiczne korzystania ze źródeł literackich w badaniu historycznym (Methodologische Probleme der Nutzung von literarischen Quellen bei der historischen Forschung), in: Dzieło literackie jako źródło historyczne (Das literarische Werk als historische Quelle), hrsg. v. Zofia Stefanowska u. Janusz Sławiński. Warszawa 1978, S. 7-30, hier S. 7; Rüsen, Vernunft (wie Anm. 25), S. 85 u. 89; Adorno, Theorie (wie Anm. 27), S. 195 ff. u. 205.

³⁸ Gary D. Stark, Vom Nutzen und Nachteil der Literatur für die Geschichtswissenschaft: A Historian's View, in: The German Quarterly 63 (1990), H. 1, S. 19-31, hier S. 23; Jerzy Holzer, Świat zdeformowany. Dzieło literatury XX wieku jako źródło historyczne (Die deformierte Welt. Das literarische Werk des 20. Jahrhunderts als historische Quelle), in: Dzieło literackie (wie Anm. 37), S. 327-343, hier S. 329 u. 343; Brent O. Peterson, Historical Novels and the Contents of German History, in: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 87 (1995), S. 48-67, hier S. 49; Herbert Lehnert, Alternative Orientierungen. Literatur als Quelle für deutsche Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Wegbereiter der Moderne, hrsg. v. Helmut Koopmann u. Clark Muenzer. Tübingen 1990, S. 1-16, hier S. 3.

liche Verhalten, über den oder die Autoren und die Institutionen literarischer Kommunikation.³⁹ Ein Zeitdokument ist die Literatur aber auch zur Untersuchung der Geschichtskultur. Die Literatur ist – neben den Schulen und den Massenmedien – der wichtigste Geschichtsvermittler, die wichtigste Transmission zwischen spezialisierter Historiographie und breiten Schichten von Rezipienten. Die Literatur vermittelt, formt und popularisiert Geschichtsbilder.⁴⁰ Ihre Rolle dabei ist nicht zu überschätzen: Bei der Gestaltung des historischen Grundstoffes haben Dichter weitgehende Freiheiten; ihre Darstellung vergangener Ereignisse und vergangenen Lebens kann sehr viel leichter als im Fall wissenschaftlicher Geschichtsschreibung konstruiert, umkonstruiert werden und zur aktuellen Sinnstiftung dienen. Fiktionale Geschichtsentwürfe sind in sich abgeschlossen, oft konzis, scheinbar widerspruchsfrei und leicht faßlich. Hierin ähneln sie publizistischen Texten, haben aber den Vorzug, mit Handlung und handelnden Personen „Verdichtung, Besessenheit, Leidenschaft“ in die historische Darstellung einzuführen – Hegels „wahre Objektivität“ durch Pathos.⁴¹ Lion Feuchtwanger konnte mit einer gewissen Berechtigung behaupten, daß ein guter historischer Roman meist „glaubwürdiger, bildhaftwahrer, folgenreicher, wirksamer, lebendiger“ sei als eine wissenschaftliche Darstellung.⁴² Die außerordentlich große Wirkkraft der historischen Belletristik steht demnach außer Frage. Für den polnischen Geschichtstheoretiker Jerzy Topolski ist es sogar durchaus möglich, daß selbst der Historiker der Suggestivität des literarischen Werks erliegt – am hypothetischen Beispiel Sonnenburgs und Simsons ist das zu Beginn dieses Artikels bereits demonstriert worden, und welche Folgen Grass, Huelle und Chwin in den nächsten Jahren noch zeitigen werden, bleibt abzuwarten.⁴³

Wenn dem so ist, dann ist die historische Belletristik für eine Untersuchung der Geschichtskultur eine wesentliche Quelle. Wie verhält es sich hiermit im Danzig des 20. Jahrhunderts?

³⁹ Peter Paret, *Kunst als Geschichte. Kultur und Politik von Menzel bis Fontane*. München 1990, S. 11; Jakub Karpiński, *Literatura jako źródło dla badań socjologicznych* (Die Literatur als Quelle für soziologische Forschungen), in: *Dzieło literackie* (wie Anm. 37), S. 31-51, hier S. 40; Holzer, *Świat zdeformowany* (wie Anm. 38), S. 335.

⁴⁰ Paret, *Kunst als Geschichte* (wie Anm. 39), S. 14; Langenbacher, *Der Roman* (wie Anm. 36), S. 270.

⁴¹ Christa Dericum, „Der Historiker sagt, wie es gewesen ist, der Dichter, wie es gewesen sein könnte.“ Zum Verhältnis von Geschichte und Literatur, in: *Neue Deutsche Literatur* 43 (1995), H. 4, S. 196-202, hier S. 202; Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik*. Erster und zweiter Teil, Stuttgart 1971, S. 391.

⁴² Lion Feuchtwanger, *Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans*, in: *Ders., Centum opuscula. Eine Auswahl*, hrsg. v. Wolfgang Berndt. Rudolstadt 1956, S. 508-515, hier S. 513.

⁴³ Topolski, *Problemy metodologiczne* (wie Anm. 37), S. 11.

Die Literatur reflektiert jedenfalls in gewissem Maße die Pluralität historischer Vorstellungen. So zäumte die Autorin Else Sparwasser (1892–1953) in ihrem Roman „Das Ferberblut“ (1919) die reiche Danziger Vergangenheit – unterstützt vom Historiker Paul Simson – im deutschnationalen Sinne auf:

Item, was hier folget, geschah zu Danzig, der tausendjährigen Stadt, die allzeit hat gerungen um ihr Deutschtum gegen Polens Machtgelüste, und siegreich bewahrte deutschen Geist in ihren Mauern viele hundert Jahre, und dieses wieder tun wird in alle Ewigkeit. Amen.⁴⁴

Eine völlig andere Einstellung legte Max von List an den Tag. In seinen historischen Dramen setzte sich der ehemalige Offizier für eine fruchtbringende deutsch-polnische Nachbarschaft ein. So ruft Bürgermeister Ferber in seinem Drama „Die Belagerung von Danzig“ (1924) euphorisch aus: „Wie wunderbar könnt’ sich die Menschheit doch entfalten, wenn Harmonie und Liebe regierten bei den Völkern.“⁴⁵

Wie tief aber die deutschumsgeschichtliche Sicht auf die lokale Geschichte verwurzelt war, zeigen die Gedichte von Willibald Omankowski (1886–1976), eines engagierten Sozialdemokraten, der zu den besten Lyrikern der Freien Stadt Danzig zählte.⁴⁶ Eines, „Rathausturm“, sei hier zitiert:

O Lanze, dionysisch aufgeteilt
in Vogelflug, in Wolkenwand ...
Sieghaftes Lachen einer hellen Zeit
dröhnst du dem Mietling, der dich frech umgeilt,
als Antwort zu!
Stein, rede du,
wes Art du bist, und wessen dieses Land!⁴⁷

⁴⁴ Else Sparwasser, *Das Ferberblut*. Ein Roman aus Danzigs vergangenen Tagen. München 1924, S. 5. Das Werk erschien erstmals in Fortsetzungen in den „Danziger Neueste Nachrichten“ 26 (1919), ab ca. Dezember, bis 27 (1920), Nr. 54 (4. 3.). Das Werk wurde angeblich auch vom „Völkischen Beobachter“ gedruckt. Vgl. dazu *Danziger Neueste Nachrichten* 42 (1935), Nr. 2 (3. 1.): Else Sparwasser in Danzig. Zu Simsons Mitarbeit an Sparwassers Romanen vgl. *Danziger Neueste Nachrichten* 25 (1918), Nr. 275 (23. 11.): Antony van Obbergen. Ein Roman aus Danzigs vergangenen Tagen von Else Sparwasser; ebenda, Nr. 278 (27. 11.): [Else Sparwasser:] Wie ich dazu kam; ebenda, Nr. 53 (4. 3.) – über eine Lesung von Ausschnitten des Romans.

⁴⁵ Max von List, *Die Belagerung von Danzig*. Zoppot 1924, S. 35.

⁴⁶ Vgl. dazu Jens Stüben, „Aus tausendjährigen Mauern ...“. Der Danziger Lyriker Willibald Omankowski/Omansen, in: *1000 Jahre Danzig* (wie Anm. 6), S. 185–200.

⁴⁷ Willibald Omankowski, *Rathausturm*, in: Ders., *Danzig. Antlitz einer alten Stadt*. Danzig 1924, S. 26.

Das kühne Bild vom schlanken Turm des Rechtstädtischen Rathauses wandelt sich zu einem Ruf der vergangenen „hellen Zeit“ in die Dunkelheit der Gegenwart: Der „Mietling“ ist sowohl der frühneuzeitliche Söldner als auch der zeitgenössische Bedränger Danziger Freiheit, die Metapher von den deutsch redenden Steinen der Stadt gehört zum Standardrepertoire nationaler Selbstbehauptungsargumentation.⁴⁸ Die Vergangenheit als Lehrmeisterin und Mahnerin der Lebenden – dies ist ein in der Zwischenkriegszeit in der historischen Belletristik überaus weit verbreitetes Motiv. Ganze Romane entstehen zu dem Ziel, den Zeitgenossen den vermeintlich erhellenden Spiegel der Geschichte vorzuhalten. Paul Enderlings „Stürme in der Stadt“ (1922), eigentlich ein Zeitroman aus den ersten Nachkriegsjahren, macht in belletrisierte Form die damals bestimmende Funktion der Geschichte besonders deutlich. Konsul Groth, dessen Handelshaus wegen der politischen Neuordnung darniederliegt, will eine Geschichte Danzigs schreiben. Seinen Freund, den alten Holzkapitän Vergien, fragt er eines Tages:

„Meinen Sie, daß es mir gelingen wird, eine Geschichte der Stadt zu schreiben, die denen im Reiche zeigt, was sie verloren haben?“

„Ich schwöre darauf.“

„Und werden sie im Reich das begreifen?“

„Das werden sie!“ schrie Vergien empört, und sein Bart sträubte sich, wie bei einem Kater. „Oder der leibhaftige Satan soll sie –“.⁴⁹

Und bei einer anderen Gelegenheit meint der in seine Chroniken vergrabene Groth:

„Meine historischen Studien machen ja nicht den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, aber so viel taugen sie schon, um zu beweisen, daß dies alles ein politischer Unsinn ist, der keinen Bestand haben kann.“⁵⁰

Während solcherart der Mythos vom deutschen Danzig literarisch gepflegt und historisch untermauert wurde, geschah in der polnischen Literatur Ähnliches mit umgekehrten Vorzeichen. So stellte Stefan Żeromski

⁴⁸ Adelbert Matthaeci, Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule, hatte den Begriff von den deutsch sprechenden Steinen geprägt. Vgl. seinen Artikel „Das deutsche Stadtbild Danzigs“, in: *Danziger Neueste Nachrichten* 26 (1919), Nr. 68 (22. 3.): Danzigs Notschrei an das Vaterland. Keinen Frieden, der die deutsche Ostmark preisgibt; auch Erich Keyser, *Die Stadt Danzig*. Stuttgart/Berlin 1925 (*Historische Stadtbilder*. 6), S. 9f.

⁴⁹ Paul Enderling, *Stürme in der Stadt*. Stuttgart 1922, S. 56.

⁵⁰ Ebenda, S. 153.

(1864–1925) in seinem Buch „Wiatr od morza“ (Seewind) (1922) das „Blutbad“ von 1308 dar, als der Deutsche Orden Danzig einnahm.⁵¹ Das Gemetzel hat bereits begonnen:

Das Schlachten tobte immer uferloser. Der ganze pommerellische Adel, der sich in der Stadt befunden hatte, wurde niedergemacht, bis zum letzten Mann. Der Schrei des Todes brandete immer entsetzlicher an die Stadtmauern, Strebepfeiler, Abbinden, Gräben, Wände und Schlußsteine des Hochschlosses, bis es das offene Fenster und das offene Ohr Heinrich von Plotzkes erreichte.

(...)

Im Geprassel des Feuers verklang das Geschrei der Menschen. Stöße von Leichen hatten schon den breiten Platz angefüllt. Das Stöhnen der Sterbenden drang in den Danziger Boden ein, für ewig, für ewig, für ewig.⁵²

Dem polnischen Opfermythos entsprach die deutsche Stilisierung Alt-Danziger Wehrhaftigkeit, die in zahlreichen Romanen der 30er Jahre zum Ausdruck kam, sich aber auch in Martin Damß oben angeführtem Gedicht deutlich niederschlägt.⁵³

Nach 1945 gab es in der polnischen lokalhistorischen Belletristik zwei Hauptströmungen. Auf der einen Seite wurden die polnischen Traditionen der Stadt hervorgehoben. Typisch ist hier eine der ersten lyrischen Stellungnahmen, Franciszek Fenikowskis (1922–1980) Gedicht „Auf Danzigs Trümmern“:

Sie lief nicht wie früher, mich bei der Ankunft zu Herzen,
die bimmelnden Türme freudig erhoben wie Hände ...
– Ich stehe. Die Trümmer lassen die Augen schmerzen.
Ich sehe. Wenn ich es nun auch verstünde!

⁵¹ Vgl. auch Jan Kucharski, *Literacka fikcja a historia w „Wietrze od morza“ Stefana Żeromskiego* (Die literarische Fiktion und die Geschichte in Stefan Żeromskis „Seewind“), in: *Rocznik Gdański* 49 (1989), H. 2, S. 103–129. Über die Ereignisse von 1308 ist in der polnischen und deutschen Historiographie viel gestritten worden; Historiker wie Erich Keyser stellten die blutigen Vorfälle weitgehend in Frage, während sie von polnischen Autoren weit übertrieben wurden. Vgl. dazu Jörg Hackmann, „Der Kampf um die Weichsel“. Die deutsche Ostforschung in Danzig von 1918–1945, in: *Zapiski Historyczne* 58 (1993), H. 1, S. 37–58, hier S. 46f.; Heinz Lingenberg, *Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig: die frühe Geschichte der beiden Gemeinwesen bis 1308/10*. Stuttgart 1982.

⁵² Stefan Żeromski, *Wiatr od morza* (Seewind). Warszawa/Kraków 1928, S. 136f. Übersetzung durch den Autor.

⁵³ Als Beispiel sei ein Roman von Waldemar Oehlke genannt: *Die Burgs und die Strass*. Ein Danziger Familienroman aus 2 Jahrtausenden, nach alten Quellen. Danzig 1940.

Leere. Hier, wo die Steine von Polen sangen
trotz preußischer Sprache, Märschen, Plakaten,
bin ich heute auf Königspurpur gegangen.
Doch durch die Asche fegt ein tödlicher Atem.

Sigismund August, vom Rathaus bist du gestiegen,
die Adler vom Neptunbrunnen flogen ins Weite,
es schauen die Trümmer – nur Fensterhöhlen sind geblieben –,
wie von der Mottlau der Schein des Abendrots gleitet.

Die slawische Sommernacht neigt sich mir sanft entgegen
und flüstert: So mußte es sein. Warum? Frag die Sterne.
– Weit über den Trümmern des polnischen Danzigs gelegen
glänzt heller als sonst Sobieskis Schild in der Ferne.⁵⁴

Wenn aus diesem Gedicht auch tiefe Trauer über das Schicksal Danzigs spricht, so drückt es doch gleichzeitig die Überzeugung von der Polonität der Stadt aus: Sobieskis Schild, das vom Danziger Astronomen Johannes Hevelius entdeckte Sternzeichen, kündigt von den alten Bindungen der Stadt an das polnische Reich; und bei aller Zerstörung sind doch wenigstens noch die Erinnerungen an die polnische Vergangenheit vorhanden. Bemerkenswert ist zudem, daß – wie in der deutschen Literatur der Vorkriegszeit – auch hier die Steine Danzigs als Zeugen für seine nationale Zugehörigkeit erhalten müssen.

In der Folgezeit bemühten sich die polnischen Autoren, die deutschen Bestimmungsfaktoren der Danziger Geschichte weitgehend auszublenden. Typisch ist ein Buch wie der 1957 erschienene Roman „Spisek czarnych orłów“ („Die Verschwörung der schwarzen Adler“) von Włodzimierz Odojewski (geb. 1930), der die Geschichte der Seeschlacht von Oliva 1627 verwendet, bei der eine kleine, aber späterhin berühmt gewordene polnische Flotte ein schwedisches Geschwader besiegte, um Danzig in einem polnischen Licht zu zeigen.⁵⁵ Besonders großen Anklang fanden die Romane Franciszek Fenikowskis, die in ihren breiten Schilderungen frühneuzeitlichen Danziger Alltags- und Kleinleutelebens polnische und deutsche Elemente zu einer kunstvollen Imagination von Multikulturalität verbinden. Die Tatsache, daß die handelnden Personen – Danziger wie Zuwanderer und Besucher – ein stilisiertes Altpolnisch mit deutschen und lateinischen Einsprengseln reden, erweckt dabei den Eindruck, als sei

⁵⁴ Franciszek Fenikowski, *Na gruzach Gdańska* (Auf Danzigs Trümmern), in: Ders.: *Gramatyka morza. Wybór wierszy* (Grammatik des Meeres. Gedichtauswahl). Gdańsk 1972, S. 9. Übersetzung durch den Autor.

⁵⁵ Włodzimierz Odojewski, *Spisek czarnych orłów* (Die Verschwörung der schwarzen Adler). Warszawa 1957.

die deutsche Kultur der Stadt so etwas wie ein auf den slawischen Stamm aufgepfropfter Zweig gewesen. So beginnt schon das Buch „Rękopis z gospody ‚Pod Łososiem“ („Die Handschrift aus der Wirtschaft ‚Zum Lachs“) mit einer Imitierung alter Chroniken (wie einst schon bei Else Sparwasser). Es ist die Lebensgeschichte des Tomasz Germanus Pełka, eines Bedienten einer über die Stadt hinaus bekannten Wirtschaft, in der ebenfalls die Ereignisse von 1627 eine große Rolle spielen.⁵⁶ In den folgenden Romanen des bekannten Danziger Autors wird die zweite Strömung in der polnischen lokalhistorischen Belletristik der Zeit deutlich – die Hinwendung zu sozialgeschichtlichen Fragestellungen, zum Alltagsleben der kleinen Leute, das mit großer Detailbeflissenheit geschildert wird, wie schon in „Rękopis“ in einer Mischung aus nationaler und städtischer, aus Außen- und Innenperspektive.⁵⁷ Zeitgleich veröffentlichte Günter Grass seine „Danziger Trilogie“, in der sich die Perspektiven ähnlich überlagern. In den jüngst erschienenen Romanen von Stefan Chwin richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf die bürgerliche Vergangenheit – und zudem mit dem ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf eine Periode städtischer Geschichte, die bisher in der polnischen Danziger Geschichtskultur verschmäht worden war.⁵⁸

Dieser Schnelldurchlauf durch die Danziger historische Belletristik zeigt einen mehrfachen Wandel des lokalen Geschichtsbildes im 20. Jahrhundert – von einer deutschumgeschichtlichen Grundtendenz über die vom Nationalsozialismus unterstützte Geschichte der Wehrhaftigkeit bis hin zu Grass’scher Geschichte von unten; von der Beschwörung des polnischen Danzig über Sozialgeschichte bis zum Interesse am bürgerlichen Leben der letzten deutsch-Danziger Generationen. Eine Untersuchung anderer Quellenarten – vornehmlich der Publizistik und der Massenmedien, aber auch der Denkmäler und Gedenkorte oder der Schulbücher – hätte vergleichbare Ergebnisse erbracht. Eine Untersu-

⁵⁶ Franciszek Fenikowski, *Rękopis z gospody „Pod Łososiem“*. Raptularz dla pełnoletnich dzieci (Die Handschrift aus der Wirtschaft „Zum Lachs“. Raptularz für volljährige Kinder). Gdynia 1957. Bereits das Wort „Raptularz“ ist polnisch konnotiert. Der *Słownik języka polskiego* (Wörterbuch der polnischen Sprache). Bd. 2, Warszawa 1995, S. 19, erläutert: „raptularz (...): im alten Polen: Buch zur handschriftlichen Aufzeichnung von Ereignissen, Bemerkungen, Witzten, Anekdoten u.ä., das eine Informationsquelle über die altpolnische Adelskultur darstellt.“

⁵⁷ Franciszek Fenikowski, *Kaper z Morskiego Psa* (Der Freibeuter von der „Meereshund“). Warszawa 1959; ders., *Baszta Trzech Koron* (Die Drei-Kronen-Bastei). Warszawa 1960; ders., *Smok Króla Augusta* (Der Drache von König August). Warszawa 1961. Vgl. auch Peter Oliver Loew, *Konstruktion und Rekonstruktion des Danziger Alltagslebens vergangener Zeiten im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Beiträge zum Alltagsleben*. Danzig, Bremen und die Antike, hrsg. v. Marek Andrzejewski. Gdańsk 2000, S. 90-103, v.a. S. 99f.

⁵⁸ Chwin, Hanemann (wie Anm. 14); ders., *Esther*. Gdańsk 1999, v.a. S. 285-344.

chung von Geschichtskultur unter Zuhilfenahme der historischen Belletristik darf also durchaus mit Erfolg rechnen, zumal sie auf einen überschaubaren und dabei zugleich repräsentativen Textkorpus zurückgreifen kann.

Die Repräsentativität zeigt sich bei einem Vergleich mit der historischen Forschung. Die Danziger Geschichtswissenschaft setzte im 20. Jahrhundert ganz ähnliche Schwerpunkte wie die historische Belletristik. Die Deutschtumsgeschichte fand in Erich Keyser ihren eifrigen Apologeten, der die Erforschung „der körperlichen und seelischen Entwicklung des deutschen Volkes“ am Beispiel Danzig vorexerzierte.⁵⁹ Für die Wehrgeschichte sei der Historiker Werner Hahlweg genannt, der sich in seiner Arbeit „Das Kriegswesen der Stadt Danzig“ (1937) bemühte, „die wehrpolitischen Leistungen des Grenzlanddeutschtums im Rahmen Danzigs zu erfassen“.⁶⁰ Alleine die „Geschichte von unten“ hatte bei deutschen Historikern bislang keinen nennenswerten Widerhall, sicherlich deshalb, weil sie nach dem Zweiten Weltkrieg, als entsprechende Fragestellungen aufkamen, fernab von den Quellen saßen.⁶¹ Die Geschichte des polnischen Danzig wurde geschrieben von beredten Autoren wie Szymon Askenazy, dessen 1919 erschienener Überblick über die Geschichte der Stadt und ihrer Verflechtung mit Land und Volk der Polen in die politisch implizierte These mündete, nur als Teil einer wiedererstandenen polnischen Republik könne Danzig gedeihen.⁶² Die revolutionäre Vergangenheit der Stadt fand in der polnischen Zeit einen gewissen Niederschlag in der Historiographie, vor allem aber in der parteinahen Publizistik.⁶³ Dafür hielten sozialgeschichtliche Fragestellungen um so mehr Einzug in die

⁵⁹ Erich Keyser, *Die Geschichtswissenschaft. Aufbau und Aufgaben*. München/Berlin 1931, S. 118. Vgl. auch Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen* (wie Anm. 9), S. 183 f.; Marek Andrzejewski, *Erich Keyser – badacz historii Gdańska i Pomorza Gdańskiego* (Erich Keyser – Erforscher der Geschichte Danzigs und Pommereleus), in: *Rocznik Gdański* 42 (1982), H. 2, S. 197–207. Keyser interessierte sich besonders für die lokale Bevölkerungsgeschichte des Mittelalters.

⁶⁰ Werner Hahlweg, *Das Kriegswesen der Stadt Danzig. I. Die Grundzüge der Danziger Wehrverfassung 1454–1793*. Berlin 1937 (Schriften der kriegsgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. 19), S. 7.

⁶¹ Die wichtigste deutsche Arbeit zur Danziger Arbeiterbewegung trägt populären Charakter und umfaßt so gut wie ausschließlich die neueste Zeit: Ernst Loops, *Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung*. Danzig 1929.

⁶² Szymon Askenazy, *Gdańsk a Polska* (Danzig und Polen). Warszawa 1919, S. 163. Das Buch erschien kurz darauf auch auf deutsch – Danzig und Polen. Warschau 1919.

⁶³ Beispielsweise W. Szremowicz, *Szturmujcie Ratusz. Kartki z dziejów walk klasowych w Gdańsku* (Stürmt das Rathaus. Blätter aus der Geschichte der Klassenkämpfe in Danzig). Warszawa 1954; Maria Bogucka, *Walka opozycji mieszczańskiej z patrycjatem gdańskim w drugiej połowie XVI w.* (Der Kampf der bürgerlichen Opposition mit dem Danziger Patriziat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts), in: *Przegląd Historyczny* 45 (1954), S. 408–459.

Geschichtsschreibung. Genannt sei hier nur Maria Bogucka, deren Monographie über das Danziger Alltagsleben in der frühen Neuzeit bis heute an Wert nicht verloren hat.⁶⁴ Lediglich die bürgerliche Stadt des 19. und 20. Jahrhunderts muß bisher auf eine wissenschaftliche Beschäftigung weitgehend verzichten.⁶⁵

Viele der genannten historischen Werke sind aus ihrer Zeit heraus geboren, ihr ästhetischer und politischer Impetus schlägt sich deutlich auf der kognitiven Ebene nieder. Sicherlich, diese Geschichtsschreibung erzählt, Erzählung wiederum ist nicht nur narrative Organisation, sondern zwangsläufig auch Konstruktion, Konstruktion ist Fiktion. Anstatt hier die umfangreiche theoretische Debatte zum Thema Revue passieren zu lassen, halten wir es mit Wilhelm von Humboldt:

Das Geschehene aber ist nur zum Teil in der Sinnenwelt sichtbar, das übrige muß hinzu empfunden, geschlossen, erraten werden. (...) Auf verschiedene Weise, aber ebensowohl, als der Dichter, muß er (der Geschichtsschreiber; P.O.L.) das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.⁶⁶

Je größer die Wissenslücken sind, desto geringer sind die Möglichkeiten der Rekonstruktion und desto größer ist der Hang zu Konstruktion.⁶⁷ Im Falle der Danziger Historiographie halten konstruktive, also gewissermaßen fiktionale Elemente häufig Einzug in den wissenschaftlichen Kontext. Am Beispiel Paul Simsons ist das zu Beginn dieses Artikels bereits angeklungen – und bei fast allen großen Lokalgeschichtsentwürfen des 20. Jahrhunderts ist dies ähnlich, also bei Texten mit verhältnismäßig weiter Breitenwirkung, deren publizistische Funktion nicht zu unterschätzen ist. Szymon Askenazy beispielsweise war beileibe kein Fachmann für Danziger Geschichte, und so ist sein auf schmaler Literatur- und Quel-

⁶⁴ Maria Bogucka, *Życie codzienne w Gdańsku. Wien XVI–XVII* (Alltagsleben in Danzig. 16.–17. Jahrhundert). Warszawa 1967; 2., vermehrte Aufl. unter dem Titel *Życ w dawnym Gdańsku. Wiek XVI–XVII* (Leben im alten Danzig. 16.–17. Jahrhundert). Warszawa 1997.

⁶⁵ Die unlängst erschienenen Bände der „Historia Gdańska“, die das 19. Jahrhundert und die Freie Stadt Danzig abdecken, sind Beleg genug für die bislang ausgebliebene Beschäftigung mit wesentlichen Fragen städtischer Vergangenheit dieser Zeit, vor allem bei den Bereichen Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte. Nur Einzelfragen der Freien Stadt (vor allem Außenpolitik, die Beziehungen zu Polen sowie die Geschichte der polnischen Bevölkerungsgruppe) sind besser untersucht. Vgl. *Historia Gdańska* (Geschichte Danzigs). Bd. IV/1, IV/2. Sopot 1998.

⁶⁶ Wilhelm von Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, in: Ders., *Gesammelte Schriften*. I. Abt., Bd. 4, hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1905, S. 35–56.

⁶⁷ Dazu auch Jerzy Topolski, *The Role of Logic and Aesthetics in Constructing Narrative Wholes in Historiography*, in: *History and Theory* 38 (1999), H. 2, S. 198–210.

lenlage geschriebenes Danzig-Buch die Konstruktion einer polnisch-Danziger Vergangenheit unter weitgehendem Ausschluß (preußisch-)deutscher Wirkkräfte.⁶⁸ Genau entgegengesetzt und wohl sogar direkt gegen Askenazy schrieb Keyser *Danziger Geschichte*, und zwar in der Absicht, den polnischen „lügnerischen Behauptungen und irrigem Meinungen (...) die Wahrheit der geschichtlichen Tatsachen entgegenzustellen“.⁶⁹ Sein Werk „*Danzigs Geschichte*“ konstruiert denn die Geschichte eines stets deutschen Danzig, die in ihrer Gesamtheit ebenso ein Werk der Fiktion ist wie die Arbeit des polnischen Historikers.⁷⁰ Beide Arbeiten – die von Askenazy wie jene von Keyser – haben Geschichtsbild und Geschichtskultur von Generationen geprägt. Die Reihe der Beispiele ließe sich fortsetzen. Es werden hier aber auch die gleitenden Abstufungen zwischen Historiographie und Fiktion deutlich: Während in Simsons quellennahen Arbeiten politisch implizierte Kommentare nur eingestreut sind (allerdings beeinflusste die Politik die Auswahl der Themen und ihre narrative Verknüpfung), könnte man die wesentliche Funktion der Gesamtdarstellungen von Askenazy und Keyser im politischen Kommentar sehen, dem sich der Erkenntniswert unterordnet. Der Übergang zur historischen Fiktion ist fließend.

Es sei zusammengefaßt: Während die historische Belletristik dort, wo der historische Hintergrund wissenschaftlich noch nicht bearbeitet worden ist, selbst historiographische Funktionen übernimmt und dort, wo auch die Quellen fehlen, ganz offensichtlich zu ihrem ureigensten Mittel der Erfindung greift, also eine Handlung, einen Helden, ein Ereignis konstruiert, versteckt die Geschichtsschreibung fiktive Elemente unter ihrem Anspruch, historische Begebenheiten wahr abzubilden. Während ein Autor *Schöner Literatur* bei allem Bemühen um die Erzeugung einer Illusion damit rechnen muß, ja rechnen will, daß der Leser den textimmanenten Widerspruch zwischen Fakten und Fiktionen entdeckt – darin

⁶⁸ Vgl. auch das Urteil („tendenziös“) von Jan M. Malecki, *Badania dziejów Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich w ośrodkach naukowych Małopolski* (Forschungen zur Geschichte von Pommerellen und Ostpreußen in wissenschaftlichen Zentren Kleinpolens), in: *Dzieje historiografii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1920–1939* (1944). (Kierunki, ośrodki, najwybitniejsi przedstawiciele). *Materiały sesji w Toruniu 15–16 XI 1991 r.* (Geschichte der Historiographie von Pommerellen und Ostpreußen 1920–1939 [1944]). [Richtungen, Zentren, die wichtigsten Vertreter]. *Materialien einer Konferenz in Thorn, 15.–16. 11. 1991*, hrsg. v. Andrzej Tomczak. Toruń 1992, S. 75–85, hier S. 77. Von deutsch-Danziger Urteilen genannt sei [Josef] Kaufmann, *Danzig und Polen in polnischer Beleuchtung*, in: *Danziger Neueste Nachrichten* 27 (1920), Nr. 227 (27. 9.).

⁶⁹ Erich Keyser, *Der Gegenwartswert der Heimatgeschichte*, in: *Ostdeutsche Monatshefte* 3 (1922), H. 7, S. 315 ff., hier S. 316.

⁷⁰ Keyser, *Danzigs Geschichte* (wie Anm. 24).

liegt ja ein ganz wesentlicher Reiz historischer Dichtung –, versucht der Historiker im traditionellen Verständnis seiner Zunft, den Rezipienten von der Stichhaltigkeit seiner Schilderung, seiner Gliederung, seiner Interpretation zu überzeugen. Dem literarischen Wunschbild einer Darstellung „wie es gewesen sein könnte“ stellt der Historiker sein Wunschbild einer Darstellung „wie es gewesen war“ entgegen. Dabei sind die Wechselbeziehungen zwischen Geschichtswissenschaft und Schöner Literatur nicht einseitig. Es ist nicht nur die Wissenschaft, welche die künstlerische Feder inspiriert, sondern die Wirkungen gehen auch den umgekehrten Weg: Die historische Belletristik prägt – als ein Element von Geschichtskultur – die Historiographie.

Danzig hat im 20. Jahrhundert intensive Rückschau gehalten. Die Bildung der Freien Stadt regte zur Beschäftigung mit den Traditionen von Selbständigkeit und Abhängigkeit, von „Deutschtum“ und Polonität an, die politischen Proteste der 1970er und 1980er Jahre zur Rückbindung an den schon während der NS-Zeit stilisierten Alt-Danziger Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit. Auch in der Gegenwart wird die städtische Vergangenheit instrumentalisiert – sie ist zum Symbol eines lokalen Liberalismus geworden, der (dem angeblich alten, in Wahrheit aber erst im 19. Jahrhundert geprägten Danziger Wappenspruch folgend: *nec temere, nec timide*) vertraute Geschichtsbilder aufbricht und neue erzeugt: Die vor 1989 unbeachtete „preußisch-deutsche“ Geschichte der Stadt im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die vermeintliche Existenz eines großstädtischen, urbanen Danzig, die Konstruktion von Kontinuität zwischen einstigem und heutigem Bürgertum soll einer neu entstehenden sozialen Gruppe – dem bürgerlichen Mittelstand – Identität aus dem bürgerlichen Zeitalter heraus verschaffen.⁷¹ Es ist dabei verblüffend, daß diesem neuen Geschichtsinteresse im Grunde auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts kaum eine lokale geschichtswissenschaftliche Beschäftigung folgt, sondern vielmehr eine fiktionale Literatur und die Publizistik. Darin liegt die Gefahr, daß die Zukunft der in ihrer Provinzialität verfangenen Stadt wie schon im 19. und 20. Jahrhundert aus ihrer Vergangenheit beschworen wird, aus jenen in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Glanzzzeiten, aus Mythen und Konstruktionen.⁷² Ein Versuch, das historische Wissen über das neuzeitliche Danzig von der historischen Vorstellung, die Rekonstruktion von Konstruktion zu trennen, täte deshalb mehr als not.

⁷¹ Das jüngste und beste Beispiel ist: Grzegorz Fortuna, Donald Tusk (u.a.), *Wydarzyło się w Gdańsku 1901–2000 (Es geschah in Danzig 1901–2000)*. Gdańsk 1999.

⁷² Vgl. auch Peter Oliver Loew, *Die Zukunft des Vergangenen. Danziger Utopien zwischen 1835 und 1920*, in: *Studia Germanica Gedanensia* 7 (1999), S. 67–79.

Zum Begriff *Heimat* im literarischen Werk von Czesław Miłosz

von Hans-Christian Trepte

Nie urodziłem się w Polsce,
nie wychowałem się w Polsce,
nie mieszkam w Polsce,
ale piszę po polsku.

Ich wurde nicht in Polen geboren,
ich wuchs nicht in Polen auf,
ich wohne nicht in Polen,
aber ich schreibe auf polnisch.

Czesław Miłosz, *Prywatne obowiązki*. Paris 1985, S. 80, ins Deutsche übertragen von Hans-Christian Trepte

„Die Wiedergeburt der lokalen und nationalen Traditionen im heutigen Europa, insbesondere in Mittel- und Osteuropa, schafft eine Chance dafür, die Identität der kleinen und großen menschlichen Gemeinschaften wiederherzustellen; sie stellt zugleich eine Quelle von Spannungen immer dort dar, wo sich zum lokalen und nationalen Patriotismus gleichzeitig die Abneigung und Feindlichkeiten gegenüber anderen, ‚Fremden‘, gesellt, wo Ausländerhaß und Nationalismus gedeihen“, schreibt der polnische Sprachwissenschaftler Jerzy Bartmiński in der Einleitung zu seinem Artikel „Nationale und universelle Elemente im polnischen *patria*-Begriff ‚ojczyzna‘.“¹

Die mittleren und kleinen Nationen Ostmitteleuropas, die unter großen Schwierigkeiten ihre Unabhängigkeit (wieder-)errungen haben, messen in ihrem gemeinschaftlichen Bewußtsein dem Begriff des Vaterlandes (im Sinne des lateinischen *patria*) bis heute einen hohen Stellenwert zu. In Polen treffen wir, nicht zuletzt aufgrund des besonderen Drucks der Geschichte, vor allem der traumatischen Teilungen des Landes, auf ein Vaterlandskonzept, das „stärker auf kulturellen als auf institutionellen Grundlagen“ ruht.² Den Begriff *Heimat* im engeren Sinne als „Land oder auch Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“,³ gibt es in der polnischen Sprache nicht. Der anerkannte Begriff *ojczyzna*: „kraj którego jest obywatelem lub z którym jest związany więzią narodową“ („Das Land, dessen Bürger man ist oder zu dem eine nationale Bindung besteht“), ist weiter gefaßt und unterscheidet sich we-

¹ J. Bartmiński, Nationale und universelle Elemente im polnischen *patria*-Begriff „ojczyzna“, in: *Geschichtliche Mythen in den Literaturen und Kulturen Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Eva Behring (u.a.), Stuttgart 1999, S. 71-86, hier S. 71.

² Vgl. dazu ebenda, S. 74.

³ Grimmsches Wörterbuch v. 1877; Deutsches Wörterbuch. Berlin 1961.

sentlich vom deutschen *Vaterland*.⁴ Er kann im engeren Sinne auch für *Heimat* stehen: „kraj, w którym się ktoś urodził“ („Das Land, in dem jemand geboren wurde“).⁵ Das heißt, er umreißt einen Ort (bzw. auch eine Gegend) der Geburt und enger emotionaler Bindungen, an dem Menschen leben/lebten, die ähnlich denken/dachten und fühlen/fühlten. Das Wort *ojczyzna* ist zugleich ein wichtiges dynamisches polnisches Schlüsselwort im Sinne von kulturellen Code-Elementen bzw. Code-Begriffen. Es gehört zu den polnischen Streitbegriffen (Janina Puzynina), die einer ständigen Neubestimmung und Neuinterpretation unterworfen sind.⁶

Es war die europäische Romantik, die im 19. Jahrhundert entscheidend zum Erwecken des „nationalen Geistes“ beigetragen hatte. Beim Gebrauch des Wortes *Vaterland* griff man dabei fast immer auf das lateinische Wort *patria* zurück – so in den romanischen Sprachen, im Deutschen, Englischen, aber auch in den meisten slavischen Sprachen: poln. *ojczyzna*, bulg. *tatkovina*, ukr. *batkivchtchyzna*, russ. *otečestvo*. Lediglich das tschechische *vlast* (eher dem deutschen Vaterlandsbegriff entsprechend) unterscheidet sich seit der Herrschaft von Karl IV. durch seine enge Bindung an das Wort *Staat/Macht*; *otčina* dagegen gleicht dem polnischen *ojczyzna*, während die Wörter *domov* bzw. *domovina* eher dem deutschen Wort *Heimat* entsprechen. Einige slavische Sprachen besitzen allerdings ein eigenes, im Unterschied zu *Vaterland* familiärer, intimer gebrauchtes und in seiner Bedeutung engeres Wort für *Heimat*: *rodina*, so im Russischen, Bulgarischen oder Weißrussischen, das weiblichen Geschlechts ist. Formen für *Vaterland* – wie beispielsweise auch das polnische *ojczyzna* – sind aller Wahrscheinlichkeit nach von *patria* abgeleitet, sind aber dennoch grammatikalisch, durch die Endung „-a“ deutlich signalisiert, weiblichen Geschlechts. Damit bleibt die Idee von der *Mutter Heimat* (im Russischen auch bildnerisch verkörpert durch *rodina-mat'*), dem Mutterland (wie im Englischen *motherland*, *mothercountry*) in der weiblichen Symbolik der Mutter, übrigens analog zum Wort *ziemia* (Erde), erhalten.

Eine besondere Bedeutung erhielt der Begriff *ojczyzna* – als Topos der verlorenen Heimat – durch die polnische Exilliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts. In den im Exil geschriebenen Werken brachten die pol-

⁴ Vgl. dazu Anna Wierzbicka, *Lexicon as a key to history, culture and society*. „Homeland“ and „fatherland“ in German, Polish and Russian, in: *Current Approaches to the Lexicon*, hrsg. v. Rene Dirven u. Johan Vanparys. Frankfurt a.M. 1995, S. 103-154.

⁵ Vgl. *Słownik języka polskiego* (Wörterbuch der polnischen Sprache). Warszawa 1982, S. 497.

⁶ Vgl. dazu Wierzbicka, *Lexicon* (wie Anm. 4), S. 103-154.

nischen Romantiker ihre Sehnsucht nach der verlorenen polnischen Heimat als die (literarisch) wirkliche Heimat zum Ausdruck, die zumeist nicht den ganzen polnischen Staat, also die polnisch-litauische Adelsrepublik (Rzeczpospolita) bzw. die Zweite Polnische Republik (Druga Rzeczpospolita) von 1919 bis 1939, sondern eine bestimmte Region, Provinz oder Landschaft umfaßte. Von besonderem Interesse scheinen dabei die „literarischen“ Provinzen zu sein, die verlorengingen, entweder durch das freiwillige oder erzwungene Exil der Schriftsteller oder aber durch die zahlreichen Grenzveränderungen des Landes. Diese verlorenen Orte und Provinzen werden durch die Bemühungen der Schriftsteller künstlerisch-literarisch festgehalten, bleiben damit erhalten bzw. werden sogar „wiedergewonnen“. So entstanden zumeist idealisierte, nostalgisch geprägte Bilder, von denen im polnischen Kulturkontext Adam Mickiewicz's Nationalpoem „Pan Tadeusz“ das wohl bekannteste ist. Um einen adäquaten Begriff im engeren Sinne des deutschen Wortes *Heimat*, des lokalen (Geburts-)Ortes, der Umgebung (Region), familiärer (Haus), aber auch religiöser Beziehungen (Gemeinde) zu finden, stellte man in der Literatur des 20. Jahrhunderts dem Wort *ojczyzna* eine Vielzahl unterschiedlicher Adjektive voran: *mala* – (*kleines*), *lokalna* – (*lokales*), *blizsza* – (*näheres*), *ściszejsza* – (*engeres, konkreteres*), *domowa* – (*heimatliches*), *rodzinna* – (*familiäres*), *prywatna* – (*privates*) *ojczyzna*. Diese durch das Adjektiv näher bestimmten Begriffe von *ojczyzna* wurden zu einem wichtigen Element einer im Exil entstehenden Lyrik, Prosa und Essayistik, deren bedeutendste Vertreter, um nur einige wenige Namen als Beispiele zu erwähnen, Czesław Miłosz, Jerzy Stempowski, Stanisław Vincenz und Jerzy Wittlin waren.

Für die Erforschung der Verwendung sowie der Bedeutung des Wortes *Heimat* im Schaffen von Exilschriftstellern im anglo-amerikanischen Raum ist die englische Terminologie nicht unbedeutend. Verwiesen wurde bereits auf das Wort *motherland* bzw. *mothercountry* (one's native country) für *Mutterland*, auch im britisch-englischen Sinne für das *Mutterland* der Kolonialmacht des „British Empire“ bzw. des Commonwealth. Des weiteren funktionieren im Englischen aber auch die Wörter *fatherland* und *homeland*, die immer stärker durch die Ausdrücke *home* und *this country* ersetzt werden. Hier haben wir es mit einer häufig regional eingeschränkten Verwendung der genannten Termini im Sinne des deutschen *Heimat*begriffes zu tun, der im Englischen wohl am deutlichsten durch das Wort *home* wiedergegeben wird und auch in der polnischsprachigen Dichtung von Exilschriftstellern zur Beschreibung und Charakteristik der neuen Heimat resp. des neuen Zuhauses – oft im Unterschied zur Heimat der Kindheit – dient.

Mit der Dichotomie des Begriffes *patria*, Vaterland im Sinne eines großen, ideologischen und offiziellen und eines kleinen, privaten und intimen, setzen sich Schriftsteller in ihren literarischen Werken immer wieder auseinander. Von besonderer Bedeutung sind dabei literarische Werke, die im Exil entstanden, denn wer sich außerhalb des Vaterlandes aufhalten mußte, der war von der lebendigen Sprache, dem literarischen Leben und der Politik im Herkunftsland, d.h. von der Gegenwart abgeschnitten und empfand das Exil als eine Art Amputation. Für andere Schriftsteller, zumeist Vertreter des „freiwilligen“ Exils, die erst im Gastland debütieren, kann die Trennung von der Heimat und ihren Traditionen allerdings ein willkommener Befreiungsschlag sein, der literarische Leistungen ermöglicht und eine kritische Distanz zur alten Heimat, seinem Erbe und seiner Tradition schafft. Aus dem fernen Exil, aus dem „sicheren“ Abstand von Polen und der zumeist konservativen und in ihrer Mehrheit ungebildeten *Polonia*, konnte Witold Gombrowicz erst seine überaus kritische Revision der polnischen Tradition vornehmen und dem seiner Meinung nach abgegriffenen, alten und häufig mißbrauchten Begriff *ojczyzna* (im Sinne von Vaterland gebraucht) seine Forderung nach einem *synczyzna*, dem „Sohnesland“, in seinem Werk „Trans-Atlantyk“ entgegensetzen, auf daß die „jungen“ Polen aktiv werden und Verantwortung übernehmen würden.

Jerzy Bartmiński verweist auf mehrere „Dimensionen“ des Begriffs *ojczyzna*: 1. den physikalischen Raum, 2. die Gemeinschaft der Gesellschaft, 3. die Institutionen wie den Staat, 4. die Kultur in ihrem ganzen Reichtum, also Sprache, Folklore, Literatur und Kunst, Gewohnheiten, Bräuche, Religion und 5. Werte, darunter vor allem „Leitideen“.⁷ Für unsere Untersuchungen ist die räumliche Dimension als eine veränderliche Größe von besonderem Interesse. Vom Vaterhaus über den Geburtsort, über die Gegend resp. Region, das Land, den Kontinent, kann der eingeschränkte enge Horizont entscheidend geweitet werden. So kann beispielsweise aus der geographischen und kulturellen Distanz des Exils der gesamte (europäische) Kontinent zur eigentlichen Heimat werden, kann sich der Exilschriftsteller bzw. sein lyrisches Subjekt als „(Ost-)Europäer“ darstellen und fühlen.

Ähnlich variabel ist auch die zweite, gesellschaftliche Dimension, die eine Gemeinschaft von Menschen erfaßt, die sich zu einer Heimat resp. einem Vaterland bekennen, wie beispielsweise die Familie, Landsleute, die Nation. Die institutionelle Dimension bezieht sich wohl auf den Staat, aber, bedingt durch besondere historische Bedingungen, auch auf über-

⁷ Bartmiński, Elemente (wie Anm. 1), S. 77.

und außerstaatliche Einrichtungen, die Familie, die Gemeinschaft. Eine entscheidende Rolle spielt die kulturelle Dimension im polnischen Vaterlandsverständnis, war sie doch in der Zeit der nationalen Unterdrückung und Unfreiheit die wichtigste Determinante polnischer nationaler und kultureller Identität. Vor allem im 19. Jahrhundert war die polnische Sprache zum wahren Vaterland des dreigeteilten Polen, zur Heimat in der Sprache, geworden: „ojczyzna – polszczyzna“. So schrieb der polnische Nationaldichter Juliusz Słowacki: „Ojczyznę był język i mowa“ – „das Vaterland war die Sprache und die (gesprochene) Rede“.⁸ Aber auch die (romantische) Nationalliteratur und Kunst sowie die katholische Religion waren wichtige Determinanten des Begriffes *ojczyzna*, Vaterland. Eine besondere Rolle spielte die Erst- bzw. Muttersprache im Exil, die zum Inbegriff der Heimat werden kann. Auf diese Problematik soll am Beispiel von Czesław Miłosz noch näher eingegangen werden. Die besondere Werte-Dimension ist gerade im Falle Polens als konstitutiv anzusehen, sie macht ihre Eigenart aus und „steuert“ die anderen Dimensionen. „Die Werte sind der Faktor, der die übrigen Dimensionen organisiert und für die Wahl auf der Skala *Haus – Welt, Nation – Menschheit* bestimmend ist“, schreibt Jerzy Bartmiński.⁹

Auf die verschiedenen Werte und Ebenen des Begriffes *Vaterland* hatte bereits der ins Exil gegangene polnische Schriftsteller Cyprian Kamil Norwid (1821–1883) mit seinem Gedicht „Moja ojczyzna“ verwiesen. Für Norwid – als Vertreter einer weitgefaßten, universalistischen Konzeption – war das Vaterland der personalen, physischen und geistigen Verbindungen zu einer „großen kollektiven Pflicht“ geworden.

Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts kam es in Polen zu einer Krise und Veränderung des *patria*-Begriffes, die u.a. durch das Exil vorbereitet bzw. ausgelöst wurde und u.a. auch eine Folge von Integration bzw. Reintegration von Exilliteratur war. Sie zeigte sich vor allem in einer „allgemeinen Schwächung der Konzeption von einem staatlichen Vaterland mit rigoristischem Pflicht-Ethos, die Ablehnung der Losung vom ‚sozialistischen Vaterland‘ und dafür die Dominanz eines gemeinschaftlich, gesellschaftlich und kulturell bestimmten Vaterlandsverständnisses“.¹⁰ Die Problematik des Vaterlands- bzw. des Heimatbegriffes stand in den 80er Jahren auch im Mittelpunkt der in Paris erscheinenden und über die engeren Grenzen Polens blickenden Exilzeitschrift „Zeszyty Literackie“ („Literarische Hefte“). Die hier ausgetragenen Diskussio-

⁸ Zit. nach: Ebenda, S. 78.

⁹ Vgl. ebenda, S. 79.

¹⁰ Vgl. ebenda, S. 81.

nen setzten wichtige Aspekte der „Mitteleuropa-Debatte“ der end60er und 70er Jahre fort. Diese Diskussion war aber auch ein elementarer Bestandteil einer literarischen, oft zeitlich begrenzten „Erinnerungsarbeit“, die Trauerarbeit zugleich war. Denn die (verlorene) Heimat mit ihren unzähligen, einmaligen und einzigartigen Details und Erlebnissen gibt es nur so lange, wie sich die Menschen an diese erinnern. Mit dem Tod des Schriftstellers verschwinden die „verlorenenen Erinnerungslandschaften“ aus der Literatur, auch wenn es einige wenige Bemühungen jüngerer Schriftsteller gibt, diese auf der Basis von Dokumenten, Photos und Befragungen (Interviews) zu rekonstruieren.

In seiner Skizze „Forma pamięci“ („Form des Gedenkens“), im Sammelband „Prawda nieartystyczna“ („Unkünstlerische Wahrheit“) enthalten, versucht der aus Polen stammende und seit 1967 in den USA lebende Schriftsteller Henryk Grynberg den polnischen Terminus „ojczyzna“ („Vaterland“) genauer zu bestimmen. In seiner Argumentation stützt er sich dabei auf die Aussage eines gleichfalls aus Polen kommenden Schriftstellerkollegen, Stanisław Vincenz: „Das Vaterland ist bei Vincenz vor allem das, was wir als heimatliche Gegend empfinden und was in uns bleibt, wenn wir diese verlassen oder verlieren.“¹¹

Heimat bedeutet für Grynberg keinesfalls die ihm „zuerkannte“ und später wieder „aberkannte“ Volksrepublik Polen (VRP), jene „Unwirklichkeit“, die der Meinung Grynbergs zufolge wohl für niemanden als wahre Heimat figurieren konnte. Es war vielmehr jene „natürliche Heimat“, das östliche Masowien, auch „ein wenig Warschau und Lodz“, für das es in der polnischen Sprache, wie bereits erwähnt, keinen exakten Begriff gibt.¹²

Eine ähnliche Meinung vertritt bis heute auch Czesław Miłosz. Genau so wie für Grynberg verkörperte für ihn Vincenz einen Europäer „von dort“ („stamtąd“), der aus dem Grenzland der Sprachen, Konfessionen, Kulturen kam. Miłosz hatte Vincenz, der für ihn „ein Wanderprediger, ein Geschichtenerzähler, ein Lehrer, ja fast ein Zaddik für Menschen der unterschiedlichsten Nationalität“ war, 1951, als „sein Wilno“ bereits nicht mehr existierte, bei Grenoble in Frankreich kennengelernt.¹³ Dem durch das Exil „verletzten“, „waidwunden“ Miłosz half Vincenz, „das, was Simone Weil *enracinement* nannte und was undenkbar ist ohne eine Hei-

¹¹ „Ojczyzna w pojęciu Vincenza jest przede wszystkim tym, co odczuwamy w rodzinnych stronach i co pozostaje w nas, gdy je opuścimy albo stracimy.“ Henryk Grynberg, zit. nach: Ewa Nawój, Jeszcze jedna korekta (Noch eine Korrektur), in: Nowe książki (1999), Nr. 8, S. 31.

¹² Ebenda.

¹³ Czesław Miłosz, Die Straßen von Wilna. München/Wien 1997, S. 100.

mat“, also den Sinn dieses Wortes, wiederzufinden.¹⁴ „Aber ein Staat ist, als Vaterland, zu groß, und wenn Vincenz von einem ‚Europa der Vaterländer‘ träumte, dann meinte er kleine territoriale Einheiten wie sein Huzulenland, in dem Ukrainer, Juden und Polen wohnten, ein Landstrich, der – nebenbei bemerkt – berühmt war, weil Baal Schem Tov, der Begründer des Chassidismus, dort gelebt hat.“¹⁵

Vincenz' frühe, durch das Exil geprägte Vision, den Regionalismus zum Leitmotiv eines zukünftigen, vereinten „Europas der Vaterländer“ zu erheben, übernahm Miłosz. Die subjektive, stark emotional bestimmte Identifikationskategorie Heimat, die einheits- und identitätsstiftend wirkt, gewinnt für den Exilanten, nicht zuletzt durch den schmerzhaft erfahrenen Heimatverlust, die Problematik der Verwurzelung und kulturellen (Wieder-)Verortung in der Fremde, eine besondere Bedeutung. Als (einstiger) Ort der Geborgenheit, des Behaustseins, wird er als einheitlicher Ort oder Topos retrospektiv rekonstruiert bzw. neu erschaffen. Für viele aus der europäischen Heimat ins amerikanische Exil gegangene Schriftsteller stellte Europa als Kontinent der Vaterländer, der Heimaten, der Muttersprachen mit seiner okzidentalen, d.h. im Mittelmeerraum wurzelnden Kulturtradition eine entscheidende Orientierung in ihrem weiteren Leben und Schaffen dar. Für Miłosz wurzelt auch die amerikanische Kultur als eine vorrangig von europäischen Einwanderern geprägte Kultur in den christlich-judaischen Traditionen des alten Kontinents. Für ihn ist Europa als Zivilisation vor allem eine Konstellation von Orten: neben Wilno Prag, das alte Krakau und die klassischen „geistig-kulturellen Hauptstädte Europas“ Paris und Rom, aber auch Athen und Jerusalem, die in nichts den städtischen Agglomerationen Amerikas gleichen. Diese Orte vereinen sich zu einem „Sammelband poetischer Topoi“. Dabei versucht der Schriftsteller nachzuweisen, daß Wilno als Stadt, an der Peripherie gelegen, ebenso europäisch ist wie Paris. Auffallend ist Miłoszs starke „romanische“ Prägung Europas, d.h. Frankreich und Italien sind ständig präsent, während sich England und Deutschland, als Länder und Kulturen, scheinbar außerhalb seiner Dichtung zu befinden scheinen.¹⁶

Das Gespräch mit Vincenz schien übrigens auch für die Entstehung von Miłoszs „Erinnerungsbuch an eine Kindheit in Polnisch Litauen“,

¹⁴ Simone Weil, die selbst 1942 in die USA emigrierte, verweist in ihrem Buch „L'encracinement“ (1949; Die Einwurzelung, dt. 1956) auf die notwendige Verwurzelung und Wiederverwurzelung des Individuums, auf eine Vielzahl solcher Wurzeln, die durch das Teilhaben des einzelnen an der Gesellschaft gebildet werden.

¹⁵ Miłosz, Straßen (wie Anm. 13), S. 101.

¹⁶ Vgl. Hans-Christian Trepte, Europa im intellektuellen Diskurs im Exil. Czesław Miłosz – Milan Kundera, in: Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V., Berichte, Beiträge. Leipzig 1996, S. 47.

seinen Roman „Dolina Issy“ („Das Tal der Issa“), ausschlaggebend gewesen zu sein, das Miłosz 1955 im Exil vor allem aus Gründen der Selbstheilung schrieb. Ähnlich wie Vincenz seinem „lokalen Vaterland“, den Karpaten, ein beeindruckendes literarisches Denkmal setzte, kehrt Miłosz in zahlreichen literarischen Werken in das Land seiner Kindheit, nach „Polnisch Litauen“ zurück. Das „litauische Erbe“ ist im Gesamtwerk von Miłosz als ein besonderes „künstlerisches Erbe“ präsent, das an künftige Generationen weitergegeben werden soll. Im „Einbringen seines versteckten Winkels der Welt in die Literatur“¹⁷ sieht der Schriftsteller eine wichtige Berufung. Die Präsenz polnisch-litauischer Realien, ungezählter Erinnerungen an Menschen und Orte, ist in Miłoszs Büchern so intensiv, daß Themen, Rhythmus und Lexik seines Gesamtwerkes davon geprägt werden. Seit frühester Kindheit hatte Miłosz ein „Wanderleben“ zwischen verschiedenen Orten, Ländern und Kulturen geführt. In einem Brief schrieb der damals 20jährige an den polnischen Schriftsteller Jarosław Iwaszkiewicz: „... meine ganze Kindheit, soweit ich mich erinnern kann, glich einem Umherfahren in einem ständigen Fiebertraum: Reisen, Flucht, das Schießen an der Front, alle paar Tage neue Städte und Menschen, das Jahr 1917 usw. ...“¹⁸ Kaum zwei Jahre alt, verließ der kleine Czesław mit seinen Eltern 1913, durch die Beschäftigung seines Vaters bei der Bahn des Russischen Reiches bedingt, das heimatliche Litauen:

Koleją Transsyberyjską jechałem
do Krasnojarska
Z nianią Litwinką, z mamusią, dwuletni
kosmopolita,
Uczestnik przyobiecanej europejskiej ery.
Mit der Transsibirischen Eisenbahn fuhr ich
nach Krasnojarsk
Mit der litauischen Kinderfrau, mit Mama, ein zweijähriger
Kosmopolit,
Teilnehmer am gelobten europäischen Zeitalter.
(...)¹⁹

Erst 1918 kehrten die Miłoszs mit ihrem Sohn nach Litauen zurück. Die hier verlebte Zeit, die gemachten Erfahrungen und Erlebnisse, prägten

¹⁷ „Wprowadzanie mojego zakątka świata do literatury“, zit. nach: Andrzej Zawada, Miłosz. Wrocław 1996, S. 200.

¹⁸ „... całe moje dzieciństwo, odkąd pamiętam, to obracanie się w ciągłej gorączce: podróże, ucieczki, strzały frontu, co kilka dni nowe miasta i ludzie, rok 1917 itd. ...“, zit. nach: Ebenda, S. 7.

¹⁹ „Le Transsibérien“ aus dem Band „Kroniki“, zit. nach: Ebenda, S. 10; ins Deutsche übertragen von Hans-Christian Trepte.

die Persönlichkeit des zukünftigen Schriftstellers, der in seinem Schaffen immer wieder zu jenen glücklichen Tagen zurückkehrt und ihnen eine besondere Bedeutung beimißt: „Los nasz kształtuje się w dzieciństwie i w latach dojrzewania; myślę, że już był gotów, kiedy zdawałem maturę“ – „Unser Schicksal gestaltet sich in der Kindheit und in den Jahren des Heranreifens; ich denke, daß es schon bestimmt war, als ich die Reifeprüfung ablegte“, schreibt Miłosz 1992 in seinem autobiographischen Buch „Szukanie ojczyzny“ („Auf der Suche nach der Heimat“).²⁰

Der Gutshof im Geburtsort Szetejnie und die Stadt Wilna werden so zur ständigen, fest in der litauischen Erde verhafteten Heimstatt. In den literarischen Werken Miłoszs, die nach der Wahl des „unnormalen Loses“ des Exils entstanden, als dem Schriftsteller „alles im Leben durcheinandergeriet“, haben wir es bei der hartnäckigen Rückkehr in die litauische Heimat nicht etwa mit der „Rührseligkeit eines Emigranten“, einer Spielart des modischen Eskapismus zu tun, vor der Wirklichkeit in den Traum oder in den Bereich selbstgenügsamer Inspiration zu flüchten. Vielmehr gewinnen biographische Ereignisse eine universale Dimension. Die Erfahrung Exil, als ein metaphysisches Abenteuer verstanden, hatte die Existenz eines ständigen Ortes, an dem der Dichter sicher leben konnte, zum Phantom werden lassen. Auf der Suche nach Orientierung und Vollkommenheit geht es Miłosz um eine (wie bei Proust) durch „das Vergehen der Zeit gereinigte Wirklichkeit“, wird vor allem der Topos „der in sich geschlossenen Stadt Wilna“ zum festen Bezugspunkt im Sinne der „Möglichkeit des Normalen“. Das Wilna der Jugendzeit wird somit zu einem Ort und Raum, an dem man auch weiterhin ungestört verweilen darf.²¹ Um die Orientierung in der Fremde des Exils nicht zu verlieren, wird vom Dichter die „innere Landkarte“ immer wieder neu gezeichnet, werden topographische Korrekturen vorgenommen. Wichtig ist hierbei die jeweils konkrete Sicht und Interpretation der Stadt und ihrer Ordnung, aber auch das Setzen von Bezugspunkten zwischen ihr und den sie bewohnenden Menschen. Der Zauber, die Magie des Ortes, wird so erhöht und stellt sich auf einer höheren Bewußtseinsebene dar. Dabei verhilft der Dichter der Stadt seiner Jugend und ihren einstigen Bewohnern zu einer weiteren (künstlerisch-literarischen) Existenz, verleiht ihnen „Körper und Seele“ wie beispielsweise in seinem Gedicht „Miasto młodości“ („Die Stadt der Jugend“, in: *Na brzegu rzeki* [Am Ufer des Flusses], Kraków 1994). Damit stellt er auch eine Verbindung zwischen gestern und heute, zwischen Gegenwart und Vergangenheit her. Wilna wird

²⁰ Ebenda, S. 10f.

²¹ Miłosz, *Straßen* (wie Anm. 13), S. 99f.

so zu einer Stadt, an die sich Miłosz erinnert, die er aber gleichzeitig in der Treue zum Detail, aus der philosophischen Distanz und in der subjektiven Verifikation seiner Phantasie neu kreiert. Die subjektiven Vorstellungen von den heimatlichen Gefilden des Schriftstellers werden von den Faktoren des jeweiligen geographischen, aber auch des zeitlichen Abstands bestimmt, die man exakt in Kilometern und Jahren messen kann: „... , das, was im Leben jedes einzelnen geschieht, ist einer ständigen Transformation in seinem Gedächtnis unterworfen und gewinnt am häufigsten Züge eines unwiderruflich verlorenen Landes, im Laufe der Zeit immer fremder und eigentümlicher“.²²

Bei Miłosz kommt es nur selten zu einer im literarischen Schaffen zahlreicher Exilschriftsteller dominierenden, typischen Idealisierung bzw. Mythisierung der verlorenen und in der Fremde als „arkadisch“ empfundenen Heimat. Eine Ausnahme stellt in dieser Beziehung der bereits erwähnte, aus Gründen der Selbsttherapie geschriebene und an Mickiewicz's Nationalpoem „Pan Tadeusz“ erinnernde Roman „Dolina Issy“ („Das Tal der Issa“) dar. Das Buch, in dem der Autor über Erlebnisse seiner in Litauen verbrachten Kindheit erzählt, ist eine Wiederholung des Mythos vom verlorenen Paradies, wie wir ihn zum Teil auch in Miłosz's frühen Gedichten über die Heimat finden können. Doch dieser Garten Eden, die mit Heimweh gezeichnete litauische Landschaft mit ihrer farbenprächtigen Natur, ist nicht frei vom menschlichen Bösen, von Sünde und Versuchung. Der Mensch wird letztendlich aus dem paradiesischen Tal der Issa vertrieben. Die Geschichte dringt in Gestalt eines blindwütigen, zerstörerischen Naturelements ein, das ohne Unterschied Menschen, Völker, Staaten und Zivilisationen zerstört. So tauchen in Miłosz's Dichtung immer wieder symbolische Namen wie Babylon, Troja, Ninive und Pompeji auf. Der Name des Ortes, „Ginie“, in dem Miłosz's Roman „Dolina Issy“ hauptsächlich spielt, ist von gleicher symbolischer Bedeutung. Vom polnischen Wort „ginać“ abgeleitet, bedeutet „Ginie“ („ginie“) zugrundegehen, verschwinden, verlorengehen.

Ein weiterer Aspekt für die „literarische Erinnerungsart“ des Dichters ist politischer Natur. Nachdem seine brisanten gesellschaftskritischen politischen Bücher „Zniewolony umysł“²³ und „Zdobyć władzę“²⁴ im We-

²² „... , to, co działo się w życiu każdego, ulega ciągłej transformacji w jego czy jej pamięci i najczęściej zyskuje rysy bezpowrotnie straconego kraju, coraz bardziej obcego i dziwnego w miarę upływu czasu.“ Czesław Miłosz, *O wygnaniu* (Über das Exil), in: *Szukanie ojczyzny* (Das Suchen nach dem Vaterland). Kraków 1992, S. 183.

²³ Dt. *Verführtes Denken*. Köln/Berlin 1953.

²⁴ Dt. *Das Gesicht der Zeit*. Stuttgart 1953.

sten erschienen waren und entsprechendes Aufsehen erregt hatten, versuchte der Schriftsteller, der Verantwortung und Rolle eines ausschließlich politischen Schriftstellers, noch dazu in der klassischen Funktion des polnischen romantischen Dichterpropheten („wieszcz“), zu entgehen. So kehrt Miłosz in die Vergangenheit, an einen bestimmten Ort, den Topos einer Stadt zurück, in die er im Alter von zehn Jahren gekommen war. Die Stadt Wilna bestimmt mit ihrem Geist, ihrer „Aura“, ihrer Architektur und den sie umgebenden Landschaften weitgehend die „literarische Erinnerung“ des Schriftstellers. „Wilna war immer eine Stadt an der Grenze zum Märchen, obgleich, als ich noch dort wohnte, war ich mir über diese Eigenschaft nicht im Klaren.“²⁵

Unter besonderer Berücksichtigung des Sakralen und Schönen in Zeiten einschneidender Veränderungen und politischer sowie historischer Zäsuren wird Wilna zum privaten, „himmlischen Jerusalem“. Es beginnt ein vielfältiger, auf mehreren Ebenen begonnener Dialog des Schriftstellers mit traditionellen kulturellen Mustern der Beschreibung der Stadt in der Malerei, mit musikalischen Konzeptionen ihrer Architektur, mit Traumvorstellungen von ihr, aber auch mit den unterschiedlichen Rollen eines Emigranten. Seinen im Exil lebenden Gestalten ist die Rückkehr verwehrt, u.a. wohl auch, weil das Litauen, von dem aus der Dichter seine Reise begonnen hat, so heute nicht mehr existiert und nur noch in der Erinnerung seiner ehemaligen Bewohner weiterlebt. Und davon soll so viel wie möglich gerettet und bewahrt werden. Der Dichter kehrt somit nicht in den Schoß des Vaterlands heim, er ist vielmehr bestrebt, mit seiner künstlerisch-phantastischen Rückkehr den Menschen, die einst in ihren Mauern wohnten, seinen Lesern, das alte Wilno zurückzubringen.

Nigdy od ciebie, miasto ...

Nigdy od ciebie, miasto, nie mogłem odjechać.
 Długa była mila ale cofało mnie jak figurę w szachach.
 Uciekałem po ziemi obracającej się coraz prędzej
 A zawsze byłem tam: z książkami w płócienniej torbie,
 Gapiący się na brązowe pagórki za wieżami Świętego Jakuba
 Gdzie rusza się drobny koń i drobny człowiek za pługiem,
 Najoczywieściej od dawna nieżywi.

²⁵ „Wilno było zawsze miastem na pograniczu baśni, choć mieszkając tam, niezupełnie zdawałem sobie sprawę z tej jego cechy.“ Czesław Miłosz (Das Abc von Miłosz). Kraków 1997, S. 7.

Niemals habe ich, Stadt ...

Niemals habe ich, Stadt, dich verlassen können.
 Die Meile war lang, mich aber schob es zurück
 wie eine Figur auf dem Schachbrett.
 Ich floh um den Erdball, der sich immer schneller drehte,
 Und blieb stets dort: mit den Büchern im Leinenbeutel,
 Ein Gaffender zu den bronzenen Hügeln hinter den Türmen
 des heiligen Jakob,
 Wo sich das kleine Pferd und der kleine Pflüger regten,
 Ganz offensichtlich seit langem nicht mehr am Leben.
 (Berkeley, 1963)²⁶

Miłosz strebt nicht der Heimat als dem gelobten Land zu, sondern sieht das Endziel seiner Wanderungen in der Bejahung der eigenen existentiellen Situation. Der Schriftsteller im Exil lebt in zwei sich überlagernden Lebensräumen, ist zwei Wirklichkeiten ausgesetzt, die nebeneinander existieren. Der langjährige Aufenthalt in der Fremde scheint dazu beigetragen zu haben, daß die Umgebung des Dichters in perspektivischer Verkürzung wahrgenommen wird. Ein Grund vielleicht auch dafür, daß Miłosz in Polen seine litauische Abstammung hervorhebt, in Frankreich sich als Slawe fühlt, in Amerika die Probleme seiner (osteuropäischen) Heimat als (Ost-)Europäer vorstellt und die USA mit den Augen eines Osteuropäers betrachtet. Diese Distanz läßt ihn scharfsinnig unterschiedliche Kulturformen deuten. Der Preis, den er dafür zahlen muß, ist hoch: Fremdheit, Isolation, Einsamkeit, innere Zerrissenheit, ja Unbehaustsein. Zum einen fühlt er sich als Weltbürger und ist im Universum zu Hause, zum anderen kommt er sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der sein ganzes Hab und Gut in den Wellen der Zeit verloren hat. Dieser Wanderer, zuweilen auch Irrender zwischen den Welten kann zuweilen seine Orientierung verlieren. Diesbezüglich unterscheidet er sich deutlich von den romantischen polnischen Pilgern, die stets wußten, wo sich ihr Ziel und Platz in der Welt und in der Zukunft befanden.

Das Exil bewirkte bei Miłosz eine weitere Akzentverschiebung bei der Umbewertung der literarischen Tradition. Der Verbannte, von der Geschichte Ausgestoßene, Vertriebene hatte keine wirkliche Heimat mehr, in die er hätte zurückkehren können. Deshalb versucht er, in seiner Dichtung soviel wie nur möglich von der Schönheit der verlassenen Welt festzuhalten, er ist bestrebt, die Verbindung mit der Vergangenheit zu bewahren, um der größten Gefährdung unserer Zivilisation, der „Gedächtnisverwei-

²⁶ Ins Deutsche übertragen von Karl Dedecius. Die hier vorgestellten Zeilen stellen nur ein Fragment des Gedichts „Niemals habe ich, Stadt ...“ dar.

gerung“ entgegenzuwirken. In seiner Poetik entspricht dem einmal die individuelle Wahrnehmung, die metonymische Beschreibung der vergangenen Realität, die Sensibilisierung des Lesers für das Detail, den Augenblick. Andererseits sollen über geographische und zeitliche Entfernungen hinweg ähnliche bzw. gleiche menschliche Erfahrungen neu beleuchtet und miteinander in Beziehung gesetzt werden – deshalb auch die auffallend häufige Verwendung von Symbolen, historischen Ereignissen und Gestalten, Paraphrasen, Zitaten sowie kunstvoller Stilisierungen. Diese besondere „Kulturpoesie“ wurzelt in der europäischen Kultur und in der polnischen Tradition.

Dabei ermöglicht die „Erinnerung, größer als mein Leben“ (Poetisches Traktat) dem Dichter, untergegangene Zivilisationen und vergangene Epochen zu besuchen und beliebig oft Masken und Verkleidungen zu wechseln. Der Besuch der großen Metropolen des Westens, Paris, London, Rom, New York, gestattet kontrastive Vergleiche zwischen dem „Hier“ und „Jetzt“ und dem „Dort“ und „Damals“. Während die Städte der Neuen Welt zumeist im Nebel versinken bzw. kritisch in ihrer Dekadenz, in ihrem Zerfall oder in ihrer imperialen Prunksucht gezeigt werden und ihre einzelnen Details sich nicht zu einem Gesamtbild fügen, ersteht das alte Wilna in den Visionen Miłoszs als eine über die Zeiten gerettete, zerstörte kulturelle Einheit. Diese literarische Restitution „geretteter“ Orte scheint sich aus einer vom Schriftsteller verspürten Ungerechtigkeit zu ergeben, die mit Mitteln der künstlerisch-literarischen Beschreibung wenigstens zum Teil ausgeglichen werden soll:

„Ich sehe eine Ungerechtigkeit: Der Pariser muß nicht ständig seine Stadt aus dem Nichts konstruieren. Wenn er sie beschreibt, dann stehen ihm reiche Allusionen zur Verfügung, ist sie humanistisch in Werken des künstlerischen Wortes, des Pinsels und Meißels festgehalten worden. Ich dagegen muß jedes Mal, wenn ich in Gedanken zu den Straßen zurückkehre, in denen der wichtigste Teil meines Lebens verlief, die passendste Zeichentechnik herausfinden, ich bin zu Kürzungen verdammt, wie immer, wenn einige wenige Sätze alles von der Geographie, der Architektur bis hin zur Farbe der Luft beinhalten sollen. Zweifelsohne gibt es eine gewisse Anzahl von Stichen, Photographien und Memoiren, die aber im allgemeinen außerhalb eines kleinen territorialen Umkreises wenig bekannt sind.“²⁷

²⁷ „Widzę niesprawiedliwość: paryżanin nie musi ciągle wyprowadzać swego miasta z nicości. Jeżeli je opisuje, ma do rozporządzenia obfitość aluzji, jest ono humanistycznie utrwalone w dziełach słowa, pędzla i dłuta, a nawet gdy znikło z powierzchni ziemi, mogłoby być w wyobraźni zrekonstruowane. Ja natomiast, za każdym razem kiedy wracam myślą do ulic, gdzie płynęła najważniejsza część mojego życia,

Der Mangel an allgemeinen kulturellen Überlieferungen (Wilno ist nicht Paris!) soll jetzt durch das Gedächtnis des Schriftstellers, durch seine literarischen Reflexionen ausgeglichen werden. So sind die Bilder und Visionen der Heimatstadt von subjektiven, autobiographischen Elementen besonders durchdrungen. Es entstehen zahlreiche literarische Werke, detaillierte Chroniken einer ins Gedächtnis des Künstlers zurückgerufenen Wirklichkeit: „Rodzinne miasta“ aus dem Band „Rodzinna Europa“, „Ogród nauki“, „Dialog o Wilnie“, „Dykcjonariusz wileńskich ulic“ (Zaczynając od moich ulic, 1985 Paris), „Miejsca utracone“ (Szukanie ojczyzny, 1992 Kraków), „Nigdy od ciebie, miasto“, „Dzwony w zimie“, „Gdzie wschodzi słońce i kędy zapada“, „Miasto młodości“. So wird Wilno zu einem im literarischen Schaffen Miłoszs dominierenden, ständig erweiterten und vervollständigten „tema con variazioni“. „Freilich habe ich viele Male über Wilno geschrieben und mich dem Vorwurf des Sich-Wiederholens ausgesetzt. Das Verrinnen der Zeit verändert allerdings die Proportionen (...). Was mich interessiert, ist die Veränderung, der die durch bestimmte Daten abgeschlossene Wirklichkeit im Bewußtsein unterliegt. Aber auch der Stoff, aus dem Legenden geschaffen werden.“²⁸

Trotz oder vielmehr wegen aller einschneidenden Veränderungen sucht der Schriftsteller nach Elementen des Kontinuierlichen. So führt uns Miłosz mit seinen Erinnerungen in die zwischen grünen Hügeln am Flusse Wilia gelegene wunderbare Stadt, wandelt er mit seinen Lesern durch die engen, alten Straßen und Gassen, vorbei an bezaubernden Gärten, den zahlreichen alten Kirchen, der altherwürdigen Universität bis hin zum Fluß mit seinen Ausflugsdampfern und Flößen. Vor dem Auge des Lesers entsteht so noch einmal das Bild und das Leben einer bereits vergangenen Metropole, die untrennbar mit dem Leben Miłoszs verbunden ist:

„Ich habe in dieser Stadt etliche Jahre meines Lebens verbracht, zuerst als Schüler eines der achtklassigen Gymnasien, danach als Student der Universität. Später lebte ich in verschiedenen Städten und Ländern, am längsten wohl in Berkeley, Kalifornien. Nie jedoch habe

muszę wynajdywać jak najbardziej utylitarny gatunek kreski i jestem skazany na skrót, jak zawsze, kiedy trzeba zawrzeć w kilku zdaniach wszystko, poczynając od geografii architektury, a kończąc na barwie powietrza. Niewątpliwie, istnieje pewna ilość sztychów, fotografii i pamiątek, ale mało na ogół znanych poza wąskim kręgiem terytorialnym.“ Czesław Miłosz, *Miasto młodości* (Die Stadt der Jugend), in: *Rodzinna Europa* (Heimatliches Europa). Paris 1983, S. 49.

²⁸ „Oczywiście pisałem wielu razy o Wilnie i narażam się na zarzut powtarzania rzeczy znanych. Jednakże wpływ czasu ciągle zmienia proporcje (...). Co mnie interesuje, to przemiana, jakiej ulega w świadomości rzeczywistość zamknięta pewnymi datami. Jak też materiał, z którego tworzą się legendy.“ Zit. nach: Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 22.

ich aufgehört, in Gedanken in die Stadt meiner Jugend zurückzukehren oder mich mit ihrer verworrenen Geschichte zu befassen, der alten und der des zwanzigsten Jahrhunderts.“²⁹

Die unterschiedlichen, wechselnden Namen der Stadt – Vilnia, Wilno, Vilné, Wilna oder Vilnius – sagen viel über die „seltsame Geschichte und Geographie unseres Jahrhunderts“ aus:

„Zuweilen – wie im Falle meiner Stadt – weiß man nicht einmal, welchen Namen man benutzen soll, da jeder eine andere politische Färbung hat und wir, indem wir ihn aussprechen, ungewollt in einen Streit um die Beleuchtung vergangener Ereignisse geraten. (...) Es gibt im zwanzigsten Jahrhundert wohl nicht noch einmal eine Stadt, die wie Wilna dreizehnmal von einer Hand in die andere gegangen wäre. Ihre Bewohner hatten folglich Gelegenheit gehabt zu lernen, auf den Einmarsch verschiedenster Armeen zu reagieren, wie man auf Naturkatastrophen zu reagieren pflegt – indem man sich bemüht, weiter seinen täglichen Verpflichtungen, Interessen und Zerstreuungen nachzugehen.“³⁰

„Im Flug durch die Jahrhunderte“ gibt der aus Litauen stammende Schriftsteller seinem nicht nur unwissenden, ignoranten westlichen Leser einen interessanten aufklärerischen, fast baedekerartig anmutenden Überblick über die verworrene, komplizierte Geschichte, die sprachlichen, kulturellen sowie religiösen Verhältnisse seiner Heimat im alten Grenzland des „anderen Europa“. Ähnlich wie in „Rodzinna Europa“, in erster Linie an den westlichen Leser gerichtet, will Miłosz die besondere Spezifik der zumeist tragischen Verstrickung Polens in der europäischen und Weltgeschichte verdeutlichen. Dabei ist sich Miłosz durchaus der Rolle eines Fremdenführers bewußt:

„Wilna gehört zu den eigentümlichsten Städten in Europa, und wie ich jetzt über es schreibe, bin ich mir bewußt, daß ich versuchen muß, zumindest zum Teil zu erklären, worin diese seine Eigentümlichkeit besteht. Durch seine schöne Lage und die Schönheit seiner Architektur ist Wilna prädestiniert, Scharen von Touristen anzulocken, und auch wenn ich nicht vorhabe, einen Reiseführer zu verfassen, möchte ich den Besuchern aus Westeuropa doch einiges über Wilna erzählen.“³¹

²⁹ Miłosz, *Straßen* (wie Anm. 13), S. 11.

³⁰ Ebenda, S. 11 f. u. 44.

³¹ Ebenda, S. 11.

Der vom Dichter angestellte Vergleich, die Geschichte von Wilna im Spannungsfeld zwischen Rußland, Polen und Litauen mit der Geschichte der englischsprachigen Hauptstadt von Schottland, Edinburgh, in eine Beziehung zu setzen, scheint dabei vor allem für seine westlichen, vor allem englischsprachigen Leser besonders plausibel zu sein. Besonderes Augenmerk schenkt Miłosz Wilna als dem „Jerusalem des Nordens“. Der Ausdruck wurde angeblich von Napoleon während seines Aufenthalts in Wilna im Jahre 1812 geprägt und wurde gern und voller Stolz von den an ihrer Identität festhaltenden Juden der Stadt verwendet.

„Wichtig, wenn wir von Wilno reden: es war in erheblichem Maße eine jüdische Stadt. In ganz anderer Weise als Warschau. Das jüdische Viertel in Wilno, das war ein Labyrinth aus engen mittelalterlichen Gassen, Häusern, durch Säulengänge miteinander verbunden, das holprige Pflaster zwei, vielleicht drei Meter breit. Und in Warschau die Straßenzüge mit den scheußlichen Mietskasernen des neunzehnten Jahrhunderts. Das jüdische Elend stach in Wilno weniger in die Augen, was nicht heißt, daß es das nicht gegeben hätte. Aber nicht darin liegt der Unterschied. Wilno war ein kräftiges Zentrum jüdischer Kultur, mit Traditionen. Ende des 18. Jahrhunderts war das jüdische Wilna zu einem Zentrum der jüdischen Aufklärung (Haskala) geworden und Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Mittelpunkt eines Verlagswesens in hebräischer, jiddischer und russischer Sprache aufgestiegen. Hier, an der Basis der meist jiddisch sprechenden Arbeiter, wurde die erste jüdische politische Partei im russischen Imperium, der sozialistische ‚Bund‘ gegründet, in der erbitterte politische und ideologische Auseinandersetzungen ausgetragen wurden. Wilno besaß auch ein Jüdisches Historisches Institut, das nach New York verlegt wurde. Doch das Vilné genannte Wilno der Juden und das Wilno der Nichtjuden lebten separat für sich, getrennt auch in Sprache und Schrift.“³²

So bekennt der Dichter selbst, daß er nicht viel über die Geschichte der Juden in Polen und Litauen wußte. Erst in Amerika, im Exil, sollte er mehr davon erfahren.

„Von den Wilnaer Juden überlebten nur sechstausend, in der Stadt und in den Wäldern. Das ‚Jerusalem des Nordens‘ ist heute nur noch Legende, aufrechterhalten von wenigen Menschen in verschiedenen Ländern, die sich ihrer an diesem eigentümlichen Platz des Erdballs verlebten Kindheit erinnern.“³³ Die unter Stalin begonnenen Deportationen und

³² Ebenda, S. 49.

³³ Ebenda.

„ethnischen Säuberungen“ veränderten die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung des heutigen Vilnius entscheidend: „Der Exodus umfaßte die gesamte Intelligenzija, Beamte und Handwerker, am Ort blieben die passivsten Gruppen, und wenn ‚Kultursprache‘ zuvor das Polnische gewesen war, wurde es nun das Litauische. (...) Heute ist Vilnius eine Stadt, in der das Litauische für sechzig Prozent der Einwohner Muttersprache ist, etwa vierzig Prozent entfallen auf Russisch, Polnisch und andere Sprachen.“³⁴ Das Multiethnische und Multikulturelle machten Wilnas unübersehbare Eigenheit aus. Hinzu kam, „im deutlichen Unterschied zu Städten, die in einer Ebene erbaut worden sind, wie Warschau“, die an Krakau erinnernde Geschlossenheit der Stadt.³⁵ Für Miłosz selbst war Wilna eine wichtige Regionalstadt, „Provinz und auch wieder Hauptstadt, obzwar vor allem Provinz“, eine „Stadt konfuser, einander überlagernder Zonen, wie Triest oder Tschernowitz“.³⁶ Sie war eine Stadt, die eine Zwischenstellung einnahm, den Charakter einer Enklave besaß, ein eigenes, stark geprägtes Regionalbewußtsein hervorbrachte, das in der antinationalistischen Bewegung der „Krajowcy“ sowohl den Polen wie den Litauern wie den Weißrussen das Recht absprach, das alleinige Erbe des Großfürstentums Litauen anzutreten. Die Region war eben zu jener Zeit „Polen und auch wieder nicht Polen, Litauen und auch wieder nicht Litauen“.³⁷

Wilna war in der Zwischenkriegszeit sprachlich, kulturell und religiös gesehen eine vielstimmige europäische Stadt, die neben den demokratischen Traditionen des polnisch-litauischen Commonwealth (Rzeczpospolita) wesentlich Miłoszs Überzeugungen von der multinationalen, multikulturellen Symbiose des „heimatlichen Europa“ prägte. Im Unterschied zu den Vertretern der polnischen Nationaldemokraten sprach sich Miłosz für eine spezielle kulturelle, aber auch politische Symbiose im östlichen Grenzraum Ostmitteleuropas zwischen den Völkern Polens, Litauens, Weißrußlands und der Ukraine aus und lehnte strikt polonozentristische Auffassungen ab. So nimmt er Stanisław Vincenz' Vision vom europäischen Kontinent als einem „Europa der Vaterländer“ – wie beispielsweise in seinen Werken „Rodzinna Europa“ (dt. „West- und östliches Gelände“. Köln/Berlin 1961) und „Szukanie Ojczyzny“ („Die Suche nach dem Vaterland“) – auf.

In diesem Zusammenhang ist der interessante und aufschlußreiche „Dialog über Wilna“ zu sehen, den Miłosz mit seinem litauischen Schrift-

³⁴ Ebenda, S. 50f.

³⁵ Ebenda, S. 104.

³⁶ Ebenda, S. 106.

³⁷ Ebenda.

stellerkollegen Tomas Venclova führt, den Miłosz 1978 in Berkeley, Kalifornien, begann. Venclova, in Klaipėda (Memel) geboren, mußte mit seinen Eltern 1939, damals gerade zwei Jahre alt, das von Deutschen besetzte Memelland verlassen. Wilna war für ihn zunächst eine ganz und gar unbekannt Stadt.

„Lieber Tomas, zwei Dichter, ein polnischer und ein litauischer, wuchsen in ein und derselben Stadt auf. Grund genug, meine ich, um miteinander über diese Stadt zu plaudern, sogar öffentlich. Gewiß, die Stadt, die ich gekannt habe, gehört zu Polen, hieß Wilno, die Sprache an Schule und Universität war Polnisch, Deine Stadt war die Hauptstadt der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik, hieß Vilnius, und Schule und Universität absolviertest Du in einem anderen Zeitalter, nach dem Zweiten Weltkrieg. Gleichwohl ist es dieselbe Stadt, ihre Architektur, die sie umgebende Landschaft, ihr Himmel haben uns beide geprägt.“³⁸

Der „Dialog“ war ein „guter Anlaß“ zudem, sich rückhaltlos auch zu Ansichten über die polnisch-litauischen Beziehungen auszutauschen, um diese anders, besser zu gestalten, gegen den Widerstand und das Beharrungsvermögen nationalistischer Kreise, die sich in Polen vor allem auf die konservativ-sarmatische Geisteshaltung des Barock stützten. Der Wilno prägende Regionalismus, die liberale Geisteshaltung von Künstlern und Intellektuellen, die aus dieser Stadt stammen, die multikulturelle Tradition der Stadt, all das läßt Miłosz „auf Freundschaft zwischen Polen und Litauern hoffen“.³⁹ Venclova teilte dieses Gefühl der Verantwortung für die weitere positive Entwicklung der litauisch-polnischen Beziehungen, die ja ganz besonders Wilna/Vilnius betraf. Die Stadt war wohl das schwerste Problem in den komplizierten polnisch-litauischen Beziehungen. Vilnius war und ist in Litauen Sinnbild für Kontinuität und historische Identität, eine Art sakrale, mit Jerusalem vergleichbare Stadt und ein spezifischer Mythos. Als einstiger Zankapfel – nicht nur zwischen Polen und Litauern – ist die Stadt einander überlagernder ethnischer und kultureller Zonen ein „Modell für ganz Osteuropa“. Zusammenleben und gegenseitige Bereicherung müssen alte Reibereien ablösen, denn die vor allem im südöstlichen und östlichen Europa wiederentstehenden Nationalismen entwickeln eine gefährliche Kraft. Deshalb ist für Miłosz wie für Venclova die „Humanisierung der nationalen Gefühle“ die wichtigste Aufgabe, deren sich die Schriftsteller annehmen müssen. Und so beendet

³⁸ Der „Dialog über Wilna“ ist in: Ebenda, S. 99-161, enthalten. Das Zitat hier auf S. 99.

³⁹ Ebenda, S. 123.

Venclova seinen Brief an Miłosz mit folgenden optimistischen Worten: „Vilnius wird zu einem jener Zentren, wo eine neue osteuropäische Formation entsteht: vielleicht ist es von der Geschichte dazu ausersehen. Im übrigen gehörst Du zu dieser Formation: Du hast oft darüber geschrieben, und zwar am besten von allen.“⁴⁰

„Ich persönlich halte die Antagonismen zwischen unseren Völkern für eine himmelschreiende Torheit, ich würde sie gern als überwunden betrachten“, schreibt Venclova weiter⁴¹ und stellt abschließend fest: „Das eine steht fest, unsere Völker sind miteinander verflochten, ja sie kommen nicht ohne einander aus. Als Litauen eine moderne Nation und ein moderner Staat wurde, mußte es betonen, daß es sich von Polen unterscheidet. Aber heute muß man das nicht mehr, weil es sich von selber versteht.“⁴²

Venclovas Antwort ist aus vielerlei Gründen wichtig, hier angeführt zu werden, vor allem wegen seines besonderen Verhältnisses zur polnischen Sprache und Kultur und seiner anderen Sicht auf die Stadt, zu der auch der litauische Schriftsteller immer wieder zurückkehrt:

„Wir kennen nicht dasselbe Vilnius; ja man kann sagen, es sind zwei diametral entgegengesetzte Städte, die wir kennen. Ein derart totaler Wandel ist keine häufige Erscheinung. Ich glaube, Warschau hat sich, obwohl es vollständig zerstört war, weniger verändert. Vergleichbar mit dem Schicksal von Vilnius ist vielleicht das von Danzig und Breslau (und weitaus schlimmer das von Königsberg). Auch dort wechselten die Bevölkerung, die Sprache, das Zivilisationsmodell; zudem hatte Danzig vor dem Krieg beispielsweise ein polnisches Hinterland und ein polnisches Substrat, so wie das zum historischen Litauen gehörende Wilno mit dem ethnographischen Litauen Fühlung hatte. Trotzdem ist alles neu. Geblieben sind natürlich der Himmel, die Wilia (die sich Neris nennt), sogar die Sandbänke an der Stelle, wo die Wilenka oder Vilnel in die Wilia mündet; geblieben sind manche Bäume – viele Bäume; aber sonst? Gewiß, geblieben ist die Architektur. Das ist wichtig.“⁴³

Venclova konstatiert in seinen Erinnerungen an Vilnius – ähnlich wie Miłosz – eine gewisse Erstarrung ihres Bildes, an den Veränderungen der Stadt konnte er als Exilant schließlich nicht mehr teilnehmen.

Wie bei Miłosz ist es auch im Falle von Venclova nicht das im Exil entstehende Gefühl des Heimwehs, das ihn zwar gedanklich nach Vilnius

⁴⁰ Ebenda, S. 161.

⁴¹ Ebenda, S. 151.

⁴² Ebenda, S. 159.

⁴³ Ebenda, S. 125 f.

zurückkehren läßt, eine tatsächliche Rückkehr zur Zeit der totalitären Herrschaft jedoch ausschließt. „Es zieht mich nicht in das Vilnius von heute, eigentlich habe ich es dort nicht ausgehalten. Dennoch mag ich diese Stadt, und ich beginne erst jetzt, recht zu begreifen, daß auch sie ein Teil von Europa ist.“⁴⁴ Die Sicht auf die Stadt Wilna wird einfacher, allgemeiner und auch historischer. Beide Dichter teilen die Überzeugung, daß Wilna zum westeuropäischen Kulturkreis gehört. So schreibt Venclova in seinem Brief an Miłosz, daß gerade die Architektur Wilnas in erheblichem Maße polnisch war. Aber auch italienisch, deutsch, französisch; vor allem christlich. „Jedenfalls ist der Kulturkreis von Florenz und der von Vilnius der gleiche. Vilnius gehört der Welt an, zu der Florenz gehört.“⁴⁵ Nach den großen demokratischen Veränderungen im östlichen Europa besuchte Miłosz Polen, aber auch seine frühere litauische Heimat. 1992 wurde ihm an der Universität Kaunas die Ehrendoktorwürde verliehen. Die Litauische Republik bedankte sich für den wiederholten Einsatz und die Verteidigung litauischer Interessen durch Miłosz. 1995 nahm der Schriftsteller in Nida den Orden des Großfürsten Gediminas entgegen.

Sprache als Heimat

Im Exil stellt die Heimat im Wort, die Heimat in der Sprache einen bekannten Topos der Exilliteratur dar. In der Fremde gewinnt „Sprache als Heimat“, das Festhalten an der Mutter- bzw. Erstsprache, das „Sich-Erinnern“ in der heimischen Mundart, die als „literarische Melodie“ der verlorenen Heimat festgehalten wird, enorm an Bedeutung. Bedeutete doch die Entscheidung für das Exil nicht nur, sich vom bisher geführten Leben, von Freunden und Bekannten zu verabschieden, sondern sich auch von der lebendigen, gesprochenen Sprache, die gerade für den Schriftsteller Quell, Inspiration und Stoff seines künstlerischen Schaffens darstellt, zu trennen. Der durch das Exil bedingte Verlust des ständigen Kontakts zur lebendigen polnischen Sprache stellt für jeden Schriftsteller im Exil, der auch weiterhin in seiner Erst- resp. Muttersprache schreiben will, eine echte Gefahr, eine ernstzunehmende Bedrohung seines Schaffens dar. Für Miłosz bleibt die Sprache im Sinne von „parole“ („mowa“) Heimat. Die Sprachheimat als „prinzipielles Verständigtsein des Menschen“ bietet ihm als Exildichter inneren Halt und Sicherheit und vermit-

⁴⁴ Ebenda, S. 125.

⁴⁵ Ebenda, S. 128.

telt Kontinuität.⁴⁶ Der Dichter versucht dabei, die geographische Deterritorialisierung durch die sprachliche Reterritorialisierung von Heimat in seiner kreativen dichterischen Phantasie zu kompensieren. Im Gegensatz zur geographisch fest gebundenen Heimat ist Sprache ein „transportables“ Medium. Mit der Vergangenheit eng verbunden, kann sie ins Exil mitgenommen werden, kann Sprache zur Mittlerin der Erinnerung, zur geistigen Heimat der Mutter- oder Erstsprache werden. Dabei verfällt Miłosz kaum in die Dialektismen seiner Heimatregion. Allerdings weist seine Dichtung gerade zum litauisch-polnischen Thema in sprachlicher Hinsicht den typischen „Beigeschmack“ seiner Heimat, des polnisch-litauischen Grenzlands auf. Wenn es um die Heimat in einer konkreten Sprache geht, dann ist im Falle von Miłosz natürlich das Polnische als Schreibsprache gemeint. Daß jemand, der auf polnisch Gedichte oder Prosa schrieb, sich als ein „Polnisch schreibender Litauer“ betrachtet hätte, war im 20. Jahrhundert verlorengegangen, klang nur noch in den Erinnerungen an die alte polnische Adelsrepublik an. Doch das multikulturelle Amerika hatte Miłosz ein anderes Modell gezeigt, nämlich daß man ganz ohne Schwierigkeiten Amerikaner und Pole oder Amerikaner und Litauer sein konnte, ohne sich für eine Seite entscheiden zu müssen. So gehört der Dichter der Amerikanischen Vereinigung der Balten als Ehrenmitglied an, weil er in Litauen geboren wurde. Auf den von dieser Vereinigung veranstalteten Kulturabenden trug der Dichter Gedichte in englischer Übertragung vor, denn nur mit Hilfe des Englischen als gemeinsamer Kommunikationssprache konnten sich die Balten untereinander verständigen.

Als sich Miłosz 1951 in Paris entschied, die Freiheit des Exils zu wählen, wollte er sich dem Spuk zweier „national-patriotischer“ Nationalismen entziehen, dem des „fortschrittlichen“ Volkspolen und dem des „eingepökelten“ Polentums des konservativen Exils. Der Schriftsteller wehrte sich gegen ein vor allem fremdenfeindlich verstandenes Polentum, er widersetzte sich den Auswüchsen der „polnischen Beschränktheit“ und wies die der polnischen Literatur nicht zuletzt durch die Romantik auferlegte Rolle zurück, „Wächter von Mythen“ zu sein.⁴⁷ Für den im Exil schreibenden Miłosz bestand die „Pflicht eines Literaten“ eben nicht darin, die selbst auferlegten patriotischen Pflichten von Józef Ignacy Kraszewski, Henryk Sienkiewicz oder Paweł Jasionica fortzuführen. Vielmehr wollte er das Private, Persönliche des durch die „unglückliche ‚polnische Sache‘“ brutal aus der Literatur verdrängten Individuums artiku-

⁴⁶ Czesław Miłosz, *Das Land Ulro*. Köln 1982, S. 33.

⁴⁷ Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 147.

lieren. So sollte der Dichter die Wirklichkeit vor allem in den Details, in der größtmöglichen Annäherung an den einzelnen Menschen und an dessen Einzigartigkeit sehen. Zugleich benötigte er aber auch den Abstand, die Distanz der „schönen Seele“, um die wichtigen Dinge gleichsam aus der Höhe, aus der Perspektive des Vogelfluges zu erkennen.⁴⁸ Zu Beginn seines Exils war Miłosz davon überzeugt, daß seine persönliche Entscheidung, im Westen zu bleiben, für sein weiteres literarisches Schaffen „die Geschichte eines sicheren Selbstmords“ einläuten würde. Immerhin war er zum Zeitpunkt seiner Entscheidung bereits ein gestandener, bekannter polnischer Autor und Übersetzer.⁴⁹

„Ich war ein geschätzter polnischer Dichter und Übersetzer von Dichtern anderer Völker in die polnische Sprache. Unter anderem übertrug ich Milton, Blake, Burns, Browning, Wordsworth, Whitman, T.S. Eliot, Pablo Neruda und meinen Verwandten Oskar Miłosz. Shakespeare wurde in meiner Übersetzung mit großem Erfolg in den polnischen Theatern gespielt. Mein literarischer Name wurde mit Respekt genannt, meine literarische Karriere war sicher. Und dann das – ich hatte gerade die Korrekturen zu ‚Wie es euch gefällt‘ von Shakespeare erhalten und arbeitete am dritten Akt von ‚Othello‘ – da kappte ich meine Verbindungen zur polnischen Volksdemokratie und wurde zum Emigranten, dessen bewußt, was das bedeutet. Ich tat das in dem Moment, als das Nachahmen sowjetischer Vorbilder für die Schriftsteller obligatorisch geworden war.“⁵⁰

Miłosz hatte sich mit seinem kategorischen „Nein“ vom vertrauten Milieu seiner Muttersprache, dem Medium seines Denkens und Empfindens, das den Stoff für seine literarische Produktion lieferte und den Adressatenkreis seiner Bücher bestimmte, verabschiedet. Vom Zeitgeschehen, vom literarischen Leben im Herkunftsland getrennt, begann er

⁴⁸ Ebenda, S. 186 u. 188.

⁴⁹ Ebenda, S. 122.

⁵⁰ „Byłem cenionym polskim poetą i tłumaczem poetów innych narodów na język polski. Tłumaczyłem między innymi Miliona, Blake’a, Burnsa, Browninga, Wordsworth’a, Whitmana, T.S. Eliota, Pabla Nerudy i krewnego mego, Oskara Miłosza. Szekspir w moim przekładzie był grany w polskich teatrach z wielkim powodzeniem. Moje nazwisko literackie było wymawiane z szacunkiem, moja kariera literacka była zapewniona. I wtedy to – właśnie dostałem korekty ‚Jak wam się podoba‘ Szekspira i pracowałem nad trzecim aktem ‚Otella‘ – nagle przecilem, będąc w Paryżu, moje związki z polską demokracją ludową i stałem się emigrantem, świadomy tego co to oznacza. Zrobiłem to w chwili, kiedy naśladowanie wzorów sowieckich stało się w Polsce obowiązujące dla pisarzy.“ Unter der Überschrift „Nie“ veröffentlichte die Pariser „Kultura“ in der Mainnummer des Jahres 1951 die Entscheidung Miłosz’s, im Exil zu bleiben, und seine Abrechnung mit seiner „diplomatischen Vergangenheit“. Zit. nach Ebenda, S. 244.

nun ein Leben in verschiedenen Zeiten gleichzeitig, in der Gegenwart des Gastlandes und in der Vergangenheit seiner Heimat. Als polnischsprachiger Dichter hatte Miłosz bisher jedoch nur in der Heimat ein „Publikum“.⁵¹ Doch seine bisherigen Leser, die seine poetische und politische Botschaft verstanden, konnten, nicht zuletzt wegen der Zensur im Lande, aus dem Exil nicht mehr erreicht werden. Die „Polonia“, die Auslandspolen, zu denen Miłosz aus vielerlei Gründen ein gespaltenes Verhältnis hatte, schieden als Adressaten für seine Literatur aus. Für das offizielle Volkspolen, dem der Diplomat seine Dienste aufgekündigt hatte, war Miłosz ein Verräter, und so wurde seine Person verleumdet und angegriffen, seine Werke verschwiegen, ausgegrenzt und diffamiert. Vertreter der offiziellen polnischen Literatur im Lande – wie z. B. Kazimierz Brandys, Konstanty Ildefons Gałczyński und Antoni Słonimski – verurteilten öffentlich ihren einstigen Schriftstellerkollegen und prophezeiten ihm ein baldiges Vergessen in der Fremde. Nicht selten wurden Schriftsteller, die entweder freiwillig ins Exil gingen bzw. ins Ausland flüchten mußten, mit der „Frage des Vaterlandsverrats“ konfrontiert. Dabei war im Falle Miłoszs die „Heimatidee“ dem Vorwurf des „Verrats“ sowohl seitens des polnischen als auch des litauischen Nationalismus ausgesetzt. Das Treffen mit einem in Paris lebenden Verwandten, Oskar Władysław de Lubicz Miłosz (1877–1939), war in dieser Hinsicht von großer Bedeutung. Oskar Miłosz, in den 30er Jahren „honoriger Vertreter“ der unabhängigen Republik Litauen in Paris, verstärkte die frühe Rebellion des jungen Miłosz gegen die polnische Seele und den polnischen Schriftsteller Henryk Sienkiewicz (1846–1916), die *anima naturaliter endeciana*, eine ironische Abwandlung der von vorchristlichen Autoren für Plato geprägten Wendung „anima naturaliter christiana“.⁵² Es war Oskar Miłosz, der die Weltanschauung des jungen Miłosz entscheidend beeinflusste und dessen poetische Imagination anregte. Die Besuche des „Polen“ (Czesław Miłosz) in der litauischen Gesandtschaft schienen geradezu nach Verrat zu riechen. Als „Verrat“ sah man von der polnisch-patriotischen Seite auch das überaus verwerfliche Schreiben in einer Fremdsprache an. Auch diesen „Verrat“ hatte Oskar Miłosz begangen, indem er unter dem französisierten Namen Oscar de Miłosz seine Dichtung in französischer Sprache veröffentlichte. Was seine nationale und kulturelle Identität betraf, betrachtete

⁵¹ Vgl. dazu: Czesław Miłosz, *Zniewolony umysł*. In dt. Übersetzung: *Verführtes Denken*. Frankfurt a.M. 1980, S. 12.

⁵² Die Bezeichnung „endecja“ bezieht sich hier auf die umgangssprachliche polnische Bezeichnung „endecja“ für die antisemitische und antideutsche Bewegung der polnischen Nationaldemokraten, die in Wilnaer Studentenkreisen unpopulär war; vgl. Miłosz, *Straßen* (wie Anm. 13), S. 112.

er sich in erster Linie als Litauer. Für die Nationalpolen war er ein Verräter, hatte er sich doch 1918 zum Litauer erklärt, als er erfuhr, daß die nationalistischen Polen um Roman Dmowski die Unabhängigkeit des jungen litauischen Staates nicht anerkennen wollten. Von nun an vertrat er Litauen im diplomatischen Dienst. Die nationalistischen Litauer dagegen, die Oskar Miłosz durchaus zu schätzen wußten, verhielten sich ihm gegenüber mißtrauisch, besonders wegen seines eigenwilligen Sprachverhaltens, denn seine Sprache war nicht das Litauische. Umgangssprache von Oskar Miłosz war das Polnische, Schreibsprache das Französische.⁵³

Auch Czesław Miłosz, der sich einerseits nicht zum „polnischschreibenden Litauer“, aber auch nicht zum Polonozentrismus bekennen wollte, erfuhr in ähnlicher Weise das Mißtrauen nationalistisch gesonnener polnischer *und* litauischer Kreise. Auf diesem Tatbestand basierten Angriffe in der litauischen Exilpresse gegen den Schriftsteller, der sich der polnischen Kultur und Literatur zugehörig fühlte und sich nicht eindeutig als Litauer und damit dem neuen Litauen zugehörig bekannte. Von polnischer Seite wurde wiederum der Verdacht geäußert, daß etwas mit Miłoszs „Polentum“ nicht stimmen könne. Zwar fühlte sich der Schriftsteller als Pole, aber eben als einer, der gegen das Polentum rebellierte. Allein in Rußland und den Russen gegenüber fühlte er sich als „hundertprozentiger Pole“. Die Beziehungen zur polnischen Stammbevölkerung in Zentralpolen bzw. im „Königreich“ (Polen), wie Miłosz formulierte, waren „schmerzgezeichnet“. Immer wieder geriet er mit der patriotisch-polnischen Vorkriegsintelligenzija wegen seiner internationalistischen, die Grenzen enger Nationalismen überschreitenden Denkart in Konflikt. Eine Denkart, die bereits in der Schulzeit durch die Lektüre literarischer Zeitschriften der polnisch-jüdischen Intelligenzija geprägt wurde, u.a. durch die in Warschau erscheinende „Wiadomości Literackie“ („Literarische Nachrichten“).

Miłosz war in den ersten schweren Jahren seines Pariser Exils so gut wie ohne finanzielle Mittel. Das bescheidene Honorar, das er von der Pariser Exilzeitschrift „Kultura“ erhielt, reichte kaum zum Leben. Die „Operation“, von einer Seite des Eisernen Vorhangs auf die andere zu springen, stellte sich als äußerst gefährlich heraus und glich einem partiellen Selbstmord. Wichtig war in diesen schweren Zeiten die moralische Unterstützung, die Miłosz von den Mitarbeitern der „Kultura“, vor allem von ihrem Herausgeber Jerzy Giedroyc erfuhr. Das konservative polnische Exil mit Sitz in London traute dem Ex-Diplomaten der Volksrepu-

⁵³ Übrigens erschien die erste Übertragung eines Gedichts von Czesław Miłosz, „Pieśń“, 1936 in Frankreich in der Übersetzung von Oscar de Miłosz unter dem Titel „Un chant“ in den „Cahiers du Sud“ in Marseille.

blik Polen nicht, sah in ihm einen Agenten und Spitzel. In den polnischen Exilkreisen hatte man nicht vergessen, daß Miłosz 1946 am polnischen Konsulat in New York gearbeitet hatte, daß er von 1947 bis 1949 Kulturattaché an der polnischen Botschaft in Washington D. C. und 1950 Botschaftssekretär in Paris gewesen war. Die vornehmlich für einen Adressaten im Westen geschriebenen und sofort in die wichtigsten Weltsprachen übertragenen politischen Bücher und Essays verstärkten in Volkspolen, aber auch in einigen Exilkreisen die heftigen Angriffe gegen den „Vaterlandsverräter“. Das galt insbesondere für die 1953 im Exil erfolgte Veröffentlichung zweier sensationeller Bücher, die exakte Studien über den Bewußtseinszustand osteuropäischer Intellektueller in Zeiten einschneidender historischer Veränderungen darstellen: „Zniewolony umysł“ („Verführtes Denken“, „The Captive Mind“, „La pensée captive“), „La prise du pouvoir“ („Zdobycie władzy“) sowie der bereits 1951 verfaßte Essay „L’homme révolté“ („Der Mensch in der Revolte“; 1951). Miłosz mußte sich ständig gegen die im Land immer wieder erneuerten Vorwürfe wehren, seine Heimat verraten zu haben. Konservative Repräsentanten des polnischen Exils diffamierten ihn andererseits als „Agent der Sowjets“. Diese fatale Zwischenstellung beschrieb Witold Gombrowicz, sein Schriftstellerkollege im argentinischen Exil, folgendermaßen:

„Miłosz kämpft an zwei Fronten: hier ging es nicht allein darum, im Namen der westlichen Kultur den Osten zu verdammen, sondern auch darum, dem Westen das eigene, andersartige Erleben, das von dort mitgebracht wurde und das neue Wissen über die Welt aufzudrängen.“⁵⁴

Unter den zahlreichen (osteuropäischen) Emigranten in Paris war Miłosz wahrscheinlich der einzige, der nicht für die amerikanische Rundfunkstation „Radio Free Europe“ schrieb, denn Miłosz gefiel „das patriotische Trommelschlagen“ und das „Sprengen mit Weihwasser“ der für den Sender arbeitenden „Nationalpolen“ ganz und gar nicht.⁵⁵ Um die drohende Isolation in der Fremde, das Elend und die Unfruchtbarkeit des Exils zu überwinden, begann Miłosz seinen Aufenthalt in einem anderen Kulturraum zunehmend positiv wahrzunehmen und als Chance zu begreifen, die ihm „neue Augen, neue Gedanken und eine neue Distanz“ brachte.⁵⁶

⁵⁴ „Miłosz walczy na dwa fronty: tu idzie nie tylko o to, aby w imię kultury zachodniej potępić Wschód, lecz także o to, aby Zachodowi narzucić własne, odrębne przeżycie, stamtąd wyniesione, i swoją nową wiedzę o świecie.“ Zit. nach Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 135.

⁵⁵ Czesław Miłosz, *abecadło miłosza*. Kraków 1997, S. 201.

⁵⁶ Czesław Miłosz, *Noty o wygnaniu*. Zit. nach: Ders., *Schreiben im Exil*, in: *Zeichen im Dunkel. Poesie und Poetik*, hrsg. v. Karl Dedecius. Frankfurt a.M. 1980, S. 118.

Einen wichtigen Vorteil des Schreibens im Exil erkannte der Dichter u.a. darin, daß er sich in der Fremde von der allmächtigen literarischen Tradition polnischer Kultur und Literatur, der übermächtigen Romantik, abnabeln und zum „ewig Polnischen“ den nötigen, gebührenden Abstand gewinnen konnte. In diesem Zusammenhang ist der von Miłosz zitierte Aufschrei seines polnischen Dichterkollegen Jan Lecho zu werten: „A wiosna – niechaj wiosnę, nie Polskę zobaczę“ – „Und der Frühling, mag ich den Frühling und nicht Polen erblicken“.⁵⁷

Aus der „schützenden Distanz“ des Exils konnten brisante Themen, politische und religiöse Tabus aufgegriffen werden, konnte der Dichter einen souveränen Standpunkt gegenüber der eigenen Nationalkultur, ihren Traditionen und Mythen einnehmen. Das Exil ermöglichte aber auch einen im Falle von Miłosz zumindest partiell angestrebten Adressatenwechsel. Der zu gewinnende neue Leser wurde in erster Linie über die Wahl von brisanten politischen Themen erreicht. Die undankbare Position von Miłosz, im Exil mit dem Rücken gegen die Wand zu stehen, ergab sich aus seinem besonderen Verhältnis zum Herkunftsland Polen und zum konservativen polnischen Exil. Aus dieser Stellung heraus begann der Autor seinen Lesern im Westen seine eigene politische Vergangenheit, Prozesse der Entmündigung, Anpassung, Selbsttäuschung und Verstellung von Intellektuellen während des Stalinismus aufzuzeigen. Die große Schwierigkeit bei einem solchen Unternehmen bestand allerdings darin, daß beim Wechsel aus einem „Kreis kollektiver Erfahrung“ in den anderen der Schriftsteller allzu vieles erklären mußte, damit alles Geschriebene auch der neuen Leserschaft verständlich und nachvollziehbar erschien.⁵⁸

Im Erklären bestimmter Probleme, Situationen und Sachverhalte, die im heimatlichen Kulturtext keinerlei Erläuterung bedurft hätten und sofort verstanden worden wären, sah Miłosz eine vorzügliche Übung. Dabei mußte er sich erst einmal daran gewöhnen, auf vertraute Kulturcodes, Anspielungen und Sprachspiele zu verzichten.⁵⁹

Der Adressatenwechsel im Exil führte im Falle von Czesław Miłosz nicht zu der folgenschweren Entscheidung, die seine aus Polen stammenden Schriftstellerkollegen Joseph Conrad oder Jerzy Kosinski getroffen

⁵⁷ Miłosz, *abecadło* (wie Anm. 55), S. 206.

⁵⁸ Vgl. dazu Miłosz, *Noty o wygnaniu*, hier zit. nach: H. Olschowsky, *Emigrantenschicksal und literarische Strategie*, in: *Im Dissens zur Macht. Samizdat und Exilliteratur der Länder Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Ludwig Richter u. Heinrich Olschowsky. Leipzig 1995, S. 61.

⁵⁹ Vgl. dazu Thomas Merton – Czesław Miłosz, *Listy (Briefe)*. Kraków 1991, S. 26, bzw. Olschowsky, *Emigrantenschicksal* (wie Anm. 58), S. 60.

hatten, mit dem Adressatenwechsel auch einen Wechsel der Schreibsprache zu vollziehen. Einen solchen Sprachwechsel schloß Miłosz aus:

„Für jemanden, der dem Beruf eines Literaten nachgeht, erhält die Wahl der Sprache ein grundlegendes Gewicht. Der Sprachwechsel bedeutet, daß sich unsere Persönlichkeit verändert hat oder wir sie verändern wollen. Das Unvermögen, die Sprache zu wechseln, wie in meinem Falle, bedeutete, daß wir die Gleichen geblieben sind wie damals, als wir das heimatliche Dorf oder die Stadt unserer Jugend verließen, und wir sind eine reisende Monade, die die Farben und Klänge der weiten Welt in sich aufsaugt, zugleich sind wir jedoch äußeren Einflüssen gegenüber gleichgültig.“⁶⁰

Das Schreiben in einer anderen Sprache ist für Miłosz gleichbedeutend mit einem Identitätsverlust, denn „wenn wir die Sprache wechseln, werden wir auch zu jemandem anderen“.⁶¹ Miłosz wollte seine kulturelle Identität nicht verlieren, wollte in der polnischen Sprache und in der polnischen Literatur auch weiterhin zu Hause bleiben.

„Die Sprache ist meine Mutter, im wörtlichen und im übertragenen Sinne. Und gewiß auch mein Haus, mit dem ich durch die Welt ziehe. Was eigenartig ist, denn mit Ausnahme kürzerer Zeitabschnitte war ich nicht im Element des Polentums untergetaucht. Polnisch war in Szetajnie (Setainiai) die Sprache des Gutshofes, aber mit litauischen Wörtern gewürzt, das Land ringsum war litauisch. Danach Rußland und meine Zweisprachigkeit. Schließlich Wilna, rein polnisch ohne Zweifel, wenn es um unsere Familie, um die Intelligenz, die Schule ging, obgleich die Unterschicht des Volkes ‚auf einfach‘, d. h. Dialekt sprach, plus das Jiddische der jüdischen Masse und das Russisch der jüdischen Intelligenz.“⁶²

⁶⁰ „Dla kogoś, kto uprawia zawód literata, wybór języka nabiera wtedy zasadniczej wagi. Zmiana języka oznacza, że zmieniliśmy czy też chcemy zmienić osobowość. Niemożność zmiany języka, co jest moim wypadkiem, oznacza, że pozostaliśmy tacy sami, jak byliśmy wtedy, kiedy opuszczaliśmy rodzinną wieś czy miasto młodości, i jesteśmy podróżującą monadą, chłonącą barwy i dźwięki szerokiego świata, zarazem jednak obojętną na zewnętrzne wpływy.“ Zit. nach: Czesław Miłosz, *Być emigranten (Emigrant sein)*, in: Ders., *Zycie na wyspach (Das Leben auf den Inseln)*. Kraków 1998, S. 80.

⁶¹ Miłosz, *abecadło (wie Anm. 55)*, S. 204.

⁶² „Język jest moją matką, dosłownie i przenośnie. I pewnie moim domem, z którym wędruję po świecie. Co dziwne, bo z wyjątkiem krótkich okresów, nie byłem zanurzony w żywiole polszczyzny. Polski w Szetajniach był językiem zaścianka, ale zaprawionym słowami litewskimi, wieś naokoło była litewska. Później Rosja i moja dwujęzyczność. Wreszcie Wilno, czysto polskie niewątpliwie, jeżeli chodzi o naszą rodzinę, o inteligencję, o szkołę, choć podglebie ludowe dialektu, „po proste-

Obwohl nicht in Polen geboren, fühlte sich Miłosz traditionell der polnischen Kultur und Literatur zugehörig: „So oder so gehöre ich der polnischen und keiner anderen Literatur an.“⁶³

Um über seine litauische Heimat schreiben zu können, benötigte er die Sprache seiner Kindheit und Jugend, und nur in dieser waren die Erinnerungen abrufbar. Doch die gewählte polnische Sprache sollte ihn nicht wider Willen vereinnahmen, ihm etwas Ungewolltes aufzwingen. Denn „wer auf Polnisch schreibt“, warnt er, „der muß sich nüchtern sagen, daß die polnischen Leser nur so tun, als würden sie sich für irgendwelche menschlichen Probleme interessieren. Tatsächlich interessiert sie nur eins: ‚Pole zu sein‘. Doch ‚Pole sein‘ bedeutet: 1. auf sich selbst hockenzubleiben und beflissen darauf achtzugeben, daß sich ja keiner zu weit hinausbeugt. 2. Sich umzuschauen, ob sich nicht jemand dazu eignet, den polnischen Ruf in der Welt zu mehren.“⁶⁴

Miłoszs osteuropäische Herkunft, seine in die Fremde mitgebrachte andere „Optik“, ließen ihn auch viele Dinge in seiner neuen Lebenswelt kritisch und mit Abstand betrachten, so z.B. den Terror der allgegenwärtigen Medien, die westlichen Kunstmoden, den Konsumterror und die falschen, pauschalen Vorstellungen des Westens über die „sozialistische“ Wirklichkeit eines angeblich uniformen europäischen Ostens. Dem Dichter gelang es, sich seine „vollständige Unabhängigkeit von den Forderungen der einen oder anderen Propaganda“ gegenüber unterschiedlichen polnischen und europäischen „Kontexten“ zu bewahren. So verfiel er weder in eine einseitige politisch-ideologische Schwarzweißmalerei noch in einen einseitigen Antikommunismus.⁶⁵ Die unterschiedlichen Etappen seines Exils von Frankreich bis nach Kalifornien sah Miłosz insgesamt als wichtige und unerläßliche „Stationen auf der Reise aus dem Land der Kindheit ins Land der Reife“ an.⁶⁶ 1960 hatte der „europäische Literat“ eine Einladung als „Visiting Lecturer“ an die University of California, Berkeley, erhalten, der bald der Ruf als Professor für slawische Literaturen folgte. Die Faktoren Zeit und Raum spielen in der amerikanischen Schaffensphase eine besondere Rolle. Je deutlicher sich der Schriftsteller über den geographischen Abstand zur Heimat, der in Kilometern meßbar und das Verringern der Zeit, in Stunden nachrechenbar, bewußt wird, desto veränderter und fremder scheinen die subjektiven Vorstellungen vom

mu‘, plus jidysz mas żydowskich i rosyjski żydowskiej inteligencji“. Zit. nach: Ebenda.

⁶³ Tak czy inaczej przynależę do gospodarstwa polskiej literatury i do żadnego innego. Zit. nach: Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 160.

⁶⁴ Ebenda, S. 183.

⁶⁵ Vgl. Olschowsky, Emigrantenschicksal (wie Anm. 58), S. 61.

⁶⁶ Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 162.

verlorenen „himmlischen Jerusalem“ zu werden, hatte doch die physische Distanz zwischen Amerika und Polen, zwischen Berkeley und Wilna auch den künstlerischen Abstand vergrößert.

Bereits 1949, damals noch nicht Exilant, hatte Miłosz, aus der Distanz Amerikas zurückschauend, jene größere geographische und kulturelle Einheit im Blick, die er in einem Gedicht zärtlich „Meine süße europäische Heimat“ nannte.⁶⁷ Jene europäische Heimat, die beide Diktaturen, die Hitlers *und* Stalins erfahren und erleiden mußte, die alle bisher akzeptierten und gültigen Werte verkehrt hatten. Diese Erfahrung wollte der Schriftsteller auch seinen westlichen Lesern vermitteln; in diesem Zusammenhang ist der „aufklärerische“ Essay „Rodzinna Europa“ (1959) zu sehen. Miłosz, mit dem historischen Wissen (oder besser Unwissen) seiner französischen bzw. englischsprachigen Schriftstellerkollegen über das „andere Europa“ konfrontiert, sah in „Rodzinna Europa“ eine Art „Lehrbuch“, bestimmt für die westliche Öffentlichkeit, die vorschnell den „ganzen Osten“ in einen Topf warf.⁶⁸ Wie oft ist dieser Titel „Rodzinna Europa“ unglücklich, wenn nicht falsch übersetzt worden: im Deutschen „West- und östliches Gelände“ (!), im Französischen „Une autre Europe“ und im Englischen „Native Realm. A Search for Self-Definition“. Allein der italienische Übersetzungstitel „Europa familiare“ wird den Intentionen des Autors gerecht, Landschaften des östlichen wie auch des westlichen Europas aus der geographischen Distanz als *eine* kulturelle Einheit zu sehen. Der Dichter wird dabei zum umherstreifenden Griechen, zum „ewigen Pilger“ („wieczny tułacz“), der die Grenzen von Zeit und Raum überschreitet. Dieses heimatliche Europa wird als zivilisatorische Einheit sowohl Amerika als auch Rußland entgegengestellt.⁶⁹ Miłosz verzichtet dabei bewußt, und das ist nicht zuletzt auf die „Freiheit des Exils“ zurückzuführen, auf die spezifisch polnische Sicht, auf ein polnisches Sonderbewußtsein. Er will vielmehr „Europa den Europäern“, das heißt vor allem den Osten dem Westen näherbringen, er will gegen irritierendes Unwissen anschreiben, ohne sich stereotypen Erwartungen westlicher Leser anpassen oder alte und neue Nationalismen rechtfertigen zu müssen. Abstrakte Verallgemeinerungen werden so vermieden; die sprachliche, ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt wird als ein Spezifikum, als eine besondere Qualität des „heimatlichen Europa“ in den Mittelpunkt gestellt.⁷⁰

⁶⁷ Czesław Miłosz, Ziemia (Erde), in: Poezje (Dichtung). Warszawa 1981, S. 157, hier zit. nach: Olschowsky, Emigrantenschicksal (wie Anm. 58), S. 63.

⁶⁸ Miłosz, abecadło (wie Anm. 55), S. 206.

⁶⁹ Vgl. dazu Trepte, Europa (wie Anm. 16), S. 42-53, hier S. 46 f.

⁷⁰ Vgl. dazu das Vorwort des Autors zu „Rodzinna Europa“. Zit. nach: West- und östliches Gelände. München 1986, S. 8.

Die USA wurden im amerikanischen Exil (neben dem heimatlichen Litauen) zum erklärten zweiten Zentrum der künstlerisch-literarischen Kreativität des Schriftstellers. Daraus resultiert ein für den Schriftsteller typischer Dualismus. Notgedrungen war der reale Bezug zu Polen und Osteuropa im Exil schwächer geworden, doch je weiter ihn die Geschichte und Politik von der Heimat entfernte, desto stärker gewann das ferne heimatliche Litauen an Bedeutung. Neben Werken einer vor allem utilitär begriffenen schriftstellerischen Arbeit – 1969 wurde in den Vereinigten Staaten die vorrangig für den amerikanischen Leser bestimmte „Geschichte der Polnischen Literatur“ („The History of Polish Literature“) herausgegeben – entstanden Gedichte und Essays, in denen der Autor immer stärker zu „litauischen Realien“ zurückkehrte. Diese Werke übernahmen Funktionen des Gedächtnisses und der Erinnerungen und halfen, ihre „historische Dimension“ der Welt zu erschließen.⁷¹

Miłoszs in Amerika entstandenen Werke wie „Rodzina Europa“, „Kontynenty“ oder „Widzenia nad Zatoką San Francisco“ kann man durchaus als intellektuelle Biographien lesen. Das erste der genannten Bücher stellt dabei eine exakte Analyse der Verwurzelung des Autors in Europa dar. In der Größe und Weite Amerikas wird aber auch die unberührte, großartige amerikanische Natur, die faszinierenden Landschaften der neuen Heimat, zum neuen, nicht auf Polen-Litauen bezogenen Thema seiner Dichtung und zum Gegenstand seiner philosophischen und religiösen Meditationen. Die Natur half zwar dem Dichter, das Heimweh zu lindern, sie vermochte allerdings nicht, die Heimat zu ersetzen. Das Festhalten an der polnischen Sprache, auch nach der Übersiedlung, ist im Falle von Miłosz nicht als Fortschreibung nationaler Pflichten im Exil zu sehen. Es sind vielmehr Pflichten ganz privater Natur, die vom Dichter gegenüber dem „Geist der Sprache“ empfunden werden, denn die Sprache wird erst für denjenigen zum Heim oder Haus, der seine wirkliche Heimat verloren hat.⁷²

„Ich fühlte mich in meiner Sprache sicher, und ich denke, daß ich deshalb nur in ihr geschrieben habe, Gedichte und Prosa – aus Ehrgeiz – da nur ihre Rhythmen in meinem Ohr widerhallen, und ohne sie hätte ich nicht die Hoffnung, daß das, was ich mache, gut ist.“⁷³

⁷¹ Die Geschichte der Polnischen Literatur wurde in mehrere Welt Sprachen übersetzt, u.a. auch ins Deutsche, die Übertragung ins heimatliche Polnisch konnte allerdings erst 24 Jahre später erscheinen.

⁷² Vgl. dazu Miłosz, *Noty o wygnaniu* (wie Anm. 56), S. 117 u. 119.

⁷³ „Czułem się w moim języku pewnie, i myślę, że dlatego w im tylko pisałem, wiersze i prozę – z ambicji – skoro jego tylko rytmy brzmiały w moim uchu, i bez nich nie miałbym nadziei że to, co robię, jest dobre.“ Zit. nach: Miłosz, *abecadło* (wie Anm. 55), S. 203.

Das Leben im sprachlich und kulturell andersartigen Umfeld kann der Schriftsteller andererseits nutzen, um neue Nuancen der Muttersprache zu erschließen, die in erster Linie auf „Reinheit der Lexik, rhythmische Ausdruckskraft und syntaktisches Gleichgewicht“ ausgerichtet sind.⁷⁴ Die Sprache zu retten wird somit zu einer wichtigen Aufgabe des Schriftstellers. Sie soll nicht nur ein Ersatz für die verlorene Heimat, sondern auch Medium seiner Erinnerungen sein, die nur in der Erstsprache, in der die alte Heimat erlebt wurde, verfaßt werden kann. Seine auf der ersten Blick sonderbar anmutende Beschäftigung, Neuübersetzungen von Bibeltexten anzufertigen, um die Sprache zu reinigen, zu läutern und von Phrasen, Slogans und doppelter Rede zu befreien, kann mit Miłoszs hohem Verantwortungsgefühl der Sprache gegenüber erklärt werden.⁷⁵

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre hatte Miłosz Altgriechisch und Hebräisch gelernt, um das Alte Testament im Original lesen zu können. Danach begann er mit der Neuübersetzung der Bibel. Im Pariser Verlag „Édition du Dialogue“ erschienen mehrere religiöse Bücher in polnischer Sprache, u.a. „Księga Psalmów“ („Das Buch der Psalmen, 1979, 1982), „Księga Hioba“ („Das Buch Hiob“, 1980), „Ewangelia według Marka“ („Das Markus-Evangelium“, 1984). Diese Neuübersetzungen sind konkrete Ergebnisse eines konsequenten Arbeitens an der Muttersprache unter den Extrembedingungen des Exils: „Die Absicht, Bibeltexte zu übersetzen, das Suchen nach einer neuen hieratischen Sprache – das verband sich irgendwie mit dem Gefühl, der Sprache zu dienen, und der Lust, sich gewissen Tendenzen im heutigen Polnisch entgegenzustellen, nach einer neuen Würde für die polnische Sprache zu suchen.“⁷⁶ Dabei kam der Übersetzung des Psalms 137 aufgrund der in ihm enthaltenen Anspielung auf das jüdische Exil in Babylon eine besondere Bedeutung zu.⁷⁷

Das Reinigen der Sprache, die vom Schriftsteller und Übersetzer Miłosz „Spiegel des menschlichen Inneren“ genannt wird, soll zu einer grundlegenden Erneuerung der polnischen Sprache führen.⁷⁸ Im Vorwort zu Miłoszs Übersetzung „Księga Psalmów“ schreibt der polnische Geist-

⁷⁴ Ebenda, S. 124.

⁷⁵ Vgl. dazu Olschowsky, Emigrantenschicksal (wie Anm. 58), S. 68.

⁷⁶ „Zamiar tłumaczenia tekstów biblijnych, szukanie nowego języka hieratycznego – to się jakoś łączy z poczuciem służby mowie i chęci sprzeciwienia się pewnym tendencjom w dzisiejszej polszczyźnie, szukanie nowego dostojństwa mowy polskiej.“ Zit. nach: Ewa Czarnecka, Podróżny świata. Rozmowy z Czesławem Miłoszem. Komentarze (Weltreisender. Gespräche mit Czesław Miłosz. Kommentare). New York 1983, S. 166.

⁷⁷ In Miłoszs polnischer Übersetzung lautet der Textbeginn folgendermaßen: „Nad rzekami Babilonu, tam siadaliśmy, płacząc i wspominając Syjon“. Czesław Miłosz, Księga Psalmów. Paris 1982, S. 301.

⁷⁸ Vgl. Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 179.

liche Józef Sadzik, der maßgeblich die Übersetzungen des Schriftstellers inspiriert hatte: „Ein besonders wertvolles Vorhaben in der heutigen Zeit, in der die polnische Sprache Eingang in die Liturgie gefunden hat.“⁷⁹

Miłoszs „Sprachhygiene“, „die Rettung der unverfälschten Sprache“, bezog sich nicht nur auf die Muttersprache im Exil, sondern auch auf den politischen und ideologischen Mißbrauch der Sprache durch die totalitären Machthaber in Polen. Denn „wer die Macht besitzt, der kann auch die Sprache kontrollieren, und das nicht nur durch Verbote der Zensur, sondern auch, indem der Sinn der Wörter verändert wird.“⁸⁰ Gegen diese „subversive Vergewaltigung“ der Sprache, gegen die Orwellsche „new speech“ und die repressiv eingesetzte Zensur im Land richtete sich die „linguistische Poetik“ des Dichters. In seinem Gedicht „Moja wierna mowa“ („Meine treue Sprache“) macht Miłosz den Dichter für den moralischen Zustand der Sprachgemeinschaft verantwortlich.

Meine treue Sprache

Meine treue Sprache,
ich stand dir zu Diensten. Nacht für Nacht stellte ich Töpfe
mit Farbe dir hin,
damit du die Birke, das Heupferdchen und den Dompfaff habest,
die mein Gedächtnis bewahrt hat.

Das dauert viele Jahre.
Du warst mir Vaterland, weil es mir fehlte.
Ich dachte, du würdest auch Mittlerin sein
zwischen den guten Leuten und mir
und seien sie zwanzig, zehn
oder noch ungeboren.

Nun bekenne ich mich zum Zweifel.
Es gibt Momente, da es mir scheint, ich hätte das Leben
verwirkt.
Denn du bist die Sprache der Entwürdigten und derer, die hassen,
mehr noch vielleicht sich selbst als andere Völker,
Sprache der Konfidenten
und der verirrtten, an ihrer eigenen Unschuld Kranken.

Wer aber wäre ich ohne dich.
Nur ein Schulmeister irgendwo in einem fernen Lande,

⁷⁹ „Przedsięwzięcie szczególnie cennie obecnie, kiedy język polski wszedł do liturgii.“ Zit. nach: Ebenda, S. 169.

⁸⁰ Vgl. ebenda, S. 189.

aber *success*, ohne Erniedrigung, angstlos.
 Nun ja, wer bin ich denn ohne dich.
 Ein Philosoph wie jeder andere auch.

Ich verstehe, das habe meine Erziehung zu sein:
 beraubt der Glorie des Individuums
 rollt dem Sünder aus einer Moralität
 der Große Schmeichler den roten Teppich unter die Füße,
 während zur gleichen Zeit die *Laterna Magica*
 Bilder menschlicher oder göttlicher Plagen an die Wand wirft.

Meine treue Sprache,
 vielleicht bin ich es, der dich dennoch retten müßte.
 Also werde ich weiterhin vor dich Töpfchen mit Farbe stellen,
 mit hellen und reinen Farben, wenn möglich,
 denn irgendeine Ordnung, auch Schönheit tun im Unglück not.

Berkeley, 1968

(Quelle: Czesław Miłosz, *Gedichte 1933–1981*. Frankfurt a.M. 1982.
 Ins Deutsche übertragen von Karl Dedecius)

Das Thema Exil zeigt sich im literarischen Schaffen von Miłosz nicht nur in seiner politischen, zivilisatorischen und religiösen, sondern auch in seiner sprachlichen Dimension. Die Literatur erwies sich als die Form, die die in der Heimat gemachten Erfahrungen sowie die genannten Dimensionen des Exils künstlerisch zur Sprache bringen konnte.

Das intensive Studium der polnischen Literatur wurde dabei zu einer Form, zu einem besonderen Verfahren, sich in das „polnische Wesen“ des „Polentums“ („*polskość*“) zu vertiefen, die Heimat zu suchen und das Schreiben zu einer Form des Teilhabens am polnischen Leben werden zu lassen.⁸¹ Die in den USA und in Westeuropa gehaltenen Vorlesungen und Vorträge gerieten dabei zu einer Form, polnische Kultur zu propagieren, gleichzeitig aber auch mit dem inneren, polonozentristischen Blick zu konfrontieren. Von dieser Wahrnehmung, diesem besonderen „Bewußtsein des Exils“, wurden besonders die nachfolgenden literarischen Werke des Autors geprägt: „*Dolina Issy*“, „*Rodzina Europa*“, „*Zaczynając od mojej ulicy*“, „*Szukanie ojczyzna*“. Die Auseinandersetzung mit dem „polnischen Wesen“ ging mit einer detaillierten Auseinandersetzung mit der „polnischen nationalen Tradition“, der patriotisch-stereotypen Sicht der polnischen Romantik und mit polnisch-patriotischen Schriftstellern einher. Die nationale Geschichtsphilosophie in den historischen Romanen von Henryk Sienkiewicz ist für Miłosz dabei Symbol einer idealen

⁸¹ Vgl. ebenda, S. 201.

Vereinigung und Stärkung polnischer (historischer) Trugbilder. „Mit Sienkiewicz, Rodziewiczówna und Zeromski wurde ich erzogen, beizeiten wandte ich mich gegen die Kaplane des nationalen Ritus, denn ich wuchs, und daraus sollte man kein Hehl machen, mit einer schlechten Literatur auf.“⁸²

Miłosz wendet sich nicht nur kritisch gegen die Allmacht national-polnischer Traditionen und Mythen, sondern lehnt als polnischsprachiger Autor auch die romantische Rolle des nationalpolnischen Dichter-Propheten im 20. Jahrhundert ab. „Die Berufung eines Schriftsteller besteht nicht in der Schönrede auf der Tribüne, er ist weder Anführer seines Volkes noch Kaplan gesellschaftlicher Mythen, weder Erfinder von Losen noch Trompeter vor der Schlacht.“⁸³

Von der (polnischen) Kritik wurden Miłoszs Gedichte ziemlich einseitig interpretiert. Hervorgehoben wurde insbesondere die enge Verbindung des Schriftstellers zur Dichtung der polnischen Romantiker, die ähnliche Gestaltung der Satzmelodie, die Erinnerung an romantische Landschaften und den romantischen Geist seiner Visionen. Dabei war die romantische Tradition bei Miłosz nur eine Art Katalysator für die Umgestaltung avantgardistischer und symbolistischer Voraussetzungen. Im Grunde genommen stand Miłosz die Aufklärung, das Schaffen von Ignacy Krasicki, Stanisław Trembecki, die Poesie des 18. Jahrhunderts näher als die Romantik. Die romantischen „Schrullen“ interessierten ihn nicht, und so hatte er auch nicht daran gedacht, in Mickiewiczs Fußstapfen zu treten. Adam Mickiewicz ist für Miłosz eben nicht der große nationale Dichterprophet („wieszcz“), sondern eher ein vorbildlicher Dichter aus seiner litauischen Heimat. Einerseits liebte er die ersten „aufklärerischen“ Gedichte des polnischen Romantikers, zu denen er auch die „Balladen und Romanzen“ und den „Pan Tadeusz“ zählte, andererseits lehnte er Mickiewiczs großen romantischen Geist sowie dessen (nationalen) Messianismus ab, auf den sich das „eingepökelte“ Polentum immer wieder beruft.

Für die Erörterung des Verhältnisses eines Schriftstellers zur nationalen Tradition, zur Muttersprache und zum Sprachwechsel ist die Frage des Spracherwerbs und des Verhältnisses zur polnischen Kultur in der Kindheit wichtig. Miłosz ist in einer mehrsprachigen, multikulturell geprägten

⁸² „Wychowany na Sienkiewiczu, Rodziewiczównie i Żeromskim, wcześniej zwróciłem się przeciwko kapłanom narodowego obrzędu, od wewnątrz przez takie i tym podobne romanse zagrożony, bo wyrosłem, nie ma co ukrywać, na złej literaturze.“ Zit. nach: Ebenda, S. 205.

⁸³ „Nie jest połowaniem poety krasomówstwo na trybunie, nie jest on wodzem narodu ani kapłanem mitów społecznych, ani wynalazcą haseł, ani trębaczem przed bitwą.“ Auszug aus einer Ansprache beim Welttreffen für Poesie – Rencontre Mondial de Poésie. Montreal 1967, zit. nach: Ebenda, S. 203.

Region aufgewachsen. Bereits in der frühen Kindheit erwarb er auf natürliche Weise zwei Sprachen, die Erst- oder Muttersprache, das Polnische, sowie das Russische, das er während der Reisen mit seinen Eltern durch das zaristische Rußland vernahm und erlernte. Mit dem Litauischen machte er sich gleichfalls durch das Zuhören vertraut, es spielte allerdings in seinem Heimatkreis eine geringere Rolle. Die als natürlich empfundene sprachliche und kulturelle Polyphonie, aber auch die vielschichtigen historischen Erfahrungen führten u.a. auch dazu, die Differenziertheit und Kompliziertheit der Welt zu akzeptieren. Diese Akzeptanz sprachlich-kultureller Unterschiede finden wir bei den meisten aus dem östlichen Grenzland („kresy“) stammenden polnischen Schriftstellern wie Mickiewicz, Słowacki, Orzeszkowa, Rodziewiczówna, Iwaszkiewicz, Odojewski, Konwicki oder Kuśniewicz, die sich immer wieder auf ihr mehrsprachiges und multikulturelles Erbe berufen, sich in ihrer kulturellen Identität und ihrer Haltung gegenüber der „ärmeren“ Monokultur Zentral- bzw. Kernpolens unterscheiden. In diesem Zusammenhang sieht Miłosz seine imaginäre Heimat nicht in erster Linie im Wilna der 30er Jahre, das von nationalen Auseinandersetzungen und antisemitischen Stimmungen gekennzeichnet wurde, sondern in der Vergangenheit des Großfürstentums Litauen mit seiner landesweiten gesellschaftlichen und religiösen Toleranz, in dem unterschiedliche Nationalitäten zusammenlebten. Diese nostalgische Rückkehr hat auch mit der sozialen Herkunft des Autors zu tun, der sich als Vertreter einer untergehenden Kulturformation sieht. Tatsächlich schien die Zeit auf dem elterlichen Gutshof am Flusse Niewiaża stehengeblieben zu sein, wo Sitten und Überlieferungen der Vorfahren fast unverändert geblieben waren. So beruft sich Miłosz im ausgehenden 20. Jahrhundert immer wieder auf eine alte Definition, die aus der Identität und der Autonomie des Großfürstentums Litauen und seiner zielgerichteten Verbindung mit der polnischen Krone resultierte, die ihn später als Bürger sowohl seines heimatlichen „Winkels“ als auch der ganzen Welt empfinden ließ: *gente Lituanus, natione Polonus*. „Wir sind Litauer. Litauer, aber nicht im Sinne, der im 20. Jahrhundert angenommen wurde, als, um Litauer zu sein, man litauisch sprechen mußte. ... ich war strenggenommen die letzte Generation, die damit noch in Berührung kam, und auch zu Hause herrscht mehr oder weniger noch so eine Aura.“⁸⁴

⁸⁴ „My jesteśmy Litwini. Litwini, ale nie w sensie tym, który przyjął się w dwudziestym wieku, gdzie, żeby być Litwinem, trzeba było mówić po litewsku. ... ja byłem ostatnim właściwie pokoleniem, które się jeszcze otarło o to, i jeszcze w domu była mniej więcej taka aura.“ Czesława Miłosza autoportret przekorny (Czesław Miłosz's eigenwilliges Selbstporträt), zit. nach: Ebenda, S. 17.

Diese archaisch anmutende Eigenschaft von Miłosz provozierte Witold Gombrowicz zur folgenden scherzhaften, doch treffenden Äußerung: „Ich stelle mir dich vor als litauischen Edelmann, der irgendwo in den Sümpfen sitzt, zwanzig Meilen abwärts von der nächsten Kreisstadt, wie er Fliegen totschißt und sich darüber Gedanken macht, daß ihm seine Gattin vor zwanzig Jahren Pflaumenpiroggen anstelle von Sauerkirschi-proggen vorsetzte und was das zu bedeuten hat.“⁸⁵

Miłosz empfand die polnische Sprache und die nationale sowie kultu-relle Zugehörigkeit anders. Rückblickend stellte er in seinem Brief an To-mas Venclova fest:

„Grundsätzlich hätten wir uns als Litauer mit Polnisch als Mutter-sprache betrachten – und, unter neuen Bedingungen, Mickiewicz ‚Li-tauen, du mein Vaterland ...‘ weiterführen müssen, was bedeutet hät-te, eine litauische Literatur in polnischer Sprache hervorzubringen, parallel zur litauischen in litauischer Sprache. Aber das wollte ja kei-ner, weder die Litauer, die sich mit Händen und Füßen gegen eine nationale Bevormundung durch die polnische Kultur sträubten, noch all die polnisch Sprechenden, die sich schlicht für Polen hielten und den ‚Klasiuks‘, dem Bauernvolk, gegenüber Verachtung zeigten. Leute, die anders dachten, gab es nur wenige – wenngleich sehr inter-essante und wertvolle und tatkräftige.“⁸⁶

Zur besonderen Sprachsituation in Wilna führt Miłosz weiterhin aus:

„Es gab keine Mundart, in Land oder Stadt, rein polnischen Ur-sprungs, es gab das ‚Hiesige‘ (‚tutejszy‘), eine drollige Sprache, im Geist dem Weißrussischen vielleicht näher als dem Polnischen, wie-wohl sie zahlreiche polnische Ausdrücke bewahrt hatte, die im sech-zehnten und siebzehnten Jahrhundert gang und gäbe gewesen, aber in Polen nicht mehr im Gebrauch waren. Die Grenze zwischen dem ‚Hiesigen‘ und der Redeweise der niederen Schlachta (die Mickiewicz sowohl in seiner Kindheit als auch später, in Paris, mit seinem in-neren Ohr vernommen hat) war natürlich fließend, ebenso wie die zwischen der Rede der niederen Schlachta und der Intelligenzija höfischer Herkunft. Aber all das war von den polnischen Bauerndia-lekten wirklich weit entfernt. Das ‚Hiesige‘ sprach das Wilnaer Pro-letariat, es ähnelte in nichts der Sprache des einfachen Warschauer Volkes, in der sich wohl eine Art Bauernsubstrat erhalten hatte.“⁸⁷

⁸⁵ Aleksander Fiut, Nachwort zu: Czesław Miłosz Gedichte 1933–1981. Frankfurt a. M. 1982, S. 185.

⁸⁶ Miłosz, Straßen (wie Anm. 13), S. 108.

⁸⁷ Ebenda, S. 106.

Miłoszs Sprache wurde vom „Widerstand gegen die Verführung durch die ostslawischen Sprachen, in erster Linie das Russische, beeinflusst und von der Suche nach einem Register, in dem ich mit den ostslawischen Elementen wetteifern konnte, was die rhythmische Modulation betrifft.“⁸⁸

Der Begriff *ojczyzna*, als *Vaterland* oder *Heimat* interpretierbar, ist bei der Analyse von literarischen Texten nicht nur im Falle von Miłosz als ein wichtiges kulturelles Schlüsselwort zu berücksichtigen, auf dessen Bedeutung u.a. auch bei der Literaturgeschichtsschreibung der polnische Literaturwissenschaftler K. Wyka bereits 1969 verwiesen hatte.⁸⁹ Ein weiteres, für das literarische Werk Miłoszs aufschlußreiches Schlüsselwort, mit dem Begriff *ojczyzna* untrennbar verbunden, ist *rzeka* (*Fluß*), dem – übrigens wie auch anderen Gewässern (Teich, Binnenseen, Bächen, Meer) – eine besondere Bedeutung zukommt, die sich erst offenbart, wenn wir als Leser das erste Mal mit dem Autor am Ufer des Flusses stehen.⁹⁰ Ruhige, stehende Gewässer wie Teiche und Seen stehen dabei zu meist für das Bleibende, Stetige, Unveränderliche, Fließgewässer wie Flüsse dagegen für das Veränderliche. Immer wieder kehrt Miłosz in seinem literarischen Werk zu den Flüssen seiner Heimat, der Wilenka, Wilia, Niewiaza und dem Niemen zurück:

Gdziekolwiek wędrowałem,
po jakich kontynentach,
zawsze twarzą byłem
zwrócony do Rzeki.

Wohin ich auch wanderte
über welche Kontinente auch immer
stets war ich mit dem Gesicht
dem Flusse zugekehrt.⁹¹

Die Namen der Flüsse umreißen und bestimmen die Topographie der „näheren Heimat“, sie stellen wichtige Verbindungen zur Welt her. Über das europäische Flußsystem, über Ströme wie den Niemen, die dem großen Meer entgegenseilen, wird die „kleine“ Heimat, der heimatliche „Erdwinkel“ mit der großen, weiten Welt verknüpft: „Die Wilia bei Antokol und flußauf bis nach Werki war der *freeway* unserer Stadt, wie ich wesentlich später zu sagen lernte, das urpolnische Wort *autostrada* ersetzend.“⁹² Die Flußadern werden genauso wie die alten Straßen, die Arsenalska, Bakszta, Ludwisarska, Niemiecka, Wileńskastraße, in Miłoszs

⁸⁸ Ebenda, S. 107.

⁸⁹ Kazimierz Wyka, *Słowa-klucze* (Schlüsselwörter), in: Ders., *O potrzebie historii literatury* (Über die Notwendigkeit der Literaturgeschichte). Warszawa 1969, S. 28.

⁹⁰ Vgl. dazu Miłosz, *abecadło* (wie Anm. 55), S. 159.

⁹¹ W Szetejniach (In Szetejnie), im Sammelband: *Na brzegu rzeki* (Am Ufer des Flusses) aus dem Jahr 1995, zit. nach Zawada, *Miłosz* (wie Anm. 17), S. 11; ins Deutsche übertragen von Hans-Christian Treppe.

⁹² Miłosz, *Straßen* (wie Anm. 13), S. 66.

„Diktionär Wilnaer Straßen“ („Dykcyonarz wileńskich ulic“) aus der zeitlichen und räumlichen Entfernung in Erinnerung gebracht. Miłosz verfaßte sein „Diktionär“ 1967 im kalifornischen Berkeley. Die idealisierte Heimat gleicht aus der Distanz der Fremde einem paradiesischen Hirtenland, wie wir es auch in der Schäferdichtung finden, einem mythischen Arkadien, das vom Fluß der Unterwelt, Styx, durchflossen wird. Miłosz scheint mit dem im Wykaschen Sinne gebrauchten Schlüsselwort „Fluß“ an das „panta rhei“ des griechischen Philosophen Heraklit, an die Bewegung und Veränderung in der Zeit, anzuknüpfen. Der „Fluß der Zeit“ wird so zum Symbol des Veränderlichen, der verrinnenden, fließenden Zeit. Dabei wird der Fluß Styx klar vom Fluß Lethe unterschieden, aus dem „die Seelen Vergessen tankten“. Seit frühester Jugend war der Dichter für Erzählungen über die Vergänglichkeit von Menschen und Dingen besonders empfänglich. Bereits in seiner Abiturprüfung 1929 hatte Miłosz über Heraklits „Fluß der Zeit“ geschrieben. In der Einleitung zu seinem 1984/85 entstandenen Zyklus „Dla Heraklita“ („Für Heraklit“), ein Album von „Familienbildern“, erinnert der Dichter daran, daß er wohl nicht zufällig in der Reifeprüfung bei der Wahl des sogenannten freien Themas über Heraklits „Fluß der Zeit“ geschrieben hatte.⁹³ Miłosz ging es um das künstlerisch-literarische Festhalten der Zeit, von Erinnerungen und Episoden, die aus seinem eigenen Leben und Erleben, der eigenen Kindheit stammen, wie das folgende, titellose Gedicht verdeutlicht.

Rzeka tutaj zakręca płynąca z lasów.

Toczy się w słońcu, pełna odbić zieleni.

Jest niedziela, dzwony wiejskich
kościółów dzwonią.
Zbierają się obłoki, rozchodzą,
znów niebo czyste.

Daleko, drobni biegają po niskim brzegu.

Próbują wody, wchodzą, rzeka ich niesie.

Na środku nurtu ich głowy, trzy,
cztery, siedem,
ścigają się, nawołują, powraca echo.

Der Fluß macht hier eine Bie-
gung und verläßt die Wälder.

Er fließt in der Sonne und wider-
spiegelt all das Grün.

Es ist Sonntag, die Glocken der
Dorfkirchen läuten.

Wolken ziehen auf, fließen aus-
einander, der Himmel ist wieder
rein.

In der Ferne laufen kleine Kin-
der am niedrigen Ufer entlang.

Sie prüfen das Wasser, steigen
hinein, der Fluß trägt sie.

In der Mitte der Strömung ihre
Köpfe drei, vier, sieben,
sie jagen sich, rufen sich etwas
zu, das Echo kehrt zurück.

⁹³ Vgl. Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 217.

Ręka to opisuje na ziemi innych ludzi.	Diese Hand beschreibt das im Land anderer Menschen.
Jaki jej cel nie wiadomo. Że raz tak było?	Mit welchem Ziel, ist nicht bekannt. Daß es einmal so war? ⁹⁴

Miłosz's Dichtung hält die Heimat in Zeit und Raum der Kindheit und frühen Jugend fest. Sie scheint zunächst vom Fluß der Zeit unberührt geblieben zu sein. Erst durch die Konfrontation der Bilder aus der Heimat der Kindheit mit den heutigen Realitäten zeigen sich die großen Umwälzungen und Veränderungen. „Einigen von uns, darunter auch mir, war es gegeben, die Umgebung unserer Kindheit zu besuchen, in der sich unsere ganze Empfindsamkeit herausgebildet hatte. Die gewaltige Kraft und die Tiefe, einen derartigen Moment zu erleben, wurde von Melancholie begleitet, denn man kann nicht zweimal in den Heraklitischen Fluß steigen.“⁹⁵

Miłosz's erklärtes Ziel besteht darin, Eindrücke, Bilder, Farben der verlorenen Heimat für die heutige und für zukünftige Generationen festzuhalten. Während der feierlichen Verleihung des Ordens des Großfürsten Gediminas im Juli 1995 in Litauen verweist der Dichter auf ein weiteres Ziel seines schriftstellerischen Werkes:

„Ich beschäftige mich mit (...) der Geographie und Geschichte der Gebiete, aus denen ich stamme, einst als Großfürstentum Litauen bezeichnet, weil ich auf diese Art und Weise zum Verständnis jener historischen Verstrickungen beitragen kann, das notwendig ist, wenn Polen, Litauen, Weißrußland und die Ukraine mustergültige nachbarschaftliche Beziehungen verbinden sollen.“⁹⁶

Gedichte, die lange vor Miłosz's eigentlichem Exil entstanden, sind stark mit der Romantik verbunden und weisen bereits die für die spätere Exillyrik prägenden Schlüsselwörter „Heimat“ und „Fluß“ auf. 1931 wurde in der Zeitschrift „Żagary“, die von Miłosz mitbegründet worden war, ein Gedicht veröffentlicht, das die Topographie und Lexik der späten

⁹⁴ Das Gedicht ohne Überschrift wurde folgendem Werk entnommen: Miłosz, *abecadło* (wie Anm. 55), S. 258; ins Deutsche übertragen von Hans-Christian Trepte.

⁹⁵ „Niekórtym z nas, również mnie, było dane odwiedzić okolice naszego dzieciństwa, w których ukształtowała się cała nasza wrażliwość. Ogromny siła i głębia przeżycia takiej chwili zaprawiona była melancholią, bo nie można dwa razy wstąpić do heraklitejszej rzeki.“ Zit. nach: Miłosz, *Być emigranten* (wie Anm. 60), S. 81.

⁹⁶ „Zajmuję się (...) geografią i historią ziem, z których pochodzę, niegdyś nazywanych Wielkim Księstwem Litewskim, dlatego że w ten sposób mogę przyczynić się do zrozumienia tamtejszych historycznych powikłań, co jest potrzebne, jeżeli Polskę, Litwę, Białoruś i Ukrainę mają łączyć poprawne sąsiedzkie stosunki.“ Czesław Miłosz in: *Szukanie ojczyzny*, zit. nach Zawada, Miłosz (wie Anm. 17), S. 224.

Dichtung zur litauischen Heimat des Autors wesentlich vorprägte. Der Niemen (dt. Memel) und ihr rechter Nebenfluß Niewaža sind Flüsse, die Miłoszs Heimat durchfließen und immer wieder in seinem literarischen Schaffen auftauchen, wenn die Erinnerungen an die in Litauen verbrachte Kindheit des Dichters die Feder des Schriftstellers führt. Hier befindet sich das nicht jedermann zugängliche, verschlossene Paradies der Kindheit, in dem die fröhlichen Gesänge einfacher, fleißiger und glücklicher Menschen erklingen.

Das litauische Wort „gegužyne“ von „gegužis“, das Mai bedeutet, steht für einen Ausflug im Frühjahr oder Sommer, der zumeist mit Scherzen, Singen und Tanzen verbunden ist. Eine gewisse diskrete zeitliche Distanz zur dargestellten Heimat wird u.a. auch durch die Verwendung archaischer Ausdrücke wie „wniść“ (für „wnikać“, „wejść“, „przeniknąć“) bzw. durch den veralteten Gebrauch von Wörtern wie „rozlew“ („rozlewisko“) signalisiert. Vor allem der Titel „*Jeszcze wiersz o Ojczyźnie*“ verweist auf den zeitlich bedingten Abstand und die Auseinandersetzung des lyrischen Subjekts mit der Tradition der polnischen Romantik und der durch sie vorgegebenen und in vielen Gedichten zum Ausdruck gebrachten Problematik „Heimat“ bzw. „Vaterland“: „Wiersz o ojczyźnie“. Das Wort „jeszcze“ signalisiert dabei eine gewisse ironische Distanz, stellt aber gleichzeitig eine gedankliche Verbindung zur polnischen Nationalhymne „*Jeszcze Polska nie zginęła*“ her. Das in diesem Gedicht vorgestellte Bild Litauens, dargestellt als ein Arkadien, taucht in Miłoszs nachfolgender Dichtung immer wieder auf. Die Anspielungen auf die mythische griechische Landschaft und ihre Bewohner wird hier recht deutlich:

Jeszcze wiersz o Ojczyźnie

Nad brzegami niebieskiego Niemna
I Niewiaży o wodzie czarnej
Zasiewają jasnowłosi chłopci
Ciężkie pszenicy ziarna.

Koszą łąki, których zielen jest
Największą radością świata,
I wierzą, że dobry Bóg
Jak jastrząb w niebiosach lata.

Chłopcy w skwarne południa
tętniącym tabunem
Konie jadą pawić na rozlewach
I radosne zawodzą śpiewy
W grzywy gniadych biją we struny.

Noch ein Gedicht über die Heimat

An den Ufern des himmelblauen Niemen
und der Niewaža schwarzen Wasser
säen Burschen mit hellblondem Schopf
das schwere Korn des Weizens.

Sie mähen die Wiesen, deren Grün
die allergrößte Freude der Welt ist
und glauben, daß der liebe Gott
dem Habicht gleich am Himmel fliegt.

Die Burschen reiten an heißen Mittagen
einer donnernden Herde gleich
zur Pferdeschwemme an den Fluß
Und sie stimmen freudige Gesänge an
greifen in die Mähnen der Braunen wie
in die Saiten eines Instruments.

A w niedzielne wieczory muzykę Słysząc w wielkiej nadrzecznej dolinie. To wychodzą dziewczęta i chłopcy Tańczyć na geguzyne.	Und sonntagabends hört man Musik im großen Tal am Fluß. Dann kommen die Burschen und Mädchen zum Maientanz heraus.
Ziemi tej urodziwej Nie każdy godny. Z jej dolin spływa Zapach łagodny.	Dieses Land ist nicht für jedermann bestimmt. Aus seinen Tälern strömt ein milder Duft.
Ci, których serce nie ma prostoty, Nie wnijdą do niej, Konno za szybkim szaraka lotem Już nie pogonią.	Die, deren Herz ohne jede Schlichtheit ist, werden es nicht betreten, zu Roß werden sie den schnellen Flug des Hasen nicht mehr einholen.
Rzeka o świcie leciutkim czółnem Nie będą sunąć, Już nie usłyszą, jak dzwoni północ Na niebach strunach.	Den Fluß bei Morgengrauen werden sie im leichten Kahn nicht überqueren, und nicht vernehmen, wie es auf den Himmelsaiten Mitternacht schlägt.
Nad brzegami niebieskiego Niemna I Niewiaży o wodzie czarnej Zasiewają jasnowłosi chłopci Ciężkie pszenicy ziarna.	An den Ufern des himmelblauen Niemen Und der Nieważa schwarzen Wasser säen Burschen mit hellblondem Schopf das schwere Korn des Weizens. ⁹⁷

Ein weiteres „Heimatgedicht“ mit dem schlichten Titel „W mojej ojczyźnie“ („In meiner Heimat“) war 1937 in Warschau entstanden, wurde aber erst 1945 im Gedichtband „Ocalenie“ („Errettung“) veröffentlicht. Vor allem im komplizierten Lebensweg des Schriftstellers ist die spezifische Genese dieses literarischen Werkes zu sehen, das auf eine recht universelle Art und Weise den Verlust von Heimat thematisiert. Denn bereits 1936 hatte sich Miłosz entschlossen, Wilno zu verlassen und nach Warschau zu gehen. Zu diesem Entschluß trugen Vorwürfe eines übergebührenden Liberalismus und eines angeblich „unverantwortlichen Lancierens der weißrussischen Kultur“ im Wilnaer Rundfunk bei, die letztendlich zu Miłoszs Entlassung führten.⁹⁸ In Essays und Interview bezeichnete der Schriftsteller diesen Schritt selbst als seine „erste Emigration“, die Miłosz

⁹⁷ Zagary (1931), Nr. 2; ins Deutsche übertragen von Hans-Christian Trepte.

⁹⁸ Czesława Miłosza autoportret przekorny. Rozmowy przeprowadził Aleksander Fiut (Czesław Miłosz eigenwilliges Selbstporträt. Die Gespräche führte Aleksander Fiut). Kraków 1988, S. 99.

allerdings auch die Vorteile der polnischen Hauptstadt im Vergleich zum provinziellen Wilno zu bringen schien. Die damalige Provinzialität Wilnas bedrückte den Dichter, und er sehnte sich, in die große weite Welt aufzubrechen. Schon aus diesem Grund verbot sich eine von den wichtigsten Krankheiten des Exils, das Heimweh, diktierte Verklärung und Idealisierung des heimatlichen Wilna.

„Einen Mythos von der geliebten, verlorenen Stadt zu erfinden wäre mithin wenig angebracht, wenn es mich doch nicht sonderlich dort litt und ich, als Bociański, damals Woiwode, vom polnischen Rundfunk in Wilno verlangte, mich als politisch Verdächtigen hinauszuwerfen, die darauf folgende Zwangsreise nach Warschau erleichtert antrat. Denn Wilno war ein Kaff: eine unglaublich schmale Basis, wenn Du die Juden abziehst, die Jiddisch oder Russisch sprachen und lasen, und das gemeine ‚hiesige‘ Volk, das gar nicht las. Was blieb? Eine Handvoll in der Regel reichlich stumpfer Intellektueller mit adligem Stammbaum.“⁹⁹

So hatte Miłosz den Umzug von Wilna nach Warschau als „Transplantation“ und das Verlassen seiner litauischen Heimat als „Emigration“ bezeichnet: „Przetransplantowanie do Wilna to już była emigracja“.¹⁰⁰ Miłosz mochte die polnische Hauptstadt nicht sonderlich, sie erfüllte ihn mit Grausen: „Im Vergleich zu Wilno war Warschau eine häßliche, in den Innenbezirken und an manchen Randzonen vom Aussatz der jüdischen Armut, dem Elend der jüdischen Heimarbeiter und Krämer und vom proletarischen, polnischen Elend zerfressene Stadt und konnte zivilisierten Städten wie dem entzückenden Prag nicht das Wasser reichen, dennoch war Warschau schon zwanzigstes Jahrhundert.“¹⁰¹ Für Miłosz war Wilna nur zum Teil eine Stadt des 20. Jahrhunderts: „In Wilno aufzuwachsen, das hieß, nur bis zu einem bestimmten Grade dem zwanzigsten Jahrhundert anzugehören, hauptsächlich wohl dank dem Kino.“¹⁰² Der ersten „Emigration“ Miłoszs sollten nach Kriegsende eine zweite, zunächst nach Frankreich, und dann eine dritte, nach Übersee, in die USA folgen.¹⁰³

⁹⁹ Miłosz, Straßen (wie Anm. 13), S. 107.

¹⁰⁰ Opór i wierność prowincji. Z Czesławem Miłoszem rozmawiają Dariusz Suska i Aleksandra Stasiak (Widerstand und Treue der Provinz. Mit Czesław Miłosz unterhalten sich Dariusz Suska und Aleksandra Stasiak), in: Życie vom 17./18. Mai 1997, Nr. 114 (191), S. 11.

¹⁰¹ Miłosz, Straßen (wie Anm. 13), S. 118.

¹⁰² Ebenda, S. 117.

¹⁰³ Vgl. dazu Józef Olejniczak, Czytając Miłosza (Miłosz lesend). Katowice 1997, S. 34-40.

W mojej ojczyźnie

W mojej ojczyźnie, do której
nie wrócę,
Jest takie leśne jezioro
ogromne,
Chmury szerokie, rozdarłe, cudowne
Pamiętam, kiedy wzrok za siebie
rzucę.

I płytkich wód szept w jakimś
zmroku ciemnym,
I dno, na którym są trawy
cierniste,
Mew czarnych krzyk, zachodów
zimnych czerwień,
Cyranek świsty w górze porywiste.

Śpi w niebie moim to jezioro
cierni.
Pochylam się i widzę tam na
dnie
Blask mego życia. I to, co straszy
mnie,
Jest tam, nim śmierć mój kształt na
wieki spełni.

(Warschau, 1937; ins Deutsche übertragen von Karl Dedecius)

In meiner Heimat

In meiner Heimat, in die ich nicht
wiederkehre,
gibt es im Wald einen riesigen See,
riesengroß,
Darüber Wolken, wunderbar schwere,
Sie fallen mir ein, wenn ich rückwärts
seh.

Und Raunen der seichten Gewässer
im späten Dämmern,
und das Wassergestrüpp auf dem
Boden,
Den Schrei schwarzer Möwen,
kalte Abendröten,
Das hastige Greinen der Krickenten
oben.

Dieser Dornensee schläft in meinem
Himmel.
Ich neige mich und sehe, was dort
versank:
Den Glanz meines Lebens. Auch das,
was mich bangt,
Bis daß der Tod meine Form erfüllt
für immer.

Der Titel des 1937 in Warschau entstandenen „W mojej ojczyźnie“ könnte in der deutschen Übertragung sowohl „In meinem Vaterland“ als auch „In meiner Heimat“ heißen. Erst die nachfolgenden Zeilen des Gedichts tragen zu einer eindeutigen Klärung der Bedeutung des Wortes „ojczyzna“ in seiner spezifischen Verwendung bei Miłosz bei. Das Gedicht reflektiert verallgemeinernd die schmerzliche Erfahrung des Heimatverlustes und evoziert bereits in der ersten Zeile die Erinnerung an sie. Mit wachsendem zeitlichen und geographischen Abstand wird ihr Bild idealisiert und verklärt. Die erste Zeile des Gedichts schließt bereits rigoros eine Rückkehr in die Heimat aus: „do której nie wrócę“ – „in die ich nicht zurückkehren werde“. Die beiden nachfolgenden Zeilen sind nach dem Prinzip einer Synekdoche aufgefaßt, d.h. der breiter gefaßte Begriff „ojczyzna“ im Sinne von „Vaterland“ wird durch den in seiner Bedeutung engeren Terminus „Heimat“ ersetzt. Eine besondere Rolle spielt dabei das erwähnte kulturelle Schlüsselwort *jezioro* (*See*). Über dem stillen, friedlichen Waldsee bewegen sich Wolken verschiedener Form, die als „Wächter der heimatlichen Erde“ dienen. In der zweiten Strophe wird der See

näher beschrieben, doch wider Erwarten nicht in der traditionell horizontalen Weise, sondern in seiner vertikalen Vertiefung.

Miłosz verwendet dabei stilistische Mittel der Synästhesie, der sprachlichen Verschmelzung mehrerer Sinneseindrücke, wie sie vor allem in der Dichtung der „Młoda Polska“ zur Zeit der Jahrhundertwende häufig Anwendung fanden. In einem Interview wies Miłosz auf die seine Sinne prägende Heimat im engeren Sinne des Wortes hin: „Der Kiejdaner Kreis ist für mich die Heimat der Farben, der Gerüche, jedweder erster, wahrhaft wichtiger Gefühle, die für das ganze Leben im Sinne des gedanklichen Wahrnehmens bleiben.“¹⁰⁴ In der dritten und letzten Strophe wird die Ordnung des Sees näher erläutert. Mit den Ausdrücken „cierniste trawy“ („dorniges Gras“, von Dedecius frei als „Wassergestrüpp“ übersetzt) und „jezioro cerni“ („Dornensee“) wird eine gewisse Anspielung auf das Martyrium von Jesus Christus deutlich. Auf diese Art und Weise wird der Begriff *ojczyzna* zum Symbol und wird dem gepeinigten Leib von Jesus gleichgesetzt. Das Bild der verlorenen Heimat wird durch die Vertikale gen Himmel erhöht und damit in den Bereich des Sacrum erhoben. In diesem idealisierten Bild der Heimat ist der Schein, der Glanz des Lebens des lyrischen Subjekts, „blask mego życia“, enthalten als auch das, was ihn bangt, „I to, co straszy mnie“, nämlich der Tod „śmierć“.¹⁰⁵

Zusammenfassend können wir feststellen, daß wir es bei Czesław Miłosz – je nach Genre – mit zwei unterschiedlichen Gebrauchsmöglichkeiten des Begriffes *Heimat* zu tun haben.

1. In seiner im Exil geschriebenen Essayistik resp. Prosa kann es zu einer Erweiterung des Begriffes *Heimat* auf ganz Europa kommen bzw. – durch politische, kulturelle und mentale Gründe bedingt – zu einer Konzentration vor allem auf den östlichen, im Westen zumeist unbekanntem Teil des europäischen Kontinents („Rodzinna Europa“, das heimatliche, familiäre, vertraute Europa).
2. In der ausschließlich in polnischer Sprache verfaßten Lyrik haben wir es dagegen mit einer deutlichen Eingrenzung des Begriffes auf die engere, kleine, lokale litauische *Heimat* zu tun, deren Topographie Miłosz geistig, künstlerisch, literarisch rekonstruiert.

Dabei fällt bei beiden Gebrauchsmöglichkeiten das Bestreben auf, die Begriffe möglichst weitgehend zu entideologisieren.

¹⁰⁴ „Powiat kiejdański jest dla mnie ojczyzną kolorów, zapachów, pierwszych wszelkich doznań prawdziwie ważnych, które zostają na całe życie w sensie zmysłowego postrzegania. Wilno było następnym etapem, Wilno kształtowało umysłowo.“ Zit. nach: Opór i wierność prowincji (wie Anm. 100), S. 11.

¹⁰⁵ Vgl. dazu Olejniczak, Czytając Miłosza (wie Anm. 103), S. 66-71.

Eine supranationale (transnationale), universelle Verwendung von *Heimat*, bezogen auf die ganze Welt bzw. auf den Planet Erde – wie bei kosmopolitisch eingestellten Weltbürgern – ist in Miłoszs literarischem Gesamtschaffen nicht nachweisbar. Im Gegenteil, Miłosz wurzelt eindeutig in einer ganz bestimmten Region, dem heimatlichen Litauen, und seine Lyrik verweist eindeutig auf die engere lokale, regionale Verwendung dieses Begriffes. Die Verwendung des Begriffes *Heimat* (*ojczyzna*) ist ohne Zweifel durch die polnische literarische Tradition geprägt worden, die entscheidend von der romantischen polnischen Literatur beeinflusst wurde. Das geschriebene, künstlerisch-literarische Wort hielt die Vergangenheit der jeweiligen Sprache in Geschichten und Liedern fest, die bisher vor allem mündlich weitergegeben worden waren, und beförderten damit entstehende nationale wie kulturelle Identitäten. Paradoxerweise entstand der polnische romantische Patriotismus und der Widerstand gegen das imperiale Rußland gerade in den östlichen Randgebieten der untergegangenen alten polnischen Adelsrepublik. So hatte Mickiewicz nicht nur an der Universität von Wilna studiert, sondern sich auch maßgeblich an der gegen das zaristische Rußland gerichteten konspirativen Arbeit beteiligt. Dafür wurde er 1824 nach Rußland verbannt; bis zu seinem Lebensende blieb er ein heimatloser, umherirrender Emigrant. Miłosz hatte wie Mickiewicz Litauen sein Heimatland genannt, schrieb aber seine Werke ausschließlich in polnischer Sprache. In diesem Zusammenhang ist bei Miłosz die spezifische Verwendung des Begriffes *ojczyzna* eher im engeren Sinne von *Heimat* als von *Vaterland* zu sehen. Adam Mickiewicz hatte mit seinem fern von seiner Heimat geschriebenen literarischen Werk den nachfolgenden polnischsprachigen Schriftstellern ein als Vorbild dienendes Muster hinterlassen. So beginnt das in Paris entstandene polnische Nationalpoem „Pan Tadeusz“ mit den Worten: „Litwo! Ojczyzna moja!“ („Litauen, Du mein Heimatland“). Litauen und Wilna können nicht einfach aus der polnischen Kultur- und Literaturgeschichte „eliminiert“ werden, wegen ihrer spezifischen Kultur, wegen Mickiewicz und der freimaurerischen Gesellschaft der Philomathen, wegen Słowacki, wegen Piłsudski, wegen der polnischen Intelligenzija ... Davon ist der Dichter und Wanderer zwischen den Welten, Czesław Miłosz, fest überzeugt.¹⁰⁶

¹⁰⁶ Vgl. Miłosz, *Straßen* (wie Anm. 13), S. 103.

Anhang: Czesław Miłosz in deutscher Übersetzung

Verführtes Denken. Übers. v. Alfred Loepfe, Vorwort v. Karl Jaspers. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1953 [Zniewolony umysł. Paris 1953]; Neuauf. 1974 (suhrkamp taschenbuch).

Das Gesicht der Zeit. Menschen in der Mühle der Zeitgeschichte. Übers. von Alfred Loepfe. Stuttgart: Europa 1953 [Zdobycie władzy. Paris 1955].

Tal der Issa. Übers. v. Maryla Reifenberg. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1957 [Dolina Issy. Paris 1955]. (Der Nobelpreisträger von 1980 wurde in der DDR verschwiegen. Erst 1988 erschien sein Roman „Tal der Issa“ bei Kiepenheuer in Leipzig mit einem Nachwort von Heinrich Olschowsky.) Eine unveränderte Neuausgabe in: Die Andere Bibliothek, hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt a. M.: Eichborn 1999.

West- und Östliches Gelände. Übers. v. Maryla Reifenberg. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1961 [Rodzinna Europa. Paris 1959].

In deutscher Sprache war Miłoszs Lyrik zuerst in der Anthologie „Lektion der Stille“, hrsg. u. übers. v. Karl Dedecius. München: Carl Hanser 1959, zu lesen, danach in zwei Einzelveröffentlichungen:

Lied vom Weltende. Gedichte. Übers. u. hrsg. v. Karl Dedecius. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1966.

Zeichen im Dunkel. Poesie und Poetik. Hrsg. v. Karl Dedecius. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.

Geschichte der polnischen Literatur. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1981 [The History of Polish Literature. London/New York 1969].

Das Land Ulro. Übers. v. Jeannine Luczak-Wild. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982.

Gedichte. 1933–1981. Übers. v. Karl Dedecius u. Jeannine Luczak-Wild. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982.

Das Zeugnis der Poesie. Übers. v. Peter Lachmann. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1984 [Świadectwo poezji. Sześć wykładów o dotkliwościach naszego wieku. Paris 1983].

Die Straßen von Wilna. Übers. v. Roswitha Matwin-Buschmann. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1997.

Dar. Gabe. Übers. v. Karl Dedecius. Krakau: Wydawnictwo Literackie 1998.

Im Juni 1999 weilte Czesław Miłosz seit mehr als 50 Jahren wieder in Deutschland. In Köln traf er sich auf einem Autorenabend mit seinen deutschen Lesern. Sein wichtigster Übersetzer ins Deutsche, der langjährige Leiter des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, Karl Dedecius, las Gedichte des polnischsprachigen Autors in seiner Übersetzung.

Jaan Kross: Pöördtoolitund – Die Drehstuhlstunde

von Beate Biehl

Das kulturelle Gedächtnis, die Bewahrung der Erinnerung an die eigenen Ursprünge und originären Werte ist für kleinere Nationen, die im Verlauf ihrer Geschichte mehrfach von der Auslöschung bedroht waren, von existentieller Bedeutung. „Das Gedächtnis ist utopischer Ort, ... die Triebkraft der Einbildung, der Imagination, für deren Arbeit das Material die Geschichte ist, der Stoff der Erinnerung.“¹ Estland teilt das Schicksal vieler geographisch kleiner ost- und mitteleuropäischer Staaten. Seine Geschichte ist geprägt von wechselnden Besatzungsmächten und Hierarchien, Grenzverschiebungen, religiösen, kulturellen und sprachlichen Diktaten. Dies hatte zur Folge, daß sich das estnische Volk nur sehr langsam und unter großen Widerständen emanzipieren konnte. Erst mit der Abschaffung der Leibeigenschaft im Zuge der Reformen von 1816 und 1819² waren die Grundlagen für die Herausbildung einer gebildeten estnischen Mittelschicht gegeben.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts fanden estnische Intellektuelle mit der Publikation des Nationalepos „Kalevipoeg“ durch Friedrich Reinhold Kreutzwald (1862), den Sängereisen (seit 1869) und den ersten estnischen Zeitungen Möglichkeiten, um aus der verordneten Sprachlosigkeit auszuweichen. Es ist diese spannungsreiche, konflikträchtige und für das estnische Nationalbewußtsein bedeutsame Zeit, mit der sich Jaan Kross in der Erzählung „Die Drehstuhlstunde“ („Pöördtoolitund“, 1972) auseinandersetzt.

Kross, 1920 in Tallinn geboren, mehrfach für den Literaturnobelpreis nominiert, ist der international wohl bekannteste, am meisten übersetzte estnische Schriftsteller. In den 60er Jahren gehörte er als Lyriker mit Autoren wie Ain Kaalep und Ellen Niit, seiner Frau, zu den führenden Repräsentanten einer modernen Literatur, wie sie sich im Gefolge des politischen „Tauwetters“ auch im sowjetischen Estland entwickeln konnte. Anfang der 70er Jahre begann Kross, Romane und Erzählungen zu schreiben, deren Vielschichtigkeit und philosophischen Fragestellungen

¹ F. Hager, Zeitgemäß denken, in: Geschichte denken, hrsg. v. dems. Leipzig 1992, S. 25.

² Die Abschaffung der Leibeigenschaft in den baltischen Provinzen erfolgte ca. 45 Jahre früher als im restlichen russischen Reich.

man wohl nicht gerecht wird, wenn man sie allein dem Genre der historischen Prosa zuordnet.

Mit der Genauigkeit eines Archäologen legt Jaan Kross verschüttete Schichten in der Geschichte seiner estnischen Heimat frei, angefangen mit den „Vier Monologen Anno Domini 1506“.³ Es sind historische Figuren wie der estnische Pastor Balthasar Rüssow,⁴ der Verfasser einer niederdeutschen Chronik, die Kross faszinieren. Rüssow wird bei seiner Aufgabe, die „Geschichte zu schreiben, wie sie wirklich ist“, zum ständigen Lavieren zwischen Anpassung und Auflehnung gezwungen.

Als Künstler, Chronisten, Militärs oder Politiker bewahren Kross' zentrale Gestalten wesentliche Teile der estnischen Geschichte, der estnischen Kultur vor dem Vergessen, dem Verschwinden oder der Vernichtung. Hier wird die Gemeinsamkeit zwischen dem Autor und den von ihm bevorzugten Helden augenfällig, denn – wie Andres Langemets unterstreicht – Kross hat in den 70er und 80er Jahren mit seinen literarischen Werken dem estnischen Volk seine Geschichte zurückgegeben.⁵

In der „Drehstuhlstunde“, die in der Übersetzung von Helga Viira erstmals in deutscher Sprache veröffentlicht wird,⁶ stehen Leben und Werk von Johann Woldemar Jannsen im Mittelpunkt. Jannsen war Organisator der Sängervereine und Herausgeber der ersten estnischen Zeitung, des „Perno Postimees“,⁷ und somit eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der estnischen Emanzipationsbewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Tochter, Lydia Koidula, von der das – auch im Original deutsche – Motto der Erzählung stammt, stieg als Lyrikerin in den Rang einer Nationaldichterin auf.

Kross' Annäherung an seinen in Estland überaus populären, als Vaterfigur verehrten Helden erfolgt mit einer gewissen ironischen Distanz (die vielleicht auch schon der Titel signalisiert). Zunächst ist die Wahl des Erzählers bemerkenswert: „Pöördtoolitund“ ist der – immer wieder von Klavierspiel unterbrochene – Monolog des letzten noch überlebenden Sohnes, Dr. Eugen Jannsen, eines schon ein wenig gebrechlichen und etwas schrulligen, fast 80jährigen Augenarztes. Wie schon so oft in seinem

³ Neli monoloogi Püha Jüri asjus. Tallinn 1970.

⁴ In: Kolme katku vahel. Tallinn 1970; dt.: Das Leben des Balthasar Rüssow. 3 Bde., Berlin 1986; Nachdruck in einem Band München 1998.

⁵ Vgl. A. Langemets, Kompromissituse tulek (Ankunft in der Kompromisslosigkeit), in: Eesti Postimees (Luup Nr. 14) vom 13. Juli 1998, S. 1.

⁶ Die Herausgeber des vorliegenden Bandes und der Verlag danken Frau Helga Viira für den autorisierten Abdruck ihrer Übersetzung sowie dem Verlag Eesti Raamat für die freundliche Genehmigung zur Erstveröffentlichung im deutschen Sprachraum.

⁷ Später „Eesti Postimees“ (dt.: „Pernauer bzw. Estnischer [Post]Bote“).

Leben, muß er sich mit den Vorwürfen gegen seinen Vater auseinandersetzen, dem Bestechlichkeit durch die deutschbaltische Ritterschaft nachgesagt wird. Distanz entsteht auch durch den zeitlichen Abstand: Handlungszeit der „Drehstuhlstunde“ ist das Jahr 1930, die Zeit der ersten estnischen Republik. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit den Ereignissen vergangen, denen sich der Erzähler, hin- und hergerissen zwischen seiner Verehrung für den Vater und seinem Wahrheitsgefühl, stellen muß. Der Drehstuhl, ein Erbstück aus dem Besitz des Zeitungsgründers, ist dabei ein Symbol für die Drehungen und Wendungen, die der unermüdliche Organisator Jannsen unternehmen mußte, um sein „Kind“, den „Postimees“, am Leben zu erhalten. Wie in allen seinen Werken wirft Jaan Kross die komplizierte Frage auf, wo die Grenze zwischen lebensnotwendiger Anpassung und ehrlosen Kompromissen, zwischen geschicktem Taktieren und Verrat verläuft.⁸ Mit seiner Fähigkeit, die Atmosphäre eines Zeitalters wiedererstehen zu lassen, kann Kross in seiner kurzen Erzählung der bedeutenden politischen und intellektuellen Leitfigur wie dem Menschen Johann Woldemar Jannsen gerecht werden.

⁸ Vgl. I. Ivask, Jaan Kross. Eesti kultuuriruumi kroonik (Eine Chronik des estnischen Kulturraums), in: *Mana* (1973), Nr. 40, S. 22.

Die Drehstuhlstunde*

von Jaan Kross

Wenn man die Geschichte schreiben könnte,
wie sie wirklich ist!
Koidula

Also – jetzt muß ich doch zur Feder greifen und es zu Papier bringen.

Eeh ... Diese Dinge haben sich vor fünfzig oder sechzig Jahren ereignet (man bedenke, wir schreiben ja bereits das Jahr neunzehnhundert-dreißig ...). Warum werde ich gezwungen, in diesen Sachen herumzukramen! Was heißt herumkramen?! Nichts da! Keinesfalls diesem jungen Herrn zuliebe! Wie war doch gleich sein unverschämter Name? ... Wieder ist meine Brille fettig, und Annette hat das Sämischleder nicht neben mein Löschblatt gelegt. Nun muß ein alter Augenarzt mit seinem Schnupftuch ... Ch, ch, ch, ch ... Die Gläser sind kaum klarer geworden. Das ist natürlich die *Conjunctivitis*. Wie immer beim ersten Schnee. Aber großteils auch Netzhautsklerose. Und sonstige Sklerose. Wie hat er geheißt? ... Palm ... Nie gehört. Nun – *eine Siegespalme* – pal'ma pobedy – wird diesem Herrn aus seinem Schriftstück nicht erwachsen. Ganz gewiß nicht!

Also:

Sehr geehrter Herr ...

Ich, der einzige noch lebende Sohn des Johann Woldemar Jannsen, bin auf das ehrwürdige, aufklärerische Werk meines Vaters stolz, aber leider wegen Krankheit und hohen Alters nicht in der Lage, die Feder in die Hand zu nehmen, um den guten Ruf und die Ehre meiner Familie gegen allerlei Leute zu verteidigen. Aber wenn Sie behaupten, Carl Robert Jakobson habe gewußt, ja sogar die Kinder von Vater Jannsen hätten gewußt, daß er von der Ritterschaft Tausende Rubel erhalten und dafür die Zeitung "Eesti Postimees" im Geist der Deutschen geführt hat, so möchte ich Sie doch fragen, woher Sie diese Ihre Kenntnis nehmen – Fragezeichen, Ausrufezeichen!

So! Jawohl, dies hier zu unterschreiben bereitet mir keinerlei Schwierigkeiten. Aber weiter.

* Titel der Originalausgabe: Pöördtoolitund, in: Klio silma all. Tallinn: Verlag Eesti Raamat 1972, S. 137-191. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages, aus dem Estnischen übersetzt von Helga Viira.

Was Jakobson betrifft, der für Sie eine Autorität darstellt, möchte ich Sie nur daran erinnern, erinnern, was August Kitzberg, August Kitzberg, einer seiner einstigen prominentesten Anhänger, über ihn geschrieben hat. Ich zitiere:

„Jakobson ist, was seine Ehre und seinen Ruhm betrifft, zur rechten Zeit gestorben. Hätte er länger gelebt, wäre sein Glanz verblaßt. So ist es allen unseren führenden Geistern gegangen und wird es auch in Zukunft gehen: In uns allen steckt noch zu viel Sklavenblut und Neid aufeinander, unsere Meinungen stimmen selten überein, wir sehen in unserem Mitmenschen eher das Böse als das Gute, wir ersticken in Kritik und Ablehnung.“

Bis hierher, jawohl ... Aber weiter ...?

Ein bequemes Möbelstück, so ein Schreibtischsessel zum Drehen: Man sitzt am Tisch, schreibt, es will nicht recht vorangehen, man schubst ein klein wenig mit der Hand, sitzt plötzlich am Klavier und spielt ...



Hat dieser Herr Siegespalme überhaupt eine Ahnung, wer wir Jannsens gewesen sind?!

Weiß dieser Herr, daß unser Vater der Begründer der ersten großen estnischen Zeitung gewesen ist? Das wird er schon wissen. Aber weiß er, was die erste Zeitung für ein Volk bedeutet? Weiß er, daß ein Volk mit seiner ersten Zeitung geboren wird? Weiß er es? Er weiß es nicht! Weiß er, daß ein Volk sehr lange, vielleicht ewig, seiner ersten Zeitung ähnelt? Weiß er, daß unser Vater einem Zuber voll säuerlich duftender Erde, Lebensfreude, guten Willens und rührigen Geistes glich? Nein! Was für ein Humorist! Weiß dieser Herr, daß all die berühmten deutschen Spaßvögel ihm nicht das Wasser reichen können? Und Lydia?! War Lydia die größte Dichterin, die dieses Volk je hervorgebracht hat?! Sie war es! Nun, das wird der Herr wahrscheinlich wissen. Aber Harry? Weiß dieser Herr, daß Harry vor vierzig Jahren einer der hellsten Köpfe in der europäischen Presse gewesen ist? Nein, davon hat der Herr selbstverständlich keine

Ahnung! Die Ehre der Jannsens in den Dreck zu ziehen, darauf versteht er sich! Aber danach fragt er nicht, was sich die alten ehrwürdigen Herren in Budapest und Berlin bis heute von Harry erzählen. Und Eugenie – war sie nicht eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, zumindest in diesem Lande? Denn ihr Sohn Elmar hat die Hälfte (wenn nicht mehr) seiner Geistesgaben von der Mutter geerbt! Oder wurde er unverdient zum Mitglied von zehn ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften gewählt sowie zum Professor der Universität Warschau und Rostow? An welcher Universität hat Herr Palm seine Siegespalme erworben? Ha?

Ich war natürlich die winzigste Figur unter den Jannsens. Der Vater verkörperte Energie, Arbeit, Gesang, Witz – auch Schlaueit! – Saft, Heife und Salz ..., Lydia war Musik und Esprit. Musik und Esprit in einer Konzentration, als verfüge dieses Bauernvolk über eine wer weiß wie alte Kultur. Und als wären drei Viertel ihrer Blüten am Baum dieses Mädchens gesprossen. Und Harry war ebenfalls etwas ganz Besonderes. Zweifellos. Angedeutete Assoziationen, Verknüpfungen, Analogien. Ein kontinentaler Blick. (Allerdings auch Unbeständigkeit, Sprödigkeit) Ein elektrisierender, charmanter Mensch! Vater war das Wesen dieses Volkes, Lydia und Harry seine Kultur, für mich blieb nicht allzuviel übrig. Nun ja: *Doctor medicinae*, Ophthalmologe, Chirurg ... Aber deren gibt es Hunderte. Natürlich dürfte Herr Palm wissen, daß ich es unter drei Zaren bis zum Kollegiumsarzt gebracht habe. Und hier, in der Republik des Herrn Tönisson, bin ich zum Sanitätsobersten befördert worden. Obwohl die jungen Dachse des Estnischen Studentenvereines mit ihren blau-schwarz-weißen Brustbändern (dem Verein bin ich allerdings nach meinen Zensorjahren ferngeblieben), obwohl dieselben na ja ... Da ich mich schon mal im Geist mit Herrn Palm unterhalte, soll er nicht den Eindruck erhalten, ich möchte etwas verheimlichen: als ich mir im vergangenen Jahr die Parade zum ersten Mal angesehen hatte und gemächlich die Gartenstraße hinanschritt, an der Ecke des „Vanemuine“-Theaters stehenblieb und daran dachte, daß auch dieser Prachtbau eins der Kinder meines Vaters war, traten aus dem Restaurantflügel zwei Studenten mit blau-schwarz-weißen Deckeln, die sie zum ersten Mai trugen. Ihre Gesichter waren gerötet und ihr Schnurrbart verriet Spuren von Bierschaum. Sie musterten meine Uniform und die Sterne auf meiner Schulterklappe, und ich hörte einen fragen:

„Was ist denn das für ein Tattergreis von einem Oberst?“

Die Antwort des anderen hörte ich ebenfalls deutlich. Obwohl meine *Cataracta* sehr heftig ist, ist bei mir glücklicherweise noch nichts von einer *Presbyakusis* zu bemerken. Die Antwort versöhnte mich fast mit dem ersten Studenten. Denn sie lautete:

„Psst! Das ist doch Papa Jannsen.“

Genau, wie man es von Vater gesagt hatte ...

Jawohl.

Weiß Herr Palm, daß Papa Jannsen, Vater Jannsen also, diesem Volk einfach den Rücken hätte kehren können? Weiß er es? Wenn man mit der Tochter eines Gutskäfers verheiratet ist, zumal mit einem geborenen *Fräulein* Emilie Koch, und wenn man wer weiß wo aufgelesenes, aber durchaus fehlerfreies Deutsch spricht, ist man eben *Herr* Johann Wolde-
mar Jannsen, *bitte schön*. Kein Küster oder Zeitungsmensch der Bauern, sondern ein geachteter Konsistorial- oder Kameralbeamter oder sonstwer, den gediegeneren Kreisen zugehörig. Aber warum hat Vater Jannsen nicht diesen Weg gewählt? Na? Ich sage es Ihnen: Sein großes, reines, ehrliches Bauernherz hat es nicht zugelassen! Jawohl! Aber da kommt Herr Palm daher und behauptet ...

Nun ja. Aber ...

The image shows a musical score for Franz Abt's 'Die Drehstuhlstunde'. It consists of two systems of music. The first system has a vocal line on a treble clef staff and a piano accompaniment on a grand staff (treble and bass clefs). The second system continues the piano accompaniment. The score is marked 'Con moto' and 'p' (piano). The composer's name 'Franz Abt' is written above the first staff.

Wer sollte denn für den guten Ruf unseres Vaters eintreten, wenn nicht ich? Ich bin ja sein letztes Kind. Nur mein Mund hält sich noch in der großen grauen Woge über Wasser. Ich *muß* auf jeden Fall für ihn kämpfen. Bis zum letzten. Auch, wenn wir noch alle im Boot säßen, im flachen grünen Boot ... am Sonntagabend ... auf dem Pernau-Fluß, bei der Brücke des alten Siim in der Nähe des schilfbewachsenen Ufers. Ich müßte ohnehin für ihn kämpfen, ich, wegen der schweren Schuld, die ich vor dem Vater habe. Wovon Herr Palm nichts weiß. Wovon Herr Palm nie etwas erfahren wird. Sechzig Jahre lang hat mich diese Schuld bedrückt. (Nein, eigentlich fünfzig Jahre. Einerlei.) Denn stärkere Männer als ich

sind von einer viel leichteren Bürde krumm geworden. Und jedesmal, wenn es mir wieder einfällt, fährt mir ein hohler Schmerz durch die *Tēstes*. Ähnliches empfindet man, wenn man etwas Fürchterliches ansehen muß. Obwohl ich als Arzt gegen so etwas abgestumpft bin. So habe ich diesen Stich selbst in den Kriegskrankenhäusern in Juhkental im Jahre neunzehn beim Anblick zerschossener Schädel und leerer Augenhöhlen kaum empfunden.

Nein, nein, ich will nicht behaupten, ich hätte eine unglückliche Kindheit und Jugend gehabt. Ganz im Gegenteil, es war eine fröhliche Zeit. Besonders in Pernau, obwohl wir dort *die Überflüssigen* waren. Nun ja: Die deutschen Jungen nannten diejenigen, die über dem Fluß wohnten, *die Überflüssigen*, und wir gehörten zu ihnen, obgleich die Schule sich diesseits des Flusses befand und wir folglich echte Pernauer waren. Sogar ich, das „Nesthäkchen“, lernte in der Vorbereitungsklasse des städtischen Gymnasiums, nicht zu Hause in Papas Schule im Marktflecken. Und Lydia versuchte, mir Französisch beizubringen. In unserem alten Eßzimmer, neben dem Klassenraum. In den Pausen artete das Summen der Schüler häufig zu gewaltigem Lärm aus. Neben der Küchentür saß Leena unentwegt an ihrem Webstuhl, denn Stoff zu kaufen war für unsere große Familie unerschwinglich. Manchmal spielte Papa den Schulkindern auf der Orgel vor. Und Lydia brachte mir Französisch bei:

J'aime mon père, j'aime ma mère, j'aime mes frères, j'aime mes sœurs. Tu aimes ton père, tu aimes ta mère, tu aimes tes frères, tu aimes tes sœurs ...

„Aber Eugenchen! Warum schaust du die ganze Zeit zum Fenster hinaus, wenn ich dich unterrichte? So wirst du diese Sprache nie erlernen. Aber ein gebildeter Mann muß in diesem Lande französisch sprechen können, neben der deutschen Sprache. Und die estnische natürlich auch, wenn er aus einer solchen Familie stammt wie du. Darum sage ich: Schau nicht nach den Schwalben, sondern sprich mir nach: *Je vole, tu voles, il vole, elle vole, nous volons, vous volez, ils volent, elles volent ...*“

Ja, dieses Wort hat sie mich gelehrt, während ich die Schwalben betrachtete. Gerade dieses Wort, als hätte es der Teufel selbst ausgewählt. Oh, einen Stein möchte ich auf diese widerliche alte Jungfer werfen (das Ekzem, mit dem Gott sie gestraft hatte, war wirklich eine zu milde Strafe) für das Gerücht, das sie in Umlauf brachte: Lydia, unsere liebe Lyduscha, die allerdings recht exzentrisch sein konnte, aber grundehrlich war, sei eine Kleptomantin gewesen! Und noch einen Stein auf die Botschaftersgattin, die das Gerücht zu einer literarischen Sensation aufbauschte. Aber was kann ein elender Greis a.D. für die Ehre seiner Familie tun! Meine Steine treffen weder das Grab der einen noch die Pfauenfedern und die Schleppe der Hoftoilette der anderen. Ja, was gelten neben einer

derartigen Schmähung all die Lobeshymnen, die diese Dame um unsere Lydia gesponnen hat. Sie ist und bleibt verleumdet, verleumdet, verleumdet. Und doch spucke ich in großem Bogen darauf – ptü! Ptü! Ptü! (Nie zuvor habe ich so etwas getan.) Ich spucke darauf, denn so dummes Zeug ist nicht wert, sich darüber zu ärgern!

Was könnte ich sonst zur Verteidigung unseres unglücklichen Vaters tun?

The image shows a musical score for a piano piece. It consists of two systems of music. The first system is marked 'Con moto' and 'p' (piano). The second system continues the piece. The composer's name 'Franz Abt' is written above the first system. The music is in 3/4 time and features a mix of eighth and sixteenth notes, with some rests and dynamic markings.

Diese Romanze von Abt habe ich in unseren ersten Dorpater Jahren gespielt. Wir hatten schon damals in unserer Wohnung in der Barkenstraße auch ein Klavier. Das Haus gehörte dem Goldschmiedemeister Hermann, der einen gewaltigen goldenen Schnurrbart hatte. Ich war damals noch keine elf Jahre alt. Wenn ich im Sommer aufwachte und das Fenster offen war – mein Bruder Julius war damals noch am Leben und turnte jeden Morgen, und Harry brachte uns bei, bei offenem Fenster zu schlafen –, blies der Wind über die geteerten Dächer und trug den Geruch von Flußschlamm und Schilf und des weiten Wassers und das ferne Gessumme des Marktes zu uns. Ja, Herr Palm, ich war ein Junge von zehn Jahren, als ich mit eigenen Augen sah, was für ein Mann unser Vater tatsächlich war.

Eines Tages fühlte ich gleichsam körperlich, daß etwas nicht stimmte. Darüber hinaus bemerkte ich, daß Vater und Lydia insgeheim aufgereggt von irgendetwas sprachen. Und daß Lydia nach dem Mittagessen mehrmals fortrannte und bei ihrer Rückkehr von vielen Männern berichtete, die mit ihren Wagen am Marktplatz beim Fluß ein Lager bezogen hätten. Meine Fragen ließ sie unbeantwortet, und Vater befahl mir zu schweigen. Um so neugieriger wurde ich. Und ich beschloß, selbst nachzusehen, was

am Markt los war. Es war ein milder Abend spät im September und es dämmerte bereits. Ich lief zum Markt und sah: Am Fluß standen wirklich mehrere Dutzend Bauernwagen, die dort üblicherweise zu dieser Stunde nie zu sehen waren. Die Pferde waren ausgespannt, sie knabberten ruhig und geräuschvoll an ihrem Hafer. Die Männer hockten an drei oder vier Lagerfeuern, in denen sie Kartoffeln buken. Ansonsten war ringsumher niemand zu sehen, nur ein Paar Stadtwachen flanierete die Neumarktstraße heran und ein anderes Paar spazierte plaudernd zur Steinbrücke. Als ich gerade über den Platz zu den Lagerfeuern schlich, näherten sich zwei Wagen am jenseitigen Ufer, polterten über die Brücke und fuhren zum Markt. Ich hörte jemanden sagen:

„Tag auch, Bauernvolk. Aha, ihr werdet ja wohl die Abgesandten sein?“

„Psst! Sind wir! Aber verkünde das nicht so laut. Woher kommt ihr?“

„Aus Lais.“

„Wir kommen aus Oberpahlen. Nun, euch hat die Gutspolizei sicher auch Pässe gegeben?“

„Stimmt.“

„Hier treiben sich allerlei Ordnungshüter herum, also das Maul halten.“

„Wann läuft das Schiff aus? Und von wo?“

„Sieben Uhr früh. Der gelbe Kahn, der dort bei der Landungsbrücke vor sich hintuckert.“

„Von dort sollen es bis Petersburg noch gute zweihundert Werst sein?“

„Was sind schon zweihundert Werst, wenn es nur klappt ...“

Weiter hörte ich nichts. Ich rannte zurück nach Hause. Als ich in die Neumarktstraße einbog, begegneten mir wieder einige Stadtwachen, und in der Nähe unseres Hauses sah ich aus einer Speicherluke vier oder fünf Paar Soldatenstiefel heraus schauen. In der Nacht erwachte ich zweimal davon, daß Vater im Nebenzimmer rumorte. Ich schlich zu seiner Tür und spähte ins Zimmer: Vater hatte eine Stufenleiter ans Fenster gestellt, das zum Fluß führte, stand angekleidet auf ihr und schaute hinaus. Als er fortging und die Leiter stehenließ, kletterte ich im Nachthemd hinauf und hielt ebenfalls Ausschau, sah aber nichts als Finsternis und den Dachfirst des Hauses gegenüber. Darauf schleppte ich aus der Küche einen leeren Brennholzkasten herbei und stellte ihn auf die Leiter. Nachdem ich auf den Kasten geklettert war und mich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, sah ich über dem Nachbarhaus den Schein der brennenden Lagerfeuer am Fluß. Am Morgen gegen sechs Uhr hörte ich Lydia im Nebenzimmer mit Vater flüstern:

„Was nimmt sich die Polizei heraus?! Die Männer wollen doch die Regierung sprechen! Darf man das nicht?!“

„Närrisches Kind! Sie wollen sich über die Gutsherren beschweren. Wegen des Frondienstes, der Prügelstrafe und aller übrigen Willkür.“

„Und wann soll das passieren?“

„Um sieben. Wenn alle auf dem Schiff sind.“

„Woher weißt du das?“

„Aus der Kanzlei des Polizeimeisters.“

„Und wer soll es ausführen?“

„In den Höfen der Häuser am Fluß stehen zwei Kompanien Soldaten bereit.“

„Und du – du gehst trotzdem hin?“

„Jemand muß ja.“

„Ich könnte an deiner Statt gehen.“

„Einem Mädchen wie dir würden sie nicht glauben.“

Eine Minute später hörte ich Vater aus seinem Zimmer gehen und die Haustür quietschen. Ich war schon angekleidet und hatte die Schnürstiefel an den Füßen. Ich schlüpfte durch die Hintertür und das Hoftor hinaus und sah Vater durch den grauen Nebel zum Fluß gehen. Er hielt sich dicht an die Hausmauern. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Die Barkenstraße entlang schlenderten drei oder vier Männer ebenfalls zum Fluß hin. Ich hörte deutlich ihre Stimmen und erahnte im Dunkeln ihre Schatten. Ich hätte wetten können, daß auch sie Stadtwächter waren. Ich versteckte mich hinter einer Litfaßsäule, die wie dafür geschaffen am Bürgersteig stand, und Vater schien mit einer Hausmauer zu verschmelzen. Als die Stadtwachen vorbei waren, sah ich ihn wieder von der Mauer loskommen und an ihr weitergleiten. Ich folgte ihm auf Zehenspitzen und machte wie er einen Bogen um den Marktplatz. Ich hatte zu Hause gerade den „Lederstrumpf“ des, na, dieses Amerikaners gelesen, und mir war sofort klar: Vater wollte sich dem Lager der Bauern vom Flußufer her nähern – dort war der Nebel am dichtesten. Hätte er den Platz überquert, wäre er im Schein der Feuer weithin zu sehen gewesen. Da stieg mir die kühle Feuchtigkeit in die Nase, die Weidenstümpfe und die Pferde standen vor mir und Vater erreichte gerade die ersten Wagen.

„He, Bauernvolk! Wer hält da beim Feuer Wache? Still! Komm her!“

„Mh? Was ist?“

„Ihr seid die Volksabgeordneten, die am Morgen an Bord dieses Schiffes nach Narwa wollen?“

„Wir sind keine Volksabgeordneten. Wir sind das Volk selbst! Aber mit wem haben wir es zu tun?“

„Paß auf, was ich euch sage. Wenn ihr alle um sieben Uhr an Bord geht, kommen zwei Kompanien Soldaten aus den benachbarten Höfen

und schnappen euch. Die Gutsherren haben beschlossen, daß ihr nicht nach Petersburg gelangen dürft.“

„Aber wir haben doch unsere Reisepässe in der Tasche!“

„Gerade deshalb wird man euch festnehmen. Wollt ihr nach Petersburg kommen, so seht zu, daß ihr von hier in einer Stunde verschwindet. Aber nicht alle gleichzeitig. Lieber einzeln oder zu zweit. Ein Teil über die Brücke, die anderen zur Fähre von Lunia. Jeder, wohin er kann. Und fährt die Landstraße entlang. Bildet nur ja keinen Troß. Erst hinter Narwa könnt ihr euch zusammentun. Sputet euch!“

Viele Männer hatten sich um Vater geschart.

„Was redet er daher?“

„Uns festnehmen?“

„Ihn selbst müßte man für solche Reden festnehmen!“

„Halt, halt!“

„Wer sind Sie überhaupt? Was haben Sie mit uns zu schaffen!?“

„Egal, wer ich bin. Glaubt meinen Worten. Und mit euch habe ich insoweit zu tun, daß ich meinen Volksgenossen die Gefangenschaft ersparen möchte. Die Soldaten halten unter ihren Jacken Handschellen für euch bereit. Sechzig Paar. Das könnt ihr mir glauben.“

„Wir haben die Pässe der Gutspolizei in der Tasche – und wir sollen glauben, was du uns zuraunst?! Sag erst einmal, wer du bist!“

„Kommt her wie ein Friedhofsgespent ...“

„Sieht aus wie'n Aufpasser.“

„Will uns wohl bange machen!“

„Jeden Quatsch glauben wir nicht.“

„Schon gut, schon gut. Aber wenn euch der Postpapa im ‚Postimees‘ dasselbe geschrieben hätte, was ich euch hier sage? Hättet ihr es geglaubt?“

„Na dann ...“

„Aber der Postpapa schreibt so etwas nicht!“

„Leider, leider! Und wenn er es euch geradeheraus ins Gesicht sagt, glaubt ihr ihm dann auch nicht?“

„Was für ein Postpapa?“

„Na, ich bin der Jannsen vom ‚Postimees‘.“

„Bist du's wirklich?“

„So einer mit 'ner Melone?!“

„Hör mal, zeig dein Gesicht her!“

„Komm näher zum Feuer!“

„Weiß Gott, das ist er!“

„Ja, er ist's. Ich war im vergangenen Jahr bei dir in der Redaktion. Wegen des Daches unserer Schule. Erinnerst du dich?“

„Nein, mein Lieber. Zu mir kommen so viele. Na, glaubt ihr mir jetzt – und werdet ihr verschwinden?“

„Ja, jetzt ... Wir müssen alle aufwecken. Ja, jetzt werden wir wohl ...“

„Wie kommst du selbst hier weg? Werden sie dich nicht fassen?“

„Es wird schon gehen. Gott mit euch!“

Vater wandte sich um, und ich zog mich in den Schutz einer knorrigen Weide zurück. Als er schon ein gutes Stück zurückgelegt hatte, eilte ich ihm nach. Niemand bemerkte mich. Aber ich sah zwei Uniformierte aus der Pforte von Reinholds Badstube treten und auf ihn zugehen. Es war schon so hell, daß ich aus meinem Versteck neben der Pforte Herrn Jan-nau und einen Gerichtsvollzieher erkannte.

„Morgen, Herr Polizeimeister! So früh schon auf den Füßen?“

„Morgen, Herr Jannsen, – Sie auch, wie ich sehe. Was brachte Sie so früh aus dem Bett?“

„Herr Polizeimeister, Sie sind auf der Jagd nach Beute für Ihr Gefäng-nis, ich wiederum für meine Zeitung.“

„Und was haben Sie gefunden?“

„Die Bauern dort am Fluß. Sie sind wohl nicht im Bilde? Eine rühren-de Geschichte! Sie fahren zu unserem huldvollen Kaiser.“

„Von ihnen, *bitte sehr*, keine Silbe! Befehl des Generalgouverneurs.“

„Ach so? Tut mir leid. Es wäre eine rührende Geschichte geworden. Aber Befehl ist Befehl, versteht sich. Ich danke für den Wink. *Auf Wie-dersehen, Herr Polizeimeister. Und Waidmanns Heil!*“

„Aber Herr Jannsen, das darf man doch nicht so offen wünschen! Sie verderben mir noch den Fang ...“

Als Vater das Haus betrat und ich am Hoftor stehenblieb, hörte ich die ersten Wagen vom Markt poltern. Um neun herum ließ das von den Bau-ern gemietete Schiff Dampf ab, denn keiner von ihnen hatte einen Fuß an Bord gesetzt. Die Soldaten wurden ohne Aufsehen aus den Höfen abge-zogen, Ordnungsrichter Engelhardt stapfte mit seinen Grenzposten wü-tend über den Markt und zischte:

„Verfluchtes Gesindel ...“

So ein Mann war unser Vater, Herr Palm! Dank ihm gelangten die Bau-ern trotzdem zum Kaiser. Ob davon Nutzen erwuchs, bleibe dahinge-stellt. Daran, daß Herr Walujew ihnen nachher hart zugesetzt hat und einige nach Sibirien verschickt wurden, hat unser Vater keine Schuld.

In Dorpat wurde aus ihm, dem Pernauer Zeitungspapa, bald ein wahr-er Führer des estnischen Volkes. Im Sommer des Jahres neunundsechzig, schon in der Teichstraße, herrschte in unserem Haus mehrere Wochen lang von morgens bis abends und die halben Nächte gewaltige Turbulenz. Mama hatte wegen der Gäste meist in der Küche zu tun und kam kaum

dazu, sich um ihre Kreuzschmerzen zu kümmern oder die Haube zu wechseln. Im Hause ging es drunter und drüber wie nie zuvor, es war ein Kommen und Gehen: Bauern und Städter suchten Vater wegen der Zeitung auf, Mitglieder des Festkomitees und Vorsteher der Chöre holten sich Rat über Lieder und Noten, es kamen Leute des „Vanemuine“ sowie Festgäste und Festredner, Neugierige, Freunde und Ausländer – Aspelin und Svan und Hunfalvy ... Mitten in diesem Treiben unser Vater – bei Besprechungen, in der Redaktion und im Vereinssaal, bei Chorproben und auf der Festbühne, bei Festzügen und auf dem Rednerpult – jovial und breitschultrig, schweißnaß und fröhlich, zu Hause meist in Hosenträgern. Nur wenn Ausländer ins Haus kamen, band er sich eilig seine Fliege um den Hals und warf seinen schwarzen Gehrock über.

Auch dann, wenn Propst Willigerode bei uns vorbeischaute.

Warum meinen die Leute, Vater hätte zu Herrn Willigerode nicht ehrerbietig sein sollen? Was berechtigt sie zur Annahme, er hätte ihm gegenüber unverschämt auftreten müssen? Ich sage es Ihnen: Ihre Ignoranz und der Verstand eines Kalbes hat sie dazu verleitet!

Herr Willigerode war ein hochgebildeter Mann. Sohn eines Gymnasiallehrers, nicht wahr. Außerdem war er Propst. Und geistlicher Zensor. Und Konsistorialrat. Deutscher, versteht sich, aber Pfarrer einer estnischen Gemeinde. Ein profunder Musikkenner und tadelloser Herr. Allein seinem silbernen Backenbart war es anzusehen, daß er einst *doctor theologiae h.c.* werden würde. Also brauchte man durchaus nicht dem Geist nach ein Küster zu sein (wie es Jakobson in Worte gefaßt haben soll), um vor Herrn Willigerode eine tiefe Verbeugung zu machen. Jakobson hätte ihm sicher nur zugnickt und wäre weiterstolziert. Aber ich sage: An Sozialisten und Nihilisten hat sich unser Vater auch in dieser Angelegenheit nie ein Vorbild genommen. Nein! Und ich gehe noch weiter: Vater konnte sich eine gewisse Ehrfurcht Willigerode gegenüber um so eher leisten, da er wußte, daß diesem eines bekannt war: Nur dank Vater Jannsens politischer Weisheit war Willigerode zum Vorsitzenden des Festkomitees und Vater Jannsen zu seinem Stellvertreter gewählt worden, und nicht umgekehrt. So wurde das große Fest mit viel Vergnügen begangen. (Und niemand außer Jakobson fand daran etwas auszusetzen.) Zum Schluß ließ Lydia uns im „Vanemuine“ Theater spielen, was heute als die Gründung unseres nationalen Theaters gilt, und unser Haus wurde von Tag zu Tag immer mehr zum Zentrum des estnischen Geisteslebens. Auch *wirtschaftlich* ging es uns damals nicht schlecht, und so befahl Vater, Mama solle das häusliche Kerzengießen bleibenlassen, da unser Kleingeld ausreichte, Kerzen zu kaufen: Der „Eesti Postimees“ wurde von mehr als dreitausend Abonnenten gelesen! Und natürlich nicht nur wegen der

Aufsätze Jakobsons, die er aus Petersburg schickte; und auch nicht wegen des Wortgefechts, das sie hervorriefen. Trotzdem suchte uns Herr Willigerode nach dem großen Fest immer öfter auf. Es war geradezu, als rücke die Marienkirche immer näher an unser Haus in der Teichstraße heran. Gegen diese Ehre hatte Vater wahrhaftig nichts. Er empfing den Herrn Propst mit freudiger Ehrfurcht und ließ Leenu Rheinwein kredenzen. Ich erinnere mich, daß ich einmal im Flur meine Schuhe putzen wollte (ich wollte ins „Vanemuine“ zur Probe des „Vetters von Ösel“). Vaters Tür war einen Spalt weit geöffnet, und ich sah den Lehnstuhl und Herrn Willigerodes etwas krummen Rücken, ihm gegenüber am Sofatisch Vaters unter setzte Gestalt in einer Wolke von Zigarrenrauch. Und ich hörte Vater mit seinem ein wenig schrillen, näselnden Bariton sagen:

„Wir können, Gott sei Dank, wirklich nicht murren. Wir hören zwar, daß die Herren der Ritterschaft über uns schimpfen, weil wir in unserem Blatt die Œuvres einiger junger Hitzköpfe abgedruckt haben. Und es kommt uns natürlich zu Ohren, daß diese Hitzköpfe ihrerseits über uns schimpfen, weil wir uns erküht haben, den Erzeugnissen ihrer Feder vor dem Drucken einige Schwanzfedern auszuzupfen. Aber das ist doch hier auf Gottes Erden der natürliche Lauf der Dinge. (Während er das sagte, goß er den Rheinwein in zwei große Römer.) Ein Zeitungsmann muß nicht nur auf Eiern laufen können – was wir schon längst behauptet haben. Nun, Herr Propst, kosten wir diese Gabe Gottes. (Ich zog im Flur gerade meinen eng gewordenen Mantel mit dem Samtkragen an und sah, den einen Arm schon im Ärmel, Vater mit Genuß Wein schlürfen und sich die Lippen lecken.) Hierzulande muß ein Zeitungsmann drei- oder gar vierfach erfüllen können, was unser Heiland von einem Christenmenschen fordert: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ja, er muß auch seinen Schreiberseelen geben, was der Schreiberseelen ist, und den Lesern, was den Lesern ist – und desgleichen gibt es so vieles, daß man es kaum aufzählen kann, da sich auf seinen Honigwaben Tausende versammelt haben, nicht wahr, und ganz selten muß er versuchen, ein ganz kleines bißchen sich selbst zu geben, und zwar das, was seinem eigenen Herzen gebührt ...“

Ich wollte schon aus dem Flur gehen und genierte mich, gelauscht zu haben. Darum hörte ich auch nur die ersten Worte des Herrn Willigerode:

„Ja-ja-ja, Herr Jannsen, Sie sind wahrlich das, wozu Sie in der Bauernsprache noch kein passendes Wort erdacht haben: *ein Virtuose*. Aber gerade darum ...“

Das war natürlich ein wahres Wort, und just deshalb vermochte sich Vater mit seiner gemütlichen Art in der heiklen Lage nicht zurechtzufinden. Aber das begriff ich erst Jahre später so richtig. Damals hatte ich für

solche Dinge noch keinen Blick. Und auch keine Muße, denn ich ging im „Vanemuine“ ein und aus, übte Geige für das Frühlingsfest im Gymnasium, zudem hatte ich kürzlich auf der *Schlittschuhbahn* Papa Bandeliers, des Tischlermeisters kleine Amélie kennengelernt. Und doch bemerkte ich plötzlich Vaters schlechte Laune, die ihm sonst nie anzumerken war. Sogar Mama war sie anscheinend aufgefallen, denn gerade in diesen Tagen fragte sie ihn wiederholt, ob er nicht zu viel vom Sauerkraut Felliner Art gegessen habe. Schließlich hatte Vater sie recht grob angeherrscht: „*Na halt mir endlich das Maul, gnädige Frau!*“ Und weiter: „Unsere Mama meint, ein einfacher Bauer kümmere sich um nichts anderes als um seinen Bauch!“ Und so etwas kam in unserem Hause selten vor. Und ich erinnere mich: An einem Sonntagmorgen im Winter, als wir am Frühstückstisch saßen, streichelte Lydia seine rechte Hand, die auf dem weißen Tischtuch lag und deren Mittelfinger wie stets einen Tintenfleck trug, und fragte:

„Vater, was fehlt dir?“

Vater schaute sie an, und seine Miene wurde weich, wie es stets der Fall war, wenn er sie ansah. Er fing an, dröhnend zu lachen, und erwiderte:

„Ha-ha-ha-ha-ha! Nichts fehlt mir. Ich habe überlegt ...“

„Was?“

„Wie es dem Mann aus Fennern ergangen ist, der im Wald auf Meister Petz gestoßen war.“

„Ja und?“

„Na, da geht ein Mann in Gedanken versunken seines Weges, und plötzlich steht der Petz da, mit dem Rücken zu ihm, und wackelt mit seinem Schwanzendchen.“

„Was weiter?“ fragte ich, nicht aus purer Höflichkeit, sondern aus Neugier, denn mir war schon damals klar, daß in seinen häufig recht platten Geschichten ein gutes Stück Weisheit steckte.

„Was weiter wurde? Der Mann überlegte, ein zweites Mal würde es keine solche Gelegenheit mehr geben, und packte, hast-du-nicht-gesehen, den Bären am Schwanz!“

„Und dann?“

„Na, der Mann hatte den Bären in der Hand, aber es war grauenhaft, ihn festzuhalten, und unmöglich, ihn loszulassen.“

„Was passierte dann?“

„Das habe ich mir ja gerade überlegt, was weiter wurde.“

Dann schlürften Mama und Papa ihren Kaffee aus, und Vater ging in die Kirche (Vater und Mutter gingen Sonntag morgens immer in die Marienkirche), aber diesmal blieb Mama wegen ihrer Kreuzschmerzen zu Hause. Am selben Vormittag lief ich die Teichstraße entlang nach Hause,

und ein kalter Sturmwind wehte mir ins Gesicht ... Das muß Anfang des Jahres siebzig gewesen sein. Und als ich mich unserem Hause näherte (wir hatten im Erdgeschoß sechs Fenster nebeneinander zur Straße hin, nicht wahr, und zwei davon, die nächsten, waren diejenigen von Vaters Arbeitszimmer), sah ich Vater am Fenster stehen und hinaus schauen. Sein Blick ging zur Marienkirche, er schaute direkt in meine Richtung, und ich lächelte ihm zum Gruß zu. Aber plötzlich begriff ich, daß er mich überhaupt nicht sah. Ich war ein wenig erschrocken, wahrscheinlich bemerkte ich gar nicht, wie seltsam das war, denn sonst hatte er seine Augen überall. Ich winkte ihm zu. Er sah mich noch immer nicht. Aber ich sah sein Gesicht nun ganz aus der Nähe. Und erschrak wirklich. Sein breites Antlitz jenseits der bläulichen beschlagenen Scheibe wirkte sonderbar blaß und flach. Und die Brille mit dem dünnen Drahtgestell saß ihm ungewohnt schief auf der Nase. Sein linkes Auge war hinter dem Glas, das rechte dagegen schaute unter dem Rand hervor. Seine kleinen aufmerksamen grauen Augen waren seltsam dunkel und leer. Als hätte ihn jemand ins Gesicht geschlagen. Nun ja. Aber am Mittagstisch bemerkte ich nichts Besonderes mehr an ihm. Und bald vergaß ich das alles. Denn ich übte Geige und in der Schule mit den Jungen das Quartett von Kreutzer. Sie wissen schon, dasselbe:



Ja, und als die *Schlittschubbahn* zu schmelzen begann, lustwandelte ich am Sonntagvormittag mit Amélie im Ressource-Garten ... Aber schon davor, als noch Schnee lag, war Vater nach Reval oder Riga gefahren (oder in beide Städte, ich kann mich nicht genau erinnern). Er kehrte nach einer oder zwei Wochen zurück und brachte für unseren Garten schöne bronzene Laternen mit und für die gute Stube einen richtigen Kronleuchter. So kam schon der Sommer des Jahres einundsiebzig, und Vater und Lydia fuhren nach Finnland, wo sie von allen Snellmans und Lönnrots wie königliche Hoheiten empfangen wurden. Als Lydia zurückgekehrt war, schienen ihr Flügel gewachsen zu sein. Und dann explodierte über

unseren Häuptern Jakobsons zum Himmel stinkendes Pasquill. Dieses jämmerliche Machwerk, das der geehrte Herr Palm jetzt in der Zeitschrift „Eesti Kirjandus“ abgedruckt hat, und so gilt dieses *Stink- und Schmachwerk* von nun an als wirkliche estnische Literatur. Pfui!



Den Menschen ist ein sonderbarer Charakterzug zu eigen, ja sogar mehrere derartige Züge, wie ich im Laufe der Jahre festgestellt habe –, was wahrscheinlich *im Innersten* dasselbe ist: Angst vor der Tiefe und – wie soll ich es sagen – Sehnsucht nach der Tiefe. Ähnlich empfindet der Mensch Ekel vor gewissen Dingen und wird zugleich von ihnen angezogen. Kaum jemand hat Abscheulicheres von unserem Vater behauptet, als was dieser Oberjakobiner von Kurgja ihm in den ersten Zeilen seines Pasquills in den Mund legt. Jawohl, in all den Jahrzehnten nicht, die seit Erscheinen dieser Schmähschrift vergangen sind und in denen man sie immer wieder nach Belieben ausgelegt hat. Und dennoch irritieren mich diese Zeilen so weit, daß ich sie immer wieder lesen muß. Obwohl ich sie gar nicht deutlich vor mir zu sehen brauche, denn seit sechzig Jahren kann ich sie auswendig. Ja, es ekelt mich und ich möchte meinen Mund mit Chlorodontwasser spülen. (Herr Palm, haben Sie nicht dasselbe Gefühl?) Und dennoch muß ich die Worte wiederholen (Herr Palm, vielleicht tun Sie es aus demselben Grunde?):

*Willst du die ganze Welt durchwandern
und freuen deines Lebens dich,
so merke dir, betrüg die andern,
dann füllen deine Taschen sich ...*

Geld ... Vater hat Geld nie zurückgewiesen, wenn er es verdienen konnte. Er liebte sein gemütliches Heim, nicht schlechter als dasjenige der Deutschen, anständige Kleidung, üppige Mahlzeiten, einen guten Schluck und wohlriechende Zigarren. Aber, Herr Palm, wen hätte unser Vater deswegen je betrogen? Er arbeitete im Schweiß seines Angesichts von morgens bis abends. Und du, du Oberjakobiner von Kurgja (ich höre meine Stimme zum Falsett werden und ich fühle, daß ich mich beruhigen muß) du – ich erinnere mich sehr wohl an dich, du warst auch Gast in unserem Haus in der Teichstraße. Ich war damals ein Junge von vierzehn Jahren,

und in unserem Hause sprach man damals nur das Beste von dir, denn anderes hattest du nicht verdient. Ich erinnere mich an dein Wams von Tarwast, an deinen rosigen Teint, an dein kastanienfarbenes Haar, an deinen Schifferbart und an deine hellblauen Brillengläser. Und an deine stämmige, damals noch geschmeidige Gestalt. Du warst ein *Sitzriese* (wie Goethe, doch hat das gar nichts zu bedeuten), und doch war es für mich eine gewisse Enttäuschung, als du, nachdem du am Tisch Reden geschwungen hattest, aufstandest – und dich durchaus nicht als Hüne entpupptest. Ich erinnere mich an einen Augenblick in unserem Garten, bei der Bank neben den Heckenrosen, wo später eine der bronzenen Laternen aufgestellt wurde. Du standest vor der Bank, die Linke in die Hüfte gestützt und in der Rechten ein Exemplar der „Nachtigall des Embach“, die die Laakmann-Druckerei uns gerade zugeschickt hatte. Vater, Julius und Eugenie saßen neben Lydia auf der Bank, Leopold stand hinter ihnen und Hurt mit seiner Verlobten neben Lydia. Du hieltest das Buch nahe an deine kurzsichtigen Augen und begannst mit deiner schrillen und zugleich sonoren Stimme zu lesen. Bald ließest du das Buch sinken, denn du konntest das Gedicht auswendig, und je weiter du lasest, desto mehr verlor deine Stimme an Schrillheit und desto sonorer klang sie.

Sie hatten Deine Freiheit
 Begraben, Vaterland,
 Und unter sich, die Räuber,
 Getheilet Dein Gewand.
 Und Essig Dir zu trinken
 Sie reichten, stellten dann
 Viel Wächter an die Gruft Dir:
 So lagst Du in schnödem Bann.

Ach! trostlos aus der Ferne
 Deine Kinder blickten drein,
 Nicht wagten sie zu nahen
 Begrab'ner Freiheit Schrein.
 Des Feindes Siegel klebte
 An deckenden Steins Gewicht,
 Und durch das Dunkel draußen
 Drang keines Sternes Licht.

Doch schau'! ein Frühroth schimmert:
 Zu Grabgewölbes Thor
 Der Engel schwebt hernieder
 Und ruft: „Empor! Empor!“
 Der Felsen regt sich, bebet,
 Es lacht das Himmelszelt,

Freiheit im weißen Kleide
Begrüßet Dich, o Welt!*

* Übersetzung von W. Schott, in: Magazin für die Literatur des Auslandes (1868), S. 346 (frdl. Hinweis der Übersetzerin).

Plötzlich brach deine geübte Rednerstimme ab. Du schwiegst einen Augenblick, wandtest dich an Lydia und sprachst, als hörten dir Tausende zu (das war so deine Art):

„Fräulein Jannsen, seit heute soll Ihr Name *Koidula* sein!“

Du hast diese Worte gesprochen! *Du* hast diesen Namen als erster ausgesprochen. Wie du so viele Dinge in diesem Land zuerst ausgesprochen hast. Warum hast du uns später das angetan, was du getan hast? Antworte! Du kannst es nicht ... Du ruhst unter der Erde in einem Wald bei Pernau. Alle sind unter der Erde. Aber ich bin noch am Leben. Ich bin noch hier. Und ich muß dich Lügen strafen. Um jeden Preis. Ich muß, ich muß, ich muß ... Du furchtbarer, verneinender Geist, wer hat dir das Recht verliehen, diese garstigen Worte unserem Vater in den Mund zu legen? ...

Du wußtest doch, wie teuer gerade ihm das Vaterland war? Und was ihm die Liebe des estnischen Volkes bedeutete? Daß in der Fülle seines Lebens auch andere Dinge Platz fanden – konntest du es ihm nicht nachsehen, wenn nicht uns allen, so doch Lydia zuliebe? Dieser Lydia, die du selbst *Koidula* genannt hast?!



Danach ist das Leben unserer ganzen Familie eine einzige Qual gewesen. Unsere Ehre ließ es natürlich nicht zu, nach außen hin unseren Jammer zu zeigen. Auch untereinander sprachen wir davon nur selten. Ich weiß nicht, was meine Eltern über diese Angelegenheit gesprochen haben. In meiner Anwesenheit sprachen sie nie ein Wort. Jedenfalls wurde Mamas *Haltung* in diesen Jahren – wie soll ich es sagen – besonders steif, und mir schien, nicht nur wegen ihrer Kreuzschmerzen, die sie eher niedergebeugt als ker-

zengerade aufgerichtet hätten. Und die armen *Kamele*, wie sie unsere Dienstboten nannte, nahm sie noch mehr in die Zange als je zuvor.

Übrigens – ich habe nie darüber nachgedacht, aber die endgültige Entfremdung Leopolds von der Familie und sein Abstieg – bis zu seinem Trinkertode – war das nicht auf dem Mist gewachsen, mit dem unsere Familie beworfen wurde?

Und Lydias Ehe mit Eduard, nun ja. Sie war natürlich nicht *so* unglücklich und zerrüttet, wie es heute dargestellt wird. Aber man kann auch nicht behaupten, Lydia hätte das große Glück ihres Lebens gefunden. Aber was ich sagen kann: Mehr als einmal hat sie später ihrem „Herzensbrüderchen“ angedeutet: Almbergs Zurückhaltung hätte sie tapfer verwunden, sie hätte den Rückzieher dieses Bärenjungen mit dem Hasenherzen heiter getragen, hätte sie ein unbeschmutztes Zuhause gehabt, wo sie eine Weile hätte Atem holen können. In Eduards Arme trieb sie die Entehrung ihres Heimes. Denn Vater verwahrte sich gegen Jakobs Schmähung nicht auf die Art, die Lydia für notwendig hielt. Oh, selbst mein verkalktes Hirn erinnert sich deutlich an einen Wortwechsel zwischen Vater und Lydia, das war im Herbst des Jahres zweiundsiebzig, vermutlich im Oktober. Der alte Riemschneider, der uns im Gymnasium in *Naturkunde* unterrichtete, hatte gesagt, jeder von uns solle zur nächsten Stunde mindestens ein Dutzend Blätter verschiedener Bäume mitbringen. Die Mehrzahl unserer jungen Herren piffte natürlich darauf und meinte, so etwas Blödes könne man in der dritten Klasse einer Mädchenschule verlangen, nicht aber in der *Tertia* des Gymnasiums, nicht wahr ... Aber ich beschloß, nachdem ich eine Weile mit mir gehadert hatte, die verdammten Blätter doch aufzulesen, in meine Kladde zu legen und mitzunehmen. (So pflegte ich es in solchen Fällen stets zu tun, um es denen, die das Sagen hatten, recht zu machen, und es mit der anderen Seite nicht zu verderben – das war gewissermaßen auch die Art unseres Vaters.) Ich ging in den Garten, denn die Handvoll Laub brauchte ich nicht weit zu suchen, davon gab es dort mehr als genug. Ich spazierte zwischen den Apfel- und Pflaumenbäumen, pflückte ihre Blätter und steckte sie in die Kladde. Ich tat einige rötlich-violette Ahornblätter und ein feuriggelbes Birkenblatt hinzu. Ich hob unter einer Buche einige rostfarbene und grün gestreifte Blätter auf. Ich schlenderte an der gelbgesprenkelten Akazienhecke vorbei und überlegte, ob Riemschneider Akazienblätter akzeptieren würde. Da hörte ich Lydias aufgeregte Stimme von einer Gartenbank hinter der Hecke.

„Vater, du mußt den Mund auftun! Du mußt ihnen antworten! Warum tust du es nicht? So können wir ja nicht mehr in Dorpat weiterleben. Ist dir das denn nicht klar?! Wo wir uns auch zeigen, steckt man die Köpfe

zusammen und tuschelt. Vater, solange du schweigen wirst, wird man dich für schuldig halten.“

„Das Ei will klüger sein als die Henne. Leeres Gewäsch, Mädchen. Die Hunde hören nicht auf zu bellen, wenn man ihnen entgegenbellt.“

„Hunde sind eben Hunde. Aber rechte Männer des Volkes, gebildete Esten, Hurt meinetwegen – wenn er uns auf der Straße trifft – hast du denn nicht bemerkt, wie er auf uns schaut?“

„Wie schaut er denn?“

„Er grüßt, er spricht, aber er bemüht sich, uns nicht in die Augen zu sehen.“

„Na, na ...“

„Und unsere eigenen Leute ... als ich gestern in die Redaktion ging, weißt du, was an der schwarzen Tafel zu lesen stand? Dort, wo die abgefertigten Pakete mit Kreide notiert werden?“

„Was denn?“

„In großer, deutlicher Schrift:

Mene, mene tekel –

Dreitausend Silbersekel ...“

„Pozttausend! Bisher habe ich von zweitausend gehört. Zweitausend soll mir Samson durch Willigerode gezahlt haben. Woher nehmen sie jetzt die dreitausend?“

„Das ist ... *symbolisch* ...“

„Wieso *symbolisch*?“

„Diese Zahl soll besagen, daß sie meinen, du seist ein hundertmal größerer Verräter als Judas!“

„Wer meint das?“

„Diejenigen, die an die Verleumdung glauben und sowas an die Wand kritzeln. Dieser junge Mann, der neue Schreiber mit dem hellen Haar, machte sich bei meinem Eintreten daran, es in aller Eile wegzuwischen.“

„Kiviking?“

„Allerdings.“

„Ein Jakobiner, versteht sich.“

Pause.

„Vater! Ich bitte dich, mach' dem ein Ende!“

„Hm. Liebes Kind, wo sollte ich all den Lehm hernehmen, um ihnen das Maul zuzustopfen!“

„Vater, tu etwas! Ob es eine Wirkung hat oder nicht, ist egal. Aber ... aber ... wenn du nichts unternimmst, weiß schließlich auch ich nicht mehr, was ich davon halten soll.“

„Auch du?“

Ich hielt den Atem an und wartete, was Vater sagen würde. Eine Elster

flog geräuschvoll in den Wipfel einer grünlichgelben Lärche, und aus Kleinschmidts Hof erklangen die Schläge eines Wäschebeugels. Vater sagte:

„Also muß ich ihnen antworten.“

Ich konnte nicht verstehen, ob er es spöttisch oder gewissermaßen erschrocken sagte. Ich stahl mich leise ins Haus, schlich in meine Dachkammer, und mir war, als hätte ich einen Stein verschluckt.

Gott sei Dank schmolz dieser Stein in mir bald völlig. Denn in einer folgenden Nummer des „Postimees“ ließ Vater an seine Verleumder eine überlegene, deutliche Antwort drucken. Er hatte sie an den Autor eines Leserbriefes adressiert. Hier im mittleren linken Schubfach meines Schreibtisches bewahre ich sie auf. (Dieser Sessel kreischt bei jeder Bewegung. Ich muß Annette sagen, sie soll die Schraube ölen.) Da hab’ ich sie. Ich habe die Zeitung so oft auf- und zusammengefaltet, daß die Schrift in der Mitte kaum noch zu lesen ist, wahrscheinlich auch für junge Augen. Aber ich kenne den Text immerhin schon ein halbes Jahrhundert auswendig.

„Sie behaupten, in Werro, Dorpat und Jerwen gehört zu haben, der ‚Eesti Postimees‘ habe sich an die Deutschen verkauft – Geschäft ist nun mal älter als wir Sünder – und fügen dem Preis Tausende hinzu, was besagt, daß auch Sie ihn nicht billig herzugeben bereit sind, obwohl wir nicht wissen, ob Sie Käufer finden, zumal für einen so hohen Preis. Weiter behaupten Sie gehört zu haben, unter welcher Bedingung er diesen Handel abgeschlossen haben soll: dem Volk künftig keine Lehren zu erteilen. Und Sie behaupten, all dies gehört zu haben. Aber wir möchten erfahren, was mit Ihren eigenen Augen und Ihrem Verstand und Ihrer Auffassungsgabe los ist. Steht nicht eine Zeitung jedem offen?! Suchen Sie in ihr den Fehler, der Sie geärgert hat, und sprechen oder schreiben Sie darüber, wenn Sie ein rechter Mann sein wollen, aber kümmern Sie sich nicht um den jämmerlichen Tratsch, den die Welt von sich gibt! Sie scheinen allein diejenigen für aufrechte Esten zu halten, die gewaltigen Lärm schlagen, egal, ob das Volk davon was lernt oder weiter im Finstern tappt, und Sie verkünden, im nächsten Jahr gebe es im ganzen Land keinen einzigen Leser des ‚Eesti Postimees‘ mehr. Mein Lieber, ich würde mich an meinem Volk versündigen, würde ich dieser leeren Drohung die leiseste Aufmerksamkeit schenken. Da aber nach Ihrer Behauptung andere Leute ebenfalls befürchten, ich lebte von Bestechung, so sollen Sie und dieselbigen wissen: Ich habe, Gott sei es gelobt, durch mühsame Arbeit Bücher und eine Zeitung herausgegeben und dafür viel Geld bekommen. Wovon hätte ich sonst leben sollen?! Aber keinen roten Heller, für den ich mich selbst, die Wahrheit und das Recht verkauft hätte!“

Jawohl, Herr Palm, haben Sie das wirklich nicht gelesen?! Doch, natürlich haben Sie. So heruntergekommen kann doch die Zeitschrift „Eesti

Kirjandus“ auch nicht sein, um so oberflächliches Zeug abzudrucken. Dort gab es doch einst seriöse Redakteure wie meinen Kollegen Jõgever und noch einige andere. Den Tuglas, der jetzt die Literatur macht, wie ich auf dem Deckel lese, kenne ich eigentlich nicht. Einst hieß es, auch er wäre Sozialist. Und dennoch will ich glauben, daß alles, was sie dort schreiben, aus den bedeutendsten Quellen stammt. Jawohl. Aber je mehr ich annehmen muß, daß Ihnen die deutliche Antwort meines Vaters bekannt ist, desto mehr stellt sich die Frage: Woher nehmen Sie die Frechheit, das nicht wahrzuhaben? Wieso glauben Sie nicht, was mein Vater Ihnen expressis verbis gesagt hat: *keinen roten Heller!*



Warum will dieser junge Herr einen alten kranken Mann quälen? Nein, ich habe kein bißchen daran gezweifelt, was Vater seinen Verleumdern geantwortet hat. Das kam doch aus seinem eigenen Munde und aus seiner eigenen Feder. Das ist klar und endgültig. Heute, morgen und in hundert Jahren. Und mir war so leicht, so leicht zumute. Wenn ich sage, daß mir ein Stein vom Herzen gefallen ist, so ist das die reine Wahrheit, ja sogar gelinde ausgedrückt. Gottchen, als wir in der Schule die nächste Chorprobe hatten und das Lied von Kreutzer sangen – wir kannten es noch immer nicht auswendig,



Frei - e Män - ner sind wir

ha-ha-ha, da sang ich anscheinend lauter als je zuvor:



Der alte Arnold klopfte mit seinem Geigenbogen aufs Pult: „Khm, Jannsen! Der Tenor darf doch hier nicht so posauern, daß man die anderen nicht hört. *Nochmals, bitte!*“ Zwei- oder dreimal mußte er meine Sangeslust dämpfen. Jawohl.

Die öffentliche Entgegnung unseres Vaters, seine klare Zurückweisung der Verleumdung war für unsere Familie wie das Erwachen aus einem bösen Traum. Wir gingen wieder aufrecht und schauten Bekannten und Fremden furchtlos in die Augen, sangen lauter und lachten klangvoller als bisher. Und sogar Amélies verhängnisvollen Brief im Frühling des Jahres zweiundsiebzig verschmerzte ich im Hochgefühl der Befreiung ziemlich leicht ... Sie hatte mir mit ihres Vaters Lehrling, dem breigesichtigen August, ein gutes Dutzend Briefe geschickt, die in kleinen rosa Kuverts steckten und nach Veilchen dufteten. Er sah genauso aus wie alle früheren, auch Augusts Gesicht verriet nichts, als er mir in unserem Flur das Brieflein zusteckte. August war bei uns im „Vanemuine“ Souffleur und suchte öfters Lydia, Harry und mich mit allerlei Schauspieltexten auf. Ich bin sicher, daß auch er nichts wußte, denn er spielte ja nur den Postillion für uns. Theater spielen konnte er gar nicht. (Und trotzdem wurde ein großer Theatermann aus ihm: Herr August Wiera, nicht wahr.) Aber es gibt Vorahnungen, das habe ich immer gewußt. So ahnte ich auf eine unerklärliche Weise Schlimmes, als ich den Brief in meiner Dachkammer aufriß und las, was in den eitel hüpfenden Zeilen zu lesen stand: Wenn ich diese Zeilen lesen würde, sei sie, Amélie, schon *ganz woanders* und bäte mich von ganzem Herzen um Vergebung (als habe der Käfer überhaupt ein Herz!) – also sie bat von ganzem Herzen um Vergebung, sollte sie mir Grund zur Annahme gegeben haben, ihr lieber Eugen sei für sie mehr gewesen als ihr netter Freund – also einer von vielen, die stets verlassen werden. Ja, ja, sogar an der Schwelle zum achtzigsten Lebensjahr ist es ein wenig peinlich und bitter, sich seiner Kindheitsenttäuschungen zu entsinnen, und wenn ich ihrer hier gedenke, so nur, um zu zeigen, *wie* frisch und munter und siegreich wir alle uns damals fühlten, was mir half, meinen ersten Liebesschmerz in ein paar Wochen zu überwinden.

Meine neue Selbstsicherheit wandelte sich natürlich recht bald in alltäglichen, stillen Lebensmut um, und so hatte Arnold keine Ursache mehr, meine Singstimme zu bändigen. Aber mein Glaube an unseren Vater und der moralische Boden unter meinen Füßen waren nach wie vor fest. Und blieben es auch weiterhin. Obwohl beides bei der übrigen Verwandtschaft allmählich wieder tiefe Risse bekam. Denn der bereits ins Rollen gekommenen Verleumdung konnte auch Vaters unmißverständliche Antwort nicht Einhalt gebieten – zumal bei unserem geliebten Volk

der *Instmannsneid* überaus verbreitet ist. Die Risse, die sich im wiedererkämpften Selbstvertrauen unserer Familie allmählich zeigten, nahm ich erst viel später wahr, eigentlich erst nach Beginn der kommenden, verhängnisvollen Ereignisse. Tatsächlich bemerkte ich sie erst, als die Schicksalsschläge schon vorüber waren. Ich maß in diesen Jahren auch dem keine Bedeutung zu, daß Leopold – das muß im Sommer dreiundsiebzig gewesen sein, einige Monate nach Lydias Hochzeit und Abreise – daß Leopold, jawohl, wieder bei Vater auftauchte, um ihn anzupumpen. Ich erinnere mich: Wir saßen im Saal auf dem Sofa und den Stühlen, die mit gelbgestreifter Seide überzogen waren, unter dem Kronleuchter, den Vater aus Riga oder Reval mitgebracht hatte. Wir hatten das Mittagessen beendet. Leopold hatte sich drei Flaschen Bier hineingegossen, wodurch er, der bei seinen Bettelbesuchen meist kriecherisch aufgetreten war, recht couragiert wurde und aus seinem seichten Geschwätz gewisse feindliche Töne herauszuhören waren. Als Vater ihm die Leviten lesen wollte, behauptete er, er werde bald in Petersburg Karriere im Staatsdienst machen. Darauf meinte Vater, er solle dann nicht nach Kronstadt fahren, um Lydia anzupumpen. Darauf bemerkte Leopold mit der ihm eigenen Grobheit (Gott mag wissen, woher er seinen Charakter hatte):

„Na, was wäre denn Böses dabei, wenn ich Lydia hin und wieder Gelegenheit gebe, ihrem Bruder ein paar Rubel zuzustecken! Wo wir doch ein Papachen haben, das die Rubelchen aus der deutschen Kuh so spielend herauszuholen weiß.“

Harry schrie auf:

„Halt dein dreckiges Maul!“

Vater drückte Leopold einen Zehner in die Hand und stieß ihn, ohne ein Wort zu sagen, in den Flur und aus dem Haus hinaus.

Ich aber nahm es unserem Lümmel von Bruder nicht einmal übel. Was war von diesem heruntergekommenen Subjekt anderes zu erwarten! Wo doch, wie ich gesagt habe, selbst vernünftige Menschen denselben Dreck weiterverbreiteten ... Zur selben Zeit kam ja ein neues Gerücht in Umlauf: Hurt habe nämlich die schriftlichen Beweise der Käuflichkeit unseres Vaters gefunden! Er hatte seinen Abschied in Tartu als Gymnasiallehrer genommen und war Pastor in der Kirche von Odenpäh geworden. (Bis heute ist es mir ein Rätsel, warum er das getan hat, denn rein materieller Nutzen konnte bei einem Mann wie ihm nicht entscheidend sein, und Philologe ist er in seinem Herzen bis an sein seliges Ende geblieben.) Jawohl er sollte das Dokument im Odenpähschen Pastorat unter den Papieren des pensionierten Kauzmann gefunden haben ... Was er dort tatsächlich gefunden hat, darüber ist später zur Genüge gesprochen und geschrieben worden: Nichts weiter als ein Rundschreiben des Konsisto-

riums an die Pastoren, sie sollten den „Eesti Postimees“ in ihren Predigten nicht mehr eine Teufelszeitung nennen, ja sie dürften sogar hin und wieder ein anerkennendes Wort fallen lassen. Aber was sagt Ihnen, Herr Palm, daß die Ursache dieses Rundschreibens etwas anderes war als die Tatsache, daß unser Vater Jakobsons Angriffe gegen die Zeitung abwehrte?! Von sich aus, nach *seinem* Temperament und seiner Überzeugung und ohne jegliche Bestechung? Ich frage Sie: Was sagt Ihnen sowas? Und ich antworte: Daß Sie vermutlich soviel Kinderstube haben, den, dessen Stimme Sie hören, nicht mit Namen zu nennen wagen – der verzerrte, mißtrauische, nihilistische Instmannsgeist raunt es Ihnen zu! Mir ist eine derartige Denkweise, Gott sei es gelobt, nie eigen gewesen, obschon ich nie geleugnet habe, daß meine Sippe von Instleuten und Leibeigenen abstammt. Denn hierzulande ist der berühmte Ausspruch von Papa Jannsen allbekannt, er sei *geboren, als die Freiheit des estnischen Volkes vierzig Tage alt war*. Aber ich habe nie in der geistigen Sklaverei des elenden mekkernden Mißtrauens gezappelt. Nie im Leben!

Um so weniger habe ich in der Zeit, von der ich spreche, einem solchen Geist gedient. Denn damals war ich gerade mit dem Gymnasium fertig (mit einer gewissen Verspätung allerdings – ich war schon einundzwanzig Jahre alt – und nicht allzu brillant, aber ich hatte immerhin recht gut abgeschnitten für einen, der sein Lebtage der Unbedeutendste unter den Jannsens geblieben ist), bezog die Universität und ließ mich an der medizinischen Fakultät einschreiben. Ganz ohne Bedenken, und ich blieb ihr bis zum Schluß treu. Ich habe stets, wenn es irgend ging, an dem festgehalten, was ich mir erwählt hatte. Und wenn ich mal meinen Beruf gewechselt habe, so war der Treubruch von der anderen Seite verursacht. Vielleicht ist es auch durch meine Hilflosigkeit geschehen ... Als wir in Kronstadt mit meinem Militärarztgehalt nicht zurechtkamen und ich mich bereit erklärte, als Zensor nach Dorpat umzusiedeln, hat Olga darüber Andeutungen gemacht. Und auch später, als ich dieses Amtes enthooben wurde und nur auf meine Arztpraxis angewiesen war. Und es gab Leute, die von meiner Unbeholfenheit tuschelten, als ich im Jahre neunzehn meine Arztpraxis an den Nagel hängte und mich in die Streitkräfte des Herrn Laidoner werben ließ ... Aber das ist jetzt nicht mehr wichtig. Meiner Medizin blieb ich ja auch neben dem Zensieren treu. Möglich, daß meine Unbeholfenheit just darin bestand. Vielleicht hätte ich ... Aber jetzt ist es zu spät, sich Gedanken darüber zu machen ... Harry war dagegen ganz anders geraten. Er lernte bereits im Gymnasium die Welt einigermaßen kennen, wie man so sagt. Wir beendeten die Schule zur gleichen Zeit, obgleich ich zwei Jahre älter war. Und gemeinsam bezogen wir im Jahre vierundsiebzig die Universität. Zunächst ging er in die Philolo-

gie. Aber nach anderthalb Jahren hängte er seine vergleichende Sprachwissenschaft an den Nagel. Er fand sie einseitig, mechanisch, scholastisch und kindisch. Er wandte sich den Naturwissenschaften zu, fand aber nach einem Jahre, nur Philosophie – nur Philosophie könne einem Einsicht *ins Sein der Dinge* vermitteln und einen denkenden Menschen zufriedenstellen. Eigentlich genügte ihm nichts, nicht einmal seine deutsch- und estnischsprachigen dichterischen Versuche, die öfters recht ansprechend waren. Dagegen waren alle seine Professoren mehr als zufrieden mit ihm. Er hatte noch nicht einmal das sechste Semester erreicht, als sein umfassender Essay über Montesquieu schon fertig war, derselbe, der ein Jahr später in Deutschland bei Perthes erschien. Nein, ich will Harry nicht für genial erklären. Beileibe nicht. Aber ich kann auch nicht in Abrede stellen, daß unser Herrgott einige goldene Staubkörnchen von Genialität auf ihn vergedet hat. *Ich* kam im Vergleich zu ihm bedauernswert langsam vorwärts, und ich fürchte, gerade deshalb war ich sozusagen beharrlicher. Was mir Olga in so manchen bitteren Minuten zu verstehen gab. Nun ja, Olga konnte sich sowas leisten, denn sie war zweifellos eine Frau mit Phantasie. Und sie war gewiß keine Mesalliance für einen Jannsen. Immerhin ein Fräulein *Borm* nicht wahr, eine deutsche Familie, Perner Grobbürger. (Niemand konnte sich mehr daran erinnern, daß ihr Herr Papa in Reval Laufbursche bei Gressel gewesen war.) Häuser, Grundstücke, eine Druckerei, Zeitungen, ein Verlag in Perna ... Und der Tradition folgend war er auch mit der „estnischen Sache“ verbunden, versteht sich. Obwohl Olga mir und vielleicht allen Esten „geringe Beharrlichkeit“ vorwarf, war ihr die Beharrlichkeit meiner Gefühle für sie höchst willkommen. Und das versöhnte mich vollkommen mit ihrem Hang, manchmal – nun, zu meckern, was ich *Schnurren* nannte ... Ja, sie war trotz allem meine einzige große Liebe ...

Als Student liebte ich natürlich auch gutgekühltes Bier und angenehmes Geplauder am reichgedeckten Stammtisch – bei den Treffners oder Kerks oder Kurrikoffs oder wo der Estnische Studentenverein seine Sitzungen abhielt. Ha-ha-ha! Ich sehe es schon voraus: Wenn ich jetzt bald ins Gras beiße, wird Herr Tõnisson (der mir nie in diesen Kreisen begegnet ist, er tauchte dort erst fünfzehn, zwanzig Jahre später auf) in seinem Nachruf schreiben: Der letzte Jannsen ist dahingeshieden ... Von uns gegangen ist ein Mann, der zwar kein philosophischer Kopf war wie sein Bruder Harry, der aber durch seine hochgesinnte Geistigkeit dennoch eine recht interessante Figur unter den älteren Herren des Estnischen Studentenvereins darstellte. Ihrem Kreis blieb er allerdings während der Russifizierung wegen seines verhaßten Berufs fern; da er aber mit dem Kampf der Estnischen Volkspartei sympathisierte, wuchs er allmählich zu

einer Persönlichkeit heran ... Und weitere ähnliche Stilblüten. Nun ja! Jedem werden mal die Eier poliert, wie es heißt. Freilich, um ehrlich zu sein, Herrn Tönisson habe ich nie so etwas ins Gesicht gesagt ... Eigentlich habe ich nie etwas über jemanden gesagt... Und überhaupt, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, habe ich *wie auf zwei verschiedenen Ebenen* gelebt, einer höheren (wo die Ideale deutlich aufschienen) als aufmerksamer Beobachter und anspruchsvoller Richter, und einer anderen, niederen – als aufrechter Bürger und Mitglied der Gesellschaft, als praktischer Mensch und kompromißbereiter Mann. Dort unten nicht besonders beredt, aber dennoch wortreich, oben jedoch genaugenommen völlig stumm. Völlig stumm. Die eine Hälfte meines Ichs hat bald achtzig Jahre lang die andere schief angesehen, ironisch und respektlos. Der Idealist ist in den Augen des Zensors ein bedauernswerter Narr. Und der Zensor in den Augen des Idealisten ein jämmerlicher Zyniker ... Und das Wesentlichste: Beide haben einander bewußt mit halbgeschlossenen Augen betrachtet – sich bewußt vor Gewißheit bewahrend, durch absichtlich schlechtgeputzte Brillengläser geschaut. Damit die Grenze zwischen den beiden Ichs eines Mannes verschwommen bleibe und es ihm dennoch möglich sei, sich für ein Ganzes zu halten. Damit er, ohne sich selbst zu bemogeln, bald das eine, bald das andere Ich, bald oben und bald unten sein könne. Wenn es möglich war, oben, wenn es notwendig war, unten. Wie ich es getan habe. Und wie wir es alle tun. Natürlich wir alle! Der Unterschied besteht nur darin, daß einige Leute vielleicht dermaßen ehrlich sind, die Dachkammer ihrer Ideale und die Jauchegrube ihrer Lebensnotwendigkeiten in ihrem Inneren auseinanderzuhalten, und somit die Treppen ihres Inneren, ohne ihre Kleider zu beschmutzen, hinauf- und hinabsteigen können. Es kann sein, daß auch dieser Jakobson mit seinem kastanienfarbenen Schifferbart ... Aber nein! Es reicht! Herr Palm, wo sind wir stehengeblieben? Was wollte ich Ihnen sagen? Ach ja, daß just Vater Jannsen, wenn er sich auch auf Kompromisse einließ, seine Ideale dadurch nicht besudelt hat. Wie? Ja-ja! Da beharre ich fest auf meinem Standpunkt. Wenn ich überhaupt fest auf etwas beharre. Also nehmen Sie zur Kenntnis: Auf *diesen* Kompromiß hat sich mein Vater nie eingelassen. Auf *diesen* nicht. Egal, was man in dieser Angelegenheit später geredet oder getan hat. Veskes erbärmliches Veto inbegriffen, das er bei den Präsidentschaftswahlen zum zweiten Sängerkongress gegen unseren Vater eingelegt hat. Derselbe Veske – peinlich auch nur zu denken! – der sein Studentenbier und seine Doktorwürde auch aus der Tasche meines Vaters als Stipendium erhalten hat. Aber ich sage: Egal, völlig egal, was jemand in dieser Sache gesagt oder getan hat – bis zu diesem lächerlichen Attentat auf ihn im Jahre achtundsiebzig.

Ja, lächerlich war es wirklich. Und doch kann man nur im Nachhinein so leicht darüber hinweggehen. Und auch im Nachhinein ist vielleicht nicht alles geklärt ... Einerlei – als ich am nächsten Tag Lydia davon telegraphisch in Kenntnis setzte und es ein „komisches Ereignis“ nannte, geschah es nur, um sie in Kronstadt nicht in Panik zu versetzen. In Wirklichkeit fand niemand von uns etwas Komisches daran.

Natürlich, *Sie* haben Ihre *eigene* Meinung über die Situation, die damals in der Presse und im politischen Leben in Estland herrschte. Aber ich will Ihnen erzählen, wie die Lage *tatsächlich* war. Die Zeitung „Sakala“ war schon ein ganzes Jahr erschienen, nicht wahr. Die Jakobiner waren vom äußerlichen Erfolg ihrer Zeitung wie berauscht, aber auch in Panik wegen der Knappheit ihrer moralischen Ressourcen! Jawohl. Denn Jakobsons Schubfach, in dem die wichtigsten Aufsätze lagen, gähnte vor Leere. Um die Lücke zu füllen, mußten eben die vorhandenen und erdachten Sünden des „Postimees“ an die große Glocke gehängt werden. Kurz zuvor hatte der „Rižskij Vestnik“ seinerseits einen Anschlag auf den „Postimees“ verübt, weil dieser dem estnischen Volk nicht empfohlen hatte, in der Russifizierung sein wahres Glück zu suchen. Und dann hatte der alte Kreutzwald – hier muß ich vor allem sagen ...



Nachdem Frau Kreutzwald ihrem Mann wegen Lydia den berüchtigten Skandal gemacht hatte (inwieweit sie Ursache dazu hatte, mag dahingestellt bleiben. Ich war damals fünfzehn), habe ich bei aller Achtung, die ich diesem alten Mann gegenüber empfinde, seinen Namen nie mehr in den Mund nehmen können, ohne einen bitteren Essigeschmack zu spüren. (Die Herren Ödipus, Freud und Kompanie mögen darüber denken, was sie wollen, aber vielleicht war ich selbst ein wenig in Lydia *verliebt* ...) Doch zurück zur „Sakala“. Als der „Rižskij Vestnik“ über Vater herfiel, griff der alte Kreutzwald mit weichen Knien in Jakobsons „Sakala“ ihn seinerseits an und beendete sein wirres, wie Vater sagte „seidenfeines“ Schriftstück gar mit den Worten, er hege gegen Vater *tieftste Verachtung* ... Stellen Sie sich das vor! Worauf Vater den Großmut, die Geduld und den Takt aufbrachte, ihm dennoch seine unerschütterliche Wertschätzung auszudrücken. Dadurch, daß der Weise aus Werro, der allerdings schon in Tartu bei seinem Schwiegersohn auf dem Altenteil saß, seinen Groll in Jakobsons Nihilistenzeitung auf den „Postimees“ ausspie, errang Jakobson

seinen größten und am wenigsten verdienten Sieg. Nein, nein, ich will beileibe nicht behaupten, er hätte in seinem Siegesrausch den Anschlag auf Vater verübt. Das nun wirklich nicht. Aber seine Schaumschlägerei lockte – na – mehr oder weniger gebildete Rüpel an. Ich werde ihre Namen nicht nennen, Herr Palm, denn Sie würden sie unverzüglich abdrucken (immerhin Namen, die in der nationalen Kulturwerdung auftauchen), und die Verewigung wäre für sie eine unverdiente Ehre. Kurz: Es gab zur Genüge jakobinische Schurken, deren Gemeinheit im parteiischen Siegesrausch und der geistigen Leere zutage trat.

Nun ja, mehr, als unser Vater selbst nachher im „Postimees“ geschrieben hat, haben wir nie über die Angelegenheit herausfinden können. Aber auch daran erinnert sich jetzt kaum noch jemand. Obwohl darum einst nicht wenig Staub aufgewirbelt wurde: immerhin zum erstenmal ein Hauch russischer Terroristen in der gesamten Geschichte des estnischen Volkes ... Was war damals eigentlich geschehen?

Am Abend des siebten Dezember, einem Donnerstag, saß Vater wie üblich, wenn er nicht gerade eine Versammlung besuchte, bis neun an seinem Arbeitstisch, der am Fenster zur Teichstraße stand. Es war das gleiche Zimmer, aus dessen Fenster ich ihn mehrere Jahre zuvor so seltsam abwesend durch den Schnee zur Marienkirche hatte blicken sehen. Auch an diesem Abend gab es ein Schneegestöber. Es ist kaum anzunehmen, daß die Polizei bei klarem Wetter Spuren des Täters entdeckt hätte, nun wurden aber selbst die vorhandenen verweht. Um neun rief uns Mama zum Essen. Sie tat es immer pünktlich und wir fanden uns immer trödelnd ein. Mamas präzise Aufforderungen hatten unserer Ansicht nach etwas von einem Mahlzeiten-Terror, und die Behäbigkeit, mit der wir uns einfanden, kam ihrer Meinung nach Mißachtung gleich. So ging es dreimal täglich. Aber beide Seiten waren, wie soll ich es sagen, diese kleine *Spannung* gewöhnt ... Ich hörte Mama aus der Küche in den Gang treten. Vor dort ertönte ihre helle Kommandostimme durch den Saal, zu Vater und die Treppe empor noch lauter zu uns Jungen. Sie pflegte zu rufen: „Kinder! Zum Abendbrot!“ Ich schrieb gerade in meiner Dachkammer die Chirurgievorlesungen Wahls ab (ich war stets der erste zu Tisch). Ich betrat den Gang. In Gedanken war ich noch bei meinen *Gehirntraumata* und wollte im Vorbeigehen an Harrys Tür klopfen (Komm schon, Mama nervt!). Im letzten Augenblick fiel mir ein, daß er schon vor einer Woche nach Deutschland gereist war und wir uns zu dritt im Hause befanden, zwei Kamele und der Hauswirt, denn Eugenie war ja schon das vierte Jahr verheiratet. Nun ja, ich will mich kürzer fassen. Doch – wozu? Wozu diese Hast? In den heutigen Tag? In meinem Alter ist das nicht allzu verlockend ... Zuweilen, wenn ich meine Beziehung zur Vergangen-

heit betrachte, scheint mir, daß ich vor einem Bett stehe, in dem eine tote Frau liegt, deren Haarsträhne unter der Decke hervorschaut, eine vergessene nahe Bekannte, die Olga ein klein wenig ähnlich sieht. Wenn ich mich hinlege und die Decke über den Kopf ziehe, erwacht sie zum Leben, leistet mir Gesellschaft und wir erinnern uns an tausenderlei Dinge. Wenn ich die Decke zurückschlage und aufstehe, ist sie sofort wieder tot, und ich stehe allein mitten im Zimmer vor Olgas leerem großen Spiegel, und mir ist kalt. Sei's drum ... Mit einem Wort, Vater, Mutter und ich aßen unser Abendbrot, und Vater erzählte beim Sauerkraut mit Schweinefleisch Mama einige lahme Witze von unserer Deutschlandreise. Wir beide hatten vor einigen Monaten Lydia und Eduard besucht, waren mit ihnen durch Deutschland und Österreich gereist und zusammen zurückgefahren. Danach erörterte Vater mit mir den letzten gewaltigen Presse-disput. Es handelte sich noch immer um den Streit mit Kreutzwald und darum, wer Kindern Zündhölzer in die Hand geben dürfe und wer nicht. Jetzt, wo Harry verreist war, spielte ich die Rolle des Zuhörers und Kopfnickers zu Vaters laut geäußerten Gedanken. Danach las er mir kauend, den Kopf schüttelnd und schnaufend aus der letzten Nummer der „Sakala“ Jakobsons jüngste Frechheit vor:

... Sowohl für uns wie für den größten Teil des estnischen Volkes liegt es klar auf der Hand, daß der „Eesti Postimees“ nur zum Schein auf einer nationalen Basis steht und sein Streben im Grunde genommen der Germanisierung des estnischen Volkes dient. Da „Sakala“ das Ziel verfolgt, für die estnische Nation zu kämpfen, muß man einsehen, daß ein Disput zwischen unserer Zeitung und dem „Eesti Postimees“ nicht zu vermeiden ist. Bis jetzt sind derartige Wortstreite meist von „Sakala“ angeregt worden und haben vielerseits gewirkt wie ein Guß Regen auf die Gans. Aber wir hoffen, daß Regen und Hagel fallen werden und eine Stimme laut wird, der Welt zu verkünden, was unter dem dichten Gefieder steckt: ein Schwan, eine Gans, eine Ente oder gar ein Huhn.

„Was soll man mit dieser Höllenbrut anfangen? ... Posaunt da in die Welt, und es gibt Leute, die es glauben ... mh-mh-mh ... Warum sollte ausgerechnet das *Huhn* am närrischsten sein?! Jetzt soll also der alte Jannsen erhalten und unter seinem Hagelschauer losgackern! Eine Tracht Prügel täte ihm not!“

Nach dem Essen setzte sich Vater wieder an seinen Arbeitstisch. Ich vertiefte mich bis ein Uhr in meine *Gehirntraumata*. Professor Wahl, ein netter alter Herr aus Pernau, hatte bereits angedeutet, ich könnte, meiner Okulistenzukunft treu bleibend, schnellstens bei ihm in Chirurgie promovieren ... Um ein Uhr, bevor ich ins Bett stieg, öffnete ich das Fenster, dehnte und reckte mich, so weit es die enge Mansarde zuließ, beugte

mich aus dem Fenster und atmete die schneereine Luft genüßlich tief ein. Nicht allzu lange, denn der Schnee stob heftig direkt zum Fenster herein, in meinen Halsausschnitt und die Bücher auf dem Tisch. In Vaters Zimmer war noch Licht: Durch die Ladenritzen fielen grünliche Lichtstreifen auf die Schneewehen vor dem Haus.

Um halb drei herum schreckte ich im Bett auf. Ich hatte deutlich Pistolen- oder Flintenschüsse sowie Glasgeklirr gehört. Während des Augenblicks, der zwischen den Schüssen und meinem Munterwerden lag, hatte ich gesehen: Auf Vaters Schreibtisch brannte seine Petroleumlampe mit dem grünen Schirm. Vaters Oberkörper war auf ein Tischende gesunken, sein Gesicht lag auf der Tischplatte. Er versuchte sich am rechten oberen Schubfach festzuhalten, als wollte er es vor jemandem schützen, aber seine Hände gehorchten ihm nicht, sie glitten am Tisch hinab wie leblose weiße Gegenstände. Sein runder starker Nacken und sein breiter Rücken im grauseidenen, bestickten Morgenrock kamen langsam in Bewegung. Seine Beine wurden schwach, und sein Körper stürzte zu Boden. Ich konnte gerade noch denken: So wird das Manuskript sein Gesicht mit Tinte beschmieren, und kam erst wieder richtig zu mir, als er schon auf dem Boden lag.

Ich stürzte zum Fenster. Ich stieß das Fenster auf. Mir scheint, daß ich zwei Männer sah, die an der Hausmauer dahinschlichen und zur Marienkirche rannten. Ich hörte Mama schreien. Ich stürzte im Nachthemd die Treppe hinab. An der Tür des Schlafzimmers kam mir Vater in seinem grauseidenen, bestickten Morgenrock entgegen. Mama kam hinter ihm zur Tür. Ich schrie: „Was war los?“ Vater ging schweigend an mir vorbei auf die Tür des Arbeitszimmers zu. Mama rief: „*Johann, geh nicht! Sie schießen dich tot!*“

„Gott lebt noch!“ sagte Vater heiser und trat ein.

Wir zündeten Vaters Tischlampe an. Das war möglich, denn der Zylinder war heil, obwohl der grüne Schirm in Scherben auf Tisch und Fußboden herumlag. Zwei Kugeln waren durch den Fensterladen und die untere Scheibe über dem Tisch eingedrungen. Die Scheibe war kaputt. Die Kugeln waren vom eisernen Ofenrohr zurückgeprallt. Ich fand sie vor dem Sofa in völlig zerbeultem Zustand.

Vater litt in der letzten Zeit an Schlaflosigkeit und saß häufig bis spät in die Nacht im Dunkeln an seinem Arbeitstisch. Es war teils ein Dösen, ein Diskutieren und Hadern mit sich selbst, um sich nicht schlaflos im Bett zu wälzen. Heinrich hatte ihm ein Schlafpulver verschrieben, aber er wollte es nicht nehmen. Ich fragte:

„Wann hast du heute die Lampe ausgeblasen?“

„Um halb zwei.“

„Und wann bist du vom Tisch aufgestanden?“

„Zehn Minuten, bevor die Schüsse fielen.“

Ich sagte:

„Gott lebt wahrlich noch!“

Und er antwortete:

„Daran sollen wir nicht zweifeln. Daran soll Jakobson zweifeln. Sehen wir uns mal an, wie das von der Straße aussieht.“

Wir zogen Hose und Mantel an. Während ich mich ankleidete, dachte ich, es wäre doch stark, in diesem Augenblick Jakobson zu erwähnen. Aber daß ihm die Galle überlief, war zu verstehen. Wir nahmen Sturmlaternen mit. Der Hauswart war aufgewacht und schloß sich uns an. Wir traten auf die Straße und beleuchteten das Fenster. Wir fanden die Kugellöcher im Fensterladen. Und dann sahen wir – *ein Huhn!* Ein riesiges, mit einem Teerpinsel gemaltes Huhn an der Hauswand. Mit aufgesperrtem Schnabel saß es auf dem Nest, in dem ein großes schwarzes, mit Teer hingekleckstes Ei lag. Nun ja – ein Lausbubenstreich oder etwas mehr (Jakobson versicherte in der nächsten Nummer der „Sakala“, mit Politik hätte diese Schandtat nichts zu tun) – jedenfalls konnte man sich eine deutlichere Adresse als Inspirationsquelle, die dieses *Huhn* darstellte, nicht wünschen ...

Ich hatte zwar selbst den Namen Gottes in den Mund genommen, als ich meinen Vater unverletzt sah, denn die seltsame Vision meines verwundeten Vaters hatte mich zutiefst erschreckt. Aber letzten Endes gestaltete sich die ganze Geschichte durch die Hühnerkarikatur zu einer Farce, bei der es sich nicht ziemte, sich auf Gott zu berufen, hätte der Dummejungenstreich nicht so nahe an eine Mordtat gegrenzt. Gegen seine Gewohnheit nahm Vater es auf den ersten Anhieb sehr ernst und schrieb pathetischer, als mir lieb gewesen wäre: „Dank unserem allgegenwärtigen barmherzigen Herrn – die Kugeln des Mörders haben uns nicht getroffen ...“ Das war ganz im Geiste der teilnahmsvollen Beileidsseufzer der Dorfschulmeister, die in ihren Briefen anlässlich des gescheiterten Mordanschlags Schaum schlugen. Ich kann mich erinnern, mich gefragt zu haben, als ich Vaters nervöses blasses Gesicht und seine wütend geschürzte Unterlippe bemerkte, ob es vielleicht ein Zeichen von Altersschwäche war, wo er doch sonst mit seinem groben, unverwüstlichen Humor alles Übel auf die leichte Schulter genommen hatte. Aber nach einiger Zeit bemerkte ich, wenn das Geschehen des siebten Dezember erwähnt wurde, den alten Schalk in seinen Augen und begriff: Vater schlug auf seine Art politischen Profit daraus, wie es Jakobson wiederum auf seine Art tat. Vater schrieb im „Postimees“: Wessen Gott tot ist, dessen Taten können keine anderen sein, und allen war klar, daß damit die Jakobiner gemeint waren.

Und Jakobson schrieb in seiner „Sakala“ ohne Umschweife, die Dorpater Vorstädte züchteten geradezu Mauerbeschmierer, weil es dort keine estnische Schule gebe und der „Postimees“ die Einwohner germanisieren wolle ...

Ich war zwar kein Haeckelianer, aber immerhin ein angehender Arzt, und natürlich konnte ich Vaters alten, naiven Wald- und Wiesen-Dorf-glauben nicht mit ihm teilen, den er ins Herz geschlossen hatte und der unter seiner samteneu Chefredakteursweste hauste. Andererseits konnte ich seinen Hang, mit seinem Glauben Geschäfte zu machen, nicht verstehen. Aber wenn ich das Für und Wider gründlich abwog, kam ich doch zu dem Schluß, daß Vater recht hatte, nicht Jakobson. Denn Vater trumpfte mit seinem lebendigen Gott immer nur in gutem Glauben auf und im Namen moralischer Werte. Aber als Jakobson schrieb, der „Postimees“ züchte vorsätzlich Mauerbeschmierer, muß ihm klar gewesen sein, daß es sich um eine stinkende demagogische Lüge handelte!

Nach diesem peinlichen Attentat ging die stinkende Woge um uns aufs neue hoch. Man vergebe mir meinen allzu poetischen Vergleich, aber hier ist er am Platze: Auf dem Kamm der Wellen schäumte das grüne Gift des Jakobinertums. Jawohl, so weit hatte es sich überall eingefressen, daß solch entsetzliche Dinge möglich werden konnten. Etwa ein Jahr vorher hatte der Estnische Studentenverein in der Frage des Zwists zwischen Hurt und Jakobson (freilich nach heftigem Streit) deutlich für Hurt Partei ergriffen. Und nun plötzlich ... Ich kann mich an die Versammlung im Frühling achtundsiebzig in Koiks Wohnung auf dem Techelfer-Hügel erinnern. Wir hatten viel geraucht, und die Fenster standen offen. In den schneefleckigen, knospenden Gärten dämmerte es bereits, und in den Gräben floß das Wasser zum Embach hin ... Bergmann leitete die Versammlung, schaute mich plötzlich wie ein Ertrinkender an und verkündete: Jetzt wird der Fall des Johann Woldemar Jannsen erörtert, der sich an die Deutschen verkauft haben soll. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich stand auf und erntfernte mich wortlos. Ich konnte mich doch an einer derartigen Erörterung nicht beteiligen! Und in einem solchen Froschtümpel, den meine teuren Kommilitonen darstellten, wollte ich nicht bleiben! Blindlings schritt ich die Straße entlang bis zum Gut Techelfer. Ich stapfte auf den Weg nach Oberpahlen. Der Boden unter den Fichten und die Felder waren schneefleckig, und der Weg führte mich eine Strecke aus der Stadt hinaus. Schließlich ging ich über eine Wiese nach rechts, erreichte den Fluß und bemerkte, daß Quistenthal ein gutes Stück hinter mir lag. Und ununterbrochen stellte ich mir die Frage, was für eine schreckliche Seuche unsere Familie befallen hatte?! Ich ging kotige Flußpfade entlang und suchte absichtlich keine gangbareren, kletterte über

Abflußgräben und erreichte im Dunkeln die Stadt. Bergmann und Grenzstein waren schon bei uns, und sogar Veske hatte sich ihnen angeschlossen. Ich wollte nicht im Hause mit ihnen sprechen. Ich führte sie in den Garten. Wir blieben bei der entlaubten Akazienhecke stehen, bei derselben Bank, wo Jakobson Lydia den Namen Koidula gegeben hatte. Aber ich wollte nicht, daß sie auf dieser Bank Platz nahmen, und führte sie zur nächsten. Ich gab ihnen einen Wink, sich zu setzen, und wartete stehend auf das, was sie mir zu sagen hatten. Bergmann, der eine christliche Eini-gung anstrebte, Veske, der Klarheit heischte, und Grenzstein, der selbst nicht wußte, was er wollte. Sie setzten sich nicht, sondern sagten im Stehen, es sei an der Zeit zu verstehen, daß die Angelegenheit *mich* viel weniger angehe als die ganze Öffentlichkeit Estlands! Es war Grenzstein, der mit diesen blöd genug klingenden Worten begann. Aber er spann seine Gedanken mit satanisch überzeugender Zwanglosigkeit weiter: *Mich* berühre die Frage der Verkäuflichkeit von Papa Jannsen nur an der Oberfläche der Familienehre, für die Öffentlichkeit Estlands habe diese Frage eine viel tiefere, eine verhängnisvolle Bedeutung. Oh, dieser verachtenswerte Rationalismus, der trotz allem stets in mir gesteckt hat! Ich begriff, daß er, der verfluchte Sophist, recht hatte. Noch vermochte ich es ihnen nicht einzugestehen. Ich begleitete sie höflich hinaus, zumal, wie sie sagten, die Versammlung keinen Beschluß gefaßt hatte, ebenso wie das estnische Volk (wie sie behaupteten), das ja auch noch nicht entschieden hatte, ob Vater Jannsen für ehrlich oder unehrlich erklärt werden sollte. Ja, ich begleitete sie höflich hinaus und spürte, als sie gegangen waren, daß mein Hemd schweißnaß war und daß ich erbärmlich fror. Denn zur Nacht hatte sich der Himmel aufgeklärt, die Pfützen zeigten hier und da eine dünne Eisschicht, aber in den Gräben plätscherte es lustig weiter. Ich stand im finsternen Garten, meine Fingerknöchel schmerzten vor Kälte, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Und da fiel mir ein, daß es ein denkwürdiger Tag war – der Tag, an dem die Schlangen wach werden.

Ich stieg in meine Dachkammer. Ich versuchte in Raehlmanns Ophthalmologiekurs zu lesen. Ich verstand nichts. Aber bis zum Morgen hatte ich begriffen: Wahrlich, wenn ich weiter ein Mitglied dieses elenden, unglücklichen Volkes sein mußte, sein wollte – warum sollte ich dann den Kreis dieser Studenten seines Verdachtes wegen für schlechter halten als das Volk, und jede Beziehung zu ihm abbrechen?

Nein. Als Harry aus dem Ausland zurückkehrte, stellten wir uns auf die Hinterbeine und schauten unseren Kommilitonen entschlossen in die Augen. *Wir* schämten uns nicht, die Söhne unseres Vaters zu sein. Wir hatten nicht den geringsten Grund dazu. *Wir* waren stolz auf ihn. Harry trat ihm zur Seite, wurde sein Stellvertreter in der Redaktion des „Posti-

mees“. Zur gleichen Zeit bereitete er sich für sein Kandidatenexamen vor und polierte das Manuskript seines „Liederbuches“ auf Hochglanz. Seine Position war in den Augen der weitesten Kreise unanfechtbarer als je zuvor und möglicherweise als je nachher. Denn sobald er seine Baltentumspropaganda in der Zeitung darlegte, entstand um ihn ein Wortgefecht ohnegleichen. Ja-ja, Herr Palm, ich weiß, daß Sie bei dem bloßen Gedanken die Nase rümpfen, etwas wie Baltentum könnte von vernünftiger Seite überhaupt propagiert werden. Aber gestatten Sie, es auszusprechen: daran ist nur Ihre Unwissenheit schuld. Nichts anderes. Sie haben nicht lange genug gelebt, um am eigenen Leibe zu erfahren, *wie* sich die Bedeutung der Worte wandelt. Ganz zu schweigen davon, daß sich zugleich auch die ... nun ... *es verändern sich auch die Einstellungen*, die Einstellungen zu den ehemaligen Bedeutungen der Wörter. Das *Baltentum* – das ist für Sie ein ... ein alter Affe in einer Naphthalinwolke, der des seligen Bertram Lieder in dieser idiotischen Sprache sang und einst *bäi öich von Riga bis Peetersburch* lebte ... Nicht wahr? Nein! Harrys Baltentum, lassen Sie es sich gesagt sein, war durch und durch positiv. Bei ihm bedeutete es ja vor allem die Gleichberechtigung aller hier lebenden Völker. Und eine Annäherung der drei gleichberechtigten Völker – der Esten, Letten und hiesigen Deutschen aufgrund eines neuen gemeinsamen *baltischen* Vaterlandsgefühls. Ungefähr wie, sagen wir, die Indianer und die Engländer von Neuengland und alle anderen überm Teich lauter Amerikaner sind, nicht wahr. Im Grunde hatte Harry vor allem das Vorbild der Finnen und der Finnland-Schweden vor Augen. Und er stellte sich vor, sein Plan sei in diesem Lande unter seiner Leitung leicht in die Tat umzusetzen. Und wer diese Idee für sich als drohende Gefahr ansah, zeigt Ihnen die Tatsache, daß das Hauptgeschrei nicht unsere Indianer erhoben, d. h. Jakobson mit seinem Estentum, sondern unsere alten Neuengländer, also die stursten deutschen Konservativen. Nun ja ... dieser Wunschtraum von Harry war natürlich von vornherein dem Tode geweiht. Wie alle Utopien, für die die Menschen etwas Handgreifliches opfern müssen, um etwas kaum zu Ahnendes zu erhalten. Derartiges ist von vereinzelt idealistischen großen Geistern zu erwarten, wie Harry es zweifellos gewesen ist. Will man davon jedoch einer gewaltigen Menge predigen, wird es für den Prediger ein Fiasko. Das ist nicht nur meine Meinung, sondern gilt auch als Gleichnis für Harrys *casus*. Aber das wurde mir erst später klar. Zunächst schenkte ich dem keinerlei Aufmerksamkeit, sondern studierte für Wahl, nun, die Verletzungen der Kniekehlenarterien. Und lernte übrigens Olga kennen, eigentlich lernte ich sie *neu* kennen. Denn ich kannte sie schon eine Ewigkeit. Schon aus Pernau, als sie ein kleines Mädchen war. Ihre liebenswerte sommersprossige Nase unter dem rotgestreiften Son-

nenschirm war mir beim Lustwandeln auf der Strandpromenade längst aufgefallen. Und von ihrem Vorhandensein in der Familie der Borms wußte ich schon als kleiner Junge. Als ich im April des Jahres achtzig in der Universitätsaula das Konzert Fräulein Blarambergs besuchte, begegnete mir Olga mit ihrer Mama in der Pause ... Ich wurde plötzlich gewahr, was für eine feine junge Dame sie geworden war. Ich küßte die Hand der Mama und spazierte mit ihnen bis zum Ende der Pause. Ich wurde nicht müde, Olga zu betrachten, wie sie still lächelte und kaum merklich die Lippen bewegte, was sowohl Heiterkeit wie leichten Spott ausdrücken konnte, aber den Eindruck erweckte, als sei es unbewußte Bereitschaft zum Küssen ... Die zweite Hälfte des Konzerts war für mich verloren – obwohl die Blaramberg just Rubinsteins „Asra“ sang, das, Sie wissen:



Als wir uns zur Garderobe begaben, stellte sich heraus, daß es inzwischen heftig zu regnen begonnen hatte. Vor der Universität standen einige Droschken, die von eifrigen Kavalieren sofort weggeschnappt wurden. Ich griff über die Brüstung der Garderobe nach meinem Mantel und stürmte davon, den Damen Borm eine Droschke holen. Ich rannte im Platzregen zwischen Rathaus und Heumarkt hin und her, bis ich endlich eine erwischte. Ich fuhr die Damen in die Sternstraße zu ihren Verwandten, bei denen sie abgestiegen waren, und lud sie zum nächsten Tag zum Mittagessen ein. Sie kamen natürlich, und am Abend begleitete ich sie wieder ... Und im Juli fuhr ich nach Pernau, obwohl mir im Herbst Examen bevorstanden. Jawohl. Aber davor kam Lydia aus Kronstadt nach Dorpat. Von ihr hörte ich (mir, ihrem „Herzensbruder“ erzählte sie unter vier Augen gleich davon, denn es hatte sie schwer getroffen), daß diese schreckliche Geschichte über unseren Vater schließlich auch unseren finnischen Freunden zu Ohren gekommen war und dort gewaltige Verwirrung und Sorge hervorgerufen hatte. Es handelte sich um eine sich in Einzelheiten verlierende Variante, in der es hieß, Vater habe mit den Deutschen nicht nur über die allgemeine politische Richtung des Blattes einen *schriftlichen* Vertrag geschlossen – dies sowieso! –, sondern jedes Wort, das in der Zeitung erschien, stehe unter der Kontrolle der Deut-

schen. Es hieß auch, Willigerode würde noch vor dem Zensor den Umbruch lesen ... Und Lydia sagte:

„Harry müßte Vater auf diskrete Art um eine Erklärung bitten ...“

„Wozu?“

„Ob ein derartiges Dokument vorhanden ist.“

„Lydia ... Wie kannst du?!“

„Schon gut, schon gut! Ein *solches* gibt es natürlich nicht. Aber *irgendwas*, vielleicht ... Ich weiß ja von nichts. Aber wir wissen, wie Gerüchte entstehen.“

Also die dreckigste Variante: doppelte Zensur mit Vaters Einverständnis und für schweres Geld, versteht sich ... Ich muß zugeben: Damals schockierte mich am meisten der Gedanke, daß man unseren Vater so eines Vergehens beschuldigen konnte. Später kam ich allmählich zum Schluß – ich meine hier meine Jahre als Zensor –, die Macht wäre keine Macht, wollte sie nicht den Geist überwachen, ob sie nun Kaiserliches Druckereiwesen oder Livländische Ritterschaft oder Herrn Tönissons Republik Estland hieß... Nun ja, hier gibt es angeblich keine Zensur. Hm. Wissen Sie, ich habe dieser *Branche* leider allzu nahegestanden, als mir das sagen zu lassen. Nun, bitte schön: Herrn Tönissons „Postimees“ hat in der vergangenen Woche geschrieben, die Polizei habe in Dorpat kommunistische Flugblätter gefunden. *Also*, warum hat sie nach ihnen gefahndet, wenn sie nicht verboten sind?! Aber *wer* hat sie verboten? Die *Zensur*, versteht sich. Es ist gleich, ob sie dafür ein eigenes Amt haben oder es aus Armut selbst tun. Folglich wird überall erbärmlich gelogen, wo man behauptet, es gebe keine Zensur. Aber wenn ich sage, ich hätte dieser *Branche* *leider* zu nahegestanden, so war das *leider* nicht allzu ernst gemeint ... Ein übler *Beigeschmack* wird an mir und meinen teuren Kollegen haften bleiben, an Rummel und Mickwitz und Jögever und wie sie alle heißen. Kein Geringerer als Vilde hat mich ja erst vor einigen Jahren als einen Zensor abstempeln wollen, der den Redakteuren empfohlen habe, mehr über Milchwirtschaft und weniger über Politik zu schreiben. Dann täte es nicht mehr not, so viel Unerwünschtes zu streichen, und ähnliches mehr. An den Rand eines seiner Aufsätze habe ich mit dickem Rotstift geschrieben: „In Rußland gibt es genug Freiheit, darum brauchen Sie über ihr Fehlen nicht so zu jammern!“ Oder so ähnlich. Genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Warum auch nicht? Wer pflichtgetreu seines Amtes waltet, kann dies gesagt haben ... Und sehen Sie, im Handumdrehen ist es um seine Reputation geschehen! Aber das meinen nur gewisse nette Narren, nun, wie wir uns in unserer Jugend vorgestellt haben, solche zu sein. Jawohl. Aber als ich nach diesem Gespräch mit Lydia in die Postkutsche stieg und gen Perna rollte, war ich noch so jung ...

So jung, daß ich mir Olga als mein Weib vorstellte, sobald ich die Augen schloß und mich auf den ausgeleierten Federn rütteln ließ. Diese Vorstellung verlieh den schweren Pferden Flügel, und das Getute des Posthorns – tut-tut, tut-tut, tut-tut – klang in meinen Ohren überaus melodisch. Zugleich aber schwankte die Beklemmung meines Herzens im Rhythmus der Fahrt, als hätte ich in die wacklige, wankende, kreischende Postkutsche einen verrosteten, sperrigen Eisenklotz von zehn Pud mitgeschleppt. Je mehr wir uns Pernau näherten, um so heller klangen die Posthörner, um so schwerer wurde mir um mein beleidigtes, gepeinigtes Herz ... Es hätte meinem Wesen entsprochen, als Mitglied einer verleumdeten Familie, kehrt zu machen, mich stur zurückzuziehen, mich in mein Studium der Kniekehlenarterien zu vertiefen und Olgas hübsche Knie zu vergessen, die ich noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Aber anscheinend ... Freilich, niemand kennt sich selbst voll und ganz. Jedenfalls habe ich bemerkt, je ausgeprägter ein widerspruchsvoller Seelenzustand ist, um so unmöglicher ist es vorzusehen, ob das Tun, das ihm entwächst und eine Lösung bringen soll, so oder anders ausfallen wird. Ich war bei Olga, ihrer Mama und ihrem Papa gewandter und erfolgreicher, als ich mir je zugetraut hätte. Vielleicht beflügelte mich die Angst, die Verleumdungswelle könnte jeden Augenblick von Finnland nach Pernau schwappen und ich würde mir wegen unseres zweifelhaften Rufes eine Abfuhr holen. (Bei der Familie Borm war das natürlich eine völlig unnütze Angst, nicht wahr.) Daß unsere Verlobung nach meinen Abschlußexamina in diesem Jahr nicht bekanntgegeben wurde, hatte ganz andere Gründe. Es waren schicksalhafte Ereignisse, und einige von ihnen waren niemandem bekannt. Niemandem außer mir. Und einige, die zwar bekannt waren, aber über deren Zusammenhang mit der sogenannten *Käuflichkeit* der Jannsens niemals ein Wort gefallen war.

Zur Zeit meiner Abschlußexamina wußte fast jeder in Dorpat, daß Olga Borm die Braut von Eugen Jannsen war. Im Grunde genommen war es nur natürlich, was mir Joosep Hurt am Abend des ersten November im Imbißraum des „Vanemuine“ sagte. Ich muß Ihnen einige Worte über ihn sagen. Sie wissen wahrscheinlich, daß Jakob Hurt zwei namhafte Söhne hatte. Rudolf war Pastor, er starb im Jahre siebzehn in Reval auf offener Straße (*Herzschlag*, versteht sich). Und Max ist jetzt hier ein wichtiger Kaufmann. Von Jakob brauche ich kein Wort zu sagen. Er war der *Große Hurt*. Aber über Joosep Hurt weiß heute fast kein Mensch mehr Bescheid. Und doch war er möglicherweise die ausgeprägteste Persönlichkeit der Familie Hurt. Mir ist nicht bekannt, wie er mit Jakob verwandt war. Wahrscheinlich recht entfernt. Jedenfalls war er ein Bauernjunge aus Alt-Koiol. Er war sogar ein wenig jünger als ich, wirkte aber stets älter,

wenn auch ein wenig knabenhaft. Anfangs studierte er Theologie, danach Philosophie, beides mit einigen Unterbrechungen. Als Mensch? Unscheinbar und auffallend zugleich. Er war mager, rötlichblond, schwindsüchtig und vom Tode gezeichnet. Durchsichtig und scharfsichtig. Er hatte strahlend blaue, jeden entwaffnende Kinderaugen. Dabei war er erbarmungslos zielstrebig. In der Zeit, von der ich berichte, war er für drei Jahre von der Universität ausgeschlossen. Wegen eines Zweikampfes. So. Und am Abend des ersten November des Jahres achtzig ... ich hatte fleißig Therapie gebüffelt, war müde und nervös ... Ich machte einen Spaziergang, um meinen Augen Erholung zu gönnen, und kehrte in die Imbißstube des „Vanemuine“ ein. Ich holte mir einen Humpen Bier und setzte mich an Jooseps Tisch.

Er schaute mich durchaus freundlich an. Vor seinem strahlenden Kinderblick mußte sich jeder irgendwie schuldig fühlen.

„Ah, Herr Doktor, du feierst wohl bald Hochzeit?“

Das ging mir nahe, denn unsere Verlobung war, wie ich erwähnt habe, noch nicht bekanntgegeben. Ich wollte damit warten, bis die Examina vorüber waren. Ein wenig schmeichelte es mir auch. Wie das bei jedem jungen Gecken der Fall ist. Und irgendwie reizte es mich. Wie das der Fall ist, wenn ein Gesprächspartner von unseren Angelegenheiten spricht und man seinen Reden einen anmaßenden Ton beimißt, den sie vielleicht in gewissem Maße enthalten. Überheblichkeit, sogar Neid, die man durch Spitzzüngigkeit überwindet. Ich weiß es nicht recht. Ich trank einen Schluck Bier und sagte:

„So Gott will.“

„Eine große Hochzeit“, sagte er und trank ebenfalls. Er sagte es ganz gleichgültig.

„Ob sie nun groß sein wird ...“ warf ich hin und verbarg meine schmunzelnden Mundwinkel im Bierschoppen.

„Warum nicht?“ erwiderte er. „Deinem Alten mangelt es ja nicht an Kleingeld.“

Wenn ich es mir im nachhinein überlege, sprach er auch diese Worte ruhig, freundlich, heiter aus. Bei Gott, ich bin mir nicht sicher, ob er dabei sogar lächelte. Und ob dieses Lächeln ironisch war. Erst später wurde mir klar, unter welcher Belastung ich gelebt hatte (und noch lebte), da seine Worte in mir eine jähe Wut hervorriefen, eine Wut wie ein brüllender roter Klumpen. Und dieser Klumpen traf mich direkt ins Gesicht. Bei Gott, ich fühlte es, und ich mußte den Schlag, ich mußte ihn zurückgeben. Meine Hand hob sich von selbst (so etwas ist mir noch nie passiert, nie zuvor und nie nachher), und ich versetzte Joosep eine Ohrfeige ... Das heißt, mit Gottes Hilfe faßten seine kräftigen, ein wenig feuchten Finger mich am Handgelenk, so daß ich seine Wange nur streifte.

„Wahrlich das spricht von *reinem* Gewissen?! Das ist doch närrisch.“ Er musterte mich mit seinem hellen Blick, ließ meine Hand los, und ich sah seine Augen schmal und dunkel werden.

„Eigentlich sollte ich dich fordern“, sagte er ein wenig heiser. Seine Wangen hatten sich gerötet. „Drei Jahre hat man mir dafür schon aufgebremmt. Weitere drei können mir nichts mehr anhaben.“ (Tut er sich wirklich mit seiner Schwindsucht groß, dachte ich) – „aber wozu?“ Er betrachtete mich mit freundlicher Verachtung, und ich fühlte buchstäblich die Gründe: meine Wohlhabenheit (verglichen mit ihm), meine Strebbarkeit, mein Stand als Bräutigam, meine Gesundheit (damals war ich ein kerngesunder Kerl), meine hoffnungsvolle Zukunft, und noch etwas, noch etwas ... Er sagte:

„Eugen, ich versichere dir, ich habe ihn nicht berühren wollen, den wunden Punkt eurer Familie. Aber jetzt – komm mit!“

Er erhob sich, die halbvolle Bierflasche blieb auf dem Tisch stehen. Er ging aus dem Lokal, die feuchten Hände in den Taschen. An der Tür schaute er zurück, ob ich ihm folgen würde. Ich tat es. Wir zogen uns schweigend die Mäntel an und gingen die Bahnhofstraße hinab. Ich fragte:

„Wohin?“

Er antwortete, und mir wurde unheimlich zumute:

„Das wirst du sehen. Das mußt du sehen ...“

Er eilte voran durch die dunklen Straßen, seine Schritte hallten auf dem Gehsteig und der gefrorene Straßenkot knisterte. All das kam mir seltsam vor. Aber ich konnte mich ja nicht weigern, ihm zu folgen. Wir gingen über die Brücke, über den Markt, am Rathaus vorbei und die Enge Gasse empor bis zur Teichstraße.

„Joosep, du willst zu uns? Was hat das zu bedeuten? Ich bin bereit, dir Satisfaktion zu geben. Aber erkläre doch ...“

„Sofort.“

Neben der Marienkirche, an der großen Tür des Pastorats blieb er stehen. Verwundert sah ich ihn einen Schlüssel aus der Tasche nehmen und die Tür aufschließen.

„Komm.“

Ich betrat einen dunklen Gang.

„Joosep, was hast du in diesem Hause ...?“

„Ich helfe Willegerodes Archiv ordnen.“

Joosep schritt im dunklen Gang voran. „Hier ist die Kirchenkanzlei, und hier ...“, er wandte sich nach rechts, „ist sein Arbeitszimmer.“ Er schloß die nächste Tür auf. „Hier beschäftigt er sich mit seinen Angelegenheiten als Konsistorialrat und Zensor. Und mit weiteren Dingen. Und manchmal vergißt er seine Papiere dort, wo sie nicht hingehören.“

Ich stand in einem großen dunklen Zimmer. Joosep zündete eine Kerze an. Ich erblickte einen Schreibtisch, die Scheiben der Bücherschränke und die ledernen Rückenlehnen der gewaltigen Sessel. Joosep öffnete eine Schranktür, ein Schubfach. Er nahm die Kerze in die Hand. Seine spitzen Schultern verdeckten das Licht, und die Schatten tanzten an der Decke. Er blätterte in einem Stoß von Papieren. Dann warf er etwas vor mich auf den Schreibtisch und stellte die Kerze daneben:

„Schau!“

Ich schaute. Es waren kleine zusammengefaltete Zettel. Etwa zwanzig Stück. Ich beugte mich näher zur Kerze und über die Zettel. Ich schaute noch einmal hin. Ich nahm sie in die Hand. Ich blätterte in ihnen. Ich drückte die Augen zu und betrachtete sie dann aufs neue.

„Lieber Gott!“

Wahrscheinlich war das ein Schrei.

„Leise.“

Hierdurch bestätige ich untertänigst ...

Hierdurch bestätige ich ...

Hierdurch ...

in Sache „Eesti Postimees“ ...

in Sache „Eesti“ ...

dreihundert Rubel empfangen zu haben ...

sechshundert Rubel empfangen ...

neunhundert Rubel

Tausend ...

Johann Woldemar Jannsen, Redacteur

Johann Woldemar Jannsen

Jannsen

Ich habe irgendwo von einem österreichischen Soldaten gelesen, der durchaus nicht turn- und sportbeflissen war, doch im Weltkrieg unter starkem MG-Beschuß über einen Drahtverhau gesprungen sei, der sich als nahezu zwei Meter hoch erwiesen habe. Und ich glaube, bei Erdbeben kann man über die Grenzen seines eigenen Wesens springen. Nach oben oder unten. Wenn man den Boden unter den Füßen verliert und fühlt, daß die Erde einen verschlucken will.

Ich weiß nicht, ob mein Handeln höher oder niedriger war als meine Wesensart. Das Motiv ist mir bis heute nicht klar. Ich steckte die Quittungen unseres Vaters in die Tasche. Wie ich mich erinnere, sagte ich recht ruhig zu Joosep:

„Die nehme ich mit.“

„Nein!“ Joosep streckte die Hand aus, er wollte wohl meine Mantel- und Rockschoße aufreißen. Ich sagte:

„Dann mußt du mich umbringen.“

Er tat einen Schritt zurück, betrachtete mich und preßte die Lippen aufeinander. Wir standen uns einen Augenblick still gegenüber. Plötzlich sagte er:

„Gut, also ist es entschieden.“

In jenem Augenblick konnte ich natürlich nicht verstehen, was er damit meinte. In jenem Augenblick konnte ich nichts verstehen. Nur das eine, daß für mich eine Welt zusammengestürzt war. Meine Welt war zusammengestürzt, und mein Verantwortungsgefühl lag tief unter ihren Trümmern. Genauer mitten in dem Geröll und dem Steinhagel und dem Getöse des Weltzusammenbruchs. Als ich aus dem Pastorat trat und auf die finstere Teichstraße rannte, schien es mir noch um mich herum und in mir zu toben. Ich lief nach Hause. Ich rannte so schnell, daß mir der Atem wegblieb, als ich zur Tür hineinstürzte, obwohl es nur eine kurze Strecke war. Ich lief direkt in Vaters Arbeitszimmer. Meine Welt war zusammengestürzt. Mir war alles egal.

Ich erinnere mich an Vaters breiten Rücken im grauen Morgenrock und an den grauen Haarkranz um seinen kahlen Schädel, als er sich im Schreibtischsessel umdrehte – in demselben, den ich von den Kindern seiner Verwandten endlich zurückerhalten habe. Er musterte mich durch seine silberumrahmte Brille. Er sprang auf.

„Was hast du?“

„Vater! Was hast du uns angetan?!“

Er war bei all seiner schlichten Derbheit ein Mensch von überaus schneller, präziser Auffassung. Später, als ich mir diesen Augenblick in Erinnerung rief, war ich überzeugt, daß ihm alles von vornherein klar war.

„Was soll ich euch angetan haben?“

„Du hast uns zehn Jahre lang elendiglich *betrogen!* Ich habe gesehen, in Willigerodes Archiv ... Vater! Kannst du denn nicht verstehen ... Herrgott! Du hast uns seit Jahren vor der Welt in *Schande* gebracht ... Und das Volk – das estnische Volk ... Vater! ...“

Ich schrie beinahe, meine Stimme wurde weinerlich und ekelte mich an.

Er schürzte die Unterlippe und schaute mich prüfend an. Darauf begab er sich zum Schrank, nahm von dort, wo seine Kaffeekanne stand, ein Glas und die Zuckerdose, tat fünf gehäufte Löffel hinein, goß aus der Kanne Wasser darüber und rührte alles mit einem silbernen Löffel um.

„Da, trink. Das beruhigt.“

Seine Hand mit dem Glas zitterte ein wenig. Das brachte mich noch mehr auf. Ich sagte:

„Wir können unser Lebtage niemandem mehr in die Augen sehen! Du – du, Vater – *warum* ...?“

„Ich hätte nicht gedacht, daß du so ein Einfaltspinsel bist. Von meinem Blut, und so ein Narr! Euch zehn Jahre lang betrogen ... Ich habe euch – euch alle – jahrzehntelang ernährt und gekleidet und unterrichtet! Und nach Kräften versucht, Menschen aus euch zu machen!“

„Wenn du mich für *das* Geld gekleidet hast – so nimm dies hier zurück!“

Ich zerrte den Mantel vom Leib und schleuderte ihn Vater vor die Füße.

Er schwieg eine Weile. Vielleicht suchte er seine Fassung wiederzuerlangen. Dann sagte er mit seinem breiten Bauernschmuntzeln, aber sehr leise:

„Na, gib Jacke und Hose auch her – und dann? Das Jungchen zeigt auf seinen Puller?“

Er stellte das Glas, das ich nicht berührt hatte, auf den Tisch. Er drückte mich auf den Stuhl, der für Gäste vorgesehen war. Er stand vor mir, die kräftigen Waden gespreizt, die gestreiften Hosenbeine hingen über den roten pelzverbrämten Saffianpantoffeln.

„Du sagst, in Willigerodes Archiv? Was hast du dort gesehen?“

„Die Quittungen deines Judaslohnes. Alle unterschrieben.“

„Hm.“

Pause.

„Wer hat sie dir gezeigt?“

(Gott im Himmel! Er bestritt es nicht einmal! Ich hatte ja deutlich vom *Judaslohn* gesprochen! Und er bestritt es nicht! Er schluckte es und fragte: „Wer hat sie dir gezeigt?“!)

„Egal, wer.“

Das kupferne Pendel der Standuhr bewegte sich hin und her – tick-tack, tick-tack, tick-tack.

„Im Grunde genommen – wirklich egal.“

Er trat ganz nahe an mich heran. Ich spürte den Zigarrenduft seines Morgenrockes. Er legte mir die Hände auf die Schultern. Seine städtisch weißen Bauernpranken, die die Welt aufrechtgehalten hatten. Seit der Zeit, als sie die Ruder hielten, am Sonntagvormittag, im grünen Boot, bei der Brücke des alten Siiml am schilfbewachsenen Ufer.

Er setzte zum Sprechen an. Ich hörte alles, was er sagte, aber es war wie eine Steinmauer um mich herum. Für einen Moment spürte ich die Mauer beben, dann stand sie wieder fest an Ort und Stelle, ob ich wollte oder nicht. Der Sinn seiner Worte blieb auf der anderen Seite. Was mich erreichte, war leerer Schall.

„Jawohl, ich habe sie dafür blechen lassen. Ich versuche es dir zu erklären. Damit du in deiner jungen Torheit die Dinge richtiger beurteilen kannst. Du bist zwar studierter Arzt, scheinst aber den Verstand eines

Kindes zu haben. Du denkst wohl, wenn ich ihr Geld nicht genommen hätte, hätten sie mir bei der Zeitung *freie* Hand gelassen ... Narr!“

Er nahm seine Hände von meinen Schultern.

„Wäre es so, ja dann ... Ich weiß nicht, ob ich mich unbedingt für einen Judas halten würde ... Aber Geld zu nehmen, hätte wahrlich einen Beigeschmack gehabt – wenn ich dafür meine Hände hätte in Fesseln legen lassen.“

Er trat ein paar Schritte zurück. Er stemmte die Arme in die Hüften (wie Jakobson, ging es mir durch den Kopf) und hob die Stimme wie bei einer Sängereinführung, wo ihm dreitausend Menschen zuhörten. Sein dicker Hals bekam rote Flecken.

„Aber ich hatte ja ohnehin nicht freie Hand! Ein Zeitungsmann ist nie unabhängig! Zumindest nicht hier, unter den Fittichen des gesegneten Zarenadlers. Auch anderswo kaum ...“

Er ging zum Fenster, wandte sich um, und ich bemerkte am lebhaften Funkeln seiner Augen, daß er sich ein äsopisches Gleichnis ausgedacht hatte, um mir die Angelegenheit klarzumachen. Und er genoß seine Erfindungsgabe! In einem *solchen* Augenblick vermochte er sein Phantasiebild zu genießen, da er meinte, es sei ihm gelungen!

„Verstehst du: Wenn ich ihnen mein unberührtes Kind für Geld hingeben würde, sollte man mich zu Tode steinigen. Aber sie haben es schon im voraus, schon längst, schon sowieso zu ihrer Hure gemacht! Oh ja – sie lassen es im Bauernhaus und in der Dorfschenke in Gesellschaft von Bauern sitzen und leeres Stroh dreschen, damit sie nicht dazu kommen, über die Deutschen zu schimpfen! Sie lassen es den Bauerntölpeln Sittsamkeit predigen, als wäre es eine Jungfrau. Jawohl! Aber dafür fickt Herr von Rumel sie zweimal die Woche von vorn und hinten, wie es ihm gerade gefällt. Und ich kann nichts dagegen tun. Und wenn der Herr Polizeimeister, von Lüsternheit getrieben, auf der Bildfläche erscheint, kann sich mein Kind nicht widersetzen, und mit dem Herrn Bürgermeister steht es ebenso, und ganz ähnlich ist es mit dem Gendarmeriechef, nicht wahr, von den Herren Gouverneuren und Generalgouverneuren ganz zu schweigen ...“

Plötzlich nahm ich wahr, daß das, was mir über meine Steinmauer zu Ohren kam, dem Aufschrei eines alten Mannes gleichkam.

„Aber wenn es schon mal nach Recht und Gesetz und vor aller Augen so ist – dann sollst du, soll jeder mir sagen, der meint, das Recht zu haben, in dieser Angelegenheit das Wort zu ergreifen ...“

Er griff nach dem Glas mit dem Zuckerwasser, führte es aber nicht an die Lippen.

„... warum ich jammern und wehklagen sollte, wenn einige alte Böcke mit meinem Kind Unzucht treiben wollen und sogar bereit sind, mich

dafür königlich zu bezahlen, was bei den anderen Herren durchaus nicht der Fall ist ... Sollte ich da nicht sagen ... Ja, ich habe mir gesagt ...“

Er faßte das Glas aufs neue. Seine Hand zitterte heftig, während er es leerte.

„Ich habe mir jedenfalls gesagt: Wenn dein Kind ihnen nicht zu Willen ist, finden sie tausend Gründe, es hinter Schloß und Riegel zu bringen und ihm die Gurgel abzdrehen, so daß sich niemand an ihm ergötzen kann. Also lassen wir ihnen ihren Willen, denn nichts anderes bleibt uns übrig. Zumal dafür draufgezahlt wird! Warum sollten wir das Geld verschmähen? Könnten wir es nicht dadurch, was wir dafür kaufen, veredeln?“

Sein blasses Gesicht war schweißnaß. Er kratzte den Zucker mit dem Silberlöffel aus dem Glas, steckte ihn in den Mund und sagte:

„Und wenn du es wissen willst, es war mir um so leichter, ihr Geld zu nehmen – ihre Hauptforderung war natürlich, ich sollte Jakobson entlassen – und sie kamen zu mir einige Tage, nachdem – wären sie früher gekommen, ich weiß nicht – einige Tage, *nachdem* Jakobson die Sache auf die Spitze getrieben hatte. Er, dieser Grünschnabel, hatte die Stirn gehabt, zum alten Jannsen zu sagen, er verstehe nichts von Politik! Gänse gehütet hat diese Rotznase, als der alte Jannsen für das estnische Volk schon eine Zeitung herausgab! Ich habe ihm auf den Kopf zugesagt: Erstens – magst du eine noch so gewandte Feder führen, der alte Jannsen ist nicht dein Schulbub! Und zweitens, und prinzipiell: Der ‚Eesti Postimees‘ hat von dir, von all den Tirands und Habakuks ohnehin genug! *Bis hierhin* und nicht weiter! Und fast am nächsten Tag erschien Willigerode bei mir und bot mir den Mammon der Ritterschaft an, für etwas, was ich schon ohnehin getan hatte. Eugen, kannst du das verstehen? Nein?“

Er stand wieder beim Schreibtisch. Er stützte seine gewaltigen Hände auf den Tischrand. Seine breite nasse Stirn schimmerte grünlich im Schein des Lampenschirms. Seine Stimme klang unerwartet schrill, als er sagte:

„Ihr seid komisch. Ihr begreift auch nichts. Ihr besucht das Gymnasium. Ihr besucht die Universität. Ihr führt ein fideles Burschenleben. Wir kaufen ein Haus, wir empfangen Gäste, wir unterstützen besitzlose Studenten. Mama und ich fahren nach Hapsal zur Schlammkur, wir reisen hin und her zwischen Riga und Petersburg, wir besuchen Finnland. Du und ich besuchen die Berliner Oper, wir fahren nach Wien zum ‚Heurigen‘ ... Warum zum Kuckuck hast du dir das alles gefallen lassen, junger Herr? Warum hast du nicht schon längst gefragt, woher das alles kommt? Wieso ist deine Rechenkunst so miserabel? Und nun plötzlich wirfst du mir vor, das Blatt deines Vaters sei ein noch schlimmeres Flittchen gewesen, als du es hast wahrhaben wollen!“

Er stand mit aufgestützten Händen am Tisch. Und plötzlich sagte er ganz leise:

„Genug. Ich habe getan, was ich konnte.“

Es ist möglich, daß meine Verzweiflung nach neuer Nahrung verlangte, und ich fand sie nur, indem ich ihn beleidigte. Vielleicht hatte die Mauer doch einen Riß bekommen, und ich wollte diesen Riß mit einer eisernen Klammer verschließen. Ich weiß es nicht. Ich stand auf und sagte:

„Ich habe geglaubt, daß unser Vater ein Führer des estnischen Volkes ist. Aber es stellt sich heraus, daß er ...“ (nein, ich hätte es sonst nicht gesagt, so viel Kinderstube hatte ich trotz allem bewahrt, aber sein eigener Vergleich legte mir die Worte in den Mund. Übrigens ist vieles, was wir sagen, nur ein Echo der Worte anderer Leute ...) „... es stellt sich heraus, daß er ... (Ich konnte kein estnisches Wort finden und sagte heiser) ... *der Zuhälter seiner eigenen Tochter ist!*“

Ich zog seine Quittungen aus der Tasche und schleuderte sie vor ihn auf den Tisch.

„Da – der Schandfleck der Jannsens!“

Ich machte kehrt. Ich wollte fort. Ich wußte nicht, wohin. Es war mir egal, nur WEG. Und gleich morgen wollte ich die Schmach der Jannsens an allen Straßenecken verkünden. Nicht, um mich zu läutern. Ich fühlte, daß dies niemals möglich sein würde. Aber um *irgendetwas* gegen die Schande zu tun.

Da hörte ich einen kurzen, merkwürdigen Seufzer. Und ein seltsames Knirschen. Er knirschte noch, während ich mich umdrehte.

Ja, ich wiederhole: Vorahnungen gibt es. Ja, mehr noch: Es gibt sogar Vorahnungen ganzer Situationen im präzisesten visuellen Sinn. Dortselbst, in Vaters Arbeitszimmer, sah ich, was ich zwei Jahre zuvor oben in meiner Dachkammer erlebt zu haben glaubte: auf Vaters Schreibtisch brannte die Petroleumlampe mit dem grünen Schirm. Vaters Oberkörper war auf ein Tischende gesunken, sein Gesicht lag auf der Platte. Er versuchte, sich am rechten oberen Schubfach festzuhalten, als wollte er es vor jemandem schützen, aber seine Hände gehorchten ihm nicht. Sie glitten am Tisch hinab wie leblose weiße Gegenstände. Sein breiter Rücken im grünseidenen, bestickten Morgenrock und sein starker Nacken kamen langsam in Bewegung. Seine Beine wurden schwach, und sein Körper stürzte zu Boden. Keine Ohnmacht verschonte mich von diesem Anblick, wie er seitlich auf den Boden sank und reglos liegenblieb. Damit hörte auch das seltsame Knirschen auf, das seinen Sturz begleitet hatte. Das kam vom Tintenfaß her, das sein Körper vom Rand der Glasplatte mitgerissen hatte. Es stand einen Moment am Tischrand aufrecht und fiel dann neben Vater auf den Boden. Ein blauschwarzer Tintenstrom rieselte über

Vaters Stirn und seine rechte Wange. Der Aufprall des Tintenfassers holte mich aus meiner Erstarrung. Ich war kein Richter mehr. Ich war wieder Sohn. Ich war Arzt. Vor allem Arzt. Ich glaube nicht, daß Sie sich vorstellen können, welch eine verzweifelte Erleichterung ich dadurch empfand. Selbst in diesem entsetzlichen Augenblick.

Ich riß Vaters Hemdkragen auf. Er war besinnungslos. Sein Puls war ungefähr hundertdreißig. Er war schwer, und ich bin nie ein kräftiger Mensch gewesen. Aber er durfte nur vorsichtig bewegt werden. Ich lief ins Hinterhaus und holte den Hausmeister zu Hilfe. Wir hoben Vater aufs Sofa. Ich bettete seinen Kopf auf die kühle lederne Armlehne. Ich legte ihm kalte Umschläge auf die Stirn, versuchte, sein Gesicht von der Tinte zu säubern und schickte das Zimmermädchen nach Doktor Reyher. Ich sagte: „Lauft! Auch zurück müßt ihr laufen. Sucht keine Droschke, das dauert zu lange!“

Als das Zimmermädchen gegangen war, fiel mein Blick auf die Quittungen. Sie lagen auf dem Tisch, unberührt, wie ich sie vor Vater hingeschleudert hatte. Sie bildeten zwei Häufchen auf einem weißen Papierbogen. Ihre zusammengehefteten Ecken bildeten einen spitzen weißen Hügel, der durch einen scharfen Gegenstand entstanden war. Wie ein Stich mit einem spitzen finnischen Dolch, ging es mir durch den Kopf, von unten nach oben, durch den Tisch, aus einer anderen, fürchterlichen, jedoch bedeutungslosen Welt, wie ein Schwertstoß durch eine Kulisse. Hamlet – Polonius – zwei Könige – eine Königin, wer war wer? – Ich nahm die Quittungen, riß sie, je zwei, drei vom Faden, verbrannte sie über der Schreibtischlampe mit dem grünen Schirm und versengte meine Finger. Erst als ich bereits die Hälfte verbrannt hatte, bemerkte ich, daß Feuer im Ofen war, und ich warf die übrigen hinein. Danach öffnete ich das Fenster, um den Brandgeruch zu vertreiben.

„Gut, daß Sie das Fenster aufgemacht haben. Frische Luft tut ihm gut“, sagte Doktor Reyher zehn Minuten später.

Die Diagnose lautete, wie Sie wissen, *apoplexia cerebri*. Seine rechte Hand blieb gelähmt. Ansonsten fehlte ihm physisch kaum etwas, nachdem Heinrich und Hirsch ihn sorgfältig behandelt hatten und ich getan hatte, was ich konnte. Aber zehn Jahre lang war er ein gutmütiges, unglückliches, grauhaariges Kind. Sein Geist war tot. Und ich – bin fünfzig Jahre lang ein Vatermörder gewesen. Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht. Das ist nicht nur naiv, sondern sogar dumm. Glauben Sie, Sie hätten recht und ich würde mich irren – wenn Sie sich mit diesen Gedanken fünf Sekunden abgeben, ich aber seit fünfzig Jahren. Ich weiß, juristisch gesehen rede ich Unsinn. Schon weil unser Vater noch zehn Jahre gelebt hat, nicht wahr. Aber er war nicht mehr er selbst. Er konnte sich an

nichts erinnern, er wußte nichts mehr von seiner Arbeit, von seiner Schuld, von seiner Wahrheit. Juristisch hat das keine Bedeutung. Doch das ist kein Trost für mich. Kein Strafrecht würde das als Mord qualifizieren, was ich damals, vor neunundvierzig Jahren, am Abend des ersten November in Vaters Arbeitszimmer getan habe. Das ist mir bewußt. Aber das kann mich nicht trösten. Tatsächlich wissen wir: Wenn man jemandem einen Schlag auf den Kopf versetzt, normalerweise einen ganz harmlosen, und der Getroffene stirbt daran, weil er eine Trepanation gehabt hat, von der der Täter nichts wußte, ist dieser nicht des Mordes schuldig. Das ist verständlich. Ich aber *kannte* seinen wunden Punkt! Ich hatte diesen *absichtlich* getroffen! So heftig, wie es mein Egoismus erforderte! Ja-ja-ja, ich kann alles verstehen ... Seine Schuld, sein Verbrechen ... Ideale ... den verratenen Wunsch des Volkes nach starken Männern ... und die Wahrheit als einzige Dimension der Stärke ... Ich kann alles verstehen – aber Sie sollen auch mich verstehen!

Wenn ich Ihnen jetzt schreibe:

„Herr Palm! Sie sprechen von Dokumenten, die Vater Jannsens Schuld belegen. Aber solche Dokumente sind ja in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ...“

Das ist goldwahr, Herr Palm (Wie alt sind Sie? Noch nicht dreißig, nicht wahr? Aber ich bin siebenundsiebzig). Ich habe sie eigenhändig verbrannt. Und versuchen Sie mich zu verstehen ... Ich habe nur den einen Ausweg, denselben, den ich in der Angelegenheit meines Vaters gewählt habe, ich habe nur den Ausweg, *etwas* zu tun, um den Riß in mir selbst zu überbrücken, von dem ich Ihnen erzählt habe ... um etwas in mir entstehen zu lassen, das die zwei Ebenen meines Daseins verbindet, und *vielleicht* etwas Drittes gebiert, das *jenseits von Gut und Böse* steht ... und meinen Weg zu Ende zu gehen.

Um unsere abstrakte Unterhaltung zu beenden: Sie sehen ja selbst – Helden gibt es in meiner Erzählung nicht, außer einem, der er vielleicht seinem Wesen nach war, von dem aber nur so nebenbei die Rede gewesen ist: Joosep Hurt. Sie werden sich erinnern: Als er mir die Quittungen überließ, sagte er: „Gut, also ist es entschieden.“ Und ich fragte ihn nicht, was er damit meinte. Eine Woche später habe ich es erfahren. Er hatte im Kreis Werro einen Bruder, der zum Wehrdienst einberufen wurde. Für sechs oder sieben Jahre, so lange dauerte das damals. Aber sein Bruder war verlobt, gesund und alles, was dazu gehört. Joosep hatte sich schon lange überlegt, ob er nicht an seiner Statt einrücken sollte. Das Wehrdienstgesetz der Zarenzeit hätte es ermöglicht. Die Kommission hätte sich bestechen lassen und seine Schwindsucht übersehen. Mein Raub aus dem Archiv, das er zu betreuen hatte, ließ seinen Entschluß reif

werden. Aber es gelang ihm nicht, den Bruder zu retten. Ein Jahr später verunglückte er tödlich. Und Joosep wurde entlassen. Und ich fürchte sehr, daß es auch mir nicht gelingt, die Ehre meines Vaters zu retten. Aber ich werde irgendeine Bürde los, wenn ich schreibe, wenn ich immer wieder schreibe:

Herr Palm, ich, der einzige noch lebende Sohn von J.W. Jannsen bin auf das ehrliche aufklärerische Wirken meines Vaters für sein Volk stolz und drücke hierselbst meine allertiefste Verachtung aller Verfasser von Schmäh- und Verleumdungsschriften aus – meine al-ler-tief-ste Ver-achtung.

Punkt. Unterschrift.

Gott sei gepriesen.

Moderato
p

Музыкальный фрагмент, состоящий из вокальной линии и фортепиано-сопровождения. Темп обозначено как Moderato, динамикой — p. Музыка написана в 3/4 такта, минорной тональности. Под певчим голосом напечатаны русские слова: Ве - чер - ком гу - лять хо - ди - ла дочь Сул - та - на.

Grzegorz Musiał

Grzegorz Musiał wurde 1952 in Bydgoszcz (Bromberg) geboren. Er studierte Medizin in Gdańsk (Danzig) und arbeitet heute als Augenarzt in seiner Heimatstadt Bydgoszcz. Mit seinen Ende der 70er Jahre publizierten Gedichtbänden „Rewia“ (1978, „Revue“), „Kosmopolites“ (1980, „Kosmopoliten“), „Listy do brata“ (1983, Samizdat-Ausgabe, „Briefe an einen Bruder“) stellt er sich in die Tradition der Generation, die das Erbe der „Nowa Fala“ („Neue Welle“) antritt und von ihr wesentlich beeinflusst wurde. Typisch für diese Schriftsteller ist der Angriff auf das „sozialistische“ polnische „Establishment“, seine Heuchelei und Doppelmoral.

Musiał debütierte in der Literaturzeitschrift „Twórczość“ auch mit Prosawerken, die mit ihren Experimenten einen eigenen, umstrittenen Weg verdeutlichten. In den 70er und vor allem in den 80er Jahren stand der junge Schriftsteller außerhalb der politisch engagierten Literatur Volkspolens. 1982 wurde er wegen seiner politischen Aktivitäten für die unabhängige Gewerkschaftsbewegung „Solidarność“ inhaftiert. Nach seiner Freilassung distanzierte er sich von der offiziellen „Twórczość“ und begann im illegalen „zweiten Umlauf“ polnischer Literatur zu wirken. Seit 1987 ist er Redaktionsmitglied der namhaften „Res Publica“. In den Jahren 1990 bis 1993 redigierte er die Zeitschrift „Tygodnik Literacki“, arbeitete eng mit den Literaturzeitschriften „Tytuł“ (Gdańsk), der „Odra“ (Wrocław) zusammen und half, die polnische Zeitschrift für Kunst und Literatur, „Kwartalnik Artystyczny“, mitzugründen, deren Mitherausgeber er bis heute geblieben ist.

Familiäre Bindungen und persönliche Freundschaften, die in seiner Heimatstadt Bydgoszcz nachwirkende andere deutsche Kultur und Architektur sowie längere Aufenthalte vor allem in (West-)Berlin bestimmen Musiałs Bild, sein Verhältnis und seine Beziehungen zu Deutschland. In diesem Zusammenhang ist das in Berlin geschriebene „Berliner Tagebuch“, ein interessanter lyrischer Zyklus aus dem Jahr 1985, besonders aufschlußreich.

In Polen machte sich Musiał auch einen Namen als Übersetzer aus der englischsprachigen Literatur. Dank seines Einsatzes und seiner hervorragenden Übertragungen wurden z. B. Allen Ginsbergs Dichtung „Howl and Other Poems“ (1984) und „Kaddish and Other Poems“ (1998) in Polen bekannt. 1994 gab Grzegorz Musiał eine Anthologie von 55 zeitgenössischen amerikanischen Dichtern unter dem Titel „America, America!“ heraus. Der Schriftsteller und Übersetzer ist Träger verschiedener Literaturpreise, u. a. des Wyspiański-Preises (1987) und des renommierten

Kościelski-Literaturpreises (1989), der jährlich in Genf vor allem an polnische Exil- und Untergrundschriftsteller verliehen wurde. Zahlreiche Stipendien – wie z.B. Fulbright 1989/90 – und die Mitgliedschaft im International Writing Program führten ihn in die USA (Iowa 1989, 1998) und dokumentieren neben Lesungen in Schweden, den USA und Großbritannien sowie zahlreichen Übersetzungen ins Englische, Deutsche, Russische, Spanische, Französische und Slowakische seine internationale Anerkennung.

Sein erster, stark autobiographisch gefärbter Roman „Stan płynny“ (1981, „Flüssiger Zustand“) spielt eine große Rolle im Enttabuisierungsprozeß der polnischen Literatur. Von besonderer Bedeutung sind hierfür auch seine späteren Romanwerke wie z.B. „Czeska bizuteria“ (1983, „Böhmischer Schmuck“), „W ptaszarni“ (1989, „In der Volière“). Von großer Wirkung und wegen des Aufgreifens eines der größten Tabus in Polen, Homosexualität und katholische Kirche, heftig von der konservativen polnischen Kritik angegriffen ist sein letzter großer Roman „Al Fine“ (1997), aus dem hier ausgewählte Fragmente vorgestellt werden.

Das Schreien¹ der Schwalben am stürmischen Himmel und der Klang eines Violoncellos hinter einem angelehnten Fenster zeugten davon, daß dieser Teil des Abends für feinsinnige, delikate Dinge bestimmt war, die man so wie die Flügel eines Schmetterlings besser nicht anrühren und zerstören sollte. Die Soldaten rochen nach einer Mischung aus Mitleid und Verachtung für die Welt, die sie nicht verstanden, und die Uniform sowie die Schuhe, in die man sie gesteckt hatte, schienen von heißem Blut und Schweiß vollgesogen zu sein. Er dachte an ihre Körper, gedrungen und weiß, verdeckt durch eine grünblaue Hülle, als sie unter den Natriumlampen vorüberzogen, schwarz wurden und wieder wie Statuen, die in die Tiefen des Tyrrenischen Meeres stürzten, in der Finsternis verschwanden. Er dachte an ihr nächtliches Gefurze irgendwo in Stargard oder Wałcz, an Witze über Weiber, die sie sich bei einer Zigarette irgendwo bei Legnica erzählten, und er dachte an ihr heimliches Onanieren unter der steifen Decke in einem Schlafsaal irgendwo in Brzeg, Lębork oder Gorzów. Beim Vorübergehen spürte er ihre grobe, übelriechende Sprache, eine Zunge, die wie in der Kindheit fette Fliegen aus der Sahne schleckte, denn er hatte von Freunden erfahren, daß diese Leckerbissen chinesischer Gerichte sein sollten.

¹ Textauschnitt aus: Al Fine. Gdańsk 1997, II. Kapitel „Palimpsest“, S. 47ff. Aus d. Polnischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

– Riki-tiki-tak – sagte ein Blonder und als er von einem Brünetten nach seiner Frau gefragt wurde, setzte er hinzu: „die Schlampe würde ich aufhängen“. Dann sagte er etwas über eine Alte, die auf Bildern vor fünf Jahren noch so-lala ausgesehen hätte. Er erinnerte sich schon nicht mehr daran, wie er sie eigentlich angequatscht hatte, an solche Sachen erinnert man sich nur ungern, aber sie waren über den Kerl mit einer Rolex am Handgelenk nicht erstaunt, der an einem Sommerabend nach riki-tiki-tak mit irgendwelchen Weibern und nach einem Versteck fragte. Sie nahmen die Einladung lässig, mit der Billigung von Kurtisanen an, die über eine Handvoll Schmuck, den man ihnen vor die Füße geworfen hat, lediglich die Achseln schütteln.

Der flache Bauch des Blondens lugte unter dem graugrünen Hemd hervor. Sławek verschluckte sich. Was konnte man weiter tun, als jede einzelne Szene zu *bekennen*? Obwohl das wiederum nicht sehr verständlich ist, wenn man sie ganz und gar nicht bereut. Inzwischen hatte der zweite Soldat sein erhitztes Gesicht über die Tastatur des Computers gebeugt und hämmerte einen Brief an irgendeine Ania. Sławek kam das erst am nächsten Tag in den Sinn, und obwohl der Computer immer mit denselben blauen Schriftzeichen schrieb, der Handschrift von Elżbieta ähnlich, Zeile für Zeile wie mit Mohnkörnchen bestreut, erschien es ihm nach einem Augenblick so, als wären sie ekelerregende Griffel, hinkende Quanten von Soldaten, fette Schenkel, Fleischmasse und Ärsche von Soldaten, an denen er sich ergötzt hatte wie an den Flüchen an der Hauswand oder an der Schultafel, bevor die Lehrerin herein kam. Klopf, klopf, die Tastatur des Computers, „hört schon damit auf“, brummte der Schwarzhaarige und zog die Augenbraue bei einem verflixten orthographischen Problem nach oben, „ich habe auch keinen Bock mehr“.

Der Kumpel hat 'nen größeren, versicherte der Blonde, knöpfte sich das Hemd zu und wandte sich halb von Sławek ab. Die langen Wimpern warfen einen Schatten auf seine eingefallenen Wangen, kurze helle Strähnen klebten ihm an der Stirn. „Solch eine Maske liebt Luzifer besonders“, dachte Sławek. „Also das ist ein mustergültiger Soldat, ein empfindsamer Sohn, ein ausgezeichneter Automechaniker, ein Koch oder sonst was ... ich kenne, ich kenne das Feuer, das sich auf dem Gesicht ausbreitet, wenn etwas passiert, was die Seele in ihrer innigsten Intimität und zugleich in ihrem abscheulichsten Verlangen berührt“, dachte er, indem er sich die nackten Schenkel des Soldaten auf die Schultern lud, „und worauf man nicht anders antworten kann, als sich noch feinsinniger dem Laster hingeben und um so heißer in sich das Feuer zu entfachen“.

Tja, Mutter ... sein Schuldgefühl unterlag letztendlich dieser besonderen Art des Sich-selbst-Akzeptierens, ja sogar der Selbstbewunderung,

die es ihm erst ermöglichte, mit Sehnsucht an diesen Akt zu denken und mit einem auf den Lippen spielenden Lächeln darüber zu reden. Sie dagegen wird sich in den Fluß stürzen – darin ist sie immer gut gewesen. Wieviel Male ist er losgerannt, um sie auf den zum Meer abfallenden Straßen zu suchen, wo beim einzigen in der Nacht noch geöffneten Schnapsladen Frauen mit schwarzen Zähnen, tatsächlich manchmal nur mit einem schwarzen Zahn, den sie beim Lächeln schamlos preisgaben, mit der einen Hand ein Mädchen in einem fleckigen Kleid heranzogen und mit der anderen ins Innere der Toreinfahrt einluden. – Rächte er sich jetzt dafür, mit Methode und ganz freimütig? Aber welche Rechte, Gott erbarm' dich, haben wir, uns zu rächen, wenn sich ein krankes Gesicht im Kopfkissen verbirgt und aus dem leicht geöffneten Mund ein ratloser, verzweifelter Faden Speichel fließt. (...).

Freitag, zwölf Uhr dreißig in der Nacht. Beim Zischen der Natriumlampen.²

Der metallene Klang eines Reißverschlusses. Das Leuchten eines Bauches. Rauhe Hände auf meinem Hinterkopf, Arek, die Adresse weiß ich nicht. Der Geschmack von gebrannten Kastanien: Soviel Spucke im Maul, so viel Spucke. Deine Tätowierung. Ich sammle sie. Ich bezahle für sie. Hände klebrig vom Blut, nein, von Sperma. Sein Lächeln, bestehend aus dreieinhalb Zähnen. Die Hölle. Die absolute Leere. Ein Schrei aus Feuer, der im Mund zu Eis gefriert. Ein Schlag auf die Schläfe. „Hau ab, Du Schwuler.“ Wo ist mein Geld? Jemand ist hier gewesen. Das Trampeln von Füßen, zwei mal zwei, vier. Jemand hat mich gesehen. Oh Gott. Das Gesicht tränenverschmiert. Besoffene Selbsterniedrigung. Ich habe M. geliebt. Ich liebe niemanden. Oh Gott! Die Bluse der Mutter über die Brüste gezogen. Am Morgen steht sie in der Tür, als sie noch zu reden vermochte.

Wollen Hochwürden noch mehr von dieser Unbarmherzigkeit? Lassen Sie doch die Serviette in Ruhe. Ich sehe ja, daß Sie leiden. Aber ich bin schon draußen, auf dem Fußweg, und nachdem ich mir aus Unaufmerksamkeit den Kopf gestoßen habe, und besonders komisch, auch noch mein Alter in Erwägung gezogen habe, starre ich auf das Fenster des Priesters. Es tanzen Geister an den Wänden – denn der Priester steckt einen Aschenbecher in Gestalt eines Frosches in den Schrank, der an der Tür stand. Jetzt zieht er sich den Pullover über den Kopf, seine Hände tanzen an der Decke und seine Haare um das Gesicht. Jetzt legte er sich

² Ebenda, S. 66; aus d. Polnischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

aufs Sofa – zu dem früher bereits mehrfach sein Blick geeilt war, daß nämlich jemand, der solcher Besuche unkundig, es hier einfach zur Versuchung hingestellt hat. Das tat mir weh. Und dem Priester sollte es auch wehtun.

Al fine

– Romanfragment –³

„Mama, wo hast du denn rudern gelernt, wenn es in Lemberg gar keinen Fluß gab?“

„Natürlich gab es einen, die Peltew.“ Sie nippte gedankenverloren an ihrem Tee, auf ihren Knien lag eine Ausgabe von „Przekrój“, „er floß aber unterirdisch.“

„Unterirdisch? Dann müßtest du aber eigentlich tauchen können.“

„Ach woher denn. Da unten, in den Kanälen, lebten Nachtmenschen, ich ging nie dorthin,“ lachte sie.

Und er stellte sich einen unterirdischen Fluß vor, in dem statt Wasser schwarzes Quecksilber fließt und sich am schwarzfelsigen Ufer bricht. An ihm stehen Stumme, die vielleicht nicht einmal Augen haben, wie Tiefseefische, zu jeder Gemeinheit und allem Bösen fähig; nur ihr Kinn ragt als hellerer Fleck unter den Kapuzen hervor, wenn diese Menschen der Nacht umherstreifen.

„Und der Pruth? Der Dnjestr? Der Čeremoš?“ Sie führte das Glas zum Mund, trank in immer größeren Schlucken und übertrug offensichtlich das unverhoffte Vergnügen an ihrem Vortrag auf den Geschmack des Tees (der sicher schon kalt war).

„Was weißt du schon von Pokuta, Kindchen. Am Fuße des Howerla, dort, wo der Pruth entspringt und die Flößer mit ihren Kähnen lagen, ließ man ein Floß mit zwei Flügeln hinten zu Wasser, damit der Nachen nicht an den Felsen schlug. Dort schießt du wie ein Pfeil dahin, kannst kaum mal hie und da etwas erkennen, so flink sausen die Bilder vorbei ...“, sang sie schon beinahe. So hatte ich sie weder vorher noch jemals danach gesehen.

„Das Wasser spritzt jeden Augenblick so hoch, daß man sich laufend das Gesicht abtrocknen muß, und kaum hast du das Uferstück, das eben vorbei ist, gesehen, kommt schon das nächste. Was weißt denn du auf deinem Pommerschen Kartoffelfladen schon von der Flußmündung, wo

³ Textausschnitt aus: Al Fine, in: Polnische Literatur im Gespräch. Eine Tagung für Verleger und Literaten durchgeführt vom Sekretariat der Europa-Akademie Villa Decius und der Kulturstiftung Haus Europa. Aus dem Polnischen von Marlis Lami. Krakau, November 1994, S. 78–91.

sich der Čeremoš über Felsgeröll in den Pruth ergießt. Und wenn des Nachts oder im Morgenrauen ein Wolkenbruch losbricht, dann wälzt der Fluß solche Wassermassen mit sich, daß er ein Boot mit einem einzigen, kräftigen Stoß vom einen Ufer ans andere wirft.“

Sie brach ab. Einen Augenblick lang war sie wie verzaubert, ihre Züge wurden weicher, wie immer, wenn plötzlicher Schmerz unsere ganze Güte und unsere ganze Sehnsucht zutage bringt. Dann wurde sie plötzlich mißmutig, als ob sie sich an die traurige Wahrheit erinnerte, daß alles im Leben dahinplätschert, sprudelt und strudelt und in diesem Wasserwirbel schließlich nichts den Schmerz davon abhält, uns und das, was unsere Liebe war, zu zerstören. Du siehst dich um, und schon ist es vorbei. Alles liegt hinter dir. Also war sie nicht gefühllos?

„Du bist sentimental“, sagte sie zu Vater, „schau doch mich an. Vor dem Krieg hatte ich einen Pelz, jetzt habe ich nur noch einen lausigen Mantel aus dem einzigen Kaufhaus der Stadt. Und beklage ich mich deswegen etwa? Bemitleide ich mich? Igle ich mich ein wie du? Nein, ich lebe, ich lebe ganz einfach.“ Und sie lebte wirklich. Lebte in jenem halbrecherischen Ungestüm, wie es für diejenigen typisch ist, die irgendwie schneller leben und sich dabei vormachen, daß sie damit auch der Verbitterung länger entgehen. Als wenn sie jenes Bild in sich verwischen wollte: das kleine Mädchen mit den Schleifen am Strohhut, an der Hand jenes Antiquitätenhändlers, der erst Nathan Weingeist hieß und aus Wien und Lemberg war, dann Antoni Winnicki, und nun nur mehr aus Lemberg kam, ja, genau dieser schlanke, gutaussehende junge Mann mit dem Schnurrbart à la Kmicic,⁴ dem hellen Borsalino-Filzhut und den karierten Hosen. Daneben ihre ältere Schwester Deli, mit Tennisschläger und hohen Schnürstiefeln, und die ganz winzige Gina, die man, um ehrlich zu sein, fast überhaupt nicht sieht, denn außer, daß sie noch ganz klein ist, steht sie auch noch mit dem Rücken zur Kamera – sicher eine Leica mit einem blasebalgartig ausziehbaren Objektiv, die Barbara zu halten versuchte, ohne zu zittern, wie es beim Balancieren auf einer abschüssigen, sandigen Uferböschung leicht geschehen kann –, und nicht nur zur Kamera stand Gina mit dem Rücken, sondern auch zu den Booten, die auf dem Dnjestr schlingerten, dort am Landesteg von Zaleszczyki.

Mit zusammengebissenen Zähnen und Schweißperlen auf der Oberlippe kämpfte sie um ihr Leben. Sie stemmte sich zuerst mit dem ganzen Körper, dann auch noch mit dem Knie gegen die Tür, doch Ginas Fuß ließ nicht ab. Seltsame Zeiten waren das, in denen Slaweks Existenz da-

⁴ Figur aus Henryk Sienkiewiczs Romantrilogie „Potop“, deutsch „Die Sintflut“.

von abhing, ob Gina ihren Fuß zurückzog oder nicht. Sie rangen schweigend miteinander, und endlich ging Gina der Atem aus. Meine Mutter mordete ihre Schwester, langsam und unerbittlich, schon lag nur mehr ein kleiner Luftspalt zwischen den geöffneten Lippen Ginas und Johannas gerötetem Gesicht.

„Was ist denn da los“, ertönte von hinten die Stimme des Vaters, dann waren Schritte zu hören. Meine Mutter nahm ihre letzten Kräfte zusammen, stieß mit allerletzter Anstrengung gegen die Tür und setzte Ginas Fuß zwischen den Türflügeln gefangen. Dann fing meine Mutter an, Gina Fußstritte zu versetzen, in aller Ruhe trat sie auf den Fuß ihrer Schwester ein und stieß sie in den Abgrund zurück, aus dem sie gekommen war, Theresienstadt.

„Johanna“, erhob sich ein Flüstern, und im Kopf meiner Mutter erklang ein uralter Refrain: der letzte Sommer vor dem Krieg mit dem Vater in Danzig, nach dem Regattasieg der polnischen Frauen-Mannschaft. General Thommée, eine Musikkapelle, im Wind flatternde Wimpel und die Jungs in ihren graugrünen Hemden mit den aufgekrempelten Ärmeln und den trotzdem gut sichtbaren, gebrochenen Kreuzen auf den zu Dutzend erhobenen Armen. Sie warfen mit Steinen, die sie aus dem Damm, der die Strecke begrenzte, rissen. „Polenschweine! Judensäue!“ Sie aber tanzten, „als ob nichts wäre“, zum Grammophon, das man auf den Rasen gestellt hatte. Verschwitzt und noch nicht abgekühlt nach ihrem Sieg, tat sie so, weil alle so taten, als ob das noch immer Zaleszczyki wäre. Und als ob Nathan Weingeist, pardon Winnicki, auch die ganze kommende Saison auf der dritten Seite der Programmrevue „Morskie Oko“ drucken lassen würde:

„Kunstsalon und Antiquariat!“ (sie war gegen das Rufezeichen gewesen, doch Deli hatte sie überstimmt), Lemberg, Straße des Dritten Mai Nummer 16 entbietet nachstehende Kunstwerke Kennern zum Kauf (auch an dieser Stelle waren sie in Streit geraten, die Titel der Werke sprächen doch für sich, hatte Johanna gemeint, doch Deli war der Ansicht, daß ‚ein Schlag mit dem Holzhammer nicht schaden könne‘: Jan Matejko, wie er leibt und lebt: „Die Geschichte der Zivilisation in Polen“, der vortreffliche Józef Chełmoński: „Der Postillon“, Al. Gieryski: „Strohfigur“ (‚Warum denn Al.?’), hatte sich Johanna ereifert, ‚Al., das klingt doch nach Al. Jolson‘. Aber Nathan wechselte mit seiner Deli nur einen kurzen Blick, und schon hatte Johanna wieder verloren), Jacek Malczewskis Herzblut: „Die Sibiriaken“, der über alle Maßen schöne Leon Wyczółkowski: „Fräulein Marina Mniszchów“ (wieder wollte sie etwas zu den Attributen bemerken, verstummte jedoch angesichts von Delis drohend zusammengekniffenen Lippen), nebst geradezu außerge-

wöhnlichen Miniaturen aus der Sammlung des Zaren, opulent inkrustierten Möbeln, sowie einer großen Auswahl an Perserteppichen erlesener Qualität.“

Als ob sich die „berühmten Satiriker und Publikumsliebblinge Din und Don“ auch weiterhin während des Großen Sommer-Zirkus im Sport-Palace mit Torten bewerfen und Vaters junge Firma „Schrank- und Koffergrammophone, Zubehör, Schallplatten, sehr große Auswahl. Posen, Straße des 27. Dezember Nummer 3“ weiterhin „niedrige Preise, günstige Bedingungen“ offerieren würde.

„Schenk mir heute nur ein Lächeln, Johanna“, brüllte Janusz Popławski aus dem Lautsprecher, „und morgen schon hörst du Worte voller Zärtlichkeit.“ „Judensäue“, fiel der deutsche Knabenchor ein, in den sich die Violinen des Promenadenorchesters und das Lärmen des Publikums mischten, das sich von seinen Plätzen erhob und neugierig die Hälse reckte, als General Thommées Wagen unterhalb der Tribüne losfuhr.

Die Tür knallte schließlich ins Schloß. Sie lehnte sich mit dem Rücken daran und atmete einen Moment lang tief durch.

„Nur ein Hausierer“, sagte sie. Den Vater konnte man belügen, er wollte es sogar. Durch eine Nierenentzündung, die er sich im Lager bei Druskienniki geholt hatte, hatte er die eine Niere verloren, die linke, „und auch jene für Männer so wichtige Drüse“, verriet Deli Ślawek bei den nächsten 50 g „Grand Marnier“ (wie das gravierte Kristallglas nach polnischem Maß zählte) in vertraulichem Ton.

Danach trank der Vater. „Es hat sich der Stein über mir geschlossen ... geschlossen ...“. Nichts ersehnte er mehr, er, den es als Student mit einem Grammophon und einer Sammlung französischer Schallplatten der Firma Linguaphon Lucienne Boyer nach Lemberg verschlagen hatte, als daß diese knackige, diese dunkelhaarige, daß diese Johanna, daß sie ...

„Nur ein Hausierer“, wiederholte sie und ließ sich umarmen. Sie, die so schön war.

Ende des Refrains.

Nach dem Krieg wurde auch Gina zum Refrain.

„Ach, was hat sie schon in diesem Amerika“, pflegte meine Mutter irritiert zu sagen, „sie ist dort allein, nur ihr Geld leistet ihr Gesellschaft. Und Geld ist nicht alles“, fügte sie jedesmal errötend hinzu, weil sie sich gleich für diesen ihrer unwürdigen Gemeinplatz schämte. Und sie nähte das Kattun wie die Seidenstoffe, und die Schiffchen, die sie in einem Paket aus London bekommen hatte, hüpfen in ihren Händen und erinnerten sie an, ja woran eigentlich, an den letzten Sommer in Jurata? Als Deli für einen Monat aus London gekommen war, sich aufgeplustert und aufgeregter erzählt hatte, daß Nathan Weingeist alle, Johanna, aber auch wirk-

lich alle unsere Möbel nach London schicken wollte und dann auch selbst fahren werde.

„Habt ihr gefälligst in Erwägung gezogen“, sagte Johanna säuerlich, wobei sie sich im Liegestuhl bequem räkelte, „daß es sich so fügt, daß ich heiraten und mich in Posen niederlassen werde und daß mir auch einige von diesen Schinken zustehen?“

Deli hatte von dem Schwesterndreigestirn den stärksten Sinn fürs Praktische. Sie hatte früher angefangen, Sprachen zu lernen und dabei sowohl die recht faule Johanna übertroffen, die zwar DAS vom Leben erwartete, jedoch außerstande war, dafür einen Finger zu rühren, um es sich zu verdienen, als auch Gina, die so töricht war, jenen Lebensabschnitt, in dem sich andere Frauen mit der Absicherung ihrer Zukunft beschäftigen, erst mit tragischen Betrachtungen über das Ausbleiben der ersten Menstruation, dann über ihre zu kleine Oberweite zu verbringen. Sie war es auch, in die Nathan Weingeist seine ganze väterliche Liebe investierte, besonders seit der Engel Israel begonnen hatte, ihn in schlaflosen Nächten heimzusuchen und ihm zuzuflüstern: Emigriere! Er schlich sich gewöhnlich in Nathans Schlafzimmer und wurde der verstorbenen Barbara immer ähnlicher: Auch sie hatte gerne an der Portiere gestanden, mit der die Doppeltür verhängt war, und schweigend, mit aufgerissenen, höhlenschwarzen Augen vor sich hingestarrt.

Nathan glitt tiefer unter seine Bettdecke, so daß nur mehr seine Nasenspitze zu sehen war, sein Lockenkopf und die glühenden Augen, öffnete den Mund und stieß einen Ton aus, der zwar nicht besonders laut, aber voller Kraft war. Das genügte, damit im nächsten Augenblick anstelle des Geistes die erschrockene Gina erschien, Licht machte und sich im Schlafzimmer blinzelnd umsah. „Was ist passiert?“

Wie konnte er es ihr nur sagen? Er, der etwas von einem Insekt an sich hatte, das so viel klüger ist als menschliche Wesen, die sich doch so scharfsinnig gegen alles zu wehren vermögen, was für sie vielleicht von Belang sein könnte. Da, wo andere nur das Knipsen eines Bakelitschalters an der Wand oder das Rascheln eines Plüschvorhangs gehört hätten, hörte er, der niemals versuchte, dümmer zu werden, als er es war, denn dann wird man tatsächlich dümmer, die deutlich gesprochenen Worte: „Die Mission des Engels Israel ist beendet, es beginnt die Mission des Engels der Nacht.“ Später schrie er nicht mehr, denn der Dibuk, der zwar weiterhin jede Nacht kam, hörte endlich auf, diese schrecklichen Worte zu sprechen, sondern summte nur mehr „Rosinkes mit mandelen“, ein altes Lied aus Żytomierz, das man kleinen Mädchen nicht mehr vorsang, denn wozu getaufte Kinder (wie zum Beispiel Johanna, eine richtige spanische *Senorita*) mit Gespenstern erschrecken, die wie so viele Generationen des

Juda, Simeon, Ruben, Manasse, Dan und Ephraim leise und demütig verschwanden, wenn man sie dabei nur nicht störte. Endlich kam auch die gestrenge und verdrießliche Barbara mit ihrem schiffschnabelschmalen und wie eine gedörrte Marille faltigen Gesicht nicht mehr, und Antoni Winnicki hängte das Leiden Christi über den Plüschbehang, der die Doppelflügeltür verdeckte.

„Ach“, meldete sich Deli zu Wort und griff in ihre Strandtasche, „ihr hier, auf eurem polnischen Kartoffelacker, verliert völlig das Gefühl für die Grausamkeit, die die Welt regiert. Ihr meint, in dieser süßlichen, intimen Atmosphäre, die alle miteinander verbindet“, fuhr sie fort und cremte sich Nase und Stirn mit Nivea ein, wobei sie ihr Gesicht zu einem drolligen Rüssel verzog, der Slawek Jahre später an einen Tapir erinnern sollte, „daß die Allerheiligste Muttergottes die Welt regiert und man sich immer unter ihrer Schürze verkriechen können wird. So werden wir erzogen, wie einfältige Kinder, die das elektrische Licht nicht kennen, die Frau Lehrerin weiß es besser, der Herr Pfarrer weiß es besser, sitz still und sei fleißig, wir denken schon für dich. Die Welt regiert aber zuallererst der Mammon. Dann seine Schwester gleichen Schlages, die Politik. Hast du je einen heiligen Kaufmann gesehen? Unseren Papa natürlich ausgenommen. Oder einen ehrlichen Präsidenten? Vom Präsidenten Mościcki abgesehen, versteht sich. Dort aber, in London, ist die Welt eiskalt. Ihre Formen sind erbarmungslos vom Verstand bearbeitet und erstarren in weit schärferen Winkeln, wie Kristalle. Die Welt dort ist logisch, also auch ungefährlicher, obwohl sie, wie ihr es ihr oft vorwerft, zugegebenermaßen wenig Herz hat. Aber Herz braucht man nur fürs Gulasch, vorausgesetzt, daß es nicht, Gott hab sie selig, unsere Großmutter kocht. Pfui“, sie verzog das Gesicht, „erinnerst du dich an die Talgstreifen, die an den winzigen Hühnerherzen hingen?“

Johanna antwortete nicht, blätterte im „Kino“, das sie auf ihren Knien ausbreitete, während ihr rechter Fuß mit den rotlackierten Nägeln mit dem im Sand versinkenden Leinenstrandschuh spielte.

„Dort begegnet man auf Schritt und Tritt dem Zeichen der Schlange,“ fuhr Deli fort, als sie ihr Gesicht fertig eingecremt hatte und sich im Liegestuhl räkelte, „der Schlange, die sich durch die Welt windet, die ja ihr Königreich ist, das hat doch Christus selbst zugegeben, und überall ihr Zeichen hinterläßt wie ein Kater, der sein Revier markiert. Diese Zeichen sind unsichtbar, aber man braucht die Welt nur aus einem etwas schrägeren Blickwinkel zu betrachten und sieht sie sogleich. Wie ein phosphoreszierendes Siegel auf der Hand, das man in ultraviolettes Licht hält. Ihr betrachtet die Welt im rechten Winkel und mit offenen Augen, deshalb seht ihr nichts.“

„Ach Quatsch“, brummte Johanna, „schau lieber, Carole Lombard, was die für eine Frisur hat“, sie fuhr sich unwillkürlich über ihr mit einem Band zusammengehaltenes Haar, „meint du, ich sollte mir die Haare blond färben? Und Robert Taylor“, lachte sie, „ich habe immer von einem Mann mit einem schwarzen Schnurrbärtchen geträumt. Zur Strafe bekam ich dann so einen, einen aus Posen!“ Sie stockte.

„Ihr hier verdeckt es mit Blumen“, ließ Deli nicht ab.

„Was denn, meine Liebe?“

„Das Zeichen der Schlange“, sagte Deli streng. „Du hörst mir überhaupt nicht zu!“

„Natürlich höre ich dir zu, natürlich, es ist nur so langweilig.“

„Aber Johanna!“, Deli beugte sich in ihrem Liegestuhl vor und klappte das „Kino“ auf den Knien ihrer Schwester zu, „weißt du, daß man nie wissen kann, wann man einen Menschen zum letzten Mal sieht?“

Der Wind riß die Zeitschrift fort und blies die einzelnen Blätter in die Luft. Johanna rührte sich nicht. Sie schaute ihrer Schwester in die schwarzen Augen, als ob ihr endlich jene dunkle, geheimnisvolle Erkenntnis aufginge, die an diesem heiteren Auguststrand nichts zu suchen hatte, inmitten dieser geschmeiden Körper junger Männer, die schon längere Zeit versuchten, ein Motorboot zu Wasser zu lassen, und ihrer schlanken Begleiterin im eng anliegenden, schwarzen Badeanzug, die sich auf ihre aufgestellten Wasserski stützte.

„Ihr übertönt das Zischen der Schlange mit dem Klang eurer Orgeln und frommen Lieder. Wie klar erkenne ich doch, seit ich dort bin, eure Sorglosigkeit, nein, eure Fähigkeit zur guten Verdauung, so würde ich es nennen! Doch euch kriecht die Schlange entgegen, glitschig, sich krümmend und jeder Beschreibung entwindend. Ich habe Angst vor ihr, ich zittere, Johanna, nicht um mich, sondern um euch, um euren naiven Glauben an die Zehn Stämme. Daran, daß irgendwo hinter dunklen Bergen zwei von den zwölf zum Untergang bestimmten überleben werden“, ihre Stimme bebte vor unterdrücktem Zorn. Sie sah Johanna an, als ob sie sie betäuben, in einen Koffer packen und mitnehmen wollte ins sichere London.

Aber noch am selben Nachmittag, an dem man die Früchte wirklicher, geistiger Arbeit und, sagen wir, dem Tod die Tür vor der Nase hätte zuschlagen können, schon auf der anderen Seite, auf derjenigen, von der man dann Schiffchen und Londoner Seide nach Hause schickt, kam mein Vater mit etwas für jene Zeiten bedeutend Wertvolleren aus Posen zurück, mit einem eben erstandenen Packard. Der nagelneue Lack glänzte in der Sonne, und unverzüglich trug die Zukunft (an die sie glaubten wie die Kinder, und zu Kindern werden wir doch in jedem Alter, wenn wir nur

im Getriebe der Welt jenes Schraubchen berühren, das den Ausstoß der Beim-Namen-genannten-Dinge drosselt) angesichts der „geschäftlichen Aufgaben“ wieder die Merkmale kindischer Unreife.

Das Geschäft meines Vaters: „Radios, Fahrräder und Grammophone. Ihr bester Freund auf Reisen und in der Sommerfrische: Świetliks Koffergammophon.“ Hat mein Vater mit den Deutschen kollaboriert? Haben sie ihm das Grammophon angekurbelt, und hat er ihnen „Lili Marleen“ aufgelegt? Kam von ihnen der Strom, und er stellte das Radio mit Hitlers Reden an, nur damit es die Nachbarn hörten? Insbesondere jener Witwer im Parterre, der bis vor kurzem Brandmeister gewesen war und mit den jungen Burschen aus der Stadt gerne Saufgelage veranstaltete. Einmal hatte er sich mit seinem allwissenden Blick auf der Treppe mit meinem Vater gemessen und dabei in Erfahrung gebracht, daß auch mein Vater eingeweiht war, also bedachte er ihn bei nächster Gelegenheit mit einem passenden Kompliment:

„Hoho, Herr Świetlik, ihre Frau Gemahlin ist eine Schönheit, eine richtige Schönheit, hm, eine Vera Gran! Nur jammerschade, daß sie so selten ausgeht, hm, sie zeigt sich fast nie auf der Straße.“

Die Gran hatte Świetlik auf Schallplatte, die Gran hatten die Deutschen im Getto, bei Świetlik zuhause sang also die Leander „Der Wind hat mir ein Lied erzählt“, und genau in diesem Augenblick krachte in Warschau, wie um den Worten auf der Treppe eine geheimnisvolle Pointe zu verleihen, der Luster im „Melody Palace“ zu Boden und begrub Nathan Weingeist und noch andere Juden unter sich.

Die Mutter aber war in Lemberg, von wo sie schrieb: „Ich überlebe irgendwie.“ Trösteten doch die vortrefflichsten Kabbalisten die Juden, daß „man zwar im zwanzigsten Jahrhundert wirklich Hunderte und Tausende zu Tode martern kann, aber doch nicht Hunderttausende, nicht Millionen unschuldiger Frauen, Kinder und Männer.“ Mit andächtigem Gesicht beugten sie sich wie Jizchak Luria in Galiäa, wie Jakob Boehme, wie Chajim Vital über den Baum des Lebens, der seine Säfte aus dem Schweigen an sich zieht, aus dem En-Sof,⁵ dem Unendlichen, und zählten sechsunddreißig Gerechte, die sie so gut wie nie nur im auserwählten Volk fanden, sondern, mit Verwunderung und Hochachtung für die Gesetze Gottes, in sämtlichen Völkern der Welt. Die Welt sei nicht in Gefahr, versicherten sie, man könne geduldig die Erlösung abwarten, das sei nur ein vorübergehender Triumph des Bösen, – eine Verabsolutierung des Din,⁶ der Ordnung des ewigen Gesetzes –, das am gegenüberliegenden Pol der

⁵ En-Sof: das innere Selbst der Gottheit, „das Unendliche“.

⁶ Din: die strafende Gewalt, „Macht“ Gottes.

allumfassenden Liebe Aufruhr entfacht hatte. Das sei die Sitra 'achra,⁷ die negative Geschichte der Welt, der Göttliche Zorn, der vorübergehen werde.

So waren sie, über die Kabbala gebeugt, mit dem Zählen beschäftigt, und unterdessen schienen sich die Schreie, das Wehklagen und Weinen zu einem einzigen, unmenschlichen Geheul zu vereinen. Bisweilen erinnerte das Stöhnen der Unglücklichen an das Klagen von Lämmern, die zur Schlachtbank geführt werden. Erst jetzt wurde sich Johanna des Ausmaßes ihres Unglücks bewußt, mit weit aufgerissenen Augen sah sie sich auf dem Krakauer Platz, auf der Straße des Alten Testaments, der Obststraße, auf dem Goluchowski-Platz, auf der Hetmanstraße und der Berek-Joselewicz-Straße um.

„Habt keine Angst, ihr Juden; freut euch, ihr Polen; packt eure Sachen, Deutsche“, sangen in den Höfen der Gettos Stimmen, die man bis vor kurzem in der Metropolitan Opera oder in Wien hatte hören können, und unterdessen zählte man je achtzig in einen Waggon, und da es zu wenig Waggons gab, begann man je 120 abzuzählen. Eine Frau ertrug die stickige Luft, die im Waggen herrschte, die Glut der Sonne, noch gesteigert durch das Gedränge der zusammengepferchten, rasenden Menge, nicht, suchte ein Minimum an Abkühlung für den Körper und an Ruhe für die Seele, das sich doch jeder in Kürze erhoffte, Auge in Auge mit der Öffnung eines Gasrohrs in Majdanek, irgendeinem Trawniki oder einem der anderen Schlachthäuser, siebzigtausend in der Umgebung von Kiev. Der größte Teil der in den Gräben mit Kalk überschütteten Kinder war noch am Leben, ach Zaleszczyki, wozu davon sprechen. Wir wollen schweigen, sprechen wir doch von Vera Gran. Lassen wir der Erde Ruhe, die, nachdem sie das Grab voller sich noch bewegender Körper mit einer frischen Schicht bedeckt hatte, gegen Morgen, als deren grauenvolles, unterirdisches Gewimmer verstummte und sie endlich schliefen, sich blähte und Würmer ausspie. Und wann wirst du auf sie treten, auf ihr Blut? Wie viele Stunden braucht das Blut von Tausenden noch warmen Leibern, um zu erstarren? So daß es nicht in Fontänen unter den Füßen hervorspritzt? Verlasse diese Welt über eine solche Erde im Morgengrauen, wenn weißer Nebel über der Friedhofsmauer dampft, als wollte er gegen sie anstürmen, sich dann aber doch über den Feldern verliert, dort ist der Grausamkeiten weniger als über der Erde, die jenes Gebräu atmet und gleichsam noch lebende Geysire von Blut unter deinen Füßen hervorsprudeln läßt, nimm also diesen Weg und verlassen sie, Jude von der Lower East Side, der du zwar die Kommunikués von der Vernichtung des Warschauer Gettos, des Lemberger Gettos, des Gettos von Piotrków vernimmst, aber

⁷ Sitra 'achra: die Lehre von der „anderen Seite“.

weißt du wirklich, was Vernichtung bedeutet? Gebiete meinen Lippen zu schweigen, denn sonst brülle ich die ganze Nacht. „Zu spät. Alle Wege sind gesperrt, auch alle Grenzen.“

„kumt ale vun Treblinka, vun Sobibor, vun Oswiecim
vun Belzec kumt, kumt von Ponary un vun noch, vun noch, vun noch!
mit ojgn ojfgerissn, vargliwert a geschrej, a gwald und ohn a stimm,
vun samdn kumt, vun blotes eingesunken tief, vun fojln moch.“⁸

Getrieben von dem Verlangen, sich abzukühlen und die trockene Kehle anzufeuchten, sprang die Frau fast nackt auf die Rampe. In diesem Augenblick aber stürzte eine Meute SS wie eine Räuberbande aus dem Unterholz hervor und auf die Unglückliche zu, schlug sie bewußtlos und steckte sie in das Menschenknäuel zurück. Die Kinder faßte man zu fünf zusammen und ließ sie ihre Köpfchen so halten, daß die Schläfen auf gleicher Höhe und eng aneinander lagen. Denn so fielen bei einem einzigen Schuß gleich fünf, die Kinder schrien fürchterlich und wollten den Landsern nicht den Rücken zuwenden, ach, wozu davon sprechen, fünf Ähren niedergemäht mit einem einzigen Sensenhieb. „Der Wind hat mir ein Lied erzählt“, sang Zarah Leander aus dem Grammophon, das man an das Fenster zur Straßenseite gestellt hatte. Die Gegend eignete sich gut zum Friedhof, denn es gab Sandböden. Nicht weit entfernt von der Synagoge lagen sechs nackte Leichen, und jedes der Gesichter war durchlöchert. Das sah sehr seltsam und komisch aus, als ob sie lachen würden.

„Ribojne, schel ojlem!“, konnte der Rebbe noch schreien, schon brodelte es unten in den Gräben, die Kinder bewegten sich unter dem Kalk, wir aber gingen durch die Hohlwege des Todes, Fontänen von Blut, keine Ruinen, keine Felsen herum, wo sich Rauchschwaden im achten Kreis der Hölle auf uns legten. Doch Zarah Leander sang aus dem Grammophon auf dem Fensterbrett, das schon langsam im Qualm verschwand, mit ihrem tadellos geschulnten Alt diesen seltsamen Abschiedsgruß. Man führte die Kinder an den Graben und befahl ihnen, sich auszuziehen. Sie wurden dann mit Gewalt ausgezogen. Johanna sah aus dem Fenster und zählte. Sie lagen in Schichten und triefen von weißem Kalk. Ribojne, schel ojlem.

„Das ist das Ende. Der Himmel steht nächtens in Flammen und hüllt sich unten in schwarzen Rauch.“

⁸ „Kommt alle, von Treblinka, Auschwitz, Belzec, von Ponar
Von Sobibor, mit aufgerissnen Augen kommt, macht los!
Ich will, daß Euer stummes Schrein zu einem Schrei erstarr
Im Schlamm, im Sumpf versunken und in faulem Moos.“
Zit. nach: Jizchak Katzenelson, Dos lied vunem ojs ge hargetn jidischen Volk, in der Übersetzung v. Wolf Biermann, Großer Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk. 1994, S. 53.

Seinetwegen, dieses beißenden Rauches wegen, der bis zu ihrem Stockwerk hochdrang und sie zu ersticken drohte, dieses unmenschlichen Grauens wegen, das nur Jizchak Katzenelsen ruhig zu beschreiben wußte, rief sie Haschomer Hacair an, der nicht mit einer Getauften sprechen wollte, und rief auch Margolis an, den rührigen Anwalt, Leiter der Kontrollabteilung des Judenrates; er sagte zu ihr: „Sie haben doch eine Schwester in London?“

„Ja, habe ich.“

„Dann lassen Sie sich als Engländerin registrieren.“

Wohl eine ganze Woche (wenn nicht länger) sagte sie englische Vokabeln her, zog schließlich ihr dunkles Kostüm mit den Falten hinten an und die schwarzen Netzhandschuhe, setzte das Hütchen mit der hochgestellten Krempe auf und ging zum Rat. Er war nicht da. Der Herr Anwalt war geflohen, ein einfacher Mensch, der es gut gemeint hatte, entschied er sich doch für Warsch. . ., ach, Treblinka, er wollte nur überleben, versteht sich. Was soll's. Frau Herzlicht kam in den Kanälen von Lemberg um, sie erstickte. Am Gas, das man einleitete. Die Peltew, ach diese Peltew, Fluß der Nacht, und an ihren dunklen Wasser „Stumme mit Kapuzen, keine Ruinen, keine Felsen ringsum“. Was ist geschehen?

Plötzlich kann man nicht mehr mit der Fußspitze (und rotlackierten Nägeln) mit dem zur Hälfte im Sand versinkenden Leinenstrandschuh spielen. In Jurata. Während sich schöne, schlanke, braungebrannte junge Männer mit einem Motorboot abmühen und eine ebenso schöne und braungebrannte junge Dame sie mit der Peitsche antreibt, gestützt auf ihr Maschinengewehr.

*Die einsamen Männer*⁹

Wir hausen ganz dicht
beim schwarzen fensterloch
des teichs und kennen
unsre namen nicht

wir treffen stets uns nachts
ohn' fragen ohne guten rat
freudlos wie fische
ohne bitternis karol
marcel jarosław
die schönen namenlosen unterm
tauben himmel befleckten

⁹ Aus: Matrosen sind der Liebe Schwingen. Homosexuelle Poesie von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. u. mit einem Vorwort versehen v. Joachim Campe. Frankfurt a. M. 1986, S. p.

auch Veronikas tuch mit ihren armen
 sie blickt uns an ganz
 ohne zorn und
 hoffnung

Hellas Hellas was hast du uns nur angetan
 uns zu erwecken im olivenhain
 im arm von hirten die doch götter waren –
 der himmel riß und
 glühte lange rot
 wir weinten über die verkohlte
 erde gejagt von straßenhuren
 und höhnischem geschrei der eheweiber

ganz dicht hausen wir bei
 den unsichtbaren männern mit
 finsterem gesicht beim schwarzen fensterloch
 des teichs

inmitten von bäumen
 die uns unverständlich warnen

wo wasserlilien flüstern
 angerührt vom maul der fische

*Das Erste Gespräch von Schriftstellern in Osteuropa*¹⁰

ich verstehe ihre freiheit nicht herr Grass
 noch schlimmer ich verstehe mich selbst nicht
 da ist etwas von Wasser und von einem Messer in Ihnen
 da ist etwas von fisch und etwas von flamme in Ihnen
 beide wurden wir aus dem schmutz von der brust aus dem schoß gezogen;

deshalb berühren wir die Erde und spüren
 ihr schutzloses herz
 ich suche die liebe und finde die hölle
 Sie suchen die grenzen von Solowjows hölle
 alles erdacht meine hölle
 ihre künstlichen flammen
 und das blut das fließt
 wenn die handwurzel durchschnitten wird;

in meinem lande wurden menschen gemordet
 bis sie zu einem großen menschen wurden
 wie kann ich nur über die Erde treten die zittert schluchzt
 soll mein gesicht nicht schmerzen ich schlage es mit

¹⁰ Aus: Grzegorz Musiał, *Smak popiołu* (Der Geschmack von Asche). 1988, S. 26; aus d. Polnischen übersetzt von Hans-Christian Trepte.

offener hand und spüre die tränen in den augen des himmels –
 alles lüge und nur diese wahrheit allein
 hat europa gerettet: ich spüre den scharfen
 stein im herzen
 ich beuge mich über meinen schmerz
 der ein stein ist

IX 86

*Das Zweite Gespräch von Schriftstellern in Osteuropa*¹¹

ich weiß nicht ob wir uns verstehen herr Grass
 wir reisen nach Danzig und nach Indien
 schreiben über das elend in Bombay ohne
 die erblindeten augen Rußlands zu sehen
 wir singen nachts von Danzig und sehen nicht die knochen
 der arbeiter von maschinen gefressen;

ich möchte sie mit einer maus vergleichen
 da sie zur anarchie aufrufen
 an ihnen ist etwas piepsiges und etwas von vergangenen revolutionen
 sie sehen sich auf dem roten banner der gehirnerschütterung
 sie sehen sich auf händen getragen
 die aus der erde ragen;

und mich möchte ich vergleichen mit einem telegraf ohne draht
 weil durch solche wie mich aufstände verlorengingen
 oder mit einem friedhof auf dem meines onkels schwester liegt
 sie war Deutsche und der friedhof ist in Berlin
 deshalb möchte ich daß man mich vergißt
 mein lachen wäre lauter als Ihr rufen
 ich sehe den dunklen glanz im auge jener stadt
 und höre das wasser
 das jene anderen wurzeln umspült

IX 86

Der Kaiserin Angst und Zorn¹²

könnte man doch
 die gedichte auspeitschen auf
 dem podium vor der brüllenden
 menge damit sie schluchzend
 ausspucken wort für
 wort den sinn

¹¹ Ebenda, S. 32.

¹² Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Karl Dedecius.
 Bd. 2: Poesie. Darmstadt 1996, S. 597.

leugnen sich bekennen
 zu den verborgenen bedeutungen
 die anschrift des kopfes verraten in dem
 sie entstanden und der hand
 die im lichte der lampe sie zärtlich
 gestreichelt hat der aktentasche
 mit dem doppelten boden die sie trug
 von wohnung zu wohnung des mundes
 der sie einem anderen munde

reichte wenn doch
 die gedichte
 litten wie der dichter blut vergössen
 ganze lachen blut könnte man mit dem eisen
 ihnen das maul öffnen und die zunge
 herausreißen wenigstens oh
 damit sie wenigstens
 schweigen

XII, 84

1986

Strafe mich nicht ...¹³

Strafe mich nicht der Du meine Lästerung schufst
 denn ich bin nicht mehr Herr über meine Verzweiflung
 immer weniger begreif ich mich selbst.
 Strafe mich nicht der Du mich zum Ebenbild Deines Zorns
 erschaffen hast

uns unterscheidet nur diese eine winzige Träne.
 So weine ich – merke die Furcht, die Deiner Größe fremd ist
 merke den Schrei, der Deine empfindlichen Ohren verletzt.

Bemerge mich, der Du Dich in der Million von Planeten nicht
 verlierst.

Hör Tod
 schreien in mir.

¹³ Ebenda, S. 594.

Wiesław Adam Berger

„Rzeki“ („Flüsse“). Erzählung aus dem Band „Most nad Łucyną“ („Die Brücke an der Łucyna“). o.O. u. J. [1926], S. 105-113*

Abel, den Sohn Adams und Ewas aus Przywóz, traf ich unlängst an der Olsa, in Jabłonków, auf dem Goralenfest. Gewöhnlich kann man hier einmal im Jahr die alten, erprobten Kameraden treffen. Der Kerl war ergraut und der Bauch war ein wenig runder geworden, was ihn sichtlich irritierte.

– Joshua – sagte er zu mir, als wir mit vollem Pokal am Ufer der Olsa standen, die durch die sich spiegelnde Sonne die Augen blendete, – wie die Jahre vergehen. Sie fliegen dahin! Die Olsa – sprach er weiter – ein so einmalig romantischer Fluß. Gegen nichts wehrt sie sich. Sie fließt, wie vor Jahren, obwohl sie weiter unten schon verschmutzt ist und die Fachleute seit Jahren reden und reden. ... Wer erlöst uns davon? Von dem unergiebigen Geschwätz und dem schmutzigen Wasser?! Aber in Jabłonków ist sie sauber, und wenn ich an ihrem Ufer stehe, so wie jetzt, weiß ich, daß ich daheim bin. Ich liebe es, hierher zurückzukehren. Es gibt verschiedene Flüsse. Einer ist die Moldau. Sie klingt. Das ist von der Karlsbrücke zu hören. Der Fluß reflektiert die Türme, und die Türme tragen Herzen in sich, diese Herzen, das sind die Klänge ... Oder die Seine. In ihr sind die Impressionisten zu sehen, während die Brücken von fern an die subtilen Striche Picassos erinnern, der ja ein Meister auf diesem Gebiet war. Oder aber die Weichsel, die in den Schlesischen Beskiden entspringt. Die Weichsel – das ist Broniewski und Chopin, weiter die breite Ebene mit den Weiden und Chopin vereint die Flüsse, obwohl er, wie es scheint, die Olsa nie gesehen hat. Gesehen hat sie hingegen Franz Liszt, als er an der Olsa konzertierte, direkt in Teschen.

Je älter der Mensch, um so mehr Andenken, Erinnerungen und Assoziationen trägt er in sich.

Joshua, so nannte mich Abel immer, obwohl ich Józef heiße.

– Ja die Flüsse – sprach Abel in sich hineinlauschend und lächelnd weiter – und die Ostrawitza? Mein Großvater mütterlicherseits, der Vater meiner Mutter Ewa, war ein großartiger Mensch. Er liebte die Welt. Er wurde an der Ostrawitza, in der Nähe von Friedek geboren. Seine Frau, meine spätere Oma, kam an der Ostrawitza zur Welt. Die Opawitza und die Ostrawitza vereinen sich in der Oder. Und als sie sich trafen und dann heirateten, das war zu Österreichs Zeiten, zogen sie nach Rußland,

* Aus dem Polnischen übersetzt von Kirsti Dubeck, Leipzig.

nach Wilna, dort, wo die Wileika in die Wilija mündet. Großvater war Tapezierer, Kunst-Dekorateur und arbeitete, wo es sich ergab.

In jener Zeit dienten die Kosaken und Tataren dem Zaren. Tagelöhner. Einmal fuhr der Zar durch Wilna. Auf dem Marktplatz, wo gerade Markt stattfand, war geräuschvolles Treiben. Die Händlerinnen und Verkäufer begannen ihre Stände abzubauen. Zu spät. Auf den Platz fielen auf wilden Pferden die Kosaken mit gezogenen Säbeln ein. Die Pferde schlugen mit den Hufeisen auf das Kopfsteinpflaster. Die Kosaken schrien. Allgemeines Durcheinander. Ein Tumult nicht von dieser Welt! Die Hölle. Stände brechen zusammen, Waren prasseln von allen Seiten herab und werden gleich von Hufen zertrampelt; in Panik fliehen die Menschen, die von Reitern mit der flachen Säbelseite traktiert werden. Gott behüte, wenn sich jemand im Fenster zeigte, erledigte gleich ein Schuß aus der Feuerwaffe die Angelegenheit.

Auf dem Boden liegt ein umgekipptes Faß mit Heringen, daneben sitzt eine alte Jüdin und weint. Das ist ihre ganze Habe. Also bewegt sie sich nicht von der Stelle. Es ist ihr gleich, was mit ihr wird.

In einer schwarzen, vergoldeten Kutsche, die von sechs Paar kräftigen Pferden gezogen wird, kommt aufgeheitert der Zar Batuszka. Er erfreut sich an den Kosaken und dem Respekt, den sie wecken, und an den Tataren, die die Kosaken bewachen. Und als er das umgekippte Faß mit Heringen und die weinende Jüdin sieht, erstarrt sein Lächeln. Etwas Menschliches und Unmenschliches zugleich beginnt in ihm zu spielen. Er befiehlt anzuhalten. Er steigt aus. Die Tataren und Kosaken sind entsetzt, kreisen um die Jüdin und den Zar. Ein einziger gezielter Schuß würde genügen ...

Zurück, zeigt mit majestätischer Geste der Zar. Sie ziehen sich zurück, nur die Pferde wollen nicht gehorchen. Batuszka nimmt mit würdevoller Bewegung einen goldenen Rubel aus dem Geldbeutel und wirft ihn der Heringsverkäuferin hin. Handelt es sich dabei um eine Geste des Perlenwerfens? So sollte er sich später wohl ausgedrückt haben. Aber ich glaube das nicht, sagt Abel. Das war Hofgeschwätz. Batuszka, der göttliche Zar, ist auch ein Mensch, ist einfach der Herr von allem. Die Jüdin verneigt sich mit der Stirn den Boden berührend. Sie dankt fassungslos ob der Großherzigkeit und küßt die Münze. Zar Jehova. Aber vielleicht haben Rücksichtslose auch ihre schwachen Momente? Die Kosaken sterben vor Angst, die Tataren sterben vor Angst, die Gendarme fürchten, daß jemand auf den Zaren schießen, irgendwo eine Bombe hochgehen könnte, sie reiten umher, schauen in die Fenster, ohne einen lebenden Geist zu sehen, nur irgendein Hund bepinkelt die umgestürzten Stände ... Er, so scheint es, ist frei. Die zufriedene Majestät zieht mit ihren Kosaken wei-

ter, und so plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, einem Hurrikan gleich, verschwanden sie hinter der Ecke des alten Mietshauses.

In derselben Nacht schlagen Fäuste irgendwelcher ausgelassener Gesellen an die Türen und Schaufenster des Ladens und der Werkstatt des Großvaters, der sich auf dem Marktplatz befindet, gleich neben dem Kellergeschäft der Jüdin, bei der die Großmutter die kleineren Einkäufe erledigte. Großvater öffnet, er ist solche Besuche gewöhnt. Vor ihm steht eine Gruppe von Offizieren.

– Tee hast Du? – fragten sie.

Ja, sagt Großvater. Bitte, kommt herein, und er öffnet sperrangelweit die Tür. Im Samowar kocht das Wasser. Bitte, sagt Großvater, bedienen Sie sich.

Ein guter Mensch, sind sich die Offiziere einig.

Sie legen die Mäntel ab, stellen Wodka auf den Tisch, und auch eine Flasche Sekt hatte sich gefunden. Alles ist da, sogar etwas zu essen. Sie trinken, essen, reden über alles mögliche, sogar über Dinge, über die sie nicht sprechen sollten, über die man nicht sprechen durfte. Sie sind genauso, als ob sie aus der Feder Lermontovs geflossen wären.

Und Großvater gehört zu denen, die gern einen hinter die Binde kippen, und sogleich hat er wieder eine Menge Bestellungen für Festessel, Kanapees, Tapeten, Gardinen und Diwane. So gelangte er bis zu den Zimmern des Zaren. Überall hat er Freunde und Trinkkumpane. Ohne den ist es ein schweres Auskommen, wo auch immer. So ist nun mal der von Gogol beschriebene Staat.

– Einmal – lächelte Abel und beginnt wie im Märchen – wurde ein Wettbewerb für die schönste Dekoration des Zarenzimmers ausgeschrieben. Auch der Großvater nahm daran teil. Aber durch verschiedene höfische Machenschaften, Ränke, wie man sie nennt, geriet er ins Abseits. Er ging ins Restaurant, zu seinen Offizieren, zu seinen Zechbrüdern! Sie tranken. Der Großvater erzählte, worum es ging und wie es war. Das ist ihm nicht gut bekommen. In einem schwachen Augenblick, als er sich nicht mehr voll unter Kontrolle hatte, nannte er den Zaren einen ... Man weiß ja, wie das ist. Es finden sich immer solche, die sagen, was gesagt werden muß. Der Kommandant der „Ochrana“ kannte Großvater, den alten Anarchisten, wie er ihn nannte, ebenfalls, weil er ihm ein herrliches Kanapee gemacht hatte, auf dem sich jener Diener des Zaren gegen das griechisch-orthodoxe Glaubensbekenntnis versündigte. Doch die Dinge nahmen ihren Lauf. Der Kommandant wußte, wo er den Schuldigen findet. Er geht absichtlich zu Fuß zum Restaurant, damit ihn niemand bemerkte und dem Großvater zuvorkäme; er brachte ihm gleich seine Pässe, damit dieser nach Österreich verschwinden konnte. Wenn er bleibe,

wartete die Verbannung nach Sibirien auf ihn. Der Großvater wurde mit einem Male nüchtern. Er bedankte sich, verabschiedete sich von den Kumpanen. Es war wie auf einem Begräbnis. Sie wischten sich die Tränen ab, und er lief zur Großmutter. Unsere Großmutter hatte so ihre Sorgen mit dem Großvater, aber sie sagte nichts. Sie packten die wertvollsten Dinge in den Korb, nahmen die Kinder, die sechsjährige Marie und den fünfjährigen kleinen Wojciech, und begaben sich mit dem Pferdewagen, der von einem Juden gefahren wurde, aus Wilna zur Grenze auf dem kürzesten Weg nach Lemberg. Wojciech mußte geschmuggelt werden, weil der Kommissar vergessen hatte, ihn in den Paß einzutragen. Er saß im Korb, zugedeckt mit teuren Stoffen. Die Zöllner hoben ratlos die Hände, als sie den riesigen Korb voller Lumpen sahen.

– Komm – sagte der russische Kommandant schläfrig, schließlich war tiefste Nacht, – wo – fügt er hinzu – treibst du dich mit der ganzen Familie nachts herum? Bist du verrückt geworden? Die Eurigen sind nicht mehr hier! –

Welch Glück auch, daß Wojciszek im Korb sich nicht zuckte, er schlief wie ein Stein.

Bei den Österreichern gab es keine Probleme. Sie ahnten, was es mit den Großeltern auf sich hatte. Sie waren schließlich nicht die ersten, die so nach Österreich eilten. Sobald sie aus dem Lichtkegel des Schlagbaums in den österreichischen Farben entschwunden waren, erschien auf russischer Seite ein Kurier zu Pferde. Er wartete, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Der Großvater hatte auch ihm ein bequemes Kanapee und zwei Renaissance-Sessel gefertigt. So also tauschten meine Vorfahren die Peitsche des Zaren gegen den Kaiser ein.

Und sie begannen ein neues Leben in Lemberg an der Peltew. Hier wurden meine Mutter Ewa und meine zehn nachfolgenden Tanten und Onkel geboren. Lemberg wurde ihre Heimatstadt, insbesondere für eine Tante, von der ich Dir erzählen will. Sie hieß Blanka. Sie bewohnten eine geräumige Wohnung in der Zielona-Straße. Großvater arbeitete, so gut er konnte. Er fand Freunde, und durch diese kam er zu Kundschaft. Sie lebten nicht im Reichtum, aber arm wie eine Kirchenmaus waren sie, dank Großmutter, auch nicht. In Wilna hatten sie besser gelebt, dafür hatten sie hier mehr Platz, und es drohte kein Sibirien, obwohl der Spielberg in Brünn auch nicht gerade wenig Angst einflößte. Großvater war ein fröhlicher, geselliger und europäischer Mensch. Er sprach Russisch, Deutsch, Tschechisch, Polnisch und Ukrainisch. Ein Internationalist! Hier stand nicht, wie in Wilna, an Läden und Restaurants geschrieben, daß Polnischsprechen verboten sei. Hier konnte man sich unterhalten, in welcher Sprache man wollte. Der Kaiser war klüger als der Zar. Er wußte, daß

Unterdrückung Aufruhr erzeugt. – Joshua, die Sprachen, an die ich mich erinnere – führte Abel weiter aus – waren alle Großvaters Muttersprachen. Damals war das so. Bei den Kindern war das dann schon anders. Sie waren Polen, bis auf zwei: Wojciech wohnte in Ostrau, Karel in Bury, in der Slowakei; meine Mutter und Blanka wuchsen körperlich und seelisch zu Lembergerinnen heran, und nie haben sie sich darüber beklagt. Meine Mutter heiratete einen Schlesier und wohnte mit ihm in Przywóz und, nach meiner Geburt, in Błędowice. So wurde Błędowice Dolne mein Heimatdorf. Vater unterrichtete hier in der Schule. Mutti sprach noch siebzigjährig durchs Telefon polnisch, mit einem Akzent, der an die Róża aus der „Fremden“ von Maria Kuncewiczowa erinnerte. In Lemberg wurde in polnischen Schulen Ukrainisch gelehrt. Je mehr Sprachen du kannst, um so mehr Mensch bist du.

Blanka war älter als meine Mutter und hat Lemberg nie verlassen. Sie lebte hier, gemäß dem Verlauf der Geschichte, zu Zeiten Österreichs, Polens, der UdSSR, des Deutschen Reiches und nach der Befreiung wieder in der UdSSR, der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik, und in dieser starb sie auch. Blanka hatte im Leben kein Glück. Ihr Bräutigam starb an Schwindsucht. Er war Maler. Sie liebte ihn, wie es damals die Frauen taten, für immer und ewig. Sie hatte zwei Lieben, Lemberg und jenen Jungen. Sie dachte immerzu an ihn. Ich weiß davon, weil sie in ihrer Traurigkeit oft zu uns gefahren kam.

Während der schlimmsten Zeit der deutschen Okkupation, in einem trockenen Winter, entdeckte sie, ihrer Bestimmung folgend, einen halberfrorenen Jungen. Er saß auf den Stufen der Kirche und wartete auf den Tod. Es war ihm gleich, wie er sein würde, ob deutsch oder vor Kälte. Sie rief eine Droschke und nahm ihn mit zu sich. Sie hatte eine Mansarde in der Zielona-Straße. Als sie ihn schließlich mit Tee und Rum, Aspirin und einem Haufen Federn aufgewärmt hatte, begann alles. Die kinderlose Frau und die Waise. Sie hatten einander lieb gewonnen. Sie wurde eine gute Mutter, er ein liebevoller Sohn. Damit hielten sie sich schadlos für das Böse, das Menschen anderen Menschen zufügten. Wasia hat mir später selbst erzählt: Blanka ist für mich mehr als eine Mutter. Ich bin Russe, sie Polin, und es gibt keine Unterschiede zwischen uns. Sie kann Russisch und ich habe für sie Polnisch gelernt.

– Und das ist das – sage ich – woran ich mein ganzes Leben hier, an der Olsa, denke und was ich versuche, den Menschen zu erzählen. Man muß Mensch sein! –

Wir gingen neue Gläser und Kartoffelpuffer holen. Meine Ohren und mein Herz waren voll von Abels Erzählungen. Jura auf der Bühne war bezaubernd und festlich. Maciej lustig, wenngleich auch traurig. Gott,

was für herrliche beskidische Typen. Einen Augenblick schauten wir den begeistert tanzenden Goralenmädchen zu, die wie die Striche Picassos hüpfen. – Weißt du – sagte Abel sowohl zu sich als auch zu mir und hatte feuchte Augen – ich kann mich in diese Gorale hineinleben, einer von ihnen sein, genauso wie ich ein Junge von der Łucyna oder sogar ein Kerl aus Lemberg sein kann. Eine solche Seele ist in mir. Sie singt und singt und möchte alles und alle verstehen. Und lieben. Was ist das? Gefühlsduselei, derer man sich heute schämen sollte? Weil das Romantik ist, weil das emotional ist? Ehrlich ist?

Am Abend gehen wir entlang der Olsa in die entgegengesetzte Richtung. Anstatt heimwärts in die Berge. Weit weg von allem, was „modern“ ist, am Rande des Ackers, am Ufer der kleinen, schmalen Olsa, entfachen wir ein Indianerfeuer.

– Und als seine Zeit kam – sprach Abel weiter – ging Wasia zu den Partisanen. Er kämpfte nach Kräften, und es gelang ihm, die Front zu durchbrechen und zu den Seinen zu gelangen. Oft starben Brüder, Freunde, Menschen und Soldaten unmittelbar neben ihm. Kugeln, Granaten, Bomben wählen nicht, sie fallen, gleich wohin, sie finden ihre Bestimmung. Er hatte Glück. Er lief, hatte Angst. War wütend. War tapfer. Er schlug mit der MP zu. Er erschlug im Namen der erschlagenen Brüder, Schwestern, im Namen der Gefährten. Bis er mit anderen an der Oder stand. Einige Schritte von Ostrau entfernt. Unweit der Schule in Przywóz, in der ich geboren wurde. Er kam, um vom Bösen das zu befreien, was uns nahe war. Unsere Häuser und die Landschaften. Unseren Boden. Er, einer von uns!

Denn du mußt wissen, daß mein Onkel Wojciech, den sie „Bertyn“, „Bert“ nannten, noch während des Ersten Weltkrieges seine Eltern, Brüder und Schwestern nach Ostrau brachte. Blanka blieb in Lemberg. Sie lebte dort ihr Leben, obwohl sie häufig in Ostrau weilte, aber sie kehrte immer voller Sehnsucht nach Lemberg zurück.

Es waren die letzten Tage im April. Es hatte sich erwärmt. Die Fliederbüsche standen an der Oder voller aufgequollener Büschel. Die Hölle begann erneut. Wasia kämpfte gemeinsam mit seinen Kameraden um die Befreiung Ostraus. Und sie befreiten es. Dieses Mal bezahlte er es allerdings wie viele andere auch mit Blut. Er wurde verwundet, aber überlebte. Er kurierte sich im Spital in Vitkovice und kam irgendwie davon.

Nach dem Krieg, als auch ich aus dieser Hölle an die Łucyna zurückkehrte, schrieb Blanka uns das alles. Wasia war bereits in Lemberg. Ich schickte ihm einen Brief. Er antwortete. – Mein lieber Joshua – sagte Abel – ich hatte mit Franzosen, Engländern und Amerikanern zu tun, aber keiner von denen, obwohl einige polnischer Herkunft waren, konnte

das. Sie schrieben zwei, drei Wörter und Schluß. Bis heute bekomme ich von Wasia Briefe auf polnisch.

Endlich besuchte er mich in Ostrau. Wir gingen auf seinen Kriegspfad. Wir waren im Spital in Vitkovice. Wir gingen an der Oder entlang, dort, wo sich die Opawitza mit der Ostrawitza vereint, dort, wo die Łucyna in die Ostrawitza fließt. Wir gingen bis zur Olsa. An alles erinnerte er sich. Alles. Er erzählte, erlebte es.

Wasia heiratete in Lemberg eine Ukrainerin. Sie wohnten gemeinsam mit der Tante, und später Großmutter Blanka. Er hat eine Menge Kinder und Enkel, die auch polnisch sprechen und schreiben können. Russen und Ukrainer. Wir tranken Moskauer Wodka und armenischen Cognac. Er war nicht nur mein Cousin, er ist ein richtiger Bruder.

Später besuchte mich seine Tochter Weronika mit ihrem Mann, einem Bildhauer. Weronika half, Großmutter Blanka zu pflegen. Nichts, was unser ist, war ihr fremd. Sie ging sogar in Lemberg auf eine polnische Schule. Sie kannte Ostrau, den Fluß Łucyna und Błędowice aus Erzählungen. Einfach alle, Tanten und Onkel, die, so wie es ihnen beschieden war, Tschechen, Slowaken und Polen waren, und die sich dennoch ausgezeichnet verstanden. *Es gab zwischen uns keine Grenzen.*

– Joshua, ich fahre zu Wasia. Ich war noch nicht in Lemberg, dort, wo meine Mutter geboren wurde. Hör zu, Joshua, ich erzähle dir das alles, damit du verstehst, daß unsere Familiengeschichte ein Mosaik von Zufällen ist und daß die Menschen überall Menschen sind.

Am rauschenden Wasserfall, mitten in den Büschen der Korbweide und den Weidenruten, glitten die Schatten, die unser Feuer malte, dahin.

– Das ist noch von Wasia – Abel nahm eine Flasche russischen Champagner aus der Jackentasche. – Ich wollte sie mit dir trinken. Ich wußte, daß ich dich hier treffen würde. – Und wir leerten sie bis zum letzten Tropfen. Die Olsa rauschte wie die Łucyna, es klang in unseren Köpfen, und das Feuer tanzte mit den Schatten...

Julian Kornhauser

*Auszug aus der Erzählung „Dom, sen i gry dzieciece. Opowieść sentymentalna“ („Haus, Traum und Kinderspiele“). Kraków 1995, S. 1-15, 20f. u. 59-65**

Es war eine andere Welt, noch nicht ganz ergründet und noch deutlich in einer vergangenen Zeit verhaftet. Ja, dieses Zeitalter Schlesiens war mit dem Ende des Krieges nicht ganz untergegangen. Dort, wo J. wohnte, waren keine großen Veränderungen zu spüren. Alles war beim alten geblieben. J.s Mutter sprach noch lange in schlesischer Mundart und konnte auch gar nicht anders. Ihr polnischer Schreibstil war nicht zu vergleichen mit ihrem immer korrekten, wenn auch nicht übermäßig farbigen Deutsch; hatte sie doch ihre Bildung an einer mehrjährigen Grundschule deutschen Typs erworben, in der man mehrmals in der Woche Polnisch als Fremdsprache unterrichtete. Hier, in der Rybnicka-Straße, vermischte sich die deutsche Sprache mit der schlesischen Mundart, und die Polen aus den Gebieten hinter dem Bug brachten in diese harte, grob-hölzerne Sprache ihren singenden Akzent und ihre weiche Sprachmelodie ein. Und niemand war sonderlich erstaunt, wenn J.s Mutter, die sich oft in Gesellschaft von Lembergern befand, plötzlich vom Dialekt ins Hochpolnische wechselte, freilich nur dem Namen nach, denn sie tat dies in der Variante der östlichen Randgebiete; so daß sie von Leuten, die sie nicht kannten, bald nicht als Einheimische behandelt wurde. J.s Mutter beließ es dann auch mit einem Lächeln bei diesem Mißverständnis. Doch die Sprachprobleme nahmen überhaupt kein Ende.

Das Deutsche, insbesondere aber seine grammatischen Tücken, schlichen sich noch lange ein in J.s Sprache, die er innerhalb der Familie gebrauchte. Seine Mutter übernahm durch den Gebrauch der schlesischen Mundart nicht nur verhunzte Wörter in ihr Polnisch, das sie nach dem Krieg in diesem Haus gelernt hatte, sondern vor allem auch viele grammatische Fehler. Am hartnäckigsten hielt sich und am schwersten auszumerzen war die Verwendung des Akkusativs bei der Verneinung. Auch J. selbst hat noch sehr lange Sätze von der Art ‚Ich esse nicht Kartoffeln‘ gebraucht, und als er dann schon in der Grundschule war, schämte er sich sehr, wenn die Lehrerin, die reizende Frau Blockowa, ihn verbesserte: „Warum sagst du ‚einfärben‘? Merk dir, es heißt ‚färben‘.“

Und ob J. sich das gemerkt hat! Schließlich war es das erste Mal, daß ihn jemand so nachdrücklich auf den Unterschied zwischen der gramma-

* Aus dem Polnischen übersetzt von Kirsti Dubeck, Leipzig.

tischen Welt zu Hause und der schulischer Korrektheit aufmerksam machte. Fortan fing auch er an, seine Mutter zu verbessern, ohne darüber nachzudenken, woher ihre Fehler kamen. Vater mischte sich nur von Zeit zu Zeit in diese grammatikalischen Wettkämpfe, denn der Ausgang interessierte ihn nicht sonderlich. Er sah das mit den Fehlern nicht so verbissen, obwohl ihm daran lag, daß im Hause eine ausgewogene Sprache vorherrschte, die sowohl von den Familienmitgliedern gebilligt wurde als auch von Fräulein Herischek und, nicht zu vergessen, von den Mädchen, die im Laden und der Waschküche aushalfen, sowie von den Nachbarn und Kunden aus den Einfamilienhäusern wie den Familokis der Arbeiter. Die Gleiwitzer Familoki in der Rybnicka-Straße hatten im übrigen einen gänzlich anderen Charakter als die in Königshütte. Die in Gleiwitz zeugten von einem gewissen Wohlstand und gewissem Ehrgeiz ihrer Einwohner. Sie waren viel größer, mindestens ein Stockwerk höher, gepflegter und besaßen nicht solche ärmlichen, beinahe provinziellen Höfe mit Klos, Taubenverschlagen und aus häßlichen Brettern zusammengebauten Karnickelställen. Sie ähnelten eher Mietshäusern mit Fenstern zur Straße. Aus den Fenstern, und damit unterschieden sie sich nicht von den anderen, schauten, bequem auf ein Kissen auf dem Fensterbrett gestützt, ältere und jüngere Frauen. Diese Art von Besichtigung fand täglich statt; sonntags, nach der Messe, noch häufiger aber nach dem Mittagessen, währten sie doch immer am längsten. Auf diese Weise erholten sich die Frauen nicht nur, sondern zelebrierten damit auch ein uraltes Ritual, durch das sie sich als ein Teil der Stadt und des Viertels fühlen konnten.

Im Hause in der Rybnicka-Straße befand sich auch ein Taubenschlag, ein Überbleibsel vom Onkel, dem Fleischer. Er hatte sicher nicht lange überlebt, denn J. konnte sich nicht erinnern, daß sich Tauben in seiner Kindheit für lange eingemistet hätten. Aber wer hatte sie zum alltäglichen Flug nach draußen gelassen? Wer war zum Füttern die Leiter hinaufgeklettert und hatte die weißen, glatten Federn gestreichelt? Der Vater etwa, der so gar nicht in diese Taubenlandschaft paßte? Oder vielleicht eher der Cousin mit den ständig aufgeschlagenen Knien? J. saß breitbeinig auf dem Dach, hielt sich am Griff des Schornsteins fest und lauschte dem Gurren der Tauben, deren hübsche runde Äuglein sich wie auf einer Feder drehten.

Diese Epoche war nicht untergegangen und signalisierte noch lange ihre Andersartigkeit, auch wenn sie, die etwas emanzipierteren Bewohner des Hauses in der Rybnicka-Straße, ihr nicht vertrauen wollten.

Natürlich spielte J. weiterhin mit seinen Altersgenossen aus den Familoki, und sie waren zum überwiegenden Teil Söhne von Bergarbeitern, doch fühlte er immer häufiger, daß diese Andersartigkeit nicht Schlesien als existentiellen Raum generell betraf, sondern nur seine Familie und ihn

selbst. Diese Epoche, deren verlängertes Bestehen J. zwei, drei, vielleicht auch noch mehr Jahre nach dem Krieg beobachtete, tolerierte auch, wenn auch auf ihre Art nun nur bis zu einem gewissen Grade, die Welt der hiesigen oder auch der auf einmal zugereisten Juden. Diese Mischung, die so charakteristisch für jedes Grenzland ist, hatte in der Gleiwitzer Szenerie einen gewissen wunderlichen, nicht nur exotischen Beigeschmack, sondern auch etwas Theatralisches, Gekünsteltes. Es war hauptsächlich eine Traum-Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die eigenen Gesetzen gehorchte, in der die Zeit von der Norm abwich und alles, was geschah oder geschehen sollte, seinen freieren Rhythmus hatte: Die Menschen gingen langsamer, die Lichter erloschen später und die Türen der Geschäfte schlossen sich erst spät in der Nacht.

Zu diesem Traum gehörten auch die Juden. Die Juden im Hause von J. – der Vater, die Tante und deren Mann – und die Juden aus den angrenzenden Straßen und aus der Stadtmitte. Sie kannten einander alle, ohne Ausnahme. Nicht, weil die jüdische Gemeinde so klein war, sie zählte zwar nicht übermäßig viele Gläubige, obwohl sie, wenn man es objektiv betrachtete, recht zahlreich war, sondern deshalb, weil alle aus irgendeiner höheren, metaphysischen Notwendigkeit heraus zusammenhielten. Es war eine sonderbare Gemeinschaft. Sonderbar, weil sie Menschen verschiedener Schichten und Berufe vereinte, vom Beamten bis zum Milchmann. Sie waren vielleicht nicht allzu gebildet – viele hatten Bildung nur in der Chederschule der Vorkriegszeit erfahren –, aber sie zeichneten sich durch einen einmaligen *élan vital* und einen beneidenswerten Instinkt des Selbstschutzes aus, der ihnen erlaubte, die zahlreichen Rückschläge und Demütigungen ganz ohne jeglichen Streß zu ertragen. Diese Handwerker und Milchmänner sorgten sich vor allem darum, daß ihre Kinder Wissen erlangten und sich so schnell wie möglich von ihnen losrissen, von der Umgebung, die von der alten, verfluchten Epoche gekennzeichnet war. (...)

Die Kinder wuchsen bereits in einer anderen Atmosphäre, in einer anderen Umgebung auf, in einer Epoche nicht nur des absoluten Mißtrauens, sondern auch des Zweifels. Die Eltern gehörten zu einer Welt, die aufgehört hatte zu existieren. Ja sie selbst schienen nur noch ein Schatten, ein Widerschein dieser Wirklichkeit zu sein. Noch gefangen in der Tradition, wenn auch nicht so streng und eng, gaben sie mit der restlichen Kraft die für sie selbst unbegreiflichen Bedeutungen in rudimentärer Form weiter, indem sie den ungeschriebenen Willen ihrer Väter oder besser der transzendentalen Natur Israels erfüllten. Die Kinder verstanden die Bräuche bereits nicht mehr, und, was das Wichtigste war, sie wollten sie nicht verstehen. Sie waren dem gleichmachenden Druck der Zeit aus-

gesetzt. Die Väter waren es, die von Zeit zu Zeit in den Tempel gingen, auf hebräische Lettern auf vergilbten Seiten starrten und mit freudiger Begeisterung beteten. Ihre Söhne schämten sich schon dieser Inbrunst und irgendwelcher verklungener Konspiration.

Während seiner Gymnasialzeit in Gleiwitz, und auch schon früher, als er noch die Grundschule besuchte, hatte J. nicht nur kein Interesse an der jüdischen Herkunft seiner Mitschüler, er wußte überhaupt nichts davon. Diese Unwissenheit entstand nach und nach aus der Ablehnung *jener* Tradition, aus der fehlenden Motivation, heikle Themen zu berühren. Kein heikles Thema war die deutsche Herkunft einiger Mitschüler, wie die Teichmanns, weil das ein natürlicher und nie negierter Teil des schlesischen *compositum* war. Außerdem interessierten ihn diese Dinge überhaupt nicht. Beschäftigt sich denn ein Kind mit solchem Unsinn, und was könnte das in dessen Leben verändern? Nie im Leben käme es auf die Idee, darüber nachzudenken, ob Kwaśniewski, der Sohn des beliebten Zahnarztes, etwas mit dem Milchmann Bettman gemeinsam hat. Irek war ein guter Kumpel zum Fußballspielen, nichts weiter. Ihm gab das heimliche Gezischel der Eltern nicht zu denken. Das erste Mal, daß sich die versteckten, scheinbar nichts zu bedeutenden Signale mit aller Macht zu erkennen gaben, war erst dreiundzwanzig Jahre nach dem Krieg, zu dem Zeitpunkt, als J. Schlesien verließ. Mal um Mal erfuhr er von den Ausreisen seiner ehemaligen Mitschüler. Es schnürte ihm fast die Kehle zu. Nein, nicht wegen der erzwungenen Fluchten, sondern aus Verwunderung darüber, daß gerade sie ausreisten. Die, die nicht einmal von der Existenz Bettmans und seines klapprigen Fuhrwerks wußten. Die, die mit J. auf dem Grunwaldplatz Fußball spielten und über die Unbeholfenheit von Guzik lachten. Aber jemand muß sie ausersehen haben, jemand muß ihnen Schlesien seit langer Zeit aus dem Kopf geschlagen haben. Als J. erfuhr, daß einer der Flüchtlinge, Adaś Szyling, während des jüdisch-arabischen Krieges ein Bein verloren hatte, verstand er die ganze Ratlosigkeit seiner Schulbildung. Man hatte ihn eine feste Haltung gegenüber dem Leben und der Vielfalt gelehrt, aber die Wirklichkeit hatte andere, rücksichtslosere Lösungen parat.

Das war das Ende seiner Welt und seines Schlesien. (...)

Wann hatte J. Zuckerman zum ersten Mal gesehen? Das war im Sommer, Anfang der sechziger Jahre. J. kehrte gerade aus den Ferien zurück, die er mit den Eltern in Wisła-Jawornik verbrachte hatte, einer bezaubernden kleinen Ortschaft im Teschener Schlesien, wohin man sommers wie winters fuhr.

Zuckerman saß auf einem Abfallkübel und sang jüdische Weisen. Sein grauer, zerzauster Bart sah aus wie ein einsames Segel irgendwo auf dem

Baikal. Einige Personen warfen ihm etwas Kleingeld von den Balkonen. Die Geldstücke waren in Papierfetzen eingewickelt, fielen also schwerer, genau vor die Füße Zuckermans. Aber Zuckerman eilte nicht. Er sang mit geschlossenen Augen, von Zeit zu Zeit den Hut abnehmend, den er sich auf die Knie legte. Nach irgendeiner Sangesphrase setzte er den schwarzen, steifen Hut wieder auf und jammerte grauenvoll weiter.

J. schaute aus dem Fenster auf den sonderbaren Ankömmling. Er verblüffte ihn von Anfang an. Schnell lief er die Treppen hinunter und ging auf den Hof.

– Na, was ist? – fragte Zuckerman.

– Es ist, weil ... – murmelte der Junge.

Zuckerman sprang vom Kübel auf, klopfte sich den Staub ab, streifte sein geflicktes Sakko glatt, richtete die zerknitterte Rose im Knopfloch und begann von der Erde die in Papier oder Zeitung eingewickelten Geldstücke aufzusammeln.

– Etwas dünn. Wahrscheinlich komme ich nicht mehr her – sagte er mehr zu sich als zu J.

– Wohnen Sie in Gleiwitz? – faßte der Junge Mut. – Und vielleicht sind Sie von irgendwoher gekommen?

– Weiß ich's? Vielleicht bin ich aus Gleiwitz, vielleicht aber auch aus Krakau, oder aber aus dem Himmel. Ist das nicht einerlei? Wo ich wohne? Gute Frage. Ein bißchen hier, ein bißchen dort, aber eigentlich nirgendwo. Was heißt das, wohnen? Ein eigenes Bett haben? Einen eigenen Winkel? An einem Tisch sitzen? Wenn dem so ist, dann wohne ich nicht. Ich ziehe umher. Ich ziehe die ganze Zeit umher. Dieses Umherziehen ist stark wie ein wilder Ochse. Verstehst du? Ich habe lieber einen Spatz in der Hand, als zehn Hirsche auf dem Feld. Was, Umherziehen ist kein Wohnen? Du wunderst dich, daß Zuckerman so spricht. Aber es ist so. Ich muß immer woanders sein. Du fragst mich, warum? Weil es an jedem Ort anders ist. Andere Menschen, anderes Geld. Die einen lachen, die anderen weinen. Git.

J. lauschte diesen Worten wie der schönsten Mär. Nie zuvor war ihm ein solcher Mensch begegnet. Er betrachtete ihn wie einen Ankömmling aus irgendeinem kuscheligen Traum. Sein vollgestopfter, speckiger Rucksack erinnerte an wundervolle Geschichten voller gefährlicher Abenteuer, verschlungener Gänge und sehr tiefer Höhlen, in denen laute Echos Dutende Feldmäuse weckten und auffliegen ließen.

J. folgte Zuckerman auf Schritt und Tritt.

Ja – sagte Zuckerman mit seinen zu großen Schuhen schlurfend – jeder denkt, daß es Zuckerman gut hat. Er singt vor sich hin, sammelt eine Menge Geld und ist aller Sorgen ledig. Oje, wer so spricht, phh, hat kei-

nen Verstand! Wenn du wüßtest! Von wegen, keine Sorgen! Lauter Sorgen. Etwas essen, um nicht hungrig zu sein. Jemanden treffen, damit ich zufrieden bin. Und was denkst du? Das Leben ist Befriedigung. Wenn ich singe, sehe ich nichts. Ich sehe nicht die Zwietracht, den Mumpitz, die schlechten Menschen. Und was sehe ich, wenn ich nicht singe? Müll. Überall Müll. Mülltonnen, Abfälle, schmutzige Katzen. Aber du denkst sicher, Zuckerman ist meschugge und lebt im Dunkel. Oh nein, für mich ist die Dunkelheit keineswegs etwas Besonderes. Ich liebe die helle Welt und das helle Leben. Aber wo finde ich das? Ich freue mich, wenn das Fuhrwerk in Bewegung und ihm ein Pferd vorgespannt ist. Willst du wissen, warum? Weil das die Normalität ist. Das Gewöhnliche. Und ich verstehe das. Das ist kein Schwindel. Ich habe das in meiner Kindheit gesehen. Da war es auch so. Das, was sich nicht ändert, ist hell und gesund. Verstehst du? Ich muß mir darüber keine Gedanken machen. Ein Pferd, auf dem Fuhrwerk ein Fuhrmann und git, alles gut. Ach, und dann diese Düfte, das Stroh, das Heu und die quietschenden Räder, die, obwohl sie alt sind, nie auseinanderbrechen. Ich setzte mich auf einen solchen Wagen und fahre drauf los. Weit, vielleicht aber auch nicht so weit. Aber vorwärts. Dort wartet immer etwas. Ein Stückchen Brot, andere Aussichten. Alles fließt, wie die Griechen sagen. Du sitzt auf dem Wagen und siehst, daß nichts gleich ist. Verstehst du? Jedes Mal eine andere Straße, ein anderer Mensch, anderes Gras, anderes Glück und Unglück. Das ist gut. Wozu an einem Platz hocken? Wenn du auf einem Platz hockst, hast du verspielt. Du kannst nicht unterscheiden, was wahr und was falsch ist. Alles gerät durcheinander. Wenn du unterwegs bist, hast du einen Vergleich. Hier klein und hier groß. Dort böse und hier gut. Ich liebe es, Zug zu fahren. Ich drücke mich in die Ecke am Fenster und schaue. Besonders in der Nacht. Am Himmel alles voller Sterne, auf der Erde Sterne in den Häusern. Hinter der Scheibe atmen alle Menschen, wie sie sind. Der glückliche Schneider, der eine schöne Frau hat. Der arme Arbeiter, in die Flasche starrend. Haus um Haus, Leben um Leben. Hier warm, dort kalt. Und ich selbst im Zug. Wie die beleuchteten Häuser vorbeihuschen, denke ich bei mir: Das ist nicht wahr, daß ich hier reglos sitze und daß die Menschen in diesen Häusern sitzen und stöhnen. Sie durchqueren auch Zeit und Raum, wie der Zug mit mir. Ich sehe sie nur einen Moment lang. Und sie können nur einen Moment lang an mich denken. Wenn das alles in Bewegung ist und auch für den Moment, dann heißt das, daß daran nur wenig wahr ist. Was, ich spreche unrecht? Wenig Wahres, weil ohne mich. Ohne meine Teilnahme. Und ist denn jemand in der Lage, bei jedem einzelnen zu sein? Ist das möglich? Es ist nicht möglich. Ich kann nur schauen. Aber wenn ich singe, habe ich die Augen geschlos-

sen. Dann schaut das Lied für mich. Es sieht etwas anderes. Und es erzählt mir davon. Was ich davon habe? Freude? Vergnügen? Nein, keine Freude und kein Vergnügen. Für mich ergibt sich daraus eine Pflicht. Willst du wissen, welche? Die Pflicht des Seins. Dann fühle ich, daß ich bin, unabhängig davon, ob es jemand will oder nicht. Mich gibt es wirklich, weil andere mich sehen und hören. Siehst du, selbst du gehst hinter mir her, wie ein Fohlen der Stute. Befehle ich es dir? Wohl nicht. Du willst es selbst. Etwas zieht dich zu mir. Stimmt's?

– Herr Zuckerman, suchen Sie nach etwas?

Gute Frage. Kann ich etwas suchen? Was suche ich? Es geht nicht ums Suchen. Wozu suchen? Alles ist um mich herum. Ich brauche nur die Hand auszustrecken. Wenn ich an einem neuen Ort bin, fühle ich nicht, daß ich eine neue Wahrheit gefunden hätte. Ein neuer Ort ist ein neuer Antrieb. Eine neue Welle durchströmt mich. Du hast einen anderen Atem. Deine Haut kribbelt anders. Anders kratzt es dir im Hals. Du gehst also, weil dich etwas treibt. Dein Herz sagt dir – geh! Oh Gott, wer versteht das? Ich war vor kurzem in Siemianowitz. Weißt du, wo Siemianowitz liegt? Na, gut. Ich bin also in Siemianowitz, stehe vor irgendeiner Kneipe, drinnen Geschrei, Gezänk. Ich sehe hinein, alle schauen mich an und verstummen. Ich singe leise vor ich hin, aber so, daß sie mich hören. Und? Sofort verstummen alle. Niemand erhob die Stimme. Als ob ich etwas Gutes gesät hätte. Die Musik? Die Musik auch. Aber es ist noch etwas mehr. Worte? Niemand von ihnen verstand diese Worte. Siehst du, es reicht, zwischen die Menschen ein gutes Korn zu säen. Was sage ich! Es reicht, zwischen die Menschen zu treten und sich ihnen zu geben. Gleich löst sich die Spannung. Nein, ich suche nicht. Sie suchen mich. Nicht Zuckerman als solchen, wie du ihn jetzt siehst, schmutzig und zerlumpt. Sie suchen, wenn auch ohne es zu wissen, was in mir ist. Ich bringe ihnen Läuterung. Sie erinnern sich ihrer Sünden. Ich verzaubere sie. Zumindest für den Augenblick. Nun, Zuckerman ist schon jemand. Du weißt schließlich davon. Zuckerman überschreitet Grenzen. Zuckerman, das ist kein dummer Jude, wie die Alte aus der Kozielska-Straße sagt.

J. hörte diesen Worten zu, ohne zu wissen, ob sie wenigstens einen Funken Wahrheit enthielten. Zuckerman schien der Zwillingbruder des Milchmanns aus der Rybnicka-Straße zu sein, wenigstens erinnerte er an einen Doppelgänger, einst mit Aquarellfarben gemalt.

Zuckerman zog weiter: – Mein Bruder ist in Amerika. Er wollte es so. Er wanderte aus, und weg war er. Was will er von diesem Amerika? Er wohnt am Hudson-River. Er verkauft dort irgendwas, ihm geht es nicht schlecht. Aber wozu ist er weggefahren? Ging es ihm hier nicht gut? Er hatte einen Laden, er hatte eine Wohnung, und seine Frau erfüllt ihm je-

den Wunsch. Er sagte, er sei nicht an seinem Ort. Was soll das bedeuten? Bin ich an meinem Ort? Ich weiß nicht einmal, wo dieser ist. Ich suche keinen Ort. Nicht der Ort ist wichtig, sondern ich selbst. Dieser Ort ist hier, in mir. Das muß man verstehen. Andernfalls lauf mit dem Tschulent zum Bäcker. Amerika! Große Sache! Ich habe hier doch dasselbe. Vielleicht ist es hier dunkel und Tumult überall, aber die Kappara sucht sich ihren Platz nicht aus. Es gibt solche und solche. Ich dränge mich zwischen sie und lausche. Dann dieses Spiel in mir. Wie liebe ich dieses Spielen! Nichts ist so gut wie die ruhige Musik. Siehst du, die anderen wollen, daß alles um sie herum spielt, daß ein großes Brausen ist, irgendwelches Gefunkel und Geknalle. Doch ich nicht! Es soll in mir spielen und aus mir soll es herauskommen. Aber es sind wenige, die das begreifen. Alles ist so verwirrt. Vielleicht sollten die Menschen nicht sprechen? Wenn die Welt nur wie ein eindimensionales Bild wäre, mit Farben und Perspektive, aber ohne Stimmen, wäre das nicht schlecht. Du würdest ihm nur Klänge hinzufügen. Du würdest für die anderen sprechen. Na, ist es nicht so?

Ob das J. gefallen könnte? Und selbst wenn, es hätte keine Bedeutung, denn Zuckerman gehörte einer ganz anderen Wirklichkeit an. Man konnte sie bewundern, aber der Zutritt war verboten. Zuckerman versuchte seine unwirkliche Existenz zu rationalisieren. Das erstaunte den Jungen. Also kann man sich auch so verhalten? Und das ist nichts Schlechtes?

Im selben Jahr traf er Zuckerman noch einmal. Das war im Gleiwitzer Palmenhaus, in diesem eigenartigen, phantastischen Winkel, der überhaupt nicht in die Umgebung paßte. Zuckerman saß auf einer einfachen Bank zwischen zwei gewaltigen Kakteen. Sein Bart schien dem Jungen noch grauer. Er schaute mit unruhigem Blick auf das Wasser, das mit weißen glockenförmigen Lilien bedeckt war. J. stand neben ihm und versuchte ein Gespräch zu beginnen. Doch Zuckerman schwieg. Nur von Zeit zu Zeit brummte er etwas in den Bart hinein. Es sah aus wie „El mole rachmin“, aber J. war sich nicht sicher.

Was schaust du auf den alten Zuckerman? Wunderst du dich, daß ich mir hier den Rücken wärme? Ich fühle mich wie ein Geächteter. Und jetzt? Ich lebe kaum noch. Ich reiße die Füße vom Boden los, versuche zwischen sie zu gehen, aber der Kopf schlägt an eine Mauer. Ich verstehe nichts. Ich sage laut „sholem alejchem“, niemand antwortet. Was will er? – höre ich ringsumher. Wie, was will er? Liebe. Schließlich schlage ich mich nicht um die heiligen Reste vom Teller des Zaddik. Sie schließen sich ein, es ist schwer, etwas zu fragen. Pausenlos kommt jemand zu mir. Er will kein gutes Wort, sondern fragt, was ich hier mache. Ich sehe seine Augen nicht, nur die bösen Lippen. Es beginnt ein schreckliches Gedränge. Die Männer und Jugendlichen in schmutzigen Hemden sehen aus wie

Matrosen, die auf die Rekrutierung warten. Ihre Blicke sind wenig zuversichtlich und widerwillig. Sie zucken mit den Achseln, lächeln nicht. Ich beginne das Gespräch, als ob ich eine kleine Schachtel mit einem Apfel¹ in der Mitte zum Laubhüttenfest tragen würde. Nichts, dumpfe Stille. Was ist mit ihnen passiert? Hier in Schlesien zeigten die Menschen Reue, nicht nur am Jüngsten Gericht. Dicker Ruß hatte in ihren Köpfe Einkehr gehalten. Ich bin hier allein. Das Leben ist schwer. Der Ruß bedeckt die Felder, die Linden und die Gräber der Juden. Du kannst schon die hebräischen Inschriften im Marmor nicht mehr lesen. Du liest Ruß. Ich weiß, warum die müden Schlesier schweigen und nicht zuversichtlich dreinschauen. Sie wollen ausreisen. Sie haben genug von diesem Ruß. Sie werden immer weniger. Siehst du, wie sie fliehen? Sie fahren ins Reich, weil sie den Ruß ausspeien wollen. Aber speien sie den ganzen aus? Sie fahren fort, ich bleibe. Man könnte lachen. Dummer Jude, was? Aber ich kann diese Erde nicht verlassen. Auf jedem Stein ist meine Spur und die meiner Familie. Ein Hund heult los, und ich denke, das ist die Stimme der Vergangenheit. Ich sitze an der Klodnitz, schaue auf die Weidenkätzchen und sehe den kleinen Chaim, wie er auf der Wiese Purzelbäume schlägt, und höre den kräftigen Gesang des Kantors. Hier wachsen diese Stimmen überall. Hier überall hören die kleinen Juden nicht auf, Purzelbäume auf der Wiese zu schlagen. Woanders hätte ich die Klodnitz nicht und ich würde nicht diese Stimmen hören. Ohne sie bin ich wie ein Zaddik ohne seine Schüler. Und jene Schlesier, die ausreisen? Ihre Gärten leben weiter, ihre Großeltern sitzen auf den Bänken vor den Häusern, als ob sich nichts geändert hätte. Die Sonne schleicht sich in die Ställe und enthüllt immer wieder dieses Gequieke, denselben Geruch. Sie wechselt nur die Wohnung. Und ich? Ich mußte meine eigene Haut wechseln und das, was ich im Inneren habe.

Zuckerman verstummte plötzlich und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Im Palmenhaus im grellen Licht, in der schwülen, subtropischen Luft waren nur Stimmen unsichtbarer Tiere, das Rauschen des fließenden Wassers und das Rascheln der Blätter zu hören. J. wußte schon, daß etwas zu Ende gehen würde. Zuckerman schrumpfte auf die Größe eines Sequoia-Zapfens zusammen. Sein Spiegelbild im grünen lebendigen Wasser zerspritzte in alle Richtungen.

Ob Zuckerman tatsächlich im Dickicht der Palmenbäume verschwand? Ob er tatsächlich dort entschwand und für immer zerfloß? In jedem Fall

¹ Normalerweise wird diese Zeremonie mit einem Etrog, einer Limonenart, durchgeführt. War diese Frucht jedoch nicht verfügbar, ersetzte man sie auch bisweilen durch einen Apfel (Anm. d. Übers.).

tauchte er von diesem Augenblick an nicht mehr auf. J. sah manchmal sein im Mondlicht glänzendes Gesicht, wenn er sich schlafen legte. Nie mehr erklang seine wohlklingende Stimme. Der Gesang Zuckermans erstarrte in einem Augenblick. Als Zuckerman vom Erdboden verschwand, hörte Schlesien auf zu singen. Nun, nicht wirklich, es sang weiter seine schalkhaften Geschichten von den Mädchen aus Koschentin, aber andere Noten konnte es nicht spielen.

Henryk Grynberg

Henryk Grynberg (Pseudonym Robert Miller, Józef Salamowicz) wurde am 4. Juli 1936 im Dorf Radoszyna in Masowien geboren. 1942 entging er mit seinen Eltern dem Transport ins Todeslager Treblinka. Gemeinsam mit seiner Mutter überlebte er mit Hilfe „arischer Papiere“. Sein Vater wurde während des Zweiten Weltkrieges von ortsansässigen Bauern erschlagen. Die Suche nach dessen Grab wird in Grynbergs Schaffen zu einem wichtigen Motiv und zum Thema des Dokumentarfilms „Geburtsort“ (1992) von Paweł Łoziński über die Exhumierung des Leichnams von Abram Grynberg. Von 1954 bis 1959 studierte Henryk Grynberg an der Fakultät für Journalistik der Warschauer Universität Journalistik, von 1958 bis 1967 arbeitete er als Schauspieler am Staatlichen Jüdischen Theater der polnischen Hauptstadt. Sein schriftstellerisches Debüt, Prosa und Lyrik vor allem mit jüdischer Thematik, stellte Grynberg Ende der 50er und in den 60er Jahren in Polen vor. Wegen der kommunistischen Zensur und der in Polen beginnenden antijüdischen Kampagne kehrte Grynberg 1967 von einer USA-Tournee des Jüdischen Theaters nicht mehr in sein Heimatland Polen zurück. Zunächst nahm er Gelegenheitsjobs wahr. Von 1967 bis 1971 studierte Grynberg Slawistik an der University of California in Los Angeles. Nach seinem Umzug nach McLean bei Washington erschienen regelmäßig Publikationen in Zeitschriften des polnischen Exils und seiner neuen Heimat USA. So schrieb Henryk Grynberg u.a. für die polnischsprachige Ausgabe der Zeitschrift „Ameryka“, bis 1991 arbeitete er für die US Information Agency und verfaßte unter dem Pseudonym Robert Miller Beiträge für die „Voice of America“.

In den 80er Jahren erschienen erste Veröffentlichungen des in Volkspolen verbotenen und tabuisierten Autors in Zeitschriften und Verlagen des polnischen Untergrunds, im sogenannten „zweiten Umlauf“. Ab 1987 wurde Grynberg auch wieder offiziell in Polen herausgegeben. Hauptadressat seiner Literatur bleibt auch nach seiner Entscheidung, seinen Wohnsitz nach der demokratischen Wende nicht in seinem Herkunftsland Polen zu nehmen, der polnischsprachige Leser. Grynbergs nicht selten das Bewußtsein seiner Leser erschütternden, aufrüttelnden und stark autobiographische Züge tragenden Werke richten sich gegen das Vergessen des Genozids an den polnischen Juden und der jüdischen Kultur, gegen die Fiktionalisierung der Shoah. Über den Genozid an den Juden zu schreiben, menschliche Schicksale der Opfer als auch der wenigen Geretteten festzuhalten, wird zur Verpflichtung, zur Obsession des Autors. Eine für immer verlorengegangene Welt wird literarisch rekonstruiert und

kann als ein symbolischer Wiedergewinn von Gedenken angesehen werden. Authentische Berichte, Zeugenaussagen von Überlebenden gewinnen gerade in den letzten, deutlich dokumentarischen, anklagenden Charakter tragenden Büchern Grynbergs an Bedeutung. Sie sind voller Widerstand, Wut und Abneigung gegen eine Welt, eine Kultur und eine Zivilisation, in der der Holocaust möglich geworden war.

Der Prosaist, Lyriker, Publizist und Essayist Grynberg gehört heute zu den bedeutendsten in polnischer Sprache schreibenden Schriftstellern jüdischer Herkunft. Für seine literarischen Werke, die in mehrere Sprachen, u.a. ins Englische, Hebräische und ins Deutsche übersetzt wurden, erhielt er mehrere hohe Literaturpreise: 1966 den Preis der in der Schweiz ansässigen Kościelski-Stiftung, 1976 die Auszeichnung der Londoner Exilzeitung „Wiadomości“, 1990 den Jurzykowski-Preis und 1991 den Stanisław-Vincenz-Preis.

Zu Grynbergs wichtigsten auch in deutscher Sprache erschienenen literarischen Werken gehören seine Essays „Unkünstlerische Wahrheit“ („Prawda nieartystyczna“). Berlin 1984, seine Romane „Der jüdische Krieg“ („Żydowska wojna“). Frankfurt/Main 1972, „Kalifornisches Kadisch“ („Kadisz“), Frankfurt am Main 1993, „Kinder Zions“ („Dzieci syjonu“). Leipzig 1995 und seine Erzählungen „Drohobycz, Drohobycz. Zwölf Lebensbilder“ („Drohobycz, Drohobycz“). Wien 2000.

Der Holocaust als eine neue literarische Erfahrung¹

Der Holocaust begann für mich, als ich sechs Jahre alt war und die Angst von Erwachsenen als einen natürlichen Zustand akzeptierte, ebenso wie Umsiedlung, Flucht vor Deportation nach Treblinka, Verstecken im Wald und in Scheunen von Bauern, und danach, mit „arischen Papieren“ vorzugeben, jemand anderes zu sein. Arisch spielen war gefährlich, wie ich wußte, aber für mich war dieses Spiel einfach die Wirklichkeit, und ich hielt mich natürlicherweise an seine Prinzipien, weshalb es mir keine Schwierigkeiten bereitete. Es war das wichtigste Spiel meiner Kindheit, und es erweiterte mein Vorstellungsvermögen und hielt mich davon ab, jemals gelangweilt zu sein. Der Tod war wahrhaftig ein untrennbarer Teil des Lebens in jener Zeit. Ich sah keine Grenzen zwischen Leben und

¹ Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig. Vgl. Henryk Grynberg, *The Holocaust in Polish Literature*, in: *Notre Dame English Journal* Nr. 2 (April 1979); ders., *The Warsaw Ghetto in Polish Literature*, in: *Soviet Jewish Affairs*, London, Mai 1983; ders., *Prawda nieartystyczna* (Die nichtkünstlerische Wahrheit. Eine Essaysammlung). Warszawa 1994.

Tod, den ich mit Abwesenheit assoziierte. Jemand war da – und dann nicht mehr. Und da die meisten derer, die vorher um mich gewesen waren, abwesend wurden, sah ich darin nichts Besonderes. Erst viel später begann ich diese Abwesenheit zu spüren, und mit der Zeit ist sie immer schmerzlicher geworden.

Ich habe nicht die traditionelle Angst der Juden vor Fremden gespürt. Ich hatte keine Zeit, sie zu erben. Viel zu früh hatte ich mich an die Rolle eines Nicht-Juden gewöhnt, und als ein naturalisierter, d.h. eingebürgerter Jude tat ich das so genau, daß ich mich von den traditionellen jüdischen Schrecken und Angewohnheiten befreite oder eher sie von mir abhielt. Angst verspürte ich viel später, als ich verstand, was passiert war, und diese Angst ist zusammen mit meiner Lebenserfahrung gewachsen. Ich habe niemals Vertrauen zu Menschen entwickelt. Mein Heranreifen in einem korrupten, totalitären System lehrte mich, daß es mehr Schurken gibt, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und es sogar noch mehr von denen gibt, die sich auf ihre Seite schlagen und ihnen Platz machen, die Lügen in der Presse erzählen, im Radio und im Fernsehen, oder nur ein Stück von der Wahrheit zeigen und sie verzerren – sehr leicht – zum Vorteil dieser Schurken. Ich sträubte mich dagegen, jemandem nahe zu kommen oder enge Freundschaften zu schließen. In meinen frühesten Jahren wurde mir beigebracht, meine Gefühle und Gedanken zu verstecken, und ich habe niemals gelernt, sie in persönlichen Kontakten zu zeigen. Ich mußte Schriftsteller werden.

Von Anfang an veränderte sich alles um mich herum in atemberaubender Geschwindigkeit, und es war unmöglich, festen Boden zu finden. Ich wurde in eine Welt von Bauern, Grundbesitzern, Knechten, Vieh, Pferden und all den anderen Haustieren hineingeboren. In dieser Welt urinieren die Menschen gegen den Zaun, und jeder, die Frauen eingeschlossen, tat es im Stehen. Nur die Landbesitzer und Juden hatten Außentoiletten. In einer Entfernung von sieben Kilometern von dort lag die ergänzende jüdische Welt von mir: ausgetretene Stufen kleiner Kramläden; schiefe, geflickte Dächer; Schonbezüge und Tischdecken in gedeckten Farben und minimalen Mustern, aber mit ihnen die schönen Kerzenhalter aus Messing und Silber. Man ging an jüdischen Festtagen dahin, entlang der grünen polnischen Straße, über der sich der blau-weiße jüdische Himmel streckte. Die Wege und unebenen Bürgersteige waren gefegt und mit gelbem Sand bestreut worden. Nach den Gebeten und dem Festmahl stand man vor dem gereinigten Haus und schaute auf den leeren Marktplatz, wo niemand handelte oder stritt, weil das Prinzip des jüdischen Feiertags Frieden, Harmonie und gute Laune war. Diese Erinnerung kehrte in den Noten von Violine, Cello und Flöte zurück. Jahre später geschah es, daß

ich durch solche Kleinstädte fuhr, polnische, tschechische, slowakische. Da standen dieselben kleinen Läden mit den verbogenen Stufen – Grabsteine einer Welt, die es nicht mehr gab, und die aus irgendeinem Grund nicht einmal in den Reiseführern dieser Städte erwähnt wurde.

Auf daß mich niemand der sentimentalen Idealisierung bezichtige, füge ich gleich hinzu: Die Synagoge voller bärtiger Männer, in traurigen schwarzen Gabardinen eingehüllt, war zum Ersticken, und die orthodoxen Gebete waren zu lang, zu laut, zu nervös, zu hastig. Sie hatten sich über die Jahrhunderte akkumuliert, so daß sie lang sein mußten, und man mußte sie alle rezitieren, wenn man ein orthodoxer Jude war – daher die Hast. Des weiteren war es so, daß, wenn ein Jude betete, er am besten begriff, wie gefährlich es eigentlich war, Jude zu sein – deshalb die Nervosität. Ein Antisemit sollte ab und zu einmal träumen, daß er ein Jude sei, damit er begreifen kann, welchen Mutes es bedarf, Jude zu sein. Diese nervösen Gebete, die überhaupt nicht halfen und für die keiner Zeit hatte, sie mir beizubringen, verschwanden eines Tages zusammen mit der Menge der Gläubigen, der Synagoge, der Stadt und der Welt, die dort standen und auf mich gewartet und einen Platz für mich freigehalten hatte: entweder in der *shul* unter den *kobanim*, oder draußen unter den Rebellen. Nichts ist davon geblieben, und es gab niemanden mehr, gegen den man hätte aufbegehren können. Es war notwendig geworden zu vergessen, jemand anderes zu werden, und dieses Schicksal wiederholte sich mit seltsamer Maliziosität während eines Großteils meines Lebens – es gab keinen Platz, an dem ich lange bleiben konnte.

Statt eingeweiht zu werden in Millenia von Meditationen über Mensch und Gott, die so skrupulös in schweren Bänden über Jahrhunderte der Verfolgung aufgezeichnet worden waren, war es notwendig geworden, sich auf das Niveau eines Tieres zu begeben: sich tagein, tagaus zu verstecken, nur im Schutz der Nacht herauszukommen, nach Menschen auszuschaun und sie zu meiden, die Verstecke zu wechseln und die Verfolger von der Spur abzubringen, zu flüchten, den Atem im Heu einer Scheune anzuhalten, wenn der Bauer näherkam. Mit „arischen Papieren“, befohlen, kein Jude mehr zu sein, wurde mir beigebracht, das Vaterunser und das Ave Maria zu rezitieren, ging ich zur Unterweisung zu einem Priester, und innerhalb weniger Wochen war ich zu einem tiefgläubigen Christen geworden. Es war leicht. Die Geschichten des Priesters waren so bekannt, die Namen eingeschlossen, die in ihnen auftauchten, und ihre ethischen Lehren waren Nahrung, nach der ich am meisten hungerte. Die Kinder, die mit mir gemeinsam diesen Unterricht besuchten, spürten das und gaben mir den Spitznamen „Priester“. Und auch der Priester selbst blickte in meine Richtung, als er von „spiritueller Berufung“ sprach. Ich

hatte keinerlei Zweifel, und ist es nicht gerade das, worin das Glück unserer Kindheit besteht, an das wir uns bis an das Ende unseres Lebens erinnern? Ich war überzeugt vom Sieg Gottes, der Gerechtigkeit, des Guten über das Böse. Ich mußte lediglich gut, gerecht und fromm sein. Ich fand für mich eine Welt, oder vielmehr wurde diese mir gegeben, anstelle von der, die ausgelöscht worden war. Aber für wie lange?

Nach dem Armageddon mußte ich nicht mehr jeden Tag lügen und vorgeben, jemand zu sein, der ich nicht war. Aber wer war ich? Meine frühere Welt war eine Leere, nicht einmal ein Friedhof, da es keine Gräber gab. Ich kehrte mit meiner Mutter in die kleine Stadt mit denselben kleinen Läden zurück, aber sie waren von Fremden besetzt worden. Sollte diese Zivilisation bis zur Ära interplanetarer Reisen überleben, dann könnte jemand mit annähernder Lichtgeschwindigkeit abreisen und wenig später zurückkehren, um festzustellen, daß auf der Erde Jahrhunderte vergangen sind und es keine Spuren mehr von denjenigen gibt, die er oder sie kannte bzw. denen er nahestand. Meine Mutter kehrte angsterfüllt in ihr Stetl Dobre zurück, wie zu einem Gerichtshof, an dem Todesurteile ausgesprochen werden sollen. Was sie vorfand, waren nicht nur Urteile, sondern Bekanntmachungen, daß die Exekutionen bereits ausgeführt worden waren – ohne Berufung oder die Möglichkeit eines letzten Besuches. Und ich kehrte in Angst zurück, daß ich wieder ein Jude werden müßte. Ich wollte kein Jude sein in einer Welt, über die ich in meiner kurzen Zeit so viel gelernt hatte. Ich wollte in meiner neuen, sicheren Welt bleiben. Ich sprach weiter meine Gebete, machte das Zeichen des Kreuzes, ging zur Kirche wie ein verirrtes Schaf. In der Schule sagte ich katholische Gebete auf und nahm aktiv am Religionsunterricht teil, und weder die Lehrer noch die anderen Kinder waren darüber erstaunt – konnte man überhaupt noch ein Jude sein?

Wie fast alle anderen jüdischen Überlebenden zogen wir in die große Stadt, die weder jüdisch noch christlich, sondern heidnisch war. Geschäfte mit Spielzeug und Pfadfinderuniformen, zoologische Gärten (die von den Deutschen gut instandgehalten worden waren), Kinos mit amerikanischen, russischen und sogar deutschen Märchen für Kinder. Der Handel blühte in den großen und kleinen Geschäften, in Verkaufsbuden und Straßenständen. Die Schaufenster der Geschäfte waren voll mit Konservendosen verschiedener Armeen, mit Souvenirs, billigem Schmuck, der weiß der Himmel woraus gemacht worden war, mit bunten Süßigkeiten. Die Menschen versuchten, die verlorenen Jahre wettzumachen, als ob jemand einen Damm geöffnet hätte, der ihre Energie zurückgehalten hatte. Jene bunte heidnische Welt streckte uns ihre Arme entgegen, entzückte uns und versprach Vergessen insbesondere. Die Menschen mischten sich

leicht in Massen von ziviler und militärischer, halb ziviler und halb militärischer Kleidung, als Beute oder durch Demobilisierung erworben: englische, amerikanische, russische, sogar deutsche. Nur jüdische fehlte. Die jüdischen Überlebenden wechselten nicht nur ihre Kleidung, sondern auch ihre Namen, um sich mit der neuen Realität zu vermischen.

Andererseits gab es Sanatorien für jüdische Kinder, die an Tuberkulose litten, und säkulare Schulen – alle vom Geld schuldgeplagter amerikanischer Juden. In warme amerikanische Unterwäsche gekleidet, von nahrhaften amerikanischen, konservierten Lebensmitteln ernährt, mit hygienischer amerikanischer Zahnpasta und Insektenschutzmittel versorgt, wurden wir wie ein Schatz behandelt, den man aus einem großen Feuer gerettet hatte, als ein wertvolles Relikt. Wir sollten die jüdischen Leuchter aufnehmen und weitertragen, nicht zulassen, daß die Flamme erlischt, nicht aufgeben, nicht den Sieg der Mörder zugeben. Der Effekt war eine Mischung von Dingen: die Maccabäer und der Warschauer Ghettoaufstand, Passah und Erster Mai, die Heiligen Feiertage und die Große (Oktober-)Revolution. Hände streckten sich uns aus allen Richtungen entgegen, und wir hatten Mühe, das zu verstehen. In einem jüdischen Waisenhaus, vor dem Krieg erbaut für die zukünftigen *Ältesten der Juden* des Ghettos von Łódź, aßen wir aus den Händen der amerikanischen Bourgeoisie, während unsere kommunistischen oder kommunistisierenden Erzieher uns lehrten, die Bourgeoisie zu hassen, und sie trichterten uns Lehren aus einem Buch des bolschewistischen Pädagogen Anton Makarenko ein.

Nach und nach lehrte man uns immer weniger jüdische Geschichte, und man hörte mit dem Feiern jüdischer Feiertage auf. Nicht länger paukte uns irgendjemand ein, wie bedeutsam es doch sei, Jude zu sein. Was jetzt zählte, war die Klassenherkunft. Unsere Religion sollte der Klassenkampf, Sozialismus, Internationalismus sein. Weil unsere jüdische Abstammung angeblich weder den nichtjüdischen Studenten, mit denen wir uns an Ausstellungen zwischen den Schulen und an Demonstrationen zum ersten Mai beteiligten, noch den Pfadfinder- und Jugendorganisationen, noch den Führern unseres Staates wichtig war, hörte sie notgedrungen auch für uns auf, von größerer Bedeutung zu sein. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, daß, wenn jüdische Herkunft oder Jüdischkeit aufhören, etwas für die Nicht-Juden zu bedeuten, daß dann die Juden zu existieren aufhören würden. Jetzt waren unsere persönlichen Vorbilder junge Helden der polnischen kommunistischen Bewegung wie Hanka Sawicka, die im Kampf gegen die Nazis getötet worden war. Niemand hat jemals ihren wirklichen Namen, Szapiro, erwähnt, um zu beweisen, daß jüdische Herkunft nicht zählte. Auf Partys umschwärmten uns Studien-

kollegen, schleppten uns zum Tanzen, klopfen uns freundlich-familiär auf unsere Rücken, bewirteten uns im Jungenzimmer mit Wodka und wählten uns in allen Besprechungen und in alle Ämter unserer Jugendorganisation. Aber Ende der 50er Jahre kam es zum politischen „Tauwetter“, und das Klima änderte sich. Internationalismus und Klassenherkunft waren nicht länger mehr von solcher Bedeutung, und es war vollkommen in Ordnung, öffentlich zu diskutieren, wer in der Fakultät jüdischer Herkunft sei. So waren Juden wieder zu Juden geworden.

Nachdem ich also das Institut für Journalistik der Warschauer Universität abgeschlossen hatte, ging ich direkt zum Warschauer Jüdischen Theater und machte jedem – auch mir selbst – damit klar, daß ich Jude war. Instinktiv spürte ich, daß ich meine Wahrheit eher in der Kunst als in der mich umgebenden Wirklichkeit finden konnte, die von Kazimierz Brandys ganz zu Recht „Nichtrealität“ genannt wurde (man vergleiche sein Buch „Nierzeczywistość“ – unreality – „Nichtrealität“). Bei meinem Bühnendebüt zeigte ich mich als ein Jude in einer Bauernkate, und von der Vorderbühne, über die Köpfe der Zuschauer hinweg, sprach ich über die Kleinstadt, die mit all meinen Verwandten ermordet worden war. Ich wurde kein regulärer polnischer Schauspieler, denn davon gab es mehr als genug, sondern ein jüdischer, weil es so wenige beim Versuch gab, die Toten ins Leben zurückzubringen oder korrekter gesagt, sie „weniger tot“ zu machen, wie es Oriana Fallaci ausdrücken würde.

Mein literarisches Debüt, ungefähr zur gleichen Zeit, war „Die Antigonetruppe“ („Ekipa Antygony“), eine Kurzgeschichte über eine Arbeitsgruppe, die Exhumierungen von Opfern des Nazismus durchführte. Die nachfolgenden Kurzgeschichten trugen Titel wie „Das Grab“ und „Die Pyramide“. Eine Pyramide ist ebenfalls ein Grab, lediglich größer, und sie hält viel stärker die Erinnerung an die Toten wach. Ich wurde zu einem Schriftsteller der Toten, weil die Lebenden genug ihrer eigenen Schriftsteller hatten. Ich ernannte mich zum Wächter des großen Friedhofs, von Gräbern, die nicht außerhalb unserer Erinnerung existieren. Ich wachte, auf daß keines dieser Gräber entweiht wird. Für mich hatte ich einen fast leeren Platz in der polnischen Literatur gewählt, und ich hatte Zweifel, ob ich diesen Gegenstand angesichts eines solchen Traditionsbruchs und ohne entsprechende Kenntnisse des Hebräischen, des Talmud oder gar der Thora bewältigen könnte. Ich kannte weder die Geburtsorte noch die Geburtsdaten meiner Großeltern, und ich wußte nur annähernd die Daten ihres Todes. Aber ich mußte meine Stimme erheben, weil ich unter den nicht-jüdischen Autoren nicht nur auf fehlendes Wissen, sondern auch auf aufrichtiges Mitleid stieß, wenn sie dieses Thema berührten.

Ich bemerkte gleichfalls grundlegende Auslassungen. Der polnische Schriftsteller Jerzy Andrzejewski, der bereits 1943 mit seiner Novelle „Wielki Tydzień“, auf deutsch „Die Karwoche“ (Dresden 1950) resp. „Die Warschauer Karwoche“ (Berlin/Weimar 1966), den Versuch unternommen hatte, über den Holocaust zu schreiben, beschrieb gleich nach dem Krieg in seinem bekanntesten Roman „Popiół i diament“, auf deutsch „Asche und Diamant“ (Berlin/Weimar 1964), der erfolgreich von Andrzej Wajda verfilmt wurde, eine typische polnische Kleinstadt im Frühjahr 1945 ohne ein einziges Wort über die Juden. Während über die Asche einer Generation diskutiert wurde, unterließ er es, den Berg jüdischer Asche oder den leeren Platz, der in fast jeder polnischen Stadt nach dem Kriege so augenscheinlich war, zur Kenntnis zu nehmen. Auch Tadeusz Konwickis „Mała apokalipsa“, auf deutsch „Die polnische Apokalypse“ (Frankfurt a.M. 1982), eine meisterhafte Mischung von Bildern aus Warschaus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, erwähnt die jüdischen Einwohner nicht – ein Drittel der Bevölkerung –, die 1942 zu ihrer Vernichtung geführt wurden, der größte Todesmarsch in der Geschichte irgendeiner Stadt. In der Stadt, wo Janusz Korczak (Henryk Goldszmit) – wahrscheinlich der echtste Heilige des Jahrhunderts – geboren wurde, der sein ganzes Leben umsonst gearbeitet hatte und sie wegen seines Märtyrertodes verlassen mußte, tauchte der einzige jüdische Akzent in der Geschichte in der Person eines miserablen Parteiapparatschiks auf.

Sogar Tadeusz Borowski, einer der wichtigsten Schriftsteller über Auschwitz, hatte nicht versucht, dem jüdischen Kern der Sache nahezukommen. Sein Auschwitz scheint universal, fast abstrakt zu sein. Ich stimme mit Alfred Alvarez überein, daß Borowski „es schaffte, voll und ganz die Konzentrationslagererfahrung zu vermitteln“, in einem durchaus passenden, „brutal direkten“ Stil, indem er den Versuch unternommen hatte, die nackten Tatsachen klar, scharf und ohne Kommentar aufzuzeichnen. Doch ich erhebe Einspruch gegen seine Universalisierung oder Abstraktion. Für mich ist der Holocaust ganz speziell, konkret und jüdisch. Als Schriftsteller versuche ich, was ich nur kann, von dieser verbrannten konkreten Welt (denn nur eine konkrete Welt kann brennen) zu bewegen. Ein viel ernsthafteres Herangehen war das von Zofia Nałkowska in ihren „Medaliony“, deutsch „Die Medaillons“ (Berlin 1956), eine Sammlung, die sich auf Zeugenaussagen stützt, die sie während ihrer Arbeit in der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen zusammentrug. Einige dieser Geschichten bestehen fast ausschließlich aus persönlichen Berichten interviewter Überlebender, von Menschen, die – wie der polnische Literaturhistoriker Kazimierz Wyka bemerkte – „nicht wußten, wie sie über diese Greuelthaten sprechen soll-

ten“. Doch die bündigen, kurzen Sätze dieser Schilderungen verfügen über mehr emotionale Wirkkraft als die eloquentesten Wendungen der literarischen Tradition. Lange Pausen der Stille füllen diese Sätze, um das Fehlen passender Worte zu unterstreichen und – wie es die Literaturwissenschaftlerin Helena Zaworska ausdrückte – „zu verdeutlichen, daß der Völkermord vom Schweigen begleitet wurde“. Auf der anderen Seite spricht selbst ein ungebildeter Jude (in der Geschichte „Der Mensch ist stark“) „feierlich, als würde er aus der Heiligen Schrift zitieren“. Nalkowska vermied wie Borowski Erläuterungen oder direkte Kommentare außer in ihrem berühmten Motto „Menschen haben Menschen dieses Schicksal bereitet“, das den historischen Tatbestand verdunkelt, daß die Menschen dieses Schicksal für entmenschlichte Juden vorgesehen hatten. Das Konzentrationslager von Auschwitz hätte ohne den Holocaust und ohne die Juden existiert haben können. Doch nicht das Auschwitzer Todeslager mit seinen grausamen Dimensionen. Erstklassige Literatur hat die zu rechtfertigende Ambition zu verallgemeinern und zu universalisieren. Doch im Falle des Holocaust bildet das Herz der ganzen Angelegenheit ihre historische Wahrheit, eine Universalisierung verfälscht diese. Im Gegenteil, zur Nürnberger Definition war dieses Verbrechen nicht „gegen die Menschlichkeit“, sondern gegen die Juden geworden. Und der Menschlichkeit gemäß – wenn man nach seinem universalen Aspekt sucht.

Der eigenartigste Fall in der Literatur über Auschwitz ist Krystyna Żywulskas 1946 veröffentlichtes Werk „Przeżyłam Oświęcim“, in der deutschsprachigen Ausgabe „Wo vorher Birken waren. Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau“ (München 1979). In ihrem persönlichen Bericht als junge Überlebende des Lagers nimmt Żywulka Beschreibungen ihrer kurzen Begegnungen mit jüdischen Frauen und Kindern auf, die auf dem Weg von der Eisenbahnrampe in die Gaskammern „abgefertigt“ wurden. Mit aufrichtigem Schmerz bekennt sie, daß die einzige Möglichkeit, als Gefängnisangestellte dieser Todesfabrik den Opfern zu helfen, darin bestand, die Wahrheit vor ihnen zu verbergen. Mit unbedingtem Stolz erwähnt sie den Heroismus von vier jüdischen Frauen aus der Munitionsfabrik, die Schießpulver lieferten, damit die Männer des Sonderkommandos in der Lage waren, das Krematorium in die Luft zu sprengen. Mit ähnlichem Stolz berichtet sie über die junge jüdische Frau, die auf ihrem Weg zur Gaskammer einen SS-Mann angriff und ihn mit ihrer eigenen Pistole tötete. Doch das Seltsamste ist, daß Żywulka niemals zugibt, daß sie selbst Jüdin ist, obgleich das Buch eine Erzählung ist, die in der ersten Person geschrieben ist, mit dem Namen „Żywulka“ sowohl auf dem Umschlag als auch im Text und ohne jeglichen

fiktionalen Versuch. Als Nichtjüdin wegen Handels mit gefälschten Lebensmittelkarten verhaftet, verbirgt sie aus verständlichen Gründen sowohl vor der Gestapo als auch in Auschwitz ihre jüdische Herkunft. Doch sie setzt ihr Lügen sogar nach der Befreiung fort, ihren eigenen Lesern gegenüber, indem sie manchmal eine fast antisemitische Haltung einnimmt: „Ich muß versuchen, es auf eine düstere Art und Weise zu sehen. Also, sie töten die Juden eben, weil von den Juden behauptet wird, daß sie schuldig sind und den Krieg verursacht haben.“ Wohlüberlegt beschreibt sie, wie sie, wie die anderen, ihr Lebensmittelpäckchen zu Weihnachten erhält, zusammen mit einer Oblate und einem Zweig vom Weihnachtsbaum, und sie präsentiert sich damit als eine treu diesen Feiertag begehende Person: „Wir zogen speziell für diesen Anlaß vorbereitete Kleider an. (...) In festlicher Stille sagte ich mein Gedicht auf“ – das den Refrain eines bekannten polnischen Weihnachtsliedes trägt – „Gott wird geboren“. Weiter: „Wir zündeten die Kerzen an unserem Weihnachtsbaum an (...), und wir sangen lange Zeit Weihnachtslieder.“ Ich kenne keinen anderen derartigen Betrug in der Literatur. Nach dem Krieg wurde Żywulska Herausgeberin einer Warschauer satirischen Wochenzeitschrift, und niemand wußte, daß sie eine Jüdin war, bis sie plötzlich 1963 ihr Buch „Pusta woda“, in der deutschen Ausgabe „Leeres Wasser. Roman nach authentischen Erlebnissen“ (Darmstadt 1980), vorlegte, in dem sie ihre Erfahrungen aus dem Warschauer Ghetto, den Übergang auf die arische Seite, das Sich-Verstecken unter dem angenommenen Namen „Krystyna Żywulska“, die Verhaftung wegen illegalen Handels und die Deportation ins KZ schildert. Die Frage, weshalb sie nach so vielen Jahren ein Geständnis ablegte und zu ihrer wahren Identität zurückkehrte, ist Teil derselben Holocausterfahrung wie die Frage, warum sie das so viele Jahre lang verborgen gehalten hatte.

Der Auffassung Adornos folgend, daß Literatur nach Auschwitz unmöglich sei, erklärt Aharon Appelfeld, daß „der künstlerische Ausdruck nach dem Holocaust unvereinbar, ja widerlich erscheint“, weil „Kunst nicht ohne Grund in unserem Verstand mit der Sphäre der europäischen Kultur verbunden war, deren Opfer wir geworden sind“ (aus „Horror and Art“, Vortrag von Appelfeld auf der Versammlung der Versteckten Kinder in Jerusalem 1993). „Der Schmerz und das Leiden verlangten entweder nach Stille oder nach ungezähmten Entrüstungsstürmen“ oder aber nach „einer besonderen Art des unvermittelten Berichts, einfach und aufrichtig jenen schrecklichen Ereignissen gegenüber (...) die Art und Weise, wie eine Person über die Ereignisse ihres Lebens spricht, wie schrecklich sie auch sein mögen, gehörten sie doch zu einem ganzen Leben“ – sagt Appelfeld, der als Kind den Holocaust überlebte. Er bemerk-

te auch, daß ein solch unvermittelter Bericht in den Äußerungen von Kindern vernommen werden kann.

Eine solche Äußerung ist Bogdan Wojdowskis Roman „Chleb rzucony umarłym“, in der deutschen Übersetzung „Brot für die Toten“ (Berlin 1974), das beste epische Werk über das Warschauer Ghetto, dessen Druck bis 1971 durch antisemitische Nötigungen und eine offene anti-jüdische Kampagne im Polen der späten 60er Jahre gestoppt worden war. Brot, das Hauptthema des Buches, war wichtiger als das Leben geworden, sowohl für die Kinder, die es über die Ghettomauer schmuggelten, als auch für ihre Eltern. Indem sie sich ihren Broterwerbsfunktionen anpaßten, entwickelten sie animalische Instinkte und die Taktik, Sicherheit in der Menge zu suchen. Sie „rannten direkt nach vorn in einer Bande, und der Aufseher konnte in großer Eile zwar ein paar Schüsse abfeuern, ein oder zwei auf der Stelle töten, doch der Rest würde gesund und munter mit einem Freudengeheul die Mauer übersteigen“.

Der Roman besteht aus chaotischen Dialogen, hinterlassenen Aufzeichnungen mit einer großen Zahl von Stimmen. Die Szenen werden nicht der traditionellen Mode entsprechend vorgestellt, und sie werden nicht durch große Pointen aufgebaut und abgeschlossen. Sie tauchen plötzlich, spontan auf und verschwinden wieder, werden durch andere Handlungsorte ersetzt. Damit wird die chaotische Wirklichkeit im überfüllten Ghetto imitiert. Ein paralleles Thema ist die konstante Reduzierung des Menschen – wie in zahlreichen Szenen von Diebstahl, Raub, Prostitution oder Gotteslästerung. Kinder, „Ratten“ genannt, zogen den Toten die Goldzähne heraus, um Brot für die Lebenden zu kaufen. Wojdowski klagt diese Täter nicht an – sie alle waren Opfer ihrer außergewöhnlich unmenschlichen Lebensbedingungen. Er verweist auch nicht auf Heldentaten, die im herkömmlichen Sinne für die Ghettowirklichkeit völlig unangebracht waren. Er vermeidet aber auch die literarische Bedeutung von Symbolen, als hätte er Angst, die Opfer damit zu beleidigen. Die Ghettowirklichkeit paßte nicht in derartige literarische Dimensionen. Dafür führt er zahllose Details an, denen das Gewicht von Symbolen zukommt.

Ich war sechs Jahre jünger als Wojdowski, ich sah und wußte weit weniger als er. Aus diesem Grunde konzentriert sich mein persönlicher Bericht „Żydowska wojna“, in der deutschen Übersetzung „Der jüdische Krieg“ (Frankfurt a.M. 1972) auf die Erfahrungen meiner Eltern, und seine zwei Teile tragen absichtlich die Titel: „Der Vater“ und „Die Mutter“. Die Ereignisse, von denen das Kind Zeugnis ablegt und die in den Handlungen der Eltern reflektiert werden, bildeten einen simultanen doppelten Standpunkt: eines vertrauten Augenzeugen und eines Außenseiters. Der

Versuch führte zu epischen Porträts und zu Beschreibungen provinzieller polnischer Juden, die, bei aller Anfälligkeit ihrer Situation, um das Überleben auf die einfallsreichste und erfinderischste Art kämpften, die möglich war. Sie fochten einen Krieg aus, doch als Zivilisten hatten sie keinen Zugang zu Waffen und standen gegen den mächtigsten und skrupellosesten Feind. Die Geschichte unterstreicht nicht nur die Abwertung des menschlichen Lebens im Verhältnis zu Besitz und Geld, sondern zieht auch bittere Schlußfolgerungen über den Zustand der Zivilisation wie bei der Beschreibung der Ermordung des Vaters: „Man kann sich immer auf das Geld verlassen. Geld beweist, daß man menschlich ist, dachte er. Und wenn du dafür getötet wirst, dann wirst du nicht wie ein Tier getötet, sondern wie ein menschliches Wesen, wegen des Geldes ...“ Ich kannte Appelfelds Ansichten in den 60er Jahren noch nicht, als ich den „Jüdischen Krieg“ und seine Fortsetzung „Der Sieg“ schrieb. Aber da ich wie er ein Kind des Holocaust war, versuchte ich die Geschichte so zu erzählen, wie sie mir erschien: aufrichtig, ohne rhetorische, stilistische Ornamente oder irgendwelche anderen literarischen Künsteleien. Ich behalte ein solches Herangehen auch bei, wenn ich die Geschichte anderer Kinder des Holocaust – wie in meiner letzten Sammlung „Drohobycz, Drohobycz ...“ (das Buch ist [Wien 2000] in deutscher Übersetzung erschienen) oder in einem dokumentarischen Oratorium „Dzieci Syjonu“, deutsch „Die Kinder Zions“ (Leipzig 1995) erzähle – mit ihren Stimmen, ihren natürlichen Einschränkungen, minimalistischen Ausdrucksmitteln, ohne tendenziösen Kommentar, Interpretation oder Manipulation. Ich stimme mit Appelfeld überein, daß die unabhängige Sicht eines Kindes die aufschlußreichste und die beste „literarische“ Methode ist, über den Holocaust zu berichten.

1993 erschien ein Augenzeugenbericht, der sehr hilft, die Erfahrung des Holocaust zu verstehen. Er wurde 1943 von Calem Perechodnik, einem intelligenten, gebildeten jungen Mann geschrieben, der der Jüdischen Polizei im Getto von Otwock bei Warschau beigetreten war, in der Hoffnung, damit seine Familie und sich selbst zu schützen. Vom Schuldigkeitsgefühl überwältigt, nachdem die Rettung seiner Frau und seines einzigen Kindes scheiterte, griff er zur Feder, um an sie zu erinnern und sie zu rächen. Seine Memoiren – sehr unpassend von den Herausgebern betitelt: „Czy ja jestem mordercą?“ („Bin ich ein Mörder?“; Warschau 1993) – stellen nicht nur ein bitteres Selbstporträt eines gepeinigten Menschen dar, der physisch und moralisch von einem perfiden Feind gefangen genommen wurde, sondern auch einen detaillierten Bericht über die Mechanismen des Holocaust mit scharfen Beobachtungen von Verhaltensweisen der Opfer, der Täter und all jener, die auf einer dünnen Linie dazwischen liefen. Hier ein Zitat für jene, die weiter über die Frage der

sogenannten jüdischen „Passivität“ nachdenken: „In jeder Stadt, in der es eine *Aktion* gab, wurden die Ghettos vom Mob umzingelt, der sich an der herkömmlichen Jagd auf Juden (...) mit Schlägern beteiligte. Sind viele Juden durch ihre Hände verschwunden? Zahllose! Bestenfalls nahmen die Schläger Geld von den Juden, als sie an die Gendarmen auszuliefern. In jedem Fall war es ein Todesurteil. Was konnte ein Jude mit Geld anfangen? Er konnte selbst zum Gendarmen gehen und um eine Kugel bitten.“ Ihres Geldes und ihrer Kleidung beraubt, erpreßt oder anonym angezeigt, betrogen, belogen und ausgesetzt sogar von Menschen, die ihnen ostentativ Unterkunft angeboten hatten, kamen die Juden aus ihren Versteckplätzen heraus und gingen in die Ghettos zurück, um lieber mit anderen Juden zu sterben, als unter Feinden zu leben. Ein schneller Tod war oft das Beste, auf das sie hoffen durften: „Juden drängten sich am Tor; sie wollten so schnell wie möglich zum Exekutionsplatz gehen. Jede Minute ist kostbar für sie. Schnell, schnell! Praktisch rennen sie; sie werfen sich auf den Boden, damit die Kugeln der Erlösung sie erreichen und ihre schmerzenden Herzen besänftigen (...) nur nicht Grausamkeiten erleiden, bevor man getötet wird.“ Und was geschah den meisten von denen, die vom Zug nach Treblinka sprangen? „Wenn Kejzman sein späteres Schicksal gewußt hätte, dann wäre er nicht herausgesprungen (...) und ihr, hilflose Frauen, ihr hättet ihn nicht beneidet“ – sagte Perechodnik. Im letzten Kapitel, seinem Vater gewidmet – ein tapferer und findiger Mann, der trotzdem fiel, „besiegt von einem anonymen (Informanten), mit dem zu kämpfen unmöglich war“ –, zieht Perechodnik eine bittere Schlußfolgerung: „Wir sind von Feinden umgeben, von denen ein jeder uns auflauert. Man kann sich nicht vor einer Million Augen schützen. Menschliche Schweinerei ist der größte Verbündete der Deutschen in ihrem Kampf gegen die Juden.“

Hauptmann Scott O’Grady, der amerikanische Pilot, der über Bosnien abgeschossen worden war, der sechs Tage auf feindlichem Territorium überlebte, erntete wohlverdiente Anerkennung als tapferer und einfallreicher Kämpfer. Doch ein paar jüdische Teenager hielten es einen ganzen furchtbaren Monat aus – den November 1942 –, bis sie in das Krakauer Ghetto zurückkehrten. Ihre Tapferkeit ohne Happyend ist Gegenstand von Miriam Akavias autobiographischer Geschichte „An End to Childhood“ / „Beendete Kindheit“ (London 1995, eine Übersetzung aus dem Hebräischen), die von einem Rezensenten als eine Geschichte der „Entfremdung und des Aufgebens“ beschrieben wird. Sie liefen auf dem dünnen roten Grat zwischen Leben und Tod in einem Gebiet, in dem das Recht, eine weitere Woche, einen weiteren Tag oder Nacht zu leben, für einen erpresserischen Preis gekauft werden konnte; wo man sich durch

Bürgerschaft aus den Klauen eines Gestapoagenten, aber nicht eines Erpressers befreien konnte, der zuerst all dein Geld nimmt und dich dann an deinen Feind verkauft; wo sogar Mitglieder des Untergrunds sich weigern, dich in ihrem Haus zu behalten, „weil du unser Leben gefährden würdest“. Mit anderen Worten war es akzeptabel, Leben für einen nationalen Zweck zu riskieren, aber nicht, um Juden zu retten. Das Strafmaß war dasselbe, aber im ersten Fall waren deine Nachbarn deine Verbündeten, während im zweiten sie deine Feinde waren (ein wichtiger Faktor, wenn man den Grad des Terrors in verschiedenen von Nazis besetzten Ländern diskutiert). Und dennoch, sogar unter solchen Bedingungen überlebten einige Juden, darunter Kinder bis zu ein oder zwei Jahren – bei klirrender Kälte und erstickender Hitze, bei Durst und Hunger, indem sie oft ihren Atem und ihre Blase für Stunden (an)hielten, eine Haarsbreite entfernt von den Stiefeln der Mörder. Und jene waren keine trainierten, gut ausgerüsteten Militäroffiziere.

Piotr Matywiecki, ein gestandener Dichter, der 1943 geboren wurde, nachdem es seinen Eltern gelungen war, aus dem Warschauer Ghetto zu fliehen, veröffentlichte 1994 einen 500 Seiten zählenden poetischen Essay mit dem Titel „Kamień graniczny“ („Grenzstein“), der eine breite Auswahl von Zusammenfassungen, Exzerpten und Dokumenten über das Warschauer Ghetto enthält – ein Beweis, daß „der Tod niemals unpersönlich ist, selbst bei einem Genozidtod im Massenmaßstab, daß jeder einzelne dieser Menschen einen separaten Tod hatte und eine separate Zeit und einen Todesort, selbst wenn nur für einen Augenblick.“ Matywiecki betrachtet den Holocaust als eine generelle Abwertung von Verbrechen, Strafe, Scham und des Bösen und somit als einen Wendepunkt für unsere Zivilisation, und er unterstreicht die Gesamtheit des Holocaust: „Das menschliche Wesen geht mit allem zugrunde – Zeit, Raum, Sinn und Sinnlosigkeit.“ Er legt auch großen Wert auf die verheerenden Konsequenzen des Holocaust: „Wenn man erkennt, daß alles verlorengehen kann“, verliert man die zeitliche Perspektive für jegliche menschliche Aktivität; „die Zeit wird zu einem Moment, und deshalb ist das, was wir jetzt erfahren, die ‚Unmittelbarkeit des Lebens‘ ohne Zeit.“ Die Schlußfolgerung für die Literatur lautet somit: Es kann kein glückliches Ende in einer Holocaustgeschichte geben.

Es dauerte Jahrzehnte, bis selbst die aufgeklärtesten Geister den Unterschied zwischen dem Holocaust und „gewöhnlichen“ Völkermorden oder Kriegsverbrechen, die in der ganzen menschlichen Geschichte begangen wurden, anerkannten. Selbst Czesław Miłosz, dessen Dichtung und Essays tiefste Einsicht in das 20. Jahrhundert verraten, drückte (in seinem Nobelpreisvortrag 1980) seine „Furcht“ darüber aus, daß die

Wahrnehmung des Holocaust „graduell eine Transformation durchläuft, in der das Wort nur der Geschichte der Juden gehört, als ob Millionen von Polen, Russen, Ukrainern und Gefangene anderer Nationalitäten nicht auch Opfer dieser Verbrechen geworden wären“. Miłosz und ich waren beide 1943 in Warschau. Ich war sechs, er war 31. Aber ich überlebte mit einer Chance von eins zu tausend, während es an der Tatsache, daß er am Leben geblieben war, nichts Ungewöhnliches gab. Ich war beides, Jude und Nichtjude zu jener Zeit, und ich erinnere mich nur zu gut, daß mich niemand zu töten versuchte, als ich zu „Henryk Krzyżanowski“ geworden war, einer von „Millionen von Polen“. Das war der Unterschied.

Ich habe nur sehr wenig Zeitgenossen. Meine Kollegen und Rivalen, meine Freunde und Liebhaberinnen und vielleicht meine treue Ehefrau gehörten zu jenen 1,5 Millionen jüdischen Kindern, die inmitten der europäischen Zivilisation ermordet wurden. Zwischen den Generationen, zwischen den Toten und den Lebenden, zwischen den Juden und Polen gehöre ich weder hierhin noch dorthin, bin zur selben Zeit weder hier noch dort. Das mag für einen Schriftsteller und Dichter durchaus ein bequemer Beobachtungspunkt sein, weil ich von hier beträchtlich mehr sehen kann als andere. Doch was ich sehe, ist nicht erfreulich und vergrößert nicht mein Vertrauen in die Menschheit. „Verflucht sei der Mensch, der dem Mensch vertraut“, warnte Jeremiah (17,5) vor langer Zeit, doch der Humanismus hat sich von diesem Fehler nicht ferngehalten. Die Juden haben oft Gott gegrollt und ihn beschuldigt, sie im Stich gelassen zu haben. Doch nach Auschwitz ist es noch einfacher geworden, an Gott zu glauben, als den Menschen zu glauben. Nach der Erfahrung des Holocaust besteht der „Humanismus“ im Mißtrauen der Menschheit gegenüber. Wir können tapfer, schön, charmant, schlau, sogar gut sein. Wir können bewundert, verehrt, erfreut, sogar geliebt werden. Doch man kann uns nicht trauen. Wir mögen unser unveräußerliches Recht auf Glück, Freude oder wenigstens Spaß behalten – es besteht kein Anlaß, dem Teufel den Sieg zu überlassen –, doch sollten wir ihm immer zuvorkommen.

Jeder Schriftsteller hat seine eigene Welt, und nicht alle müssen über den Holocaust schreiben. Doch die Wirklichkeit nach Auschwitz besitzt neue Dimensionen und neue Bezugspunkte (der Begriff der Tragödie eingeschlossen), die in der authentischen Literatur berücksichtigt werden müssen, so wie das Czesław Miłosz bereits 1943 in seinen Poemen „Biedny chrześcijanin patrzy na getto“ („Ein armer Christ schaut auf das Ghetto“) und „Piosenka o końcu świata“ („Lied vom Weltenende“) verdeutlichte, die eine eindeutige Schlußfolgerung besitzen: „Innego końca świata nie będzie, innego końca świata nie będzie“ („Es wird kein anderes Weltenende geben, es wird kein anderes Weltenende geben“).

*Pamięć / Gedenken*²

Aus der Erinnerung tauchen Bruchstücke auf
 Artilleriestraße Grenadierstraße Dragonerstraße
 Trümmer von Wänden Fenstern und Türen der mit
 dreiundsechzig Zügen Deportierten

Kerzen kehren in die vergessenen Fenster zurück
 und eine Mutter steht wieder in der Küche
 hinter der durchsichtigen Tür von Nummer 23a
 ein Kinderwagen schaukelt noch
 hinter der gläsernen Wand Rückerstraße 4
 und Stille haltt wider von den Grammophonplatten
 um 1930

Noch warm sind die Gerichte in der Garküche der 137
 bewacht von Mützen der Polizei des Jahres 1923
 und die Burschen vor dem Lesesaal
 sind für immer Burschen geblieben
 und das Familienblatt Jüdische Rundschau und Der Staatszionist
 haben die noch nicht schlimmsten Geschehnisse des Jahres 1935
 bewahrt

Die konkurrierenden Fleischläden auf der Mulackstraße 32 und 37
 sind zurückgekehrt
 und die Gebetbücher an der Ecke Schendelstraße
 und das Schweigen in den verschwundenen Gebetsraum
 auf der Grenadier- (heute Almstadtstraße)
 von wo aus der Rabbi Bisoyner (Abraham Mordechai Grynberg)
 seine Gebete gen Himmel schickte
 und in der Wohnung auf der Alten Schönhauser
 schimmert weiß noch ein Bart

In die Grenadierstraße 7 kehrten einzelne hebräische Buchstaben
 zurück
 und Hüte, die niemand trug
 verneigen sich vor Nummer 24
 und auf der Gipsstraße 12 drei Assimilierte wie aus Gips
 rasierte Köpfe und Bärte und unschuldige deutsche Schnauzer
 der zwanziger Jahre
 und auf der Steinstraße 22 ist jemand zu Stein erstarrt
 vis à vis der Taubenhandlung 1933

² Im März 1995 nach dem Betrachten des Albums von Shimon Attie, *The Writing on the Wall: Projections in Berlin's Jewish Quarter*, und nach dem Lesen der Erinnerungen von Erwin Leiser, *The Scheunenviertel in Berlin: Remembering Vanished People and Streets*, sowie des Essays von James E. Young, *The Counter-Monument: Memory against Itself in Germany Today* entstanden; aus dem Polnischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

Die Gebrüder Katz wieder in der guten Lage
von Kleiner August- und Linienstraße
diskrete Schatten in der Konditorei der 11a
und in der Kaschemme „Münzglocke“
und im Tor der Nummer 2 verkauft jemand
Hemden weiß wie der Tod
und ein Knauf im Fenster leuchtet auf wie der Stern Davids

Die Artilleriestraße 28 wurde wie die ganze Straße umgetauft
und nennt sich jetzt Tucholskystraße 34
doch die frühere Mieterin fand zurück
und auch die zerschossenen Buchstaben
in die umgetaufte Wand der Talmud-Thora
und der Schmerz aus dem Israelischen Krankenhaus
in der Lothringerstraße 40
und der Filmvorführer mit den Händen in der Tasche
fand mitten in das Dunkel
des ältesten Berliner Kinos zurück
treffend „Biograph“ genannt

Hier dachte Mendelssohn nach und Fontane trank seinen Kaffee
an der Ecke Weinmeister- und Schönhauserstraße
Martin Buber und Gerschon Scholem teilten an die Armen Glauben aus
in der Dragonerstraße im Volkshaus
und Bienchen Felice Bauer schrieb an Kafka
daß es hier mehr Nektar als in den Blumen von Marienbad gibt

Zu acht schlief Granach in einem Zimmer
auf der Lothringer am Schönhauser Tor
und er arbeitete auf der Grenadierstraße in einer Bäckerei
in der er gern als berühmter Schauspieler zurückkehrte
um zu zeigen wie man den Chala-Teig flechtet
Mehring sah hier den „Kaufmann von Berlin“
Döblin sein „Berlin Alexanderplatz“
und Joseph Roth die „traurigste Straße“
wo die lustigsten Melodien weinen

Bisoyner kaufte koscher ein in der Alten Schönhauser
und in der Grenadierstraße Geschütze
und Panzerwagen des Freikorps im März 1919
auf der Mulackstraße wurden 1923 jüdische Geschäfte geplündert
und auf der Großen Hamburger erschoss ein Zuhälter der
Kommunistischen
einen Zuhälter der Nationalsozialistischen Partei
im Januar 1930
und es spritzte das Horst-Wessel-Lied hervor

Alle Pässe erstarben nach dem tödlichen Münchener Abkommen
und einen Monat später fiel die Gebetsstube

unter die schweren Stiefel
 doch Bisoyner wurde von Gott geschützt
 nur seine sterbliche Hülle
 (die noch warm war) fanden sie in der Wohnung
 und das ganze Scheunenviertel folgte seiner Totenbahre
 und kehrte nicht zurück

Schon lange sind die Züge abgefahren
 doch immer noch schauen die Gesichter
 über die Dächer der Waggons
 hängen über den Bahnsteigen
 liegen überfahren auf den Gleisen
 und in Dresden hinterließ jemand
 die letzte Nummer der Monatszeitschrift „Zukunft“

Shimon Attie durchleuchtete Wände und regte ein Happening an
 doch nur einer der Anwesenden kam
 um seinen Großvater zu suchen, den er niemals gesehen hatte
 ein zweiter goß einen Kübel Wasser vom ersten Stock
 ein dritter rief die Polizei da er sich fürchtete
 daß man ihn für einen Juden hält
 und ein vierter schrie daß sein Vater legal
 das Haus 1938 gekauft hatte

Der Minimalist Sol Lewitt legte eine Form aus schwarzen Steinen aus
 wie ein Sarg vor dem kostbaren Palast der Münsteraner Universität
 und widmete diese den Nichtanwesenden
 was sowohl die Ästheten als auch die Steuerzahler in Rage versetzte
 und es kam zu einer Debatte ob denn die Vergangenheit
 so viel Raum einnehmen sollte
 danach tauchten Grafitti und politische Lösungen auf
 und selbst den Chauffeuren wurde es zu schwer mit ihren
 Limousinen darum zu manövrieren
 nachdem man also die Meinungen von Historikern und Philosophen
 eingeholt hatte
 wurde die ganze Angelegenheit Technikern mit Preßluftschlämmern
 anvertraut
 und das Denkmal für die Abwesenden in Münster
 geriet zur Abwesenheit des Denkmals

In Hamburg wo ziemlich viel Raum übriggeblieben war
 fügte Margrit Kahl auf der Erde das steinerne Gesicht der Synagoge
 zusammen
 dort wo sie der Erde gleichgemacht wurde
 und Jochen und Esther Gerz stellten einen schwarzen Schornstein auf
 („man hätte dafür hundert Meter Autobahn erneuern können“
 „und wenn wenigstens Rauch daraus käme“ raunten die Pragmatisten)
 auf dem jeder etwas schreiben

und eine Unterschrift setzen konnte
(„Das Hakenkreuz ist auch eine Unterschrift“
Und Obszönität Dummheit Haß
sind authentisch wie die Fingerabdrücke)
und jeder darf sich verewigen

Der Kaufmann Sigmund Aschrott liebte
seine Heimatstadt Kassel
und stellte ihr einen neogotischen Springbrunnen auf
den man mit allen Juden verurteilte und zuschüttete
und als Blumen emporwuchsen wurde gesagt
daß die Engländer den Springbrunnen bombardiert hätten
also grub Horst Hoheisel den Brunnen aus und stellte
ein Phantom des Springbrunnens hinein
das jeder sieht der hinschaut

Es fällt schwer sich zu erinnern, daß sich auf der Sonnenallee in
Neukölln
kein Sportplatz sondern ein Außenlager befand
für Frauen aus Sachsenhausen und aus dem Lodzer Ghetto
also schrieben die gewissenhaften Fotozellen von Norbert Radermacher
auf den Gehwegen und an den Wänden
Worte aus, die man nicht wegwischen kann
und wer ihnen ausweichen will, der muß
daran denken was er umgehen will
und darauf beruht dieses Denkmal

Studenten fahren ins Lager
nach Landsberg Neuengamme Dachau
zu Ausgrabungen
von sehenswerten historischen Plätzen
und sie jäten das Gras im Niemandsland
in Auschwitz zwischen den Drähten
arbeitsam wie ihre Väter
die zweite Republik errichteten
und gewissenhaft wie ihre Großväter
das Dritte Reich

Noch niemand hat den Opfern des eigenen Verbrechens Denkmäler
errichtet
und nirgendwo ist das Gedenken
selbst eine Debatte so schwer
stellt Professor James Young fest der weiß
wieviel Gedenken ein Denkmal begraben kann
und er schlägt vor diese schwere
nonfigurative Debatte
niemals zu beenden

Zofia Ilińska (1921–1995)

Zofia Ilińska wurde 1921 im Nordosten der östlichen Grenzgebiete der Zweiten Polnischen Republik (II Rzeczpospolita) geboren, die heute zu Litauen bzw. zu Belarus gehören. 1920 waren ihre Eltern in die alte Heimat zurückgekehrt, um ihr niedergebranntes Gut bei Moryń am Niemen (Memel) wieder aufzubauen. 16 Jahre später, am 17. September 1939, mußte die Familie erneut flüchten. Dem Geheimabkommen zwischen Ribbentrop und Molotov folgend, hatte die Rote Armee Ostpolen besetzt. Über das noch freie Litauen gelangte Zofia Ilińska in den Westen und fand in England eine neue Heimat. In Essex erlernte sie die englische Sprache, um schließlich englische Literatur an der Universität von Reading zu studieren. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hatte sie zwei Gedichtbände in polnischer Sprache vollendet. 1946 heiratete sie und zog nach St. Mawes in Cornwall. 30 Jahre lang führte sie mit ihrem Ehemann verschiedene Ferienhotels; geschäftliche Verpflichtungen hielten sie dabei ziemlich oft vom Schreiben ab. In ihrem Buch „Horoscope of the Moon“ schreibt sie über ihr Leben nach dem Ableben ihres Mannes und über den plötzlichen Tod ihres einzigen Sohnes, der bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Während der kurzen cornischen Sommer kümmerte sie sich um ihre Feriengäste, die langen Winter waren dagegen ganz dem Lesen und Schreiben vorbehalten. Zofia Ilińska las in polnischer, englischer und französischer Sprache; ihr großes literarisches Vorbild war T.S. Eliot. So übertrug sie u. a. sein „Murder in the Cathedral“ (1939, deutsch „Mord im Dom“, 1946) ins Polnische.

Den Gedichtband „Address of Paradise“ (1996), bereits in der englischen Adoptivsprache geschrieben, widmete Zofia Ilińska fast ausschließlich ihrer gespaltenen bzw. doppelten Identität und dem Problem der Sprache bzw. des Sprachwechsels. Die in Englisch verfaßten Gedichte einer aus dem polnischen Sprach- und Kulturkontext stammenden Autorin stellen eine Ausnahme dar. Wenn ein Sprachwechsel in der Fremde des Exils erfolgreich vollzogen wurde, dann geschah das in erster Linie in der Prosa und Dramatik, doch fast nie in der Lyrik. Zahlreiche, in den englischen Text eingeflochtene polnische Wörter unterstreichen die polnische Herkunft und kulturelle Identität von Zofia Ilińska. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion durfte sie 1992 ihr Heimatland am Fluß Niemen wiedersehen. Wie bereits vor 70 Jahren ihre Eltern, kam nun die Tochter in ihr Dorf zurück, fand ihr Vaterhaus verwüstet und die Gräber zerstört vor. Nach ihrer Rückkehr nach England stiftete sie einen Fonds, um die Gräber und die kleine Kapelle wieder aufbauen zu lassen. Im Juni

1994 fuhr sie aus Anlaß der Kirchweihe der katholischen Kapelle wieder in ihr geliebtes Land am Niemen. Es sollte ihre letzte Reise sein. Kurz nach ihrer Rückkehr nach England erkrankte sie; Krebs wurde diagnostiziert, an dem sie im Oktober 1995 starb.

„Address of Paradise“, die dritte in englischer Sprache verfaßte Gedichtsammlung der Autorin, ist zum größten Teil ein Ergebnis der in das Land der Kindheit unternommenen Reisen. Mit ihren Gedichten versucht die Autorin, die immense Distanz zwischen ihrer ersten Welt am Niemen und der zweiten Welt im britischen Cornwall zu überbrücken. Beim Wiedersehen mit der alten Heimat mußte sie erstaunt feststellen, daß sie am heimatlichen Niemenfluß nur in polnischer Sprache schreiben konnte. So ist das Gedicht „Niemen“, das Zofia Ilińska am Flußufer in den Sinn kam, in polnischer Sprache entstanden und wurde später von der Verfasserin ins Englische übertragen.

Zu den wichtigsten Schlüsselwörtern im literarischen Werk von Zofia Ilińska gehören die Ausdrücke „word“ („Wort“) und „roots“ („Wurzeln“). Beide Begriffe widerspiegeln die eigene Exilerfahrung, den komplizierten Sprachwechsel, das Schreiben in einer fremden Sprache, die traumatische Entwurzelung nach Flucht und Vertreibung und die problematische Neuverwurzelung im Gastland sowie die daraus erwachsene doppelte kulturelle Identität, die von der sensiblen Dichterin immer wieder künstlerisch hinterfragt und zum Ausdruck gebracht wird. Bezüge zur Bibel werden im literarischen Werk der Ilińska ebenso deutlich wie der stete Bezug auf die gesamte europäische Kultur im westlich-abendländischen Sinn.

Zofia Ilińska fühlte sich als ein Kind Europas, sie kam aus einem Teil des Kontinents, der mit dem dort einst lebenden bunten Menschengewirr aus Polen, Weißrussen, Juden, Russen und Zigeunern, durch Kriege, Revolutionen und Vertreibung verschwunden ist und nur noch in den Erinnerungen der Überlebenden fortlebt. Das Bändchen „Address of Paradise“, aus dem hier eine Auswahl von Gedichten vorgestellt wird, gehört zu jenen wertvollen intim-persönlichen Zeugenaussagen, in denen sich das Leben und das Leid von Millionen Europäern aus dem „anderen Europa“ widerspiegeln, die ihre alte Heimat verloren und das Glück hatten, eine neue zu finden.

Address of Paradise. Padstow, Cornwall: Tabb House 1996¹

Do you remember, Andrew?

Erinnerst Du Dich, Andrew?

Sechzig Jahre später. . .

Erinnerst Du dich, Andrew, wie damals der Wolf
Heulte im gefrorenen Wald im Dunklen?
Und uns Kinder, die wir lauschten, mit Schauer erfüllte?
Erinnerst Du Dich an das unheimliche Donnern, als würde
Etwas Unheimliches, Überirdisches auseinanderbrechen –
Das Aufbrechen des Eises auf dem Fluss?

Erinnerst Du Dich, Andrew, wie Du die größte
von den dicken Bohnen in Deine Nase stecktest
und die Panik danach, als sie steckenblieb?
Und wie wir auf den Bohnenbusch gewartet haben
der aus Deinen Nasenhöhlen wachsen sollte
und an des Doktors Lachen und an Mutters Verzweiflung?

Erinnerst Du Dich an den Krieg und wie wir flüchteten
Du und Jerzy im Heu schlummernd,
an die Gewehre, die wir versteckten und wie die Pferde galoppierten
auf den Kopfsteinpflastern der Welt, an den leeren Schuppen
und wie wir dort alle beteten? Wie weit entfernt,
wie unendlich weit – Krieg – Jugend und Europa!

Afrika – Asien – Neu Guinea – Australien –
schwermütig aufgesagt wie Rosenkranzgebete
Tropisch zustrebend auf den Äquator.
Und da komme ich hin, Dich zu finden, Andrew,
in Monsun stöhnende Eukalyptuswälder
gesäumt von Regenwald und von Vulkankrater,

Mit verfilzten undurchdringlichen Schlingpflanzen, Bäumen,
Trichter-Spinnen, die sich verschwören,
Zecken, Blutegel, Rieseneisvögel, Kakadus,
Schlangen, die Gifte brauen in Regenwaldöfen,
Der Busch im Tanz um sein uraltes Ringelrein
düster und wild wie die Aborigines.

Und dort wirst Du für immer stehen für alles, was ich weiß
wirst rufen „rukediku“ im Hibiskushof und
Korn und Liebe, Kleie und Melasse verteilen
an Perlhühner, Kanarienvögel, Hunde, Pferde
während stachlige Bäume und Reptilien warten – auf der Hut –
und beschützen in ihrer grünen Unschuld dich.

¹ Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages. Die Übersetzung besorgte Hans-Christian Trepte, Leipzig.

My first world
Meine erste Welt

I pick my newborn word
 Ich wähle mein neugeborenes Wort

„Wie Liebende gehen die Worte bummeln
 im weiten weißen Park des Buches“.

Edmond Jabes

Ich wähle mein neugeborenes Wort im flachen, nordöstlichen,
 überwachsenen, kriegszerissenen Flecken eines polnischen Gartens.
 Es glänzt kastanienartig.

Das Wort ist slawisch.

Gemeinsam streben wir der Mutter zu:

me – me – me –

dann schnell, schnell, schnell dem Vater zu:

tia – tia – tia –

Mamusia² – Tatus³ –

meine ersten Wörterbücher.

Es läuft mir entgegen, bringt eilig
 seine Pelerine aus Konsonanten und Vokalen in Ordnung
 seine Fracht aus Präfixen, Präpositionen
 bestimmten Artikeln usw. usw.

Ich putze es wie eine Stachelbeere.

Es fließt hinab zu meiner Feder mit erstaunlicher Gehorsamkeit.

Das WORT – ganz mein – verteilt – verblüffend –
 niemandes anderen Liebling – mein kleines Klößchen –
 reist leicht umher. Woher kommt es?

Von den Türmen Babels?

Ich habe keine Ahnung, von wo es auftaucht
 oder wo es ruht mitten in den Stillen.

Mundhöhle, Kehle? Eine feuchte Heimstatt.

Das Gehirn? Irgendein dunkles Eckchen, in dem es sich
 zwischen der Kortex und dem Hypothalamus einrollt?

Kokons der Leere? Irgendein freies Kokon?

Ist das das Haus des Wortes, wo das Wort wartet?

Ein Kind aus Erde und Blut? Der Nacht und der Sterne?

Warum so unergründlich? Geheiligt? Anderswörtig?

„Von der Menschenfamilie adoptiert

hielt ich mich an die eigenen Regeln, der Schwerkraft zum Trotz“
 – spricht das Wort.

² poln. mamusia; dt. Mutti, Mama, Mammi.

³ poln. Tatus; dt. Papa, Vati.

„Nenn’ mich ein Werkzeug, ein Werkzeug der Kommunikation.
Den Gedanken greifbar zu machen, das ist meine Mission.“

Niemen / Memel

Ich sitze am Niemen und blicke auf die Boote
Krähenjunge ziehen um mich ihre Kreise
Hier singt eine Nachtigall – da fliegt eine Seeschwalbe vorbei
Das Ruder eines Fischers taucht in das Wasser.
Die gleichen Wälder und die gleichen Weiden
Wie vor Jahren – wortlose Verzauberung
Und eigenartige, melancholische Traurigkeit und Verwunderung.
Wohin ist all das Wasser und die Zeit geflossen?
Der Fluß murmelt: bedenke, Schwester,
Nimunas – Niemen sind sie nicht dasselbe?
Flach – tief – wirbelnd – still
Fasziniert – mit mir selbst beschäftigt – in voller Flut
Meine Sterne und meine Fische liebkosend
Eile ich dem Meer entgegen, denn das ist meine Bestimmung.

My father / Mein Vater

Mein Vater war ein Jäger. Mein Vater war ein Rechtsanwalt.
Mein Vater diente bei den Polnischen Ulanen
Von den Weltkriegspanzern in den hohen Himmel geschossen.
Mein Vater besaß: Moor, Wald, Sand,
Weidewiesen, Flußland,
Kiefernacker, Getreideacker, Silber-Birken-Wolfacker
Im Nordosten – wenigstens
für zwei Jahrzehnte freies – Grenzland.
Mein Vater sprach Recht an fünf Wochentagen
im jüdischen, provinziellen kopfsteingepflasterten Iwje.
Dort schlief er in einem bescheidenen Hotel.
Meine Mutter war einsam.
Nach Hause kam er freitagabend zurück
Brachte eine Fuhre Brotlaiber mit, dick wie Polster,
Vollkorn und aus Roggen gebacken mit Kümmel.
Meines Vaters Wochenenden verbrachte er mit Lohnauszahlungen,
mit Reparaturen des verwüsteten Gutshofs und damit, meine Mutter
zu lieben.
Seine größte Leidenschaft war das Schießen.
Eines Tages traf er aus Versehen
Elka, die geliebte Hündin,
die wie ein Schloßhund heulte.
Die alte Hündin überlebte. Sie jagten weiter zusammen
Pirschten gemeinsam durch Wald und Moor.
Sie machen es vielleicht heute noch.

Er machte ein rotes Kreuz auf meine Fersen, als ich geboren wurde
 Falls ich mit anderen Babys verwechselt werden sollte.
 Als ich acht oder neun war begann er mich auf seine Jagdausflüge
 mitzunehmen. Wir spürten Wölfe und Hasen auf
 versetzt in einen Taumel vom Geruch des Fuchses, mysteriösen
 Spurenmustern im Schnee, Welten aus Federn und Pelz.

Ich war sein furchtloser Jagdhund, er war stolz auf seine Tochter.
 Wir fuhren in breiten *linijkas* (Einspännern)
 singend und über Wurzeln holpernd. Wir warteten auf
 den rauschenden Flug der Vögel, der Wildenten und Schnepfen.
 Mücken sangen im Gesträuch. Die Vögel tauchten auf
 als es fast dunkel war. Ihr plötzliches, wunderbar
 sanftes, stilles, kaum sichtbare Streichen war über uns.
 Ein anderes Mal schlichen wir uns bei Tagesanbruch heran
 um den Auerhahn zu hören der taub ist wenn er singt.

Sein Name war Alexander. Ich nannte ihn ‚Tatus‘.
 Er nannte mich ‚Cipa‘⁴, ein Ausdruck, für Hühner bestimmt.
 Er starb während eines Herzinfalles mit vierundvierzig
 Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg.
 Virtuti Militari stand auf seinem Sarg.
 Tante Ancia sagte zu meiner Mutter:
 „Eines Tages wirst du dankbar sein
 für den Tod den er starb“.

Und sie hatte recht.

Grandmother / Großmutter

„Was ist der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen?“
 „Die Jungen haben breitere Rücken“ – antwortet Großmutter –
 „Ich wünschte Du würdest nicht solche idiotischen Fragen stellen.“

„Aber ist es tatsächlich wahr, daß der Storch die Babys bringt?“
 „Das stimmt natürlich nicht. Alte Bauernweiber
 verkaufen Babys auf dem Schwarzmarkt im Dorf
 zwanzig Zlotys für jedes oder so etwa ist der Preis.“

„Es ist schon ein Kreuz mit dem Sex“ – lamentierte die Großmutter
 „Ich wäre froh könnte man ohne diesen Unfug Kinder zeugen“.

So ging sie zu ihrem Martyrium in langärmeligen Nachtkleidern,
 hochgeschlossene, lustresistente Keuschheitsgewänder,
 mit der Hand genäht von Nonnen, unglückliche junge Frauen und
 Waisen.

Ein Schlag ließ sie während ihrer ersten Schwangerschaft kurz erblinden.

⁴ poln. cipa, cipka, cipeczka; dt. Henne, Hühnchen, Küken.

Sie war eine (reiche) Erbin. Großvater sah gut aus.
Er hat so sehr geweint am Vorabend ihrer Hochzeit
daß die Wilia über ihre Ufer trat und alles überschwemmte.

The prayer in the barn / Das Gebet in der Scheune
17th September, 1939 / 17. September 1939

„How narrow is the line which separates an adventure
from an ordeal and escape from exile.“
(Nicholson, of Byron's last journey.)

„Wie dünn ist die Linie, die ein Abenteuer
von einem Gottesgericht trennt und Flucht von Exil“
(Nicholson, über Byrons letzte Reise.)

Wie fatalistisch, die ewige Mutter, allein auf tödlichen Heerstraßen
mit ihren Kindern, Pferden, ihrem Hafer, ihrem Heu, das Papiergeld
bereit für das Feuer. Um sie herum brennendes Land.
Auf ihren Fersen die Invasoren.

Es regnet als sie das alte angestammte Haus verlassen.
Die Hunde werden zurückgelassen.

Abschiedsrufe. Sie vernehmen nicht wirklich was die weißen
Wände ihnen sagen. Die Pappeln zeigen nach Westen,
Westen, dann Nordwesten. Die Pferde traben, laufen, legen sich ins Zeug
durch Hemmnisse aus Blättern, Schlamm, Pfützen, Überschwemmung,
die leere Spur, nasse Felder, Ströme ohne Brücken,
Ein schlammiger Weg, Morast, tiefe Gräben, das Tal des Todes.
Birken schließen sich über ihnen in aufgeschreckten Gruppen,
erstaunen durch ihr Weiß. Der Kriegswind
heult, wimmert, stiftet Unruhe – ein weiteres Opfer
einer Katastrophe, furchtbares Leid.

Der Weg strebt den Grenzen zu.

Und würde sie jetzt umkehren wenn jemand sagen würde:
„Es gibt keine Rückkehr mehr. Du gehst für immer – “ ?

Wie Adern am unteren Ende eines Blattes verläuft das Unheil
tief im Blut von Geschlechtern zu lange dem Schicksal ausgesetzt.
Und jetzt kichern die Kinder im Stroh.

Das ist ein Abenteuer. Bücher haben sie darauf vorbereitet.
Später hören sie auf. Eine Scheune. Weit geöffnet. Verlassen.
Sie wissen, sie sind umzingelt. Das Wetter verdichtet sich.
Die Pferde urinieren. Das jüngste Kind
rennt um den Karren herum, pfeift sich Mut zu.

Das Stroh hält goldene Strahlen in einem unheimlichen Licht fest.

Ist das der Beginn der Großen Plage?

Wer – wenn sie nur riefe – würde sie unter den Unsterblichen erhören?
Sie betet auf dem streubedeckten Boden der Scheune:

Der siebzehnte September.
 Europa bläst seine Lampen aus
 Drei Kinder – sechs Pferde – und ich
 Inmitten feindlicher Lager
 Oh meine Kinder

Dreizehn – sechzehn – siebzehn
 Habe ich euch dafür großgezogen
 Meine armen kleinen Küken?
 Mord – Vergewaltigung – Sibirien?
 Da ist Gift in meiner Tasche.

Der alte graue Siwak schnauft und wiehert
 Sein Kopf schwankt in Richtung Heimat.
 Riesig und schwer wie Rußland
 Lastet eine immense Traurigkeit
 Über den nassen Kartoffelfeldern.

Rette uns, heiliger Engel, rette und heile uns,
 Ich flehe dich an nicht zu verletzen
 die Erde und die Bäume bevor Du nicht
 Die Stirnen der Auserkorenen
 Mit dem Zeichen versiegelt hast
 Das uns durch das Unheil führt.
 Der göttliche Universalschlüssel.
 Möge unsere Stirne leuchten
 Nicht wegen unserer Verdienste sondern
 Durch die Gnade jener anderen

Vor uns: Freunde – Onkel – Mütter
 Die redlich lebten, die die Gebote achteten
 Gut zu ihren Nachbarn waren.
 Du, der Du Tobias und dessen Hund führtest
 (Wir ließen unseren zurück)

Und mit der Galle des Fisches die blinden
 Augen von Tobit heiltest und Satan mit den verbrannten
 Eingeweiden des Fisches ausräuchertest.
 Komm uns zu Hilfe, heiliger Engel; ich verstehe
 Du magst nicht in Engelsgestalt erscheinen – Verkleidung tragen.

Er ist es, der da erscheint, absteigt und Hilfe bringt,
 Ein Priester auf der Flucht mit einer weißen Hostie,
 Christi Leib, das Brot der Engel.
 Es ist sein einziges Gepäck. Eine Flucht voller Wunder!
 Ein alter Karren. Braune Pferde. Erschöpfte Menschen.
 Der steife Kragen des Geistlichen. Staub.
 Er kennt den Weg auswendig und führt. Sie folgen.
 Doch sie erkennen den Engel in ihm nicht.

Blood transfusion / Bluttransfusion

Auf dem Krankenbett zitternd erinnert sich das Wort
 liebevoll an die Ströme verlorenen Blutes
 aber oh wie seltsam wie seltsam
 und wie empörend ist es doch
 daß es so ohne jeden Abschied gehen soll!
 Der Schock ist schwer zu ertragen und das Wort zeigt sich betroffen
 beobachtet die schleichende Blässe in Fingern und Zehen
 versucht die ganze Zeit sich nicht zu quälen
 beim Anblick geleerter aufschreiender Venen.

„Wir können Sie nicht wegen eines Nasenblutens sterben lassen.“
 Geschickt punktiert die Schwester
 eine Stelle am Arm und befestigt daran
 ein kompliziertes Geflecht aus Schläuchen die nach unten laufen aus
 einem BEUTEL MIT BLUT – flach – schwärzlich – fest verpackt
 wie ein zwergenhaftes Euter mit vier Zitzen.
 Aus diesem anonymen Kunststoff tropft Plasma.

Das ist also die Große Invasion.
 Das Wort bemerkt die
 starken fremden in den Körper eindringenden Flüssigkeiten
 fremde Blutkörperchen klopfen gegen die Venen.
 Sie wissen wie die Karte zu lesen ist, sie schiffen
 die Gefäße, die Hauptstraßen, Arterien auf und ab
 nach rechts links rechts links rechts gepreßt
 von der Pumpe des Herzens
 um ihre Fußsohlen gegen die Aorta zu stemmen ...

Ist das vielleicht die NEUE SPRACHE die hereinströmt?
 Meeresbuchstaben – Inselbuchstaben – Wikingerbuchstaben –
 Keltische – Teutonische – Druidische – Anglosächsische –
 unzüchtige – shakespearehafte – metaphysische ...
 An Zahl übertroffen – lassen die slawischen Intitäten
 ihren Kopf hängen.
 Von BLOOD/BLUT verdrängt wurde das slawische KREW⁵.

Ist etwas Außergewöhnliches passiert?
 Das Wort ist besorgt
 unfähig das exakte Wesen
 dieser Transmutation zu bestimmen.
 Ein Verlust? Ein Gewinn?
 Jedes davon unübersetzbar.

Die wertvolle Flüssigkeit fließt weiter
 wie immer auch ihr Name sei.

⁵ poln. krew; dt. Blut.

I talk to my cancer / Ich spreche mit meinem Krebs

Ich spreche sehr viel mit meinem Krebs.
 Krebs, ach Krebs, was ist das für ein Komplott
 Mich aus dem Land des Lebens hinauszudrängen?

Rätselhaft, heimtückisch
 auf mir weidend – ein Ochs im Grase –
 Ich stell dich mir vor wie du massenhaft produzierst
 Tausende an Zellen – asymmetrische rosafarbene
 in jeder Zelle ein geschwollenes Auge – schwarz wie Tinte –
 Ein abstraktes Gemälde von Salvadore Dali ...

Krebs, ach Krebs, ich verübele dir zutiefst
 Einzudringen ohne meine Einwilligung
 Scheusal – Eindringling – Parasit – Hausbesetzer –
 die ihr mich mehr oder weniger gezwungen habt
 auf dem Drahtseil zwischen Leben und Tod zu tanzen
 die ihr mich aus diesem Grunde nun verdammt habt
 zu dieser Schlacht, diesem Duell auf Leben und Tod
 Chemotherapie – Disziplin – Gebet –
 der geistige Gebrauch meines kleinen schwarzen Messers
 reinigende Fluten strahlenden Wassers
 um deine mysteriöse Macht hinauszuspülen ...

Du calme⁶, oh meine Seele – leicht – leicht
 Karzinome sind nichts für Feiglinge ...

Lobe deine Feinde wenn sie deiner Achtung
 wert sind. Lobe deine Widersacher.
 Krebs, obgleich ich gestehen muß, daß du
 mein Haus schon zur Hälfte zerstört hast – kannst du
 nicht ein plötzlicher Bote aus anderen
 Welten sein die mir noch nicht offenstehen?
 Denn seit du riefst – werden unvorhergesehene
 Gaben ausgeschüttet. Wie sonst kann man
 die Exaktheit in der Bedeutung der Dinge erklären
 Gott – Traum – Vision – ewige Stadt –
 Freude – Hoffnung – Ruhe – Unendlichkeit
 Krebs, ach Krebs, bist du im Besitz des Schlüssels?

Der Krebs antwortet nicht.

⁶ frz. du calme; dt. Ruhe, Frieden.

Anna Frajlich

Anna Frajlich wurde am 10. März 1942 in Kirgisien (Sowjetunion) geboren, wohin ihre Mutter 1939, während der Besetzung von Lwów (Lemberg) durch deutsche Truppen, geflüchtet war. 1946 wurde ihrer Familie die Ausreise nach Polen gestattet, sie übersiedelt nach Szczecin (Stettin), wo sie eine zeitweilige neue Heimat findet. 1958, nach dem politischen Tauwetter in Polen, erscheinen die ersten Gedichte von Anna Frajlich in der polnischen Beilage der in jiddischer Sprache herausgegebenen Warschauer Zeitschrift „FolksSztyme“ („Volksstimme“) sowie in der Literaturbeilage der Stettiner Tageszeitung „Głos Szczeciński“ („Stettiner Stimme“). Von 1960 bis 1965 studiert die Autorin Polonistik an der Warschauer Universität, beginnt in der Redaktion von Blindenzeitschriften zu arbeiten und heiratet Władysław Zajac. Am 12. November 1969 muß Anna Frajlich wegen der antijüdischen Kampagne der polnischen Regierung und der polnischen Staatspartei PVAP (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei) mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn Paweł Polen verlassen und auf ihre polnische Staatsangehörigkeit verzichten. Nach kürzeren Aufenthalten in Wien und in Rom erhält die Familie 1970 politisches Asyl in den USA. Zunächst unterrichtet Anna Frajlich an der State University of New York in Stony Brook Polnisch. 1971 beginnt sie eine vierjährige Arbeit in der Abteilung für Epidemiologie des New Yorker Blood Center. Einige wenige ihrer Gedichte, zum Beispiel „Nowe widzenia“ („Neue Visionen“) und „Poezja“ („Poesie“), können in Polen veröffentlicht werden. Die Mehrzahl ihrer Gedichte erscheinen jedoch von 1972 bis 1981 in der wichtigen, im Londoner Exil herausgegebenen literarischen Wochenzeitschrift „Wiadomości“ („Nachrichten“; 1981 wird die Zeitschrift eingestellt). 1976 beginnt Anna Frajlich ein Doktorandenstudium am Department of Slavic Languages and Literatures der New York University, gleichzeitig arbeitet sie freischaffend u. a. für den Rundfunksender „Radio Free Europe“, unterrichtet Polnisch und gibt 1976 ihre erste Gedichtsammlung „Aby wiatr namalował“ („To Paint the wind“) in der Offizin von Stanisław Gliwa in London heraus. 1979 erscheint ihr zweiter Gedichtband „Tylko ziemia“ („Just earth“) im Verlag Poets and Painters Press in London. 1981 wird die Dichterin für ihr literarisches Schaffen mit dem renommierten Kościelski-Preis der gleichnamigen Stiftung (Genf, Schweiz) ausgezeichnet. Seit 1982 unterrichtet Anna Frajlich Polnische Sprache und Literatur am Department of Slavic Languages der Columbia University New York, an der sie auch erfolgreich ihre Dissertation verteidigt. Sie schreibt für namhafte Exilzeitschriften wie „Kultu-

ra“ (Paris), „Przegląd Polski“ und „Tygodnik Nowojorski“ (beide New York), „Archipelag“ (Berlin) vor allem Essays. Übersetzungen ihrer Gedichte werden in mehreren englischsprachigen Zeitschriften veröffentlicht, so zum Beispiel in „Terra Poetica“ (Buffalo, New York), „Wisconsin Review“ (Oshkosh, Wisconsin), „Visions“ (Arlington, Virginia) sowie in Anthologien – „Introduction to Modern Polish Literature“ (New York). Weitere Gedichtbände erscheinen: „Indian Summer“ 1982 in Albany, New York und „Który las“ („Which Forest“) 1986 in London. Nach der demokratischen Wende von 1989/90 werden nun auch in Polen die Gedichte und Essays von Anna Frajlich veröffentlicht.

Mehrfach enturzelt, verhält sich die Autorin auch im Exil der polnischen Kultur und Sprache gegenüber loyal. Polnisch ist ihre Schreibsprache geblieben, trotz allem. Sie bekennt sich zu ihr, spricht sie im Alltag und unterrichtet und lehrt in ihr als Polonistin: „A writer in exile will guard his language with unmatched energy because his language is his castle.“¹ Anna Frajlich ist eine Exilschriftstellerin par excellence, sie ist eine typische Vertreterin des jüdischen Exodus von 1968 aus Polen. Ihre Hauptthemen sind vor allem Heimatverlust und Vertreibung sowie die unterschiedliche Erfahrung des Exils. Ihre Gedichte kann man durchaus als lyrische „Vignetten“ von erstaunlicher Intimität und reflektierter Distanz ansehen. Stanisław Wygodzki, ein weiterer Vertreter des 68er polnisch-jüdischen Exils, kennzeichnete Frajlichs Dichtung als „Poetisierung ihrer Autobiographie,“ und Henryk Grynberg, ebenfalls dieser Welle zugehörig, bezeichnete seine Schriftstellerkollegin als „ein einmaliges und unwiederholbares Phänomen“ in der polnischsprachigen Literatur.

Die nachfolgenden Zeilen, die dem Gedicht „O słowach“ („Über die Wörter“) entnommen wurden, können als das künstlerische Credo der Autorin angesehen werden:

Und in den Wörtern gibt es Venen und Samenkörner
 Und ein siebenfarbenedes Geheimnis
 Das eingeschlossen ist in der Stille ganz in Weiß
 Man braucht sie nur voneinander zu trennen
 Zu spalten zu entdecken
 Zum Schwingen zu bringen.

¹ Ein Schriftsteller im Exil wird seine Sprache mit beispielloser Energie hüten, weil seine Sprache seine Burg ist.

*O piwnicy, jabłkach i poetach / On a Cellar, Apples and Poets /
Über einen Keller, Äpfel und Dichter²*

Und in unserem Keller rochen
auch die Äpfel nach dem Garten
aber wie soll man das beschreiben wenn so viele Dichter
bereits über diesen Keller geschrieben haben
und über den Duft dieser Äpfel
wer weiß ob es nur einen einzigen solchen
Keller unter dem Land
ihrer Kinderjahre gibt
ob jeden Winter
die Äpfel für alle genauso dufteten
und ob es Krampen und ein Vorhängeschloß in jenen Kellern gab
wie in dem unsrigen?
Und in den von den Deutschen verlassenen Gärten
fast wie in den Gärten der Hesperiden
wuchsen goldene Renetten und lustige Jonathane
mit einem roten Bäckchen
man mußte sie mit einer vorsichtigen Bewegung
vom Ast drehen
sorgsam in die Körbe legen
eingepackt in Zeitungspapier und Holzspäne
und es war die Mühe wert
denn sie duften bereits nicht mehr in den Kellern
sondern in den Gedichten der Poeten
von ihnen kunstvoll arrangiert
auf den silbernen Tablett der Verse.

Przypowieść / A Parable / Ein Gleichnis³

Nur einmal geht ein Kamel durch ein Nadelöhr
nur einmal
und dahin woher es kam kehrt es nicht zurück
– sein Weg ist wie die Zeit.
Obgleich es in der Herde lustiger war
und das Wasser früherer Flüsse kühler schien
führt es doch irgendeine Kraft
vorwärts, weiter in seinem Lauf...
Und gewiß lockt die Rückkehr
verlocken Oasen inmitten der Sandstürme...
aber es ist einmal durch das Nadelöhr gegangen...
... und ein zweites Mal wird es nicht mehr hindurchgehen.

² Aby wiatr namalował. London 1976. Übersetzt mit freundlicher Genehmigung der Autorin durch Hans-Christian Trepte, Leipzig.

³ Ebenda.

*Zale / Regrets / Bedauern⁴
für Wlodek*

Ach, warum sind wir nicht
aus einem englischen Roman
nicht allzu schön
doch voller Tugenden
mit englischem Humor
warum legst du
im Winter kein Holz auf
und warum warte ich abends
nicht mit meiner Stickerei auf dich
warum fällt es uns auf einer anderen Insel
und auf einem anderen Festland
in der Zeit
die verfliegt
so schwer einen Platz zu finden
und nur vom obersten Regal
voll mit alten Büchern
schauen uns
voller Ironie die englischen Romane an.

Ich bin getrennt
das Blatt das für mich herabfällt
legt sich auffällig zu meinen Füßen
niemand hat es mit meinen Augen gesehen
ich bin getrennt
– kein Teil eines Systems
niemandes Eigentum
noch ein Rädchen in einer Maschine
getrennt messe ich die Mondberge
Staub atme ich in meine Lungen nur im Kosmos ein
ich kann umfallen – kann
plötzlich wieder aufstehen
ich kann lieben – kann plötzlich
aufgeben
und sterbend mit meinen Lippen
den getrennten Namen eines getrennten Gottes weihen.

⁴ Ebenda.

*Tylko ziemia / Just Earth / Nur Erde*⁵

Es ist weder mein väterliches Erbe
 noch eines anderen
 es ist nur Erde
 mit Steinen in seinem Inneren
 nur Erde mit der Eigenschaft der Anziehungskraft
 ich gehe über sie
 manchmal berühre ich sie mit der Hand
 doch im Winter friert der See zu
 und Zapfen fallen von den Kiefern in den Schnee
 kurz vor der Dämmerung
 am frühen Abend
 geht die nackte Sonne hinter der Landstraße unter.

*Miasto / Die Stadt*⁶

Das grelle westliche Licht
 blendet meine Augen
 anders war der Blick aus den Fenstern
 meiner Kindheit
 auf der einen Seite Gärten
 lang hingezogen
 auf der anderen – eine Straßenmündung
 mit Linden bestanden so dicht
 daß ihre Kronen ein Himmelsdach bildeten
 das Licht war wie in einem Tunnel
 irgendwo an dessen Ende hübsch
 und verheißungsvoll
 eine Stadt die uns nicht gehörte
 nur anderen genommen
 die von hier flohen in der Panik
 des Krieges und alles zurückließen
 oder in den Gärten vergruben
 oder mit Schutt bedeckten
 oder einfach auf dem Tisch stehenließen
 kristallene Gläser
 roter Wein in ihnen
 nicht ausgetrunken als Flecken
 an der Wand
 getrocknet
 die Stadt gehörte uns nicht
 aber es blühten für uns
 der Flieder und die Apfelbäume

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda.

in Tausenden von Gärten
 Veilchen und Maiglöckchen
 im Schatten der Hecken
 blühte die Stadt am Fluß
 der über die Ufer trat
 man hörte in dieser Stadt
 verschiedene Sprachen
 – wie Sträucher – verpflanzt
 von Ost nach West
 jemand sprach singend aus Wilna
 jemand aus Lemberg küßte
 die Hände – jemand sprach
 halblaut immer noch deutsch
 und das Jiddische der Überlebenden
 erklang in den Straßen
 und an den Ufern des Flusses
 der Hafenjargon
 wuchs wie das Gras
 zwischen den Steinen
 und ein solches Bild eben
 bleibt in meiner Erinnerung zurück
 zuweilen dunkel dann wieder
 voller Sommerwärme
 im Frühjahr und im Herbst im Rauch
 verbrannter Zweige
 die Stadt meiner Kindheit
 jemandem genommen
 damit jemandes andere Kindheit
 woanders verlief.

Bez adresu / Ohne Adresse⁷

– Ein Schriftsteller sollte eine Adresse haben –
 sagte Isaak Bashevis Singer
 der seine Straße
 die Krochmalna in Warschau
 wie Atlas auf seinen Schultern
 durch alle Fluten der Welt mit sich trug
 Und auch ich suche meine Straße
 eine einzige einmalige
 zwischen Wachsein und Traum
 im magischen Kaleidoskop
 leuchten verschiedene Straßen auf
 ihren Geruch ihren Lärm trage ich unter der Haut

⁷ Ebenda.

und die nächtliche Farbe ihrer Stille
 schwebt über dem Fenstersims
 wie die Fäden des Altweibersommers
 doch die Namen verwischten
 und die Ziffern an den Haustüren fielen ab
 wer weiß noch
 was mein, was fremd ist
 und welche Adresse
 die richtige *Adresse* ist.

1990

Imię ojca / Der Name des Vaters⁸

Mein im vergangenen Jahr verstorbener Vater, gesegnet sei sein Andenken, trug den sehr selten anzutreffenden biblischen Namen Psachie. Er war so selten anzutreffen, dass selbst heute viele der weniger beschlagenen Rabbinen durchaus geneigt sind, uns davon zu überzeugen, daß es einen solchen Namen gar nicht gibt. Einen solchen Vatersnamen zu haben war in der Schule natürlich alles andere als ein Vorteil, wo man doch wenigstens ein paar Mal im Jahr, bei unterschiedlichen formalen Anlässen, aufstehen mußte, um vor der ganzen Klasse Antwort auf die Frage zu geben:

- Frajlich? und der Name des Vaters?
 - Psachie.
 - Wie?
- Psachie.

Kein einziger der Kindesväter in meiner Klasse besaß einen originelleren Namen. Doch in der Jugend zählt Originalität recht wenig. Die Vornamen der anderen Väter, selbst der jüdischen, hatten einen eigenen, besonderen Klang: Karol, Jakub, Michał, im schlimmsten Falle Izydor, wenn sich jemand nicht zu weit vom Namen Izaak aus der Vorkriegszeit entfernen wollte.

– Was nutzt Dir nur so ein Vorname? – sagte die Tante zu meinem Vater. Verändere ihn, tausche ihn doch einfach in Paweł Wesołowski um.

Aber Vater, der, seit er erwachsen ist, an den wissenschaftlich-technischen Fortschritt geglaubt hatte (er selbst war Techniker), zog mit seinem Namen wie mit einer wehenden Fahne umher. Wegen seines Namens von Juden und Nichtjuden immer wieder befragt, antwortete er, daß die Engländer ihren Kindern doch auch biblische Namen geben würden. Obgleich er ein assimilierter, das heißt ein der polnischen Kultur verbunde-

⁸ In: Midrasz, Pismo żydowskie (Jüdische Zeitschrift). Warszawa, 4. April 1999. Druck mit freundlicher Genehmigung der Redaktion, übersetzt von Hans-Christian Treppe, Leipzig.

ner Jude war und das Wojski-Konzert auswendig kannte, wollte er kein Wesolowski sein und auf keinen Fall Paweł heißen.

Ich habe nicht viel darüber nachgedacht, aber manchmal ging mir doch durch den Kopf, wie es wohl klingen würde, wenn in der Klasse gerufen würde:

– Wesolowska und der Name des Vaters?

– Paweł.

Viele Jahre sind seitdem vergangen, bis ich erfuhr, daß Paweł nicht der richtige Name von Paweł war, eigentlich sollte er Saul heißen. Ich habe auch nie Vater danach gefragt, wo in der Bibel eigentlich dieser merkwürdige Name zu finden sei. Ich habe mir auch wenig Mühe gemacht, gezielt danach zu suchen. Es reichte mir, daß wir den Namen zur großen Freude der ganzen Familie in einem Roman von Julian Strykowski⁹, „Stimmen in der Finsternis“, gefunden hatten. Der Roman „Stimmen in der Finsternis“ war selbst eine Art Bibel, ein Lebensbuch der vernichteten galizischen Juden, von denen unsere Familie abstammte. Über viele Wochen las uns Mutter abends laut aus dem Roman vor. Dort konnte man nämlich diesen zweiten Psachie finden. Also es gab noch einen auf der ganzen Welt außer unserem Vater.

Und erst als Vater verstorben war, zeigte sich, daß unsere Kenntnisse über seinen Namen nicht ausreichend gewesen waren.

– *Hebrew name?* – fragte der Besitzer der Steinmetzfirma, bei der wir den Grabstein bestellen wollten.

– Psachie.

Er schrieb ein paar Worte auf Hebräisch auf, zeigte sie Mutter und sagte: Pesach.

– Nein, keinesfalls Pesach – protestierte Mutter. – Ganz bestimmt nicht Pesach. Vater hatte immer unterstrichen, daß das kein Vorname sei. Aber Mutter wußte nicht, wie man es auf Hebräisch schreiben mußte, damit es zu keiner Verwechslung komme. Das ist eine komplizierte Sache – bestätigte Miriam, eine bekannte Spezialistin für Jiddisch, die Jiddisch an der Columbia Universität lehrt und auch Schriftstellerin ist. Angeblich soll sich ein ähnlicher Fehler selbst auf dem Grabstein von Isaac Bashevis Singer eingeschlichen haben, wo anstelle von „Nobel“ *noble* stand, was – so scheint es – nicht den wahren Sinn wiedergibt und damit zu einem „unverschuldeten“ Epitaph wurde.

⁹ Julian Strykowski (1905–1998), polnischer Schriftsteller jüdischer Herkunft; sein Roman „Głosy w ciemności“ erschien in der deutschen Übersetzung unter dem Titel „Stimmen in der Finsternis“ 1963 in Berlin (West).

Doch von wem wohl könnte man etwas mehr in Erfahrung bringen? Am einfachsten wäre es, einen Spezialisten für Hebräisch an einer Universität zu finden, aber im Vorlesungsverzeichnis tauchte bei jeder entsprechenden Überschrift die Bemerkung auf, daß diese Vorlesung im laufenden Semester nicht gehalten werden kann.

Ich griff also zum Telefonhörer und rief in Honolulu Nurit an. Nurit ist meine Kusine ersten Grades und eine echte, in Israel geborene Jüdin. Bis heute hat sie jedoch noch niemandem gestanden, daß ihre Eltern in einem Anflug von Wahnsinn in den 50er Jahren glaubten, daß es ihnen in Polen besser gehen würde; und so waren sie mit der ganzen Familie aus Israel zu uns nach Stettin gekommen. Sie reisten nach ein paar Jahren wieder ab, sobald nur die Grenzen geöffnet wurden, aber durch ihren Aufenthalt in Polen sprechen wir bis heute eine gemeinsame Sprache und sind eine Familie.

– Nuki, finde doch mal heraus, wie man den Namen meines Vaters auf Hebräisch schreibt.

– Das muß ich nicht erst herausfinden – antwortete sie.

– Ich weiß es. Ich habe mich oft mit deinem Vater darüber unterhalten. Ursprünglich lautete er *Ptachia*, doch im Jiddischen wurde das „t“ in „s“ umgewandelt.

– Ja, ja – bestätigte Mutter, als ich ihr von unserem Gespräch berichtete. „Petach“, das heißt im Hebräischen „öffnen“, und dieser Name bedeutet „gegenüber Gott offen zu sein“.

Nach einigen Tagen kam ein Brief von Nurit mit einer kalligraphischen Aufschrift, und am Rand war eine kleine Notiz, daß diese aus dem Buch Esdrasch sei. Das Buch Esdrasch ist kurz, ich fand es sofort. Zuerst in Englisch, dann in Polnisch. Esd 10:23.

„Gleichfalls von Levitikus (Leviten): Joz'-a-bad und Shim'-e-i und Kel-la'-iah (das gleiche wie Kel'-i'ta), Peth-a-hi'-ah und E-li-e'zer“.

„Und von den Leviten: Jozabad und Szymi und Kelajasz, das heißt Kelita, Juda, Petachiasz und Eliezer“.

Also, wenn man mich wieder einmal aufrufen sollte, dann werde ich eine Reihe von Namen zu Auswahl haben:

– Frajlich, und der Name des Vaters?

– Ptachija, Peth-ahi'ah, auf polnisch Petachiasz, das heißt ganz einfach PSACHIE!

*Marzec zaczął się w czerwcu / Der März begann im Juni*¹⁰

Auf meinem Anrufbeantworter finde ich eine Einladung, mich zu folgendem Thema zu äußern: Welche Rolle spielte der März des Jahres 1968 in meinem Leben? Die Antwort auf diese Frage habe ich schon seit längerer Zeit vorbereitet. (...) Der März hatte mir vor Augen geführt, auf welcher brüchiger Grundlage doch unsere Sicherheit stand; der März hatte uns – zunächst wider unseren Willen – gezwungen, unser Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Das mag ein wenig wie eine Losung klingen, doch die Übung in Demut, die dahinter steckt, möchte ich nicht noch einmal wiederholen.

Bei anderer Gelegenheit hatte ich schon einmal geschrieben, daß „unser Exil, das heißt das Exil des Jahres 1968“, zahlenmäßig nicht groß war, daß es für viele unverständlich blieb und darüber wenig gewußt und geschrieben wurde. Es waren innere Blutungen, die Wunden waren wohl versteckt, und wir hatten Zweifel, daß ein Pflaster allein im Stande sein könnte, sie zu heilen. Als ich die „Schwarze Polonaise“ von Kazimierz Wierzyński¹¹ las, konnte ich mich nicht genug darüber wundern, wieviel dieser Autor, der ja bereits seit vielen Jahren im Exil lebte, doch von den Geschehnissen im Land selbst verstehen konnte. Leider konnten andere literarische Versuche, die gleichfalls Zeugnis über jene Zeit ablegten, keinen entsprechenden Platz in der polnischen Literatur einnehmen. Wenigstens bis vor kurzem noch. Bei der Lektüre von Stefan Kisielewski¹² „Tagebüchern“ („Dzienniki“) verschlang ich die kleinste Bemerkung über die „antizionistische Kampagne“, die im März 1968 begann. Unter dem Einfluß dieser Lektüre kehrten bereits vergessene Dinge wieder ins Gedächtnis zurück. Auf den ersten 317 Seiten fand ich 92 Bemerkungen, kürzere, längere, aber wichtige, die ich sofort notierte. Sie bezogen sich auf die Politik, die nach dem März 68 den Juden gegenüber betrieben wurde. Im Durchschnitt gab es also auf jeder dritten Seite eine Bemerkung. Die Aufzeichnungen dieser ersten zwei Jahre betrachtete ich als einen persönlichen Kalender, als einen Plan, in den ich mein eigenes Tagebuch einschreiben konnte. Zwei Tage vor unserer Ausreise, am 10. November 1969, als unsere Freunde weggingen, schrieb Kisielewski: „Aber die Zeitschrift ‚Twórczość‘ ist nicht schlecht, zum Beispiel vor kurzem

¹⁰ In: Midrasz, Pismo żydowskie. Warszawa, März 1998, Nr. 3 (11), S. 6ff.

¹¹ Kazimierz Wierzyński (1894–1969), polnischer Schriftsteller, der nach der Besetzung Polens 1939 durch deutsche und sowjetische Truppen im Exil blieb. In seinem Roman „Czarny Polonez“ („Die Schwarze Polonaise“), 1968 in Paris erschienen, verfolgte er die aktuelle politische und kulturelle Entwicklung in seinem Heimatland Polen aus der Perspektive eines Exilanten.

¹² Stefan Kisielewski (1911–1991), polnischer Schriftsteller und Musiker.

erst die hervorragende Skizze von Jastrun über Krasiński. Immerhin drucken sie auch Juden – das sollte man heutzutage zu schätzen wissen.“ Es ist ein Dokument ambivalenter Meinungen und Gefühle, die nicht immer leicht zu akzeptieren sind, aber nichtsdestotrotz stellt es einen zweifelsfreien Beweis der Tatsachen und der Atmosphäre dar, und deshalb muß man heute solch ein Dokument richtig einschätzen können.

* * *

Words, as is well known, are the greatest foes of reality – diese Worte von Conrad¹³ aus dem Roman „Under Western Eyes“ kommen mir oft in den Sinn, wenn ich über unseren Exodus lese. Es gibt übrigens eine gewisse Tendenz, jene Ereignisse zu bagatellisieren, die sich sogar in der Semantik äußert: Vertreibung (Exil) oder Emigration? Diese zwei Begriffe, die sich auf unterschiedliche Realitäten beziehen, werden sehr häufig synonymisch verwendet, obgleich sie nicht austauschbar sind. Jeder Exilant ist ein Emigrant, aber nicht jeder Emigrant ist ein Exilant. Unser Exil war das Ergebnis einer Vertreibung. Wir sprechen nicht von der Emigration Adams aus dem Paradies und auch nicht von der Emigration Ovids aus Rom. Die Tatsache, daß man heute von Rom übers Wochenende nach Tomi(s) reisen kann und sich dort sogar ein Wochenendhäuschen kaufen kann, ändert nichts daran, daß Ovid¹⁴ ohne Hoffnung auf eine Rückkehr vertrieben wurde, daß er gelitten hat und daß für ihn in Rom keine Pension zurückgelegt worden war. Nicht zufällig bezeichnete Miłosz seine Überlegungen „Anmerkungen über das Exil“,¹⁵ Wittlin seinen Essay „Glanz und Elend des Exils“¹⁶ und Camus sein Buch als „Das Exil und das Reich“.¹⁷

Das Vergangene kann nicht ungeschehen gemacht werden; der Herrgott gab Hiob neue Herden und schenkte ihm neue Kinder, aber zu den

¹³ Josef Conrad (eigentlich Teodor Józef Konrad Korzeniowski) (1857–1924), englischsprachiger Schriftsteller polnischer Herkunft. Sein Roman „Under Western Eyes“ wurde 1911 in England veröffentlicht und erschien in deutscher Übersetzung 1913 und 1967 unter dem Titel „Mit den Augen des Westens“.

¹⁴ Naso Publius Ovidius (Ovid), (43 v. Chr.–18 n. Chr.), römischer Dichter, letzter großer Elegiker der römischen Literatur, im Jahre 8 n. Chr. von Augustus nach Tomis (heute Constanta/Konstanza in Rumänien) verbannt.

¹⁵ Czesław Miłosz, „Noty o wygnaniu“, deutsch unter dem Titel „Schreiben im Exil“, veröffentlicht in: Zeichen im Dunkel. Poesie und Poetik, hrsg. v. Karl Dedecius. Frankfurt a. M. 1980, S. 111–124.

¹⁶ Józef Wittlin, Blaski i nędze emigracji, in: Orfeusz w piekle XX wieku (Orpheus in der Hölle des 20. Jahrhunderts). Paris 1963; deutsch unter dem Titel „Glanz und Elend des Exils“, veröffentlicht in: Autoren im Exil, hrsg. v. Karl Corino. Frankfurt a. M. 1981, S. 10.

¹⁷ Albert Camus, L'Exile et le Royaume. Paris 1957. Die deutsche Ausgabe „Das Exil und das Reich“ erschien 1958 und 1960.

Büchern Hiob greifen wir eben nicht in Zeiten des Karnevals. Das Kriterium von Vertreibung (Exil) ist, Subjekt der Vertreibung zu sein bzw. zum Subjekt zu werden, und daran ändern die heute offenen politischen Grenzen und auch die verwischten semantischen Grenzen nichts. Von den mythischen Gestalten kehrte Odysseus von seiner Irrfahrt nach Hause zurück. Es erkannte ihn nur ein alter Hund; nicht verwunderlich, denn der Hund steht in der Literatur symbolisch für eine treue Freundschaft. Odysseus mußte sein Recht auf einen Ort, der ihm gehörte, erneut zurückgewinnen.

* * *

Die ersten vier Jahre nach dem Studium, meine letzten Jahre in Polen, arbeitete ich in Verlagen für Sehbehinderte und Blinde. 1966 half ich als junge Redakteurin meinem Chef, Jerzy Szczygieł, bei der Gründung der Zeitschrift „Der Blinde Genossenschaftler“ („Niewidomy Spółdzielca“). Man weiß nur wenig darüber, welche Kämpfe dieser schwer beschädigte Invalide, dieser talentierte, phantasievolle und mutige Schriftsteller und Publizist ausfechten mußte, damit diese Zeitschrift überhaupt weiterbestehen konnte. Damals war das ein Kampf gegen den harten Beton der Zentralisierung. Die Arbeit in dieser Redaktion hatte nichts von dem Glanz und dem Prestige, mit dem oft die Arbeit in anderen Redaktionen in Verbindung gebracht wurde. Ein genormter Arbeitstag, keine Arbeitsgespräche im Café auf der Foksalstraße oder im Künstlerklub SPATiF („Stowarzyszenie Polskich Artystów Teatru i Filmu“, „Polnischer Verband der Theater- und Filmschaffenden“). Häufig erhielten wir Briefe. In einem schrieb uns ein Blinder, der in einem einsamen, völlig isolierten Dorf lebte, daß er auf die Straße hinausgehe, um zu hören, ob nicht das Auto mit der Zeitschrift in Blindenschrift kommt. Für einen Menschen, der nicht selten wegen seiner Behinderung geschmäht wurde, stellten diese dicken Bände aus Büchern und Zeitschriften in Blindenschrift die Verbindung zur Welt her, sie waren zugleich aber auch ein wichtiger Quell der eigenen, persönlichen Würde.

Während all dieser Jahre hatte ich mich sehr an dieses Milieu gewöhnt. Ich weiß nicht, ob ich mich je zuvor oder danach in eine andere Gruppe von Menschen so eingelebt habe wie gerade in diese. Doch dann kam plötzlich das Jahr 68 und mit ihm unsere Entscheidung wegzugehen, was tatsächlich allerdings erst Ende 1969 passierte. Man kann erkennen, daß wir uns dem Druck, den Ängsten, dem Gefühl der Bedrohung widersetzt haben. Auszureisen und damit alles zurücklassen, das Leben und die Redaktion auf der Konwiktorskastraße?

Mit diskriminierenden, uns als Juden abstempelnden Dokumenten ausgestattet, brachen wir mit unserem Kind ins Unbekannte auf. Wir hätten sicherlich nicht ausreisen müssen, wenn wir – in wessen Namen eigentlich? – uns eine Situation ausgesucht hätten, in der wir jederzeit eine weitere Demütigung hätten erfahren müssen. Es gab sicher auch eine andere Möglichkeit. Man hätte sich einfach eine Denkweise zulegen müssen, die darin bestand, eben kein Jude zu sein, daß einen das alles überhaupt nichts angehe. Diese Haltung hat durchaus Tradition, der Meinung von Rabbinern zufolge wäre fast Josef aus der Bibel dieser Versuchung unterlegen. Weshalb hätte ich von allen möglichen Varianten des „Wer bin ich?“ gerade die absurdeste aussuchen sollen, jemand zu sein, der ich in Wirklichkeit gar nicht war? Meine Wurzeln waren durch die Verheerungen des Krieges und die erzwungene Migration meiner Familie durchschnitten worden. Doch sollte ich jetzt einfach so tun, als ob ich nie Wurzeln besessen hätte? Sollte ich einen solchen Preis zahlen, nur um mit dem Strom zu schwimmen? Instinktiv spürten wir, daß wir auf unsere Identität nicht verzichten wollten.

Nach dem dramatischen Abschied „für immer“, nach der von unbeherrschter Angst vor dem Unbekannten und ... den Schikanen der Zöllnerin bestimmten Reise, die, um uns zu demütigen und sich selbst zu bereichern, androhte, uns mit unserem kleinen Kind in einer Winternacht an der Grenze hinauszuerwerfen – nach einer solchen Reise stiegen wir endlich in Wien aus. Auf dem Bahnhof in Wien bemerke ich plötzlich einen Menschen mit einem weißen Stock. Ich spürte eine Welle von Gefühlen in mir aufsteigen, fast mit Gewalt mußte ich mich zurückhalten, um nicht auf ihn zuzulaufen und zu rufen – hallo, hier bin ich, ich bin es doch. Dieses pathetische und hypothetische Erlebnis sagt viel über unsere Vertreibung und unser Exil aus, an dessen Anfang mir der weiße Stock eines unbekanntem Menschen als das einzig „Beständige“ in meinem Leben erschien.

Ja, natürlich, ich bin nach mehr als 20 Jahren zurückgekehrt – immerhin leben wir in einem schnellebigen Jahrhundert –, und ich habe alte Freunde wiedergetroffen, bis auf einen, Jerzy Szczygiel, den man gerade wegen der Zeitschrift „Spółdzielca“ („Der Genossenschaftler“) schikaniert hatte und der während des Kriegszustandes verstorben war. Doch existiert dieser Augenblick in Wien nicht gerade deshalb weiter, weil er vorüber ist? Zählt er sonst in keiner anderen Dimension, in keiner anderen Realität mehr? Nein, gerade dieser Augenblick zählt und wird für immer weiterzählen.

Man darf nicht vergessen, daß der März bereits im Juni 1967 begann. Für unsere Familie ging er erst am 12. November 1969 zu Ende. Zuerst begann die Vertreibung im wahrsten Sinne des Wortes. Aus Polen jüdischer Herkunft wurden wir von einem Tag zum anderen zu Zionisten gemacht. Damals war ich schwanger, und die ganze Hetzjagd, von „spontanen“ Demonstrationen arabischer Studenten unterstützt, erfüllte mich mit körperlicher Angst. Damals fühlte ich mich das erste Mal außerhalb von Recht und Gesetz gestellt. Wir hatten uns politisch nicht engagiert und begannen deshalb nun, Schritt für Schritt, die Konsequenzen zu spüren. Mein Mann, Władysław Zajac, hatte gerade sein Forschungsstipendium abgearbeitet und begann – wie auch andere seiner Studienkollegen – sich nach einer anderen Arbeit umzusehen. Seine Bewerbungen waren begeistert angenommen worden, aber als er zum Vorstellungsgespräch ging, löste sich die Perspektive, diese Arbeit einmal annehmen zu dürfen, in nichts auf. Am ersten Januar 1969 gingen wir für zwei Stunden aus dem Haus, als wir zurückkamen, fanden wir an der Tür die Aufschrift: „Hier wohnt Judenpack“. Kurz vor unserer Ausreise erfuhr ich, daß mein Reifezeugnis immer noch im Dekanat lag. Die Angestellte, die es mir überreichte, sagte zu mir: Wenn Sie ausreisen, dann können Sie auch gleich Ihr Studienbuch mitnehmen. Das war eine noble Geste und ein große Gefälligkeit von ihr, aber damals tat es mir weh, daß gerade hier, an dem Ort, an dem ich meine Jugendzeit verbracht hatte, mein Jüdischsein auf der Stirn geschrieben zu sein schien.

Ein diskriminierter Mensch erinnert sich an jede wohlwollende, ja sogar an jede neutrale Geste. Als Frau Professor Kulczycka-Saloni erfuhr, daß ich weggehen würde, lud sie mich ein und sprach mir Mut zu. Später, als wir an den Alpen vorbeifuhren, erinnerte ich mich an unser Gespräch. Der Vorgesetzte meines Mannes gestand uns, daß, als er meinen Mann ein paar Jahren zuvor eingestellt hatte, jemand sehr schnell dabei war, ihm zu hintertragen, daß er einen Juden engagiert hatte. Der Offizier des Ministeriums für Inneres, der unseren Fall bearbeitete, hat sich uns gegenüber anständig verhalten. Alle unsere Freunde waren uns vom ersten bis zum letzten Moment eine starke moralische Stütze gewesen. Am Vortag unserer Abreise vom berühmten Danziger Bahnhof in Warschau hatten wir zu einer Abschiedsfeier eingeladen. Alle Töpfe sowie das ganze Geschirr waren bereits als Gepäck aufgegeben worden, deshalb hatten wir uns entschlossen, Champignons auf dem Küchenblech zu braten. Mehr als 20 Jahre danach erinnerte sich Waldek Kuczyński bei der Vorstellung meines ersten in Polen herausgegebenen Buches an jene Pilze.

Unsere 20stündige Fahrt von Wien nach Rom wurde von einem Polizeikonvoi begleitet, doch nach ein paar Tagen, die wir in dieser Stadt verbrachten, war die Gültigkeit unserer „Behelfspapiere“ abgelaufen. In jener Zeit begann unser Sohn plötzlich zu sprechen. Als wir in Polen in den Zug gestiegen waren, hatte er lediglich ein paar Worte gesprochen, in Rom überraschte er uns mit einem ganzen Reservoir an Wörtern. Das war eine echte Beschleunigung! Obwohl in Warschau geboren, mußte auch er auf seine polnische Staatsbürgerschaft verzichten, und da er erst zwei Jahre alt war, mußte ich das Verzichtsdokument unterschreiben. Mit der Zeit hat ein jeder von uns ein Land gefunden, in dem ihm die Menschenrechte zuerkannt wurden, die uns zu Hause aberkannt worden waren.

Die Vereinigten Staaten, für die wir nach einer siebenmonatigen Quarantäne in Rom ein Visum erhielten, sind ein Land, in dem man das Gefühl des „Opferseins“ nicht kultiviert. Davon konnten wir uns bald überzeugen. Gerade da wir so wenig waren, hätten wir eine deutlich andere Behandlung erzielen können, so wie das heute die jüdischen Einwanderer aus Rußland machen. Vom ersten Tag an mußten wir mit unserer Anonymität und unserem sozialen Abstieg zurechtkommen, der uns häufig mehr zusetzte als jede Not. Wir wollten uns an der Oberfläche halten, allerdings nicht um den Preis, auch noch auf unsere beruflichen Ambitionen verzichten zu müssen. Wegen der Flaute in der amerikanischen Industrie mußte mein Mann eine Enttäuschung nach der anderen erfahren. Es fehlte an Arbeit, es mangelte an Unterstützung, es fehlte die Hoffnung. Ohne Sprachkenntnisse, ohne Beziehungen, allein durch seine Willenskraft hatte mein Mann schließlich eine Arbeit auf seinem Fachgebiet erkämpft und konnte sich dort, unabhängig von nachfolgenden Krisen, weiter behaupten. Vier Jahre, die ich im Labor gearbeitet habe, halfen ebenfalls, uns eine entsprechende Position zu erarbeiten.

Um meine Deklassierung zu „überspringen“, begann ich erneut, ein Studium aufzunehmen; und nach Jahren, von meinem Mann und unserer Familie unterstützt, ist es mir gelungen, meine Doktorarbeit fertigzustellen. Das sind jene wertvollen „Produkte“ und „Nebenprodukte“ vom „März“ 68. Zu ihnen zähle ich auch meine Bücher, die Zusammenarbeit mit der Londoner Exilzeitschrift „Wiadomości“ und meine wissenschaftliche Arbeit an einer namhaften Universität. Isolation, fehlende Verwurzelung und weitere, mit dem Exil verbundene psychische – sowie andere, sogenannte Lebensprobleme begannen wir langsam hinter uns zu lassen. Die Liste der Verluste wurde immer mehr durch positive Dinge ersetzt. Doch nicht allen ging es so. Ich habe mehr als genug vom Exil gebrochene Leben gesehen, zu viele Menschen, die im reifen Alter aus ihrem bis-

herigen Leben gerissen wurden und sich selbst nicht wiederfinden konnten und das, was sie im Heimatland zurücklassen mußten, nicht wiedergewinnen konnten.

* * *

Der März hatte mich auch zu einer Revision meines Verständnisses von meinem eigenen Jüdischsein gezwungen, wie sie für meine Generation typisch war. Der März hatte diesen Prozeß in Bewegung gesetzt. Eigentlich hatte ich niemals an meiner Identität gezweifelt; meinen Eltern war es gelungen, mir ein Gefühl der Würde und des Stolzes zu vermitteln, das mit dieser Identität verbunden war.

Wie die Mehrzahl meiner jüdischen Altersgefährten war ich nicht religiös erzogen worden. Das war auf das besondere kulturelle Klima in Polen zurückzuführen, wo man Assimilation propagierte, aber auch auf das besondere politische Klima, das den Atheismus verbreitete. Es gab zwar eine gewisse Toleranz für andere Glaubensrichtungen, jedoch nicht für den Judentum. Ausschlaggebend war wahrscheinlich die Tatsache, daß wir keine Großeltern mehr hatten. Und ich kannte keine anderen Juden in ihrem Alter, die mir hätten Großvater oder Großmutter sein können. Gewöhnlich sind es gerade die Großeltern, die die Tradition weitergeben. Der Exodus hatte mich gezwungen, den bisher leeren Raum meiner Identität mit einem neuen Inhalt zu füllen. Das war ein langsamer Prozeß, der nicht geplant war, denn man kann einen geistigen Reifeprozess nicht planen.

Unser Sohn, von den pompösen Konfirmations- und Kommunionen seiner Schulfreunde beeindruckt, hatte entschieden, daß auch er eine Feier – und zwar mit Disco-Musik – anlässlich seiner Bar Mitzwa haben wollte. Eher aus pädagogischen als aus religiösen Gründen machten wir jedoch zur Bedingung, daß er sich religiös unterweisen lassen sollte. Da das Idol unseres Kindes John Travolta war, verlief seine religiöse Erziehung anfänglich recht weit weg von seinem Ideal. Aber nach einer gewissen Zeit begann Paweł mit bemerkenswerten Erkenntnissen nach Hause zu kommen, so zum Beispiel, daß man seine „Eltern zu schätzen“ habe. Eine solche Unterweisung hätte er in der amerikanischen Schule der 70er Jahre nicht erhalten können.

– Frag mich doch einmal, wo Gott ist? – sagte er eines Tages, und als ich ihn gehorsam danach fragte, gab er mir zur Antwort:

– Und wo ist Gott nicht?

Als er begann, als vollwärtiges Mitglied der Gemeinde am Morgenbet teilzunehmen, begriff ich, daß, wenn auch unsere Ausreise aus Polen dem Auszug aus Ägypten glich, dieser Tag der Tag der Ankunft im Heili-

gen Land war. Es waren zehn statt 40 Jahre vergangen. Ebenfalls eine Beschleunigung. Im gleichen Herbst gingen wir nach einem Autorentreffen in Chicago mit einer kleinen Gruppe in ein Restaurant. Dort befanden sich auch der polnische Schriftsteller Tadeusz Nowakowski mit seiner Frau und Zbigniew Chalko. Plötzlich wurde uns klar, daß es der Vorabend des jüdischen Versöhnungsfestes war. An diesem Abend hatte ich den Entschluß gefaßt, zu Jom Kippur zu fasten. Das bedeutete jedoch nicht, daß ich eine praktizierende, religiöse Person geworden wäre, doch ich spürte, daß das zu mir gehörte. Ob wir von etwas Gebrauch machen oder nicht, das hängt ganz von uns ab.

Ein ähnliches Gefühl empfand ich, als ich in den Vereinigten Staaten das erste Mal das Grab eines Angehörigen unserer Familie sah. Das war für mich von großer Bedeutung, denn ich gehöre einer Generation an, die Familiengräber nicht kannte. Und plötzlich schaute ich auf dieses Grab, von dessen Existenz ich nichts wußte, nicht wußte, daß es hier existiert, zu mir gehört und bereits zu mir gehört hatte, bevor ich hierher gekommen war.

* * *

Als ich 1969 aus meinem Land ausreiste, nahm ich ein Schreiben von einem Verlagshaus mit, in dem ich ermutigt worden war, mein Debütbändchen in Maschinenschrift vorzulegen. Sieben Jahre später veröffentlichte ich, übrigens in einer gänzlich anderen Gestalt, mein erstes Buch in England in der Offizin von Stanisław Gliwa. Das Exil hatte sich für mich als eine kreative Wunde erwiesen. Nach den Büchern, die ich im Exil herausgab, kehrte ich mit meinen letzten beiden nach Polen zurück.

Der März hatte mich gewarnt, nicht bei Interessengruppen, sondern in Werten Unterstützung zu suchen, das heißt, daß man sich bemühen muß, diese beiden Dinge auseinanderzuhalten und zu unterscheiden, gerade dann, wenn sie identisch erscheinen.

Nichts hat mich so wie der März und seine Folgen in der Beständigkeit von Freundschaften bestärkt. Die Freunde blieben, was sie immer waren, Freunde. Wechselseitige Loyalität und Verbundenheit haben den Prüfungen der Zeit und anderen Prüfungen standgehalten, die uns das Leben auf beiden Seiten der damals überschrittenen Grenze nicht erspart hat.

Aleksandra Ziółkowska Boehm

Aleksandra Ziółkowska Boehm wurde am 15. April 1949 in Łódź geboren. Sie studierte polnische Sprache und Literatur an der Universität Łódź und promovierte an der Universität Warschau. Von 1972–1974 arbeitete sie mit dem polnischen Schriftsteller Melchior Wańkowicz (1892–1974) zusammen, dessen letzte Arbeiten – „Auslandsreportagen“ („Reportaże zagraniczne“, 1981), „Vorkriegs- und Exilwerke“ („Dzieła przedwojenne, Dzieła emigracyjne“, seit 1990) – sowie dessen Korrespondenz („Korespondencja Krystyny i Melchiora Wańkowiczów“, 1992) von ihr redaktionell überarbeitet und herausgegeben wurden. Melchior Wańkowicz hatte in seinem Testament Aleksandra Ziółkowska sein Archiv vermacht. Auf der Grundlage dieser Materialien und persönlicher Erlebnisse sind mehrere Bücher aus der Feder von Aleksandra Ziółkowska über Wańkowicz und dessen literarisches Werk entstanden: „Blisko Wańkowicza“ („In der Nähe von Wańkowicz“, 1975, 1978, 1988), „Na tropach Wańkowicza“ („Auf den Spuren von Wańkowicz“, 1989) und „Proces M. Wańkowicza“ („Der Prozeß von M. Wańkowicz“, 1989).

Von 1977 bis 1981 arbeitete Aleksandra Ziółkowska Boehm als Redaktionsmitglied für Theaterrepertoire des Polnischen Fernsehens in Warschau. Seit 1990 ist sie Mitglied des „Polnischen Schriftstellerverbandes“ („Związek Pisarzy Polskich“), seit 1991 gehört sie dem „Verband Polnischer Schriftsteller im Ausland“ („Związek Pisarzy Polskich na Obczyźnie“) mit Sitz in London und seit 1998 dem „Amerikanischen Pen-Club“ an. Die Schriftstellerin erhielt mehrere Auslandsstipendien, so vom Oxford Language Centre (1975), vom Kanadischen Kulturministerium Ontario, vom Kanadisch-Polnischen Wissenschaftsinstitut in Toronto, von der Adam-Mickiewicz-Stiftung Toronto und der Universität von Toronto (1981–1983), aber auch vom Institute of International Education in Washington (1985) und der Kościuszko-Stiftung New York (1990). Ihre in Kanada gemachten Erfahrungen schrieb Aleksandra Ziółkowska Boehm in ihrem Buch „Kanada, Kanada ...“ (1986) nieder. Eine weitere Veröffentlichung, „Ulica Żółwiego Strumienia“ („Die Schildkrötenbach-Straße“, 1995), ist ein über 16 Monate geführtes Tagebuch aus Dallas, in dem die Verfasserin ihre persönlichen Beobachtungen über kulturelle und politische Unterschiede zwischen ihrer alten Heimat Polen und ihrem neuen Heimatland Amerika auf recht subtile Weise mitteilt. Oft kehrt die Autorin in ihren Gedanken und Träumen nach Polen zurück. Dabei erinnert sie an weitere, gleichfalls aus Polen kommende Schriftsteller wie Wańkowicz, Miłosz oder Singer. Ihr Buch „Amerykanie z wyboru i inni“

(„Wahlamerikaner und andere“, 1998) geht den Wurzeln und dem Erbe bekannter Amerikaner polnischer Herkunft (wie zum Beispiel von Eva Hoffman) nach.

Ulica złotwiego strumienia / Die Straße zum Schildkrötenfluß¹

San Francisco ... Nichts verbindet diese Stadt mit New York. Ich bin nach Berkeley geflogen, um mich mit Czesław Miłosz zu treffen. Zuvor hatten ihn bereits meine „Sponsoren“ in Washington angerufen und nachgefragt, ob er sich mit mir treffen würde. Miłosz war einverstanden. Es war kurz vor seiner Reise nach Jugoslawien, wo man den Schriftsteller übersetzt hatte. Der Termin wurde also festgemacht. Nach meiner Ankunft auf dem Flughafen von San Francisco rief ich Miłosz zu Hause an, um unser Zusammentreffen noch einmal zu bestätigen. Er erklärte mir, wie ich zum Universitätscampus fahren mußte. Seine Stimme klang angenehm und zugänglich.

Ich erblickte einen freundlich lächelnden Herren in Cordhosen. Auf dem Kopf trug er eine Mütze – es war ein windiger Tag. Sein einnehmendes Lächeln erstaunte mich, er war sympathisch und mitteilnehmend. Miłosz sah geradezu jugendlich aus. Wir gingen in ein Café. Er schlug vor, heiße Schokolade und Kuchen zu bestellen. Ich wählte Nußkuchen, und auch Miłosz entschied sich dafür. Die Stimmung war angenehm. Ich war erstaunt über seinen Eindruck, den er auf mich machte, und ich sagte ihm, daß ich ihn seit jenem Treffen im Warschauer Studentenklub „Stodoła“ („Die Scheune“) völlig anders in Erinnerung hatte. Damals hatte mich seine Kühle und scheinbare Gefühlslosigkeit unangenehm berührt. Auch in London hatten mir Bekannte gesagt, daß Miłosz andere Menschen oft herablassend behandeln würde, sie nur schwer für sich einzunehmen wußte.

– In Warschau wurde ich damals herzlich empfangen, sagte Miłosz, aber es war ein ziemlich politischer Auftritt, und ich wollte keine politischen Fragen beantworten. In Krakau, wohin ich danach fuhr, spürte ich diese angespannte Atmosphäre nicht mehr. Die Stimmung in jenem Warschauer Saal erinnerte mich an einen Aufstand. Die Jugendlichen waren politisiert, und dieser Stimmung wollte ich mich nicht entgegenstellen. Ich glaube, daß so etwas Polen ins Verderben stürzen könnte ...

– Der polnische Nationalismus schadet uns, obgleich ich mit Ihnen übereinstimme, daß der Nationalismus den Polen half, weiter zu bestehen – sagte er etwas später.

¹ Erschienen im Verlag Dom Książki w Warszawie, Warszawa 1995; hier: Auszug aus dem neunten Kapitel, S. 388-391: Eine Begegnung mit Czesław Miłosz. Übersetzt mit freundlicher Genehmigung der Autorin von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

Ich fragte Miłosz, ob er meinte, einen hohen Preis für die im Exil verbrachten Jahre bezahlt zu haben. (Einmal hatte Miłosz angeblich behauptet, daß allein das Wort „Exilant“ schon etwas Abfälliges enthalten würde.)

– Nein, ich denke nicht. In Paris habe ich Bücher geschrieben, man hat mich übersetzt, ich erhielt einen Preis und habe dort ein paar Jahre gelebt. In Frankreich habe ich so geschrieben, daß man mich schnell übersetzen konnte.

– Den Roman „Dolina Issy“ („Das Tal der Issa“) auch? – fragte ich.

– Nein, das „Tal der Issa“ schrieb ich aus einem Herzensbedürfnis heraus.

– Ich hatte ein Universitätsstipendium erhalten und war für ein Jahr nach Berkeley gefahren, hatte aber meine Wohnung in Paris noch nicht aufgegeben, weil ich glaubte, zurückzukommen. Nach drei Monaten hatte man mir schon den Titel eines Professors angeboten, ich hatte damit alle Stufen einer Universitätskarriere übersprungen.

– Was wäre wohl geschehen, wenn Sie kein Universitätsprofessor geworden wären ...

– Ich weiß nicht, aber irgendwie hätte ich mich schon zurechtgefunden. Wenn ich in Polen gewesen wäre, hätte ich gewiß bestimmte Dinge vertuschen müssen, das wäre mir wohl nicht erspart geblieben. Obwohl sich Różewicz und Herbert, zwei in Polen gebliebene Schriftsteller, dagegen wehren konnten. Also, vielleicht hätte auch ich mich ähnlich verhalten... Wer weiß?

– Ist es Ihnen eigentlich angenehm zu sehen, welches Interesse Sie unter anderem bei den Literaturkritikern wecken?

– Angenehm war es, als „The New Yorker“ auf einigen Seiten meine Gedichte druckte, was diese Zeitung eigentlich nicht tut. Das war wirklich sehr erfreulich.

– Möchten Sie ein beliebter Dichter sein?

– Das kann gefährlich sein. ... Was ich noch möchte? ... Eine sehr persönliche Frage ... Privat gesehen möchte ich vieles, aber darüber möchte ich nicht sprechen. Und allgemein? ... *Enlightenment* (Aufklärung) – sagte Miłosz auf englisch.

– Ich möchte 30 Jahre jünger aussehen – fügte er lachend hinzu.

– Dann würden sich die Mediziner für Sie als ein Forschungsobjekt interessieren. Übrigens sehen Sie ausgezeichnet aus – bemerkte ich.

– Ich beklage mich nicht, die Frauen haben mich geliebt ...

– Haben sie geliebt oder lieben sie noch?

– Sie lieben mich noch ...

Dann fragte Miłosz, ob es stimme, daß sich in Polen die Sitten verändern würden, ob es sozusagen eine andere Moral gäbe. Ich antwortete lachend, daß es tatsächlich solch eine Stimmung gibt.

- Ich habe viel über mich erzählt, zu viel – sagte ich zum Schluß.
- Ich höre gern zu, zuhören ist angenehm – gab Miłosz zur Antwort.

Er fuhr mich mit seinem Auto bis zur nächsten Metrostation. Dort habe ich ein Bild von ihm gemacht, auf dem er eine freundliche und ausgeglichene Miene macht.

Vor meiner Abreise nach Polen schickte mir Miłosz sein neuestes Buch „Zaczynając od mojej ulicy“ („Von meiner Straße aus“). Das zweite Exemplar bat er, seiner Bekannten in das Gebiet von Suwałki zu schicken.

Mit der Lektüre begann ich bereits in Warschau. Ich fand Abschnitte in dem Buch, die nach Jahren mit dem vor 30 Jahren geführten Briefwechsel mit Melchior Wańkowicz übereinstimmten. In dieser Zeit hatte ich gerade die Tagebücher von Roman Polański mit dem Titel „Roman“ gelesen, in denen viele polnische Namen auftauchten, viele bekannte, aber auch neue und mir fremde. Zweimal traf ich dabei auf den Namen Miłosz. Mit seiner Frau war er damals in Polańskis Residenz nach Santa Monica auf Besuch gekommen. Beim Lesen stieß ich auch auf die Beschreibung einer Situation, in der Sharon Stone, Roman Polańskis Frau, mit ihrer Freundin Judy an den Wochenenden wegfuhr, und Roman von einem bekannten Model besucht wurde. Polański rechnete mit der Diskretion aller, doch Miłosz warnte ihn, daß er gehört habe, wie Judy Sharon erzählte, daß ihr Mann während ihrer Abwesenheit eine Liebesaffäre habe. – Wenn ich du wäre – zitiert Polański Miłoszs Worte, die er wohl mehr an sich selbst gerichtet hatte –, dann würde ich versuchen, beide loszuwerden, dieses Model und Judy. Sie wollen Sharon nur gegen dich aufbringen ...

In den Texten von Miłosz fand ich allerdings nicht einmal eine Erwähnung dieses Besuchs bei Polański.

Später traf ich Miłosz in Houston wieder. Es war 1992, er kam zu einer Autorenlesung, die von dem polnischen Dichter Adam Zagajewski (in sehr gutem Englisch) moderiert wurde. Miłosz sah wie ein großer Bär aus, er war größer und älter geworden. Er las seine Gedichte auf polnisch und auf englisch (mit einem starken Akzent). Nach dem Treffen ging ich mit meinem Mann Norman zu ihm. Miłosz schien nicht in der besten Stimmung zu sein, ein wenig erinnerte sie an das damalige Treffen mit den Studenten in Warschau. Ich sprach ihn auf englisch an, er blickte mich interessiert an, und ich stellte mich vor. – Ziółkowska? Aleksandra Ziółkowska? In Houston? – verwundert schaute er mich und Norman an. Doch ich konnte die Gründe für seine Verwunderung nicht erfahren, und ich erklärte auch nichts, reichte ihm die Hand und entfernte mich wieder. Eine lange Schlange wartete auf ein Autogramm von ihm.

*Obcy/The Outsider/Der Fremde*²

Marian P. kam Anfang der fünfziger Jahre nach Kanada.

Nach ein paar Jahren beschloß er, ein Haus zu bauen. Ein eigenes Haus mit eigenen Händen geschaffen. Vor der Arbeit fürchtete er sich nicht. Das zurückgelegte Geld reichte gerade für den Kauf von Baumaterialien. Lange schaute er sich an, wie andere bauten, und lange traf er seine eigenen Vorbereitungen.

Er arbeitete in seiner Freizeit, nach der Arbeit und an freien Samstagen. An Sonntagen ruhte er sich aus, so wie Gott geboten hatte, und sammelte neue Kräfte.

Seinem Haus gegenüber stand eine Straßenlaterne, bei ihrem Licht konnte er bis zum späten Abend arbeiten. In der Nacht kehrte er in sein gemietetes Zimmer zurück und schlief.

Mit Stolz und Liebe betrachtete er das entstehende Gebäude. Die Arbeit schritt langsam, doch systematisch voran.

Die Nachbarn mochten den hartnäckigen Polen nicht sonderlich, der wie besessen arbeitete, keine Zeit für ein Schwätzchen hatte und unzugänglich, ja mürrisch erschien. Vor allem war er für sie ein Neuankömmling, ein Fremder.

Seit geraumer Zeit bemerkte Marian Steine, die um sein Haus herum lagen. Neidische Nachbarn drückten wohl auf diese Art und Weise ihre Antipathie dem Neuankömmling gegenüber aus.

– Wie sinnlos ist doch das Ganze – sagte er zu sich selbst. Sie sind doch genauso wie ich einmal hierhergekommen. Die einen früher, die anderen später ... Nur die Indianer könnten mir vorwerfen, dass ich in *ibr* Land gekommen sei.

An einem Samstagnachmittag saß er auf dem Dach, um die letzten Schindeln festzumachen. Er hatte nun fast vier Monate gearbeitet, bald würde er in der Lage sein umzuziehen, um dann die Innenarbeiten an Ort und Stelle zu vollenden.

Auf der anderen Straßenseite sah er einen jungen Mann, wie er sich beugte, um einen Stein aufzuheben. Über seine Absicht gab es kaum einen Zweifel. Marian schaute ihn an. Sie beobachteten sich gegenseitig. Der Unbekannte stand bewegungslos mit dem Stein in der Hand. Marian wendete langsam seinen Kopf, als wollte er nach einem weiteren Nagel greifen. Schnell drehte er sich um. Er sah die erhobene Hand, bereit, den Stein zu werfen. Sie sahen sich wieder an. Unter dem Eindruck des Blickes sank die Hand des anderen gleichsam automatisch. Marian gab vor,

² Auszüge aus: Kanada, Kanada. Warszawa 1986, hier S. 36 f.

seine Arbeit wieder fortzusetzen, doch dann drehte er sich plötzlich schnell um. Der Mann auf der anderen Seite ließ erneut seine Hand sinken. Die Situation wiederholte sich ein paar Mal. Der andere konnte nicht den Stein werfen, Marians Blick hatte scheinbar seine Bewegung gelähmt. Schließlich reichte es Marian.

– Du Hundesohn, was willst du nur? – schrie er.

– Du verfluchter DP!³

Der Stein flog, machte einen Bogen und landete direkt vor dem Haus. Schnell kletterte Marian vom Dach, nach wenigen Sprüngen befand er sich bei dem Eindringling.

– Was willst du nur von mir, du Hundesohn?

– Du Dipi – hörte er als Antwort. Der Unbekannte hatte verächtlich seinen Mund verzogen.

Marian versetzte ihm erneut einen Schlag, und danach noch einen zweiten. Der Mann ging jetzt zu Boden. Er versetzte ihm noch ein paar gezielte Fußstritte.

– Gib's ihm! Gib's ihm! – hörte er.

Er blickte sich um. Fenster wurden geöffnet. Die Nachbarn, die den Zwischenfall beobachtet hatten, lächelten. Das erste Mal wohlwollend.

– Gut hast du das gemacht ...!

Die Sympathien waren auf seiner Seite. Marian kam wieder zur Besinnung. Mit der Hand brachte er seine zerzausten Haare in Ordnung, und als sei nichts geschehen, setzte er ruhig seine unterbrochene Arbeit fort.

Seit dieser Zeit verspürte er nicht mehr den Neid seiner Nachbarn.

„Pilsudski“ *na farmie* / *Down on the farm* / *Unten auf der Farm*⁴

Sie wanderten zu dritt los, zwei Ukrainer und ein Pole. Die Wanderstöße mit dem Beutel hatten sie sich über die Schultern geworfen. Die Wegrichtung kannten sie. Sie wollten in das Städtchen Lethbridge. Man hatte ihnen gesagt, daß es einen Tagesmarsch entfernt sei. Also brachen sie gemeinsam auf, um sich Gesellschaft zu leisten, obwohl sie kaum miteinander sprachen. Jeder war mit seinen eigenen Dingen beschäftigt.

Sie kamen an einer Siedlung vorbei und waren durstig. Dort gab es einen Brunnen, doch sie hatten nichts, woraus sie hätten trinken können. So klopfen sie lange an eine Tür. Endlich hörten sie jemanden schreien. Durch das Fenster konnten sie eine erzürnte Frau sehen, die sie anschrie. Sie verstanden kein Wort, doch wußten sie, daß sie weggehen sollten.

³ Displaced Person, eine offizielle Bezeichnung der UNO für heimatlose Flüchtlinge, aber auch illegale Einwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg.

⁴ Ebenda, S. 46-56.

Im Hof fanden sie eine ausgebeulte alte Konservenbüchse, mit der sie Wasser aus dem Brunnen schöpften und so ihren Durst stillten. Das Wasser war kristallklar und kühl.

Dann zogen sie weiter. Gegen Einbruch der Dunkelheit erreichten sie ihr Ziel. Erschöpft und müde verbrachten sie die Nacht in einem Schuppen. Gegen Morgen flüsternten sich die Ukrainer etwas zu und gingen auf Arbeitssuche. Adam zögerte noch. Als die Ukrainer nach einigen Stunden nicht zurückkamen, wußte er, daß sie Arbeit gefunden hatten.

Er ging nach draußen und schaute sich in der Umgebung um. Das Städtchen war nicht groß. Er wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Endlich stieß er auf einen Landarbeiter. Er trug einen Beutel auf dem Rücken und hatte einen gezwirbelten Schnurrbart. Er trat ihm in den Weg und fragte.

– Bist du Pole?

– Ja. Und du?

– Ich bin auch Pole.

Sie reichten sich die Hände. Der Unbekannte stellte sich vor.

– Mein Name ist Jan Czop, ich komme aus der Nähe von Rzeszów. Ich hatte 'mal Arbeit hier, aber die ist zu Ende. Ich habe auf einer Gemüsegarten gearbeitet. Alles mußte ich auf den Knien machen. Ich habe sie mir mit Gummipflanzen umwickelt. Ein Dreck, wie ich ihn noch nicht gesehen habe. Die Muskeln haben mir so weh getan, daß ich mich nicht mehr rühren konnte. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Nur daß eben der Job zu Ende ist. Der Farmer hat sein ganzes Geschäft aufgegeben. Ich fahre jetzt in die Stadt. Vielleicht treffe ich dort auf meinen Glücksstern. Es wird gesagt, daß es in der Stadt leichter sei. Also komm, laß uns zusammen dahin gehen.

– Nein, ich will erst einmal mein Glück auf einer Farm versuchen.

– Du tust mir wirklich leid, mein Junge. Du wirst vor Hunger sterben. Arbeit wirst du nicht bekommen. Hier wohnen meistens Ukrainer. Und Polen mögen die nicht. Kannst du noch eine andere Sprache außer Polnisch?

– Russisch.

– Das ist gut. Sag ihnen, daß du ein Russe bist, das wird dir helfen.

Er wünschte Adam Glück und verabschiedete sich.

Adam wanderte mehrere Stunden durch die Gegend. Und er sprach niemanden mehr an. Ermüdet setzte er sich an den Straßenrand und ruhte sich aus. Er wußte nicht, was er weiter machen sollte.

Ein sauberes Auto hielt neben ihm an. Ein junger Mensch, gut gekleidet, stieg aus. Er schaute Adam an und fragte:

– Suchst du Arbeit? Wer bist du?

– Ein Russe.

– Gut. Ich stelle dich den ganzen Sommer über an. Du bekommst einen Dollar fünfzig pro Stunde, plus Kost und Logis. Zur Erntezeit bekommst du mehr.

Sie stiegen in das Auto. Der Farmer sagte, daß er Kanadier ukrainischer Herkunft sei, jedoch in Alberta geboren wurde und dort auch aufgewachsen war. Ihm gefiel die Umgebung von Lethbridge, da die Mehrheit der Einwohner – wie er – ukrainischer Abstammung war.

Nach dreißig Meilen bogen sie von der Hauptstraße in eine Seitenstraße ab. Am Ende des Weges erblickte Adam ein großes, modernes Haus, mit Wirtschaftsgebäuden darum.

Sie stiegen aus. Der Farmer führte ihn in das Haus und stellte ihm seine Frau vor. Überall herrschte Ordnung, und es war sauber.

Sie aßen zu Abend. Der Farmer berichtete über seine früheren Landarbeiter.

– Ich bin froh, daß du ein Russe bist. Früher hatte ich zweimal Ukrainer, und ich hatte viele Sorgen mit ihnen. Polen stelle ich überhaupt nicht ein, denn die sind am schlimmsten.

Adam schluckte mit Mühe. Er blickte aus dem Fenster und fragte:

– Wer wohnt noch in der Nachbarschaft?

– Ein Ukrainer und zwei Franzosen.

Er bedankte sich für das Abendessen, ging auf sein Zimmer und schlief ein.

Am Morgen, nach dem Frühstück, führte ihn der Farmer auf seinem Wirtschaftshof herum. Er zeigte Adam die Ställe, die Kühe und danach die Pferde. Vier Pferde standen im Stall, die übrigen waren wild, waren draußen auf dem Feld. „Pferde so groß wie Drachen“ – dachte mit einem begutachtenden Blick Adam.

– Sprich laut mit ihnen, und sprich sie mit ihren Namen an. Und jetzt zeige ich dir den Hühnerstall.

Der Farmer blieb vor der Tür stehen und klopfte drei Mal. „Ein Bekloppter“ – dachte Adam.

– Du mußt das genauso machen. Dreimal anklopfen und dazu am besten noch ein bißchen husten.

„Der nimmt mich wohl auf den Arm“ – dachte wütend Adam.

Mit der Arbeit war er zufrieden und lernte sie zu schätzen. Seinem Urteil nach war sie weder zu schwer noch gab es zu viel zu tun. Mit der Zeit hatte er begriffen, daß die Tiere richtig zu behandeln waren, und wie der Bauer das machte, das imponierte ihm schon. In Polen, erinnerte er sich, sprach man mit den Pferden nur mit der Peitsche. Inzwischen hatte er festgestellt, daß je mehr man mit einem Pferd sprach, es desto besser auch verstand. Er lernte, daß man es nur dann schlagen sollte, wenn es wider-

spenstig war und sich Befehlen widersetzte. Wenn man die Tür zum Hühnerstall plötzlich öffnete, dann erschraken die Hühner und flogen panikartig durch den ganzen Hühnerstall und traten sich gegenseitig nieder. Klopfte man jedoch an, dann hatten sie keine Angst und verhielten sich ruhig.

Ihm gefiel diese kanadische Art der Hofwirtschaft.

Fünf Wochen waren vergangen. An einem Sonntag, Adam war gerade auf dem Hof, sah er eine einspännige Britschka sich nähern, die einen Unbekannten brachte. Adam öffnete ihm das Tor. Der Fremde hielt das Pferd an und stieg aus. Er sprach ihn auf Russisch an.

– Zdrastwujte towarischtsch.

– Zdrastwujte gospodin – antwortete Adam.⁵

Ich heiße Aleksej Tscharnowy und bin wie du Russe. Ich war Matrose bei der Flotte des Zaren gewesen. Ich bin aus Rußland nach Polen geflüchtet, dann bin ich hierher gekommen. Man hat mir erzählt, daß du erst vor kurzem Rußland verlassen hast, und so bin ich gekommen, um etwas Neues von dir zu erfahren.

Adam spürte, wie er rot wurde. Er begann, etwas zu sagen, brach ab und schwieg.

Aleksej stand einen Augenblick schweigend da, dann klopfte er Adam auf die Schulter.

– Also gut ... Ich weiß, daß du ein „Piłsudski-Pole“ bist.⁶ Ich weiß Bescheid.

Aleksej ging zum Hausherrn, und sie unterhielten sich lange. Adam war gefaßt, daß er entlassen, daß man ihn wegschicken würde. Aber nichts geschah, es stellte sich heraus, daß ihn der Russe nicht verraten hatte. Die Gefahr war vorerst abgewendet worden.

Adam bekam Post aus Polen. Seine Eltern bestätigten ihm den Eingang des Geldes, das er ihnen regelmäßig schickte, um die Anleihe zurückzahlen, die er wegen seiner Ausreise nach Kanada aufgenommen hatte. Die Eltern schickten ihm auch ihren Segen.

Einmal ließ er einen Brief auf dem Tisch zurück und ging hinaus zum Pferdestall. Nach einer Stunde kam er zurück und führte eines der Pferde mit sich. Er sah, wie der Farmer auf dem Hof hin- und herlief, wütend, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Er ging auf Adam zu.

⁵ Russ.; auf dt. etwa: Guten Tag, Kamerad, Guten Tag, mein Herr.

⁶ Józef Klemens Piłsudski (1867–1935), polnischer Marschall, 1892 Mitbegründer der Polnischen Sozialistischen Partei, 1914–1917 Kommandeur der Polnischen Legionen. Von 1918 bis 1922 Polnischer Staatspräsident und Oberbefehlshaber der Armee. Unter der Führung von Piłsudski kam es im Mai 1926 zum Staatsstreich und zur autoritären Machtübernahme.

– So, du bist also Pole?!

– Ja, ich bin Pole! Hier, nimm die Zügel. Vielen Dank für deine Großzügigkeit. Mir reicht es!

Der Farmer stand verwirrt da. Eine ganze Zeitlang sagte er nichts. Schließlich sprach er:

– Wenn mein Vater vorbeikommt, dann werde ich ihm schon meine Meinung sagen. Er hat mir gesagt, daß die Polen schlechte Menschen wären. Doch du arbeitest bei mir schon zwei Monate, und ich sehe, alles ist in bester Ordnung ... Geh' nicht weg. Bleibe hier. Ich werde dir mehr zahlen, denn du bist es wert.

Sie reichten sich die Hände.

Adam beruhigte sich, er hörte auf, sich Gedanken zu machen, daß er sich wegen seiner polnischen Herkunft nach einer neuen Arbeit umsehen mußte. In der Nachbarschaft verbreitete sich die Nachricht, daß er Pole sei, und die Leute begannen, ihn argwöhnisch zu betrachten. Der vierjährige Junge des Nachbarn hatte eine solche Angst vor ihm, daß er bereits bei Adams bloßem Anblick zu flüchten begann. Immerhin hatte man das Kind gewarnt, daß, sobald er etwas Schlechtes anstelle, würde der „Pole kommen und ihn mit sich nehmen“.

Doch auf der Farm war die Stimmung in Ordnung. Der Farmer bezahlte ihn gut.

* * *

Es kam die Erntezeit. Arbeit gab es zur Genüge. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Arbeit war schwer, doch der Farmer zahlte ihm sechs Dollar pro Tag. Auf den Feldern droschen riesige Dampfmaschinen. Sechs Fuhrwerke brachten das in Garben gebundene Getreide herbei. Adam erhielt für die Arbeit drei Wagen und drei Leute. Einer der Arbeiter mochte ihn ganz offensichtlich nicht. Er sprach halblaut zu sich: „Diese Einwanderer nehmen den Kanadiern nur die Arbeit weg und pfuschen“.

Adam reagierte nicht. Einmal ruhten sie sich aus, ein paar der Arbeiter hatten bereits das auf das Feld gebrachte Mittagessen aufgegessen. Der Farmer hatte gerade jemanden gerügt, daß er zu langsam arbeite. Es war derjenige, der Adam nicht mochte. Dieses Mal sagte er laut:

– Ich warte nur darauf, dir eins in die Fresse zu geben.

Adam hörte mit dem Essen auf. Er zog sich ein Paar harte, für die Arbeit auf dem Feld bestimmte Handschuhe über.

– Komm nur her. Los!

Der andere erhob sich zögernd. Sie begannen zu boxen, Adam, ein starker und großer Kerl, demonstrierte auf der Stelle seine Überlegenheit. Sein Gegner stürzte, das Gesicht war mit Blut verschmiert.

Es gab ein großes Durcheinander. Ein Polizist kam und schaute sich den zu Boden Gestreckten an, dessen Platzwunden versorgt wurden. Er hörte sich die Aussagen der Zeugen des Vorfalls an. Schließlich wandte er sich an Adam:

– Schlag nie wieder jemanden auf die Weise zusammen, wie du es getan hast. Du kannst ja einen Menschen umbringen.

Der Polizist fuhr wieder weg. Und über Adam verbreitete sich die Kunde: Bündle nicht mit ihm an, denn der „Piłsudski-Pole“ schlägt zurück. Dieser Name „Piłsudski“, der für seine antirussische Einstellung bekannt war, blieb für immer an ihm haften.

Es wurde Winter. Schon im November gab es heftige Schneefälle. Einmal war die Temperatur bis auf 40 Grad unter Null gefallen. Auf der Farm kam ein Mann an, alt, schwarz im Gesicht und dünn. Er zitterte vor Kälte. Adam half ihm, vom Wagen zu steigen. Der Mann fluchte abwechselnd auf französisch und englisch. Er zog seine Jacke aus. Darunter trug einen weichen Wollpullover. Mit der Jacke unter dem Arm ging er zum Fluß. Er lief und warf nur so mit Flüchen um sich. Erschrocken folgte ihm Adam. Er glaubte, daß der Mann sich ertränken würde. Und er sah, daß der Mann sich über ein Eisloch beugte und die Jacke ins Wasser steckte, sie dort eine Weile ließ und dann wieder herauszog, ein paar Mal wiederholte er das Ganze. Dann brach er die gefrorene Jacke an mehreren Stellen und zog sie sich über. Mit den Händen schlug er um sich und auf seinen Körper.

– Jetzt wird es mir wieder wärmer werden, sagte er. Adam erfuhr, daß die gefrorene Jacke nun gegen Wind und Kälte undurchlässig war.

Der Winter ging zu Ende. Fast ein Jahr war vergangen, seit Adam auf die Farm gekommen war. Und es zog ihn in die Welt hinaus. Er wollte neue Städte kennenlernen. Er traf zwei Polen, die ihm von einer großen Stadt berichteten. Einer von ihnen versprach, ihm für einen Dollar gute Ratschläge zu geben – wie man beispielsweise ohne Fahrschein mit dem Zug fährt, wie die Züge in ganz Kanada verkehren, wo und wie lange sie anhalten, wo sie Wasser aufnehmen und wo die Polizei am wenigsten aufpaßt. Adam bekam sogar eine Landkarte von dem gut informierten Polen.

Er sehnte sich nach einem Abenteuer, und er sprach mit dem Farmer darüber, der ihm jedoch riet, noch bis zu Ostern zu bleiben.

Viele Gäste kamen zu den Osterfeiertagen. Alle waren gut gekleidet und guter Dinge. Adam vermied jedoch ihre Gesellschaft. Während des Abendessens rief der Farmer ihn zu sich und fragte:

– Weshalb bist du nicht früher zu uns gekommen?

– Ich geniere mich. Ich bin ein einfacher Arbeiter, und das hier sind feine Herrschaften. In meinem alten Land hat der Arbeiter nicht zusammen mit den Gästen gegessen und nicht mit den Herrschaften gespeist ...

Der Farmer begann zu lachen:

– Das hier ist Kanada. Wir alle waren einmal arm, doch dann hat uns der Glücksstern geleuchtet, und heute geht es uns allen gut, und wir haben von allem ausreichend. Genauso hast auch du eine große Chance für die Zukunft. Auch du wirst einmal dein Glück machen.

Eine Woche später machte sich Adam auf den Weg, um seinen Glücksstern zu suchen. Er verließ das Dorf und ging in die Stadt.

*Przeprawa / The Crossing / Die Passage*⁷

Bereits den vierten Monat hatte Julian als Tellerwäscher in einem Restaurant in Montreal gearbeitet und wartete darauf, daß sich seine Lebenssituation verbessern würde. Er war niedergeschlagen, die schwere Arbeit gefiel ihm nicht, doch er wußte, daß es von denen, die wie er eine bessere Arbeit suchten, sehr viele gab. Immer wieder kamen Neuankömmlinge nach Kanada, die der Krieg über die Welt zerstreut hatte. Sie kamen mit der Hoffnung, hier ein neues Leben beginnen zu können.

Eines Tages erhielt er einen Brief von einem Freund, der wie er in demselben Dorf geboren worden war. Später in der Fremde, beide auf Arbeitssuche, hatten sie sich wiedergetroffen. Der Freund schrieb, daß er im Bergbau in der Abana-Mine, in der Nähe von Abitibi, etwa 400 Kilometer nördlich von Montreal, arbeite. Er riet Julian, seinen Job aufzugeben, zu ihm in den Norden zu kommen, so daß sie gemeinsam in den Erzlagerstätten ihr Glück suchen könnten. Julians Freund hatte dem Brief 14 Dollar für die Reise beigelegt und auch eine skizzierte Karte von der Umgebung der Mine mitgeschickt, auf der der Weg, wie man zu ihr gelangte, eingezeichnet war. Julian sollte den Zug bis zur Stadt Trois Rivières nehmen und den Rest des Weges zu Fuß gehen.

Julian überlegte nicht lange. Er packte alles, was er besaß, darunter ein Paar schwere Bergmannsstiefel, in einen aus Korbweide geflochtenen Koffer. Für den Weg zog er sich leichte, bequeme Schuhe an.

Zum Essen nahm er sich nur eine Apfelsine mit.

Es war August, und es war heiß, als Julian in den Zug nach Trois Rivières stieg. Der Berechnung seines Freundes zufolge waren es von Trois Rivières noch 14 Meilen bis zur Mine. Der Weg sollte durch einen Wald führen, an dessen Ende sich ein Sägewerk befand.

Es war vier Uhr nachmittag, als Julian aus dem Zug stieg. Gleich neben dem Bahnhof befand sich ein Geschäft. Julian ging hinein und versuchte zu erklären, wohin er eigentlich gehen wollte. Er sprach weder Französisch noch Englisch, dennoch versuchte er zu verdeutlichen, worum es

⁷ Ebenda, S. 61-68.

ihm ging. Einer der Französisch sprechenden Kunden war bereit, ihn bis zum Sägewerk mitzunehmen, weiter, so sagte er, gebe es keine Straße mehr. Man müsse sich zu Fuß oder auf dem Pferd durch den Wald kämpfen. Der Mann holte sein Auto, Julian stieg ein, und sie fuhren los. Nach geraumer Zeit erreichten sie das Sägewerk am Ende des Weges. Die Skizze von Julians Freund schien zu stimmen.

– Es sind noch etwa zehn Meilen, die du zu Fuß gehen mußt. Mit dem Auto kommen wir hier nicht mehr weiter.

– Wieviel schulde ich dir für die Fahrt? – fragte Julian.

Der Mann erwiderte ihm etwas, doch Julian verstand ihn nicht. Er nahm das ganze Geld, das er bei sich trug und zeigte es dem Mann. Insgesamt waren ihm viereinhalb Dollar geblieben. Der Mann wurde verlegen. Er nahm drei Dollar, ohne ein Wort zu sagen. Dann verabschiedeten sie sich und sie gingen ihrer Wege.

Die Augustsonne stand noch ziemlich hoch. Julian nahm seinen Koffer, der ziemlich schwer war, und ging auf einem aus Baumstämmen bestehenden Pfad zum Wald. Seinem Plan entsprechend sollte sich am Ende des Weges ein Haus befinden, in dem ein einsamer Mann mit dem polnischen Namen Gołębiowski wohnte.

Nachdem er zwei Stunden gelaufen war, traf er auf eine Gruppe von Arbeitern, die in die entgegengesetzte Richtung liefen. Er fragte sie, wie weit es noch bis zur Abana-Mine sei.

– Wenigstens neun Meilen noch – antworteten sie.

Er setzte sich, um sich auszuruhen. Er aß die Apfelsine und fühlte sich müde und hungrig. Langsam wurde es dunkel. Er hatte Durst, bückte sich, um etwas Wasser aus einer Waldlache zu trinken.

Dann ging er weiter. Er konnte kaum noch seine Beine bewegen, sein Koffer war ihm zur Last geworden. Die Nacht brach an, und es fing an zu regnen. Der Weg war zu Ende. Er überlegte nicht lange und ging geradeaus weiter durch den Wald. Seine Füße stampften durch ein Sumpfgelände, die Schuhe waren voller Wasser und Schlamm. Er selbst wußte nicht, weshalb er seine leichten Schuhe nicht gegen die schweren, höheren Stiefel ausgetauscht hatte, die er in seinem Koffer mit sich trug. Er war wie betäubt und fühlte sich schwach.

So beschloß er, sich auf einen umgestürzten Baum zu setzen und sich auszuruhen. Sein Verstand arbeitete wie im Fieber, ein Gedanke jagte den anderen. Er wollte sich immer noch nicht eingestehen, daß ihm Gefahr drohen könnte, daß er den Weg verloren hatte und er sich allein im Wald, von Sümpfen umgeben, befand. Es war eine richtige Einöde, Meilen entfernt von der nächsten menschlichen Siedlung. Halblaut, fast weinend, begann Julian zu beten.

Plötzlich, in weiter Ferne, hörte er einen Hund bellen. Julian stand auf, und Hoffnung keimte in ihm auf. Es spielte keine Rolle mehr, daß er vollkommen erschöpft und schwach war. Er konnte sich nicht mehr länger ausruhen und beschloß, in die Richtung zu laufen, aus der das Bellen des Hundes zu vernehmen war. Er nahm seinen Koffer, und torkelnd lief er von Baum zu Baum weiter.

Er wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen vergangen war. Er stieg über Hügel und rutschte auf der anderen Seite wieder hinab. Endlich kam er auf eine Waldlichtung. In der Ferne sah er ein Licht schimmern. Mit letzter Kraft ging er in diese Richtung weiter. Er bemerkte, daß er sich in einer Schlucht zu befinden schien.

Endlich sah er das Haus und eine menschliche Gestalt. Der Mann schaute Julian an, als wäre er ein Geist. Er half ihm, zur Hütte zu laufen, gab ihm zu essen und zeigte ihm, wo er schlafen konnte.

Am folgenden Morgen führte der Mann ihn vor die Tür und zeigte ihm in der Ferne eine steile, zugewachsene Schlucht.

– Wie bist du nur da hindurch gekommen? Noch dazu bei Nacht! wunderte er sich. Niemand ist jemals da hindurchgekommen, und du hast dazu noch deinen schweren Koffer mitgeschleppt ...

Julian wußte nicht, was er sagen sollte, denn er selbst wußte nicht, wie er das geschafft hatte.

Am nächsten Tag machte er sich wieder auf den Weg. Er mußte noch drei weitere Meilen zurücklegen; ohne Hindernisse erreichte er sein Ziel.

Er begann in der Mine zu arbeiten. Pro Stunde bekam er vier Dollar und zwanzig Cent. Dann begann man mit Entlassungen. Auch Julians Freund verlor seinen Job. Julian war sich nicht sicher, ob nicht auch er seine Arbeit verlieren würde. Immerhin kannte er die Sprache nicht.

Eines Morgens ging er wie gewöhnlich zur Arbeit.

– Wohin gehst du denn? Du bist entlassen worden. Es gibt für dich keine Arbeit mehr – sagte einer der Arbeiter zu ihn. Da er nichts verstand, zuckte er zur Antwort nur mit den Schultern und begann zu arbeiten. Auf diese Art und Weise gelang es ihm, noch einen weiteren Monat zu bleiben. Am Monatsende wurde die Mehrzahl der Leute entlassen. Unter den wenigen, die noch blieben, befand sich Julian. Nach sechs Wochen wurde die Mine geschlossen, und alle wurden entlassen.

Julian ging nach Montreal zurück. Dieses Mal war er nicht allein. Mit einer ganzen Gruppe von Arbeitern verließ er die Mine und ritt zu Pferde nach Trois Rivières zurück. Dort stieg er in den Zug nach Montreal und fragte sich, ob nach seiner Rückkehr wohl sein alter Job als Tellerwäscher im Restaurant noch frei sein würde.

Język kluczem otwieraj ącym wszystkie zamki o Evie Hoffman / Die Sprache ist ein Schlüssel, der alle Schlösser öffnet / Über Eva Hoffman⁸

Die Kindheit bedeutet für uns eine andere Welt, sie ist ein anderes Land, nicht selten im wort-wörtlichen Sinne. Gewöhnlich verhalten wir uns ihr gegenüber treu und loyal. Wenn wir auf unsere Kindheitsjahre aus zeitlicher Perspektive zurückblicken, dann fassen wir sie nicht selten in einen Rahmen, der von uns selbst gemacht wird. Wie sieht der Prozeß, den wir durchlaufen, nun aus, wenn sich unsere Kindheit nicht nur auf eine zeitliche entfernte Periode bezieht, sondern wenn uns von ihr eine räumliche Distanz, ein Ozean, eine andere Kultur und Sprache trennen? Wenn wir unsere Kindheit in einem anderen Land, in einem anderen sozialen Milieu und mit uns nahestehenden Menschen verbracht haben, die uns heute so fern erscheinen, daß wir meinen, nicht mehr in den gleichen Kategorien zu denken? Uns haben andere Ereignisse geformt, wir haben mit anderen Menschen unsere Zeit verbracht, uns hat man andere Lieder beigebracht, andere Wiegenlieder vorgesungen und andere Märchen erzählt. Es kann durchaus passieren, daß unsere Erinnerung an die Kindheit nicht immer gut ist, dennoch sprechen wir von ihr meist mit ungeteilter Sympathie. So als gäbe es keine andere Alternative. Doch erinnern wir alle uns auf dieselbe Art und Weise an unsere Kindheit?

Eva Hoffman (geborene Wydra) hatte Polen mit 13 Jahren verlassen. Ihre Eltern, Juden, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, wählten, als sie Ende der 50er Jahre aus Polen auswandern durften, Kanada als das Land aus, wo sie sich eine bessere Zukunft für ihre beiden Töchter erhofften. In ihrem Buch „Lost in Translation. A Life in a new Language“ (dt. „Lost in Translation. Ankommen in der Fremde“. Frankfurt a.M. 1993) erschließt Eva Hoffman en détail ihre eigene, in der Stadt Krakau verbrachte Kindheit, wo sich ihre Eltern nach dem Kriegsende niedergelassen hatten. Eva wurde ein Jahr, nachdem in Europa Frieden geschlossen wurde, geboren. Sie wuchs unter Gleichaltrigen in einem katholischen Umfeld auf, von dem ihr ihre Eltern erst später sagten, daß es nicht ihre Welt sei. Wie auch andere gleichaltrige Mädchen gab sie sich gern Träumen hin, verliebte sie sich in einen gleichaltrigen Jungen, der Marek hieß, hatte sie Freundinnen, lernte Klavierspielen und ging zur Musikschule. Wurde ein Kind in Polen krank, dann wurde es ins Bett gesteckt, und die ungeteilte Aufmerksamkeit und Fürsorge der ganzen Familie sowie der Hausbewohner galt dann ganz allein nur ihm. In Amerika – vergleicht die inzwischen erwachsene Eva Hoffman – bedeutet krank sein,

⁸ In: Aleksandra Ziółkowska Boehm, *Amerykani z wyboru i inni* (Amerikaner aus Wahl und andere). Warszawa 1998, S. 298-307.

ebenso wie gesund sein, Mühe und Kraftaufwand. Man muß laufen, Gymnastik treiben und nur so vor Schweiß triefen. Erkältet sich jemand, dann rät der Arzt, so schnell wie nur möglich das Bett zu verlassen und aktiv zu sein. Dabei gibt es kein Mitleid.

Die Ausreise aus Polen war eine Zeit, in der es hieß, Abschied zu nehmen, es war eine Zeit voller Schmerz, Ungewißheit und Melancholie. Vor der Abreise sagt die Musiklehrerin, Frau Witeszczak, die sich mit Eva angefreundet hatte, zu ihr: „Zarte Pflanzen lassen sich nur schwer entwurzeln und weiterverpflanzen. Eine Zeitlang wirst du dich wie eine Pflanze mit freiliegenden Wurzeln fühlen. Du wirst lernen müssen, dich zu schützen ...“

Die ganze Familie verläßt mit dem Schiff „Batory“ Polen. Die Beschreibung der 20tägigen Reise beansprucht nur wenig Platz im Buch, doch sie gleicht einem Bild aus einem Film, das in uns eine Spur hinterläßt. Wir lernen Menschen, ihr bisheriges Leben und ihre Hoffnungen kennen. So unter anderem die schwarzhaarige, grünäugige Irena mit dunklem Teint, die die Buchautorin an die literarische Gestalt der Anna Karenina erinnert. In Kopenhagen steigen weitere Passagiere zu, darunter ein junger hellblonder Däne. Irena und dieser junge Mann verbringen viel Zeit miteinander. Sie lächeln sich nur schweigend an, denn sie kennen die andere Sprache nicht. Eva spielt für das Paar auf dem Klavier Musik von Chopin. Als das Schiff schließlich in Halifax anlegt, wartet am Ufer bereits Irenas Ehemann, den sie nur geheiratet hatte, um die begehrte ständige Aufenthaltsgenehmigung für Kanada zu bekommen. Irena wird über die Schiffslautsprecher ausgerufen, während ihr Mann, klein und untersetzt, auf sie am Ufer wartet und nervös auf und ab geht.

Bei Dämmerung verläßt Irena schließlich das Schiff, ohne ihren Mann auch nur mit einem Blick zu würdigen. Doch sie gehen gemeinsam weg. Auf der weiteren Reise sitzt der junge Däne allein in seiner Kabine und betrinkt sich. Nach Jahren fragt sich Eva Hoffman, was wohl mit Irena und jenem jungen Mann geschehen sein mag, doch auch sie weiß keine Antwort darauf zu geben.

Evas Eltern lassen sich in Vancouver nieder und führen ein für Einwanderer typisches Leben. Vor allem sind sie auf sich allein angewiesen. Diese erste Zeit der Anpassung an das neue Land ist zugleich eine Zeit, in der sie einen Kulturschock erleben. Eva fühlt sich verloren, vor allem weil sie sich stark von ihren Altersgenossen unterscheidet. Die in Polen zurückgelassene andere Welt und die in Kanada vorgefundene neue Welt wird ihr täglich, immer, selbst in völlig unerwarteten Situationen, bewußt. Ihre Freundinnen aus Polen schreiben ihr über ihre unverbrüchliche, bleibende Freundschaft, daß sie immer an Eva denken würden. Ihre

kanadischen Freundinnen schreiben dagegen einfache Sätze auf, zum Beispiel daß sie sich ihr Lächeln bewahren solle, daß sie sich freuen würden, Eva kennengelernt zu haben, daß es einfach *fun* mache, sie zu kennen.

Als sich Eva entschlossen hatte, ein Tagebuch zu führen, weiß sie nicht recht, in welcher Sprache sie ihre eigenen Gedanken und Überlegungen niederschreiben soll. Das Englische war für sie immer noch eine fremde Sprache, in der sie ihre Gefühle nicht exakt wiedergeben konnte. Als Eva jedoch versuchte, ihre Gedanken auf polnisch wiederzugeben, konnte sie keine entsprechenden sprachlichen Bezeichnungen finden, um ihre neugewonnenen Freunde und Freundinnen vorzustellen: *spunky, clever, shy* ...

Die polnische Sprache verfügte über andere Regeln, über eine andere Melodie und über andere Wortbedeutungen. Selbst das Gefühl für Humor ist anders, über Evas Witze konnte in Amerika keiner lachen. Eva vermochte nicht, in der Ich-Form zu schreiben; deshalb begann sie über sich in der dritten Person zu berichten, so als würde damit ein nötiger Abstand zu ihr selbst geschaffen, jenem Mädchen gegenüber, das das Englische immer noch als eine Fremdsprache betrachtete. Selbst das Wort *friend* hatte im Englischen einen anderen Bezug als das polnische Wort für Freund, „przyjaciół“.

Eva hatte schnell begriffen, daß die fremde Sprache beim Betreten ihrer neuen Welt ein entscheidendes Hindernis darstellte. Deshalb beschloß sie, alles Mögliche zu unternehmen, um diese Barriere zu überwinden. Eva begann wie besessen, Wörter zu sammeln. Sie trug sie zusammen, eignete sie sich schnell an, speicherte sie in ihrem Gedächtnis und suchte nach neuen. Wie besessen lernte sie die neue Sprache. Für Eva war es nicht einfach, die Sprache mit dem Konkreten der sie umgebenden Welt zu verbinden ... *signifer, chiseled, sculpted, ribbed* ... Sehr schnell erwarb sie sich gute Kenntnisse, doch das Englische war noch keine ihr gehorchende, folgsame und nahestehende Sprache geworden. Es gab Zeiten, in denen Eva zwischen beiden Sprachen stand – dem Polnischen, das langsam an Farbigeit verlor, und dem Englischen, das noch keine Farbe angenommen hatte. Die Abschnitte des Buches, in denen die Verfasserin über ihren Kampf, über ihr Ringen berichtet, die fremde Sprache noch besser kennenzulernen, damit sie zu einer für sie echten, authentischen Sprache würde, gehören zu den wertvollsten und interessantesten des ganzen Buches.

Kanada, wo Eva Hoffman ihre ersten drei Jahre nach der Ausreise aus Polen verbracht hatte, bleibt ihr nicht nur als angenehmer Ort in Erinnerung. Erst nach Jahren sollten sich diese Eindrücke ändern. Heute ist Kanada für Eva Hoffman vor allem die Stadt Vancouver, wo weiterhin ihre

Eltern und ihre jüngere Schwester, Alina Posthuma-Wydra, Doktor der Psychologie, leben.

Das Wichtigste passiert im Buch allerdings in den Vereinigten Staaten. Eva Hoffman hatte die englische Sprache und Literatur zum Hauptgegenstand ihres Studiums gewählt. Ihnen widmete sie die nächsten Jahre, mehr noch, ihnen widmete sie ihr ganzes Leben. Es war nicht mehr wie in Polen die Musik, sondern die Sprache. Eva Hoffman wurde an der Rice University in Houston zum Studium angenommen und fuhr nach Texas. Sie war eine begabte und fleißige Studentin, sie erhielt Stipendien, und schließlich verteidigte sie ihre Doktorarbeit an der Harvard University. In ihrem neuen Land, das sich weit vor ihr öffnete, fühlte sie sich immer besser.

Allerdings schreibt sie, daß es mehr als 14 Jahre gedauert hatte, bis sie die Nuancen und die Musik der englischen Sprache erkannte und spürte. Ein wahrer Geistesblitz durchzuckte sie während ihres Unterrichts mit Studenten, als sie ihnen das Gedicht von T.S. Eliot „The Love Song of J. Alfred Prufrock“ erläuterte. Plötzlich vernahm sie – wie sie es nennt – fremde Worte, die sie mit ihrer ganzen Kraft ansprachen. Die Wörter waren – so wie in ihrer Kindheit – zu einem schönen Werkzeug, zu einem Schlüssel geworden, mit dem sie nun umgehen konnte. Doch dieses Mal sollten die Wörter noch reicher, noch besser und noch sorgfältiger ausgewählt werden. Als Eva Hoffman spürte, daß die Sprache ihr zu gehören begann, daß sie diese mit ihrer ganzen Seele verstand, begriff sie, daß sie nun wirklich in der Neuen Welt angekommen war.

Das Buch „Lost in Translation“ hat viele Schichten. Es zeigt nicht nur, wie man in eine andere Sprache, sondern auch in eine neue Kultur und Gesellschaft hineinwächst. Aber es zeigt auch den Übergang vom Kindes- ins Erwachsenenalter. Dieser Prozeß hatte bereits in Kanada begonnen, d. h. Eva hatte die Welt der Erwachsenen in einem ihr fremden Land betreten, das im ersten Augenblick in ihr Kritik und Widerstand weckte. Alles erschien ihr damals in ihrem fernen, zurückgelassenen Land besser zu sein. Polen glich ihr im Vergleich mit Kanada einem wahren Paradies. In Krakau hatte geselliges Leben geherrscht, hatte man sich unterstützt und gegenseitig geholfen. Die Menschen hatten sich besucht, waren zusammen ins Kino oder ins Theater gegangen. Die Eintrittspreise waren für die meisten erträglich gewesen. In der neuen Heimat nahm Eva an Partys teil, die ihr langweilig, manchmal zu schrill, zu überdreht und ohne Wärme erschienen.

Über all diese Dinge schreibt Eva Hoffman aus einer zeitlichen Perspektive, die mehr als 30 Jahre beträgt. Es ist die Perspektive einer Journalistin, die für die größte New Yorker Zeitung, „New York Times“, ge-

arbeitet und dort eine führende Stellung eingenommen hatte. Die Sprache diente der Journalistin täglich, sie war ihr Material, ihr Werkstoff geworden. Eva Hoffman schlug in der amerikanischen Gesellschaft, in der New Yorker künstlerisch-literarischen Welt Wurzeln. Noch als Studierende war sich Eva bewußt geworden, daß Amerika eigentlich „ihr Land“ war, daß es der Ort war, an dem sie ihr weiteres Leben verbringen möchte, das sie sich selbst gewählt hatte und gegenüber dem sie auch Verpflichtungen hatte ... Sie möchte Amerikanerin sein. Doch dieser Prozeß ist nicht einfach. Eva Hoffman hört und schaut aufmerksam zu, was von ihren Freunden und Kollegen immer wieder bestätigt wird. Sie vermag sich einzuhören, Neues im Gedächtnis festzuhalten, sie möchte so viel wie nur möglich lernen und erfahren. Bereits an der Rice University in Texas stellt sie fest, daß ihre Studienkollegen und Kolleginnen aufgehört haben, sich zu wundern, daß sie anders, daß sie eigentlich eine Fremde sei. Mehr noch, für sie möchte sie keine Europäerin, niemand anderes und aus diesem Grunde interessanteres mehr sein. Sie hat sich ihre eigene Meinung über das neue Land gebildet und teilt diese auch anderen mit. Ihre Studienfreunde akzeptieren sie und diskutieren über viele Dinge mit ihr. Eva muß sogar feststellen, daß sie ihren Kommilitonen ganz ähnlich ist, denn auch ihre Bekannten und Freunde fühlen sich einsam, was wohl ein amerikanisches Charakteristikum sein könnte.

Das Ende des Buches zeigt die weitere berufliche Entwicklung und persönliche Entfaltung von Eva Hoffman. Sie hat ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaft gefunden. Sie hat sich eine Wohnung gesucht und lebt in Manhattan. An ihre Eltern schreibt sie, daß sie wie viele ihrer Bekannten geschieden wurde, und wie viele andere Amerikaner geht auch sie zum Psychiater. Ihre Mutter hatte schon früher einmal Eva Hoffmans Persönlichkeit als „englisch“ beschrieben. Das hieß, Eva konnte schon damals ihre Gefühle, Ärger und Zorn, aber auch Sehnsucht und Traurigkeit kontrollieren.

Ich besuchte Eva Hoffman in ihrer Wohnung in Manhattan in der 78. Straße. Sie ist zierlich und klein, macht einen freundlichen Eindruck. Wenn man ein derart persönliches Buch wie „Lost in Translation“ gelesen hat und nach der Lektüre die Verfasserin trifft, fällt ein Gespräch nicht schwer. Man gewinnt den Eindruck, daß man sich gegenseitig versteht.

Was ist nun aus dem Mädchen Eva geworden, das in Polen herangewachsen und erzogen worden war? Eva Hoffman sagte mir, daß sie manchmal ein Gefühl habe, als ob sie ihre nationale Herkunft, ihr kulturelles Erbe verloren hätte, und sie bedauert, daß sie keine ausgeprägt nationale Identität mehr besitzt. Diese Identität ist gerade für ihre polnischen Freunde ganz „normal“; sie müssen nicht erst darüber nachden-

ken, wer sie eigentlich sind. Jeder von ihnen hat eben seine *identity*, muß nicht erst versuchen, diese beim Nachdenken in Form einer besonderen Beichte zu erkunden. Gleichzeitig spürt Eva Hoffman aber, daß sich ihr Gesichtskreis, ihr Horizont wesentlich erweitert hat, und sie schätzt ihre Zugehörigkeit zu zwei Kulturen. Wäre sie erst im Jahre 1968 emigriert, dann hätte sich ihre Identität voll und ganz in Polen herausgebildet. Wahrscheinlich wäre ihr dann der vollkommene Einstieg in die neue Gesellschaft, Sprache und Kultur nicht gelungen, wäre sie, ihren eigenen Worten zufolge, nicht angekommen.

Die polnischen Freunde von Eva Hoffman sprechen oft von Amerika als einem Ort, wo sie gern leben würden. Ohne lange zu überlegen, teilen sie ihr ihre oft vorschnell gefaßten und einseitigen Meinungen über Amerika und das polnische Exil mit. Eva ist in ihren Gefühlsäußerungen und Meinungen dagegen vorsichtiger, ist sich aber darüber, was sie in ihrem bisherigen Leben erreicht hat, durchaus bewußt.

Eva Hoffman hat eine enge Freundin, Miriam, die sie seit 20 Jahren kennt und die in St. Louis geboren wurde. Über diese Freundschaft hat sie einen Einblick in die „amerikanische Vergangenheit“ gewonnen, hat das Heranwachsen, die Ehe, die Berufsjahre, die Erinnerungen ihrer Freundin verfolgen können, und sie kennt die Lieder, die vor 20 Jahren gesungen wurden und ihr vertraut sind, gut.

„Lost in Translation. A Life in A New Language“ erschien in den USA, in Kanada und in England, aber auch in Japan, Deutschland und in Frankreich; 1993 wurde es in Polen mit dem Titel „Zagubione w przekładzie“ (dt. etwa: „Beim Übersetzen verloren“) veröffentlicht. Das Buch zeigt Befindlichkeiten im Zuge des Adaptationsprozesses, der Integration in die amerikanische Kultur, aber auch den Einfluß dieses Prozesses auf die menschliche Persönlichkeit. Im Gespräch möchte Eva Hoffman den Stoff, der im Buch enthalten ist, noch ergänzen:

„Ich freue mich über das Interesse, das mein Buch geweckt hat. Als ich es schrieb, war ich mir darüber gar nicht im klaren. Ich wußte nicht, wen meine Erlebnisse aus Krakau, Vancouver, Houston, New Cambridge, New York eigentlich interessieren könnten. Und ich wollte auch keine typische Autobiographie schreiben, deshalb bin ich immer wieder von der Erzählweise abgewichen. Nachdem das Buch erschienen war, trafen immer mehr Briefe ein, die mir große Genugtuung bereiteten. Ich verspürte die Notwendigkeit, ein solches Buch schreiben zu müssen. Es ist aus einem inneren Bedürfnis, aus einer Obsession heraus entstanden. Ich hörte für eineinhalb Jahre auf, für die ‚New York Times‘ zu arbeiten, um Zeit ganz allein zum Schreiben meines Buches zu haben. Dabei halfen mir auch Stipendien, die ich erhielt. Lange schon sammelte ich Material

über das Phänomen Sprache. Ich wußte, daß die Sprache eine Art Mittelpunkt meines Buches darstellen sollte, um das sich alles andere drehen sollte. Anfänglich hatte ich noch die Absicht, ein Buch über Schriftsteller aus Osteuropa zu verfassen, die in der Fremde des Exils schreiben. Doch dann stellte sich heraus, daß ich ein ganz persönliches Buch schreiben wollte.

Zuerst schrieb ich umfassend über den Einfluß der Sprache auf die Persönlichkeit des Menschen. Nachdem ich das niedergeschrieben hatte, begann ich über Polen und über meine Krakauer Zeit zu schreiben. Dabei wußte ich noch nicht, welcher Stellenwert diesen Jahren in meinem Buch zukommen würde. Es war sehr angenehm für mich, über meine Kindheit zu schreiben. Meine Kindheit war sehr glücklich gewesen. Dieses Kapitel meines Lebens ist inzwischen abgeschlossen, und es reicht heute aus, die fertigen Bilder einzelner Zeitabschnitte abzurufen. Ich wollte nicht über mein heutiges, gegenwärtiges Leben, über meine Umgebung und persönlichen Dinge schreiben, die um mich herum passierten. Sie sind einfach noch zu frisch, es gibt noch keinen Abstand zu ihnen, und ich wollte auch niemanden verletzen.

Sie meinten, daß, wenn man keine Märchen in der anderen Sprache kennt, wenn man nicht die gängigen Kinder- und Jugendbücher gelesen hat, daß man dann eine Art Lücke, ein Vakuum im Kopf habe. Das stimmt, ich kenne die amerikanische Kinderliteratur nicht, doch jetzt hat diesbezüglich für mich ein neuer Abschnitt begonnen: Meine jüngere Schwester Alina hat zwei Kinder. Mit diesen Kindern beginne ich noch einmal, Kinderbücher zu lesen.

Mein Verhältnis zur Sprache gleicht bis heute einem Liebesverhältnis voller Spannung. Sprache ist für mich immer sehr wichtig gewesen, vielleicht weil ich ein musikalisches Gehör besitze. Ich wußte, daß dieses Gehör wichtig ist, um eine neue Sprache zu erlernen, und daß es wie einst in der Kindheit sein sollte: daß die Sprache mir wieder alle Schlösser öffnen sollte. Wenn die Sprache nicht vollständig die Seele und den Geist durchdringt, dann geht ein Teil der Persönlichkeit verloren. Wie bekannt, verfaßt der polnische Nobelpreisträger Czesław Miłosz keine Gedichte in englischer Sprache, und auch Isaak B. Singer schrieb nicht auf englisch. Doch Vladimir Nabokov zum Beispiel drückt sich hervorragend in mehr als zwei Sprachen aus, J. Brodsky verfaßte sogar Gedichte in Englisch, und S. Beckett faßte irgendwann einmal den Entschluß, neben Englisch auch in französischer Sprache zu schreiben. Ich habe die Sprache zuerst in der Poesie ‚gespürt‘, ich war 13 Jahre alt, als ich mit dem Englischen in nähere Berührung kam. Und es war früh genug, um sich diese Sprache entsprechend anzueignen.

Sie hatten eine Frage gestellt, die die Entfremdung des Menschen in Amerika betrifft. Die Entfremdung ist hier ein tatsächliches Problem (so wie in Polen zum Beispiel ein wichtiges Merkmal der Literatur das ausgeprägte Nationalgefühl ist), sie ist aber auch ein kulturelles Unterscheidungsmerkmal. Amerika ist ein riesiges Land, das mit der Einwanderung und Flucht von Menschen begann. Jene Menschen hatten ein Land im Blick, in das sie flüchten konnten, hier konnten sie immer wieder einen neuen Ort finden. Daraus hat sich das amerikanische Individualitätsethos entwickelt, das durchaus seine Vorzüge besitzt, andererseits aber auch ein Gefühl der Einsamkeit hervorrufen kann. Anstelle des Zwanges, mit anderen Menschen zusammenzuleben, gab es hier die Möglichkeit, sich von ihnen zu trennen. Die Familien in unserem Atomzeitalter, die Frau in ihrem Haus ohne Kontakt mit der Welt – sie alle leiden an dieser Entfremdung und sind sich dessen bewußt. Andererseits bewundere ich die Offenheit Amerikas.

Der amerikanische Moralismus ist ein anderes Thema, der seine puritanischen Wurzeln hat. Das sieht man in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Bei Scheidungen geht man beispielsweise vom dem Prinzip aus, daß Ehebindungen sauber sein sollten, daß sie nicht auf Ehebruch oder Lüge basieren sollten.

Mein zweites Buch ist eher von reportagehaftem Charakter, es ist ein Buch über eine Reise durch Osteuropa. Es heißt ‚Exit into History‘ (‚Ausstieg in die Geschichte‘). Es ist eine Mischung von Reiseeindrücken, von Porträts von Menschen, die ich getroffen habe, und es ist eine Analyse der damaligen Situation im östlichen Europa. Natürlich gehe ich in diesem Buch auch der Präsenz der Juden in Osteuropa nach, ein Problem, das zur Zeit besonders aktuell und kompliziert ist.

In Polen haben mir Leute erzählt, daß sie, nachdem sie mein Buch gelesen hatten, ihr Krakau wiedererkannt und wiedergefunden haben. Ich sehe das als ein großes Kompliment an. Polen habe ich das erste Mal erst nach 1976 wieder besucht. Ich fuhr damals nach Krakau und habe Freunde besucht. Für mich existiert Krakau sozusagen in zweifacher Hinsicht: das Krakau meiner Kindheit und das heutige Krakau, das ich als Erwachsene und nicht selten auch aus beruflichen Gründen besuche. Manchmal überschneiden sich diese beiden Wahrnehmungen, legen sich übereinander, und die Stadt erscheint wie ein Traum. Es gab zum Beispiel einen Moment, in dem ich mich als das kleine Mädchen von damals fühlte. Während einer meiner Besuche in Krakau hatte es stark geregnet, und ich stellte mich in einer nahen Kirche unter (in Polen sind die Kirchen immer geöffnet). Ich sah das mir vertraute Innere der Kirche, den Altar, das Becken mit dem geweihten Wasser. Es war eine Kirche, die ich als kleines Mädchen oft besucht hatte. Die Zeit war gleichsam stehengeblieben.

Das Thema meiner Doktorarbeit, die ich an der Harvard University schrieb, bezog sich auf die Groteske in der Literatur des 20. Jahrhunderts. In dieser Arbeit habe ich sozusagen meine eigene Biographie kodifiziert. Die Literatur der Groteske beruht vor allem auf dem Bruch von Normen, und das Leben eines Emigranten bzw. Exilanten gleicht ebenfalls einer radikalen Veränderung von Normen. Der polnische Schriftsteller und Literaturkritiker Jan Kott schrieb im Vorwort zu seinem Buch ‚Szekspir współczesny‘ (‚Der moderne Shakespeare‘), daß Polen das Zentrum der Groteske im 20. Jahrhundert sei.

Ich fühlte mich jedoch nicht zum akademischen Leben berufen, und so ging ich mit großem Elan zur Journalistik über. Ich ging nach New York, weil ich dort ein sehr intensives intellektuelles Leben vorfand. Zunächst war ich nur für ein Jahr wegen eines Postdoc-Studiums in die Stadt gekommen. Doch letzten Endes ließ ich mich hier nieder. Von einer kleinen Unterbrechung abgesehen, arbeitete ich zehn Jahre lang für die ‚New York Times‘, hatte die wichtige Stellung einer Redakteurin inne, habe aber auch selbst sehr viel geschrieben. Vor allem habe ich mich mit allen möglichen Fragen und Bereichen der Kultur beschäftigt: dem Buch, dem Film und der Musik. Ich besaß sozusagen den kulturellen Schlüssel zur Stadt, erhielt Eintrittskarten für alle Vorstellungen, die Oper, für Ausstellungseröffnungen usw. Heute schreibe ich noch ab und zu für die ‚New York Times‘, denn ich halte sie für ‚meine‘ Zeitung.

Ob ich weitere Pläne habe? ... Ja, ich schreibe einen neuen Roman, und ich schreibe ihn in England. Ich habe ein Guggenheimstipendium erhalten, das mir dabei hilft. Das Buch handelt von einer Pianistin, die in unserer Zeit, in der Gegenwart lebt, durch Europa reist und Konzerte gibt. Viel Zeit muß sie auf Flughäfen verbringen, in anderen Hotels übernachten, es umgeben sie unbekannte, anonyme Menschen. Doch sie lebt mit der Musik des 19. Jahrhunderts. Welche Welt ist nun die echte, wahre – die der Musik oder die sie umgebende, reale? Ich freue mich, daß ich die Chance habe, über Musik zu schreiben. Das ist eine andere Rückkehr von mir ...“

1997 erschien ein neues Buch von Eva Hoffman: „Shtetl. The Life and Death of a Small Town and the World of Polish Jews“ („Shtetl. Leben und Tod einer kleinen Stadt und die Welt der polnischen Juden“), im Verlag Houghton Mifflin.

LITERATURBERICHT

Publikationen des ausgehenden Jahrzehnts zur litauischen Literatur – ein Überblick

von Giedrius Viliūnas

Ein Jahrzehnt unabhängiger litauischer Literaturwissenschaft reizt an sich schon zu Verallgemeinerungen, insbesondere natürlich, da es sich um die letzten zehn Jahre des Jahrtausends handelt. Jedoch besteht der wichtigste Grund für solche Verallgemeinerungen darin, daß sich seit einigen Jahren in der litauischen Literaturwissenschaft tatsächlich neue Tendenzen abzeichnen, die möglicherweise auch allgemeinere Tendenzen in der Mentalität der ost- und mitteleuropäischen Humanwissenschaften widerspiegeln. Hier soll ein kurzer (daher unvermeidlich enger und oberflächlicher) Überblick über Publikationen gegeben werden, in denen sich diese Veränderungen manifestieren. Dabei wird im ersten Teil die Loslösung vom sowjetischen Kanon Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre dargestellt, im zweiten auf die einzige umfassende, in der Mitte der 90er Jahre erschienene Geschichte der litauischen Literatur des 20. Jahrhunderts eingegangen, und schließlich werden im dritten Teil einige wesentlich neue Betrachtungsweisen litauischer Literatur im ausgehenden Jahrzehnt vorgestellt.

1.

Eine der ersten und natürlichsten Tendenzen in der beginnenden Entwicklung von freier Kritik und Forschung zur Literatur seit 1989 (als die Zensur in Litauen praktisch völlig zum Erliegen kam) ist die *kompensierende*: Man versuchte, rasch Bücher zur Literatur, kritische Texte und Methodologien in Umlauf zu bringen, die bis dahin einem breiteren Publikum nicht zugänglich gewesen waren. Schon 1989/90 wurden in Übergangsvarianten von Schullehrbüchern und den sie begleitenden Chrestomathien zum Korpus der Klassiker der litauischen Literatur der Sowjetzeit Autoren aus der Vorkriegszeit, dem Nachkriegsexil und dem antisowjetischen Widerstand hinzugefügt, die zuvor unannehmbar gewesen waren.¹

¹ E. Bukelienė, V. Daujotytė, Lietuvių literatūra: XX a. vidurys (1940–1955): Mokyimo priemonė XII klasei (Litauische Literatur: Die Mitte des 20. Jahrhunderts

Die soziologisch-historische Präsentationsform jedoch blieb unverändert, lediglich die Vorzeichen der ideologischen Bewertung wurden hier und da umgekehrt.

Bald wurden in Litauen Bücher von Literaturkritikern des Exils (z. B. Algirdas Julius Greimas,² Tomas Venclova,³ Rimvydas Šilbajoris,⁴ Antanas Vaičiulaitis,⁵ Vytautas Kavolis,⁶ Alfonsas Nyka-Niliūnas⁷) sowie mehrere umfangreiche Anthologien mit Kritiken, Gesprächen und Essayistik verschiedener Exilautoren⁸ veröffentlicht. Es erschienen einige Dokumentensammlungen über die sowjetische Literaturpolitik.⁹ Herausgegeben wurden auch Sammlungen von Arbeiten „liberaler“ Kritiker (Albertas Zalatorius,¹⁰ Vytautas Kubilius,¹¹ Kęstutis Nastopka¹²) der Sowjetzeit, die späteren von ihnen im wiederhergestellten, unzensierten Zustand, und noch später Sammlungen mit Literaturpublizistik derselben Kritiker aus der Zeit der Unabhängigkeitsbewegung (Ende der 80er/Anfang der

[1940–1955]. Unterrichtsmittel für die 12. Klasse). Kaunas 1989; A. Vaitiekunienė, Lietuvių literatūra: Tautinio sąjūdžio metai: Mokymo priemonė X klasei (Litauische Literatur: Die Jahre der Nationalbewegung. Unterrichtsmittel für die 10. Klasse). Kaunas 1989; E. Bukelienė, V. Daujotytė, Lietuvių literatūra: XX a. antroji pusė (1956–1988): Mokymo priemonė XII klasei (Litauische Literatur: Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts [1956–1988]. Unterrichtsmittel für die 12. Klasse). Kaunas 1990 usw.

² A. J. Greimas, *Semiotika. Darbū rinktinė (Semiotik. Werksammlung)*. Vilnius 1989; ders., *iš arti ir iš toli: literatūra, kultūra, grožis (von nah und von fern: literatur, kultur, schönes)*. Vilnius 1991.

³ Tomas Venclova, *vilties formos (formen von hoffnung)*. Vilnius 1992; ders., *Sobesedniki na piru (Gesprächspartner beim Festmahl)*. Vilnius 1997.

⁴ Rimvydas Šilbajoris, *netekties ženklai (zeichen von verlust)*. Vilnius 1992.

⁵ Antanas Vaičiulaitis, *Knygos ir žmonės (Bücher und Menschen)*. Vilnius 1992.

⁶ Vytautas Kavolis, *Žmogus istorijoje (Der Mensch in der Geschichte)*. Vilnius 1994.

⁷ Alfonsas Nyka-Niliūnas, *Temos ir variacijos (Themen und Variationen)*. Vilnius 1996.

⁸ *Egzodo literatūros atšvaitai: Išeivių literatūros kritika, 1946–1987 (Widerspiegelungen der Literatur des Exodus: Die Literaturkritik des Exils, 1946–1987)*. Vilnius 1989; *Pokalbiū akiračiai: „Akiračiu“ interviu su išėivių kultūros veikėjais (1969–1989) (Gesprächshorizonte: Interviews der [Zeitschrift] „Akiračiai“ mit Persönlichkeiten der Exilkultur [1969–1989])*. Vilnius 1991; *„Metmenu“ laisvieji svarstymai 1959–1989 (Freie Erörterung der [Zeitschrift] „Metmenys“ 1959–1989)*. Vilnius 1993; *Poezijos kryžkelė: Dialogai apie dvi poezijos šakas Lietuvoje ir išėivijoje (Kreuzweg der Poesie: Dialog über zwei Zweige der Poesie in Litauen und in der Emigration)*. Vilnius 1994.

⁹ *Rašytojas pokario metais: Dokumentų rinkinys (Der Schriftsteller in den Nachkriegsjahren. Dokumentensammlung)*. Vilnius 1991; *Rašytojas ir cenzūra (Der Schriftsteller und die Zensur)*. Vilnius 1992; *Literatūra 1940–1960: Dokumentų rinkinys (Literatur 1940–1960: Dokumentensammlung)*. Vilnius 1992.

¹⁰ A. Zalatorius, *Prozos gyvybė ir negalia (Macht und Ohnmacht der Prosa)*. Vilnius 1988.

¹¹ V. Kubilius, *Problemos ir situacijos (Probleme und Situationen)*. Vilnius 1990.

¹² K. Nastopka, *Išsprustanti prasmė (Der sich entziehende [oder: hervorquellende] Sinn)*. Vilnius 1991.

90er Jahre).¹³ Von einigen Büchern der Sowjetzeit erschienen neue Auflagen ohne die Klischees und Mängel des einstigen ideologischen Jargons.¹⁴

Es vollzog sich eine Hinwendung zu Forschungsgebieten, die in der sowjetischen Zeit verboten gewesen waren: zur Literatur der „nationalen Wiedergeburt“ des 19. Jahrhunderts und zum Exil des Zweiten Weltkriegs. Ein Ergebnis dieser Arbeit waren Überblickspublikationen: die bereits 1989 projektierte Studiensammlung „Die litauische Literatur des XX. Jahrhunderts“ (1994), die Arbeiten sowohl von in Litauen als auch im Exil ansässigen Autoren enthält, und „Die Literatur des litauischen Exils“,¹⁵ ein über mehrere Jahrzehnte vorbereiteter Kollektivband, der 1992 in Chicago und 1997 in Vilnius herausgegeben wurde. Zu ihnen gehört auch eine lang in Arbeit befindliche und erst 1997 in Vilnius erschienene Geschichte der litauischen Literatur in englischer Sprache („Lithuanian Literature“).

Anfangs wurden aber auch noch in der Sowjetzeit vorbereitete Bücher zur Literatur publiziert. Damit gelangen wir zur zweiten Tendenz in der litauischen Literaturwissenschaft der ersten Jahre der Unabhängigkeit, deren positives Erscheinungsbild man als *Fortsetzung früherer wissenschaftlicher Projekte und methodologischer Programme* bezeichnen kann. Obwohl sich zu Beginn der 90er Jahre mehrere Forscher der älteren Generation aus der aktiven wissenschaftlichen Arbeit zurückgezogen hatten (z.B. Jonas Lankutis, Vytautas Galinis), setzten viele von ihnen früher geplante Arbeiten fort, indem sie lediglich Forschungsbereiche und Quellen, die in der Sowjetzeit weniger annehmbar waren, einbezogen. Erwähnenswert sind Arbeiten umfassenderer Thematik wie „Das litauische Poem“ (1990)¹⁶ von Ričardas Pakalniškis, „Die romantische Tradition in der litauischen Literatur“ (1993)¹⁷ von Vytautas Kubilius, „Die Semantik der neueren Lyrik“ (1994)¹⁸ von Virginija Balsevičiūtė, „Preußischer Patriotismus und litauische Literatur“ (1995)¹⁹ von Leonas Gineitis, „Aufriß der Romanstruktur“ (1996)²⁰ von Algis Kalėda und „Die litauische Erzäh-

¹³ V. Kubilius, *Literatūra istorijos lužyje* (Literatur im historischen Bruch). Vilnius 1997; A. Zalatorius, *Literatūra ir laisve: Kritika / Esė / Pokalbiai* (Literatur und Freiheit: Kritik, Essay, Gespräche). Vilnius 1998.

¹⁴ Z.B. V. Kubilius, *Salomėjos Neries kūryba* (Das Werk von Salomėja Neris). Vilnius 1989.

¹⁵ *Lietuvių Egzodo Literatūra 1945–1990*, Red. v. K. Bradūnas u. R. Šilbajoris. Chicago 1992; Vilnius 1997.

¹⁶ R. Pakalniškis, *Lietuvių poema*. Vilnius 1990.

¹⁷ V. Kubilius, *Romantizo tradicija lietuvių literatūroje*. Vilnius 1993.

¹⁸ V. Balsevičiūtė, *Naujausios lyrikos semantika*. Vilnius 1994.

¹⁹ L. Gineitis, *Prusiškasis patriotizmas ir lietuvių literatūra*. Vilnius 1995.

²⁰ A. Kalėda, *Romano struktūros matmenys*. Vilnius 1996.

lung“ (1996)²¹ von Juratė Sprindytė. Auch wurden viele Studien über einzelne Schriftsteller veröffentlicht, die entweder in der Sowjetzeit vorbereitet worden waren oder danach noch entsprechend der zuvor üblichen Darstellung von „Leben und Schaffen“ verfaßt wurden. Nicht selten waren sie aber recht qualifiziert.²² Hinzu kommen einige Faktensammlungen zur Literatur, wie „Litauische Schriftsteller“ von Vytautas Vanagas²³ (1. Aufl. 1987, 2., etwa um die Hälfte erweiterte Aufl. 1996) und „Exilschriftsteller: Autobiographien“ (1994).²⁴

Das ambitionierteste und aus der Sowjetzeit erwachsene Projekt des erörterten Jahrzehnts ist die neue Redaktion der mehrbändigen akademischen Geschichte der litauischen Literatur. Von ihr war, soweit ich mich erinnere, bereits zu Zeiten der Gorbačevschen „Perestrojka“ die Rede, denn schon da wurde klar, daß die zweibändige Ausgabe von 1979–1982 und die noch frühere vierbändige Ausgabe von 1957–1968 völlig unannehmbar waren. Von den drei nun geplanten Bänden ist lediglich 1995 der Band „Die Literatur des 20. Jahrhunderts“²⁵ erschienen, der von einem Autor, Vytautas Kubilius, verfaßt wurde. Er ist einer der berühmtesten litauischen Literaturkritiker und -wissenschaftler der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Von diesem Buch soll nun etwas ausführlicher die Rede sein.

2.

Im Vorwort zu seiner 720 Seiten umfassenden Arbeit stellt sich Kubilius zwei Aufgaben: die litauische Literatur des ausgehenden Jahrhunderts ästhetisch und ideologisch zu *bewerten* („die bedeutendsten Werte des künstlerischen Wortes auszuwählen“; zu beleuchten, „wem das litauische künstlerische Wort in verschiedenen Phasen der Gedichte gedient hat“) und sie objektiv *darzustellen*, die Logik ihrer Entwicklung zu rekonstru-

²¹ J. Sprindytė, Lietuvi apysaka. Vilnius 1996.

²² R. Karmalavičius, Sofija Čiurlionienė-Kymantaitė, Epocha. Idealai. Kūryba (Sofija Čiurlionienė-Kymantaitė. Epoche, Ideale, Kultur). Vilnius 1992; V. Kubilius, Antanas Vaičiulaitis. Kaunas 1993; J. Mikšytė, Antanas Baranauskas. Vilnius 1993; V. Vanagas, Dionizas Poška. Vilnius 1994; R. Pabarčienė, Petro Vaičiūno pasaulis (Die Welt von Petras Vaičiūnas). Vilnius 1996; A. Jovaišas, Martynas Mažvydas. Kaunas 1996; R. Tūtlytė, Antanas Miškinis. Vilnius 1997; P. Bražėnas, Petras Cvirka. Vilnius 1998; J. Žekaitė, Žemaitės kūryba (Das Werk von Žemaitė). Vilnius 1991; dies., Jurgis Savickis. Vilnius 1994; dies., Ignas Šeinius. Vilnius 1999; V. Kubilius, Jonas Aistis. Vilnius 1999 u. a. m.

²³ V. Vanagas, Lietuvių Rašytojų Sąvadas. 2. Aufl., Vilnius 1996.

²⁴ Egzodo Rašytojai. Autobiografijos. Vilnius 1994.

²⁵ V. Kubilius, XX amžiaus literatūra. Vilnius 1995.

ieren („die litauische Literatur des 20. Jahrhunderts als einheitlichen Prozeß zu begreifen, (...) die grundlegenden Tendenzen der künstlerischen Entwicklung dieses Zeitraums zu verdeutlichen“). Auf diese Weise hat die Arbeit gleichzeitig an beiden erwähnten Tendenzen in der litauischen Literaturkritik und -wissenschaft der zurückliegenden zehn Jahre teil: sowohl an der die ideologischen Verzerrungen der Literaturrezeption der Sowjetzeit *kompensierenden* als auch an der das positivistische Projekt einer allumfassenden und objektiven Literaturgeschichte früherer Jahrzehnte *fortsetzenden* Tendenz. Kubilius' Arbeit fixiert die wesentlichen Züge dieser beiden Richtungen.

Hinsichtlich der ersten Tendenz ist Kubilius' Buch dadurch von Bedeutung, daß es in den Nachkriegsdiskurs neue Bezeichnungen für Zeiträume und historische Situationen in der Literatur einführt, und zwar jene, die in Exil und Opposition gebraucht wurden: „Die Literatur im unabhängigen Litauen“ (gemeint ist die Zwischenkriegszeit), „Die Widerstandsliteratur“ (der antisowjetischen Resistenz). Wiederhergestellt werden Proportionen, Ordnung und Wertung in der Darstellung von nationaler, idealistischer, modernistischer, realistischer sowie proletarischer Literatur, die in der sowjetischen Historiographie besonders verzerrt waren. Es gibt Abschnitte zur „Literatur des nationalen Idealismus“ (Anfang des 20. Jahrhunderts), zum „Symbolismus“, „Avantgardismus“, zur „Generation der Neoromantiker“ (Zwischenkriegszeit), während linksgerichteten Autoren die Abschnitte „Tendenziöse Literatur“ (Anfang des 20. Jahrhunderts) und „Poetik des Realismus“ (Zwischenkriegszeit) vorbehalten sind. Bei der Beschreibung der Literatur der Jahrhundertmitte sind die neuen, in Umfang und Gewicht grundsätzlich dem Material adäquaten Abschnitte „Die Literatur des Widerstands“ und „Die Exilliteratur“ entstanden. Bei der Erörterung der literarischen Prozesse der zweiten Jahrhunderthälfte wird das Aufeinanderwirken der Literatur aus Litauen und aus dem Exil aufmerksam verfolgt. All das sind keine methodologisch schwierigen Schritte, die auf ideologischen Korrekturen fußen, aber für ein breites Lesepublikum ist eine solche Neuordnung des faktographischen und begrifflichen Bildes von der neueren Literatur sehr wichtig.

In Kubilius' Buch zeichnen sich auch andere, nicht ideologische Wertungs- und Auswahlkriterien ab. Dies sind die *Raffiniertheit der Form*, *ästhetische Innovation* – die Kubilius unter Verwendung kühner, häufig für das betrachtete Objekt schier kongenialer Metaphern beschreibt („Sruoga legitimiert einen unbeständigen, sich laufend ändernden Bewußtseinsstrom, aus dem sich eine flatternde, leichte Struktur von Untertönen, Assoziationen, Verschweigungen und melodischen Wiederholungen erhebt“), *das Potential existentieller Reflexion* sowie die *Verbindung*

mit der nationalen ethnisch-kulturellen Tradition, die oft etwas mythologisiert wird. Solche Kriterien sind für die gesamte humanistisch-nationalistische litauische Literaturkritik der sowjetischen Epoche repräsentativ. Es ist charakteristisch, daß das wesentliche Interesse in diesem „standardartigen“ Überblick über den Korpus der litauischen Literatur des 20. Jahrhunderts den Autoren klassischer Weltanschauung und Ästhetik gilt, die in der Mehrzahl der ersten Jahrhunderthälfte angehören, wie etwa Jonas Biliūnas, Antanas Vienuolis, Juozas Tumas-Vaižgantas, Vincas Krėvė, Balyš Sruoga, Vincas Mykolaitis-Putinas bis hin zu einem der beliebtesten Schriftsteller der Sowjetzeit, Justinas Marcinkevičius. Weit weniger Aufmerksamkeit erhalten Autoren des Modernismus und der Avantgarde, besonders jene, deren Schaffen nach 1940 liegt. Solche Proportionen sind im Litauen der Gegenwart keineswegs mehr selbstverständlich. Wohl kaum ein nach 1940 geborener Literaturspezialist wird damit einverstanden sein, daß für die Erörterung des existentialistischen Prosaikers Bronius Radzevičius zwei Seiten genügen, und für den Postmodernisten Saulius Tomas Kondrotas eine halbe Seite, während Juozas Baltušis, einem Autor der sogenannten sowjetischen Dorfprosa, über sechs Seiten zufallen.

Die methodologischen Voraussetzungen für die *wissenschaftliche Rekonstruktion* des Prozesses der litauischen Literatur des 20. Jahrhunderts werden in Kubilius' Arbeit nicht erörtert. Im „Vorwort“ wird zwar erwähnt, daß dies ein „wahnsinniges Unternehmen“ ist und daß „erstzunehmende Literaturwissenschaftler“ bezweifeln, daß der Literaturprozeß eine „historische Richtung und Struktur“ habe, jedoch werden diese Zweifel weiter nicht ausgeführt und die Betrachtung des Objekts anhand traditioneller *historisch-kultureller, Genre- sowie biographischer Methoden* vorgenommen. Aus früheren akademischen Geschichten der litauischen Literatur, scheint es, wird das fundamentale Einteilungsschema übernommen: der Jahrhundertanfang, die Unabhängigkeitsepoche der Zwischenkriegszeit und die Literatur nach 1940. Letztere untergliedert Kubilius selbständig in einen Überblick zum „Ersten Jahrzehnt der Okkupation“, in die „Sowjetische“, die „Widerstands“- und die „Exil“-Literatur, den Zeitraum „Vom Tauwetter zur Unabhängigkeit“ und der „Integration der geteilten Literatur“, die auch die ersten Jahre der wiederhergestellten Litauischen Republik einschließen. Innerhalb dieser weiteren oder engeren Zeiträume oder historischen Situationen wird das Material zusätzlich nach *grundlegenden literarischen Richtungen, häufig ideologischen Orientierungen, Autorengenerationen, Genren* (vgl. die Bezeichnungen der die erste Jahrhunderthälfte behandelnden Abschnitte) modelliert, und die kleinste, nicht weiter unterteilte Einheit ist eine Art

monographische Charakteristik der Schriftsteller. In seinem Buch präsentiert Kubilius fast 200 solcher Charakteristiken.

Dieses Betrachtungsmodell, obgleich recht konservativ, wäre für eine Inventarisierungscharakter tragende Arbeit, die vor allem für eine breite Leserschaft gedacht ist, im Prinzip annehmbar. Vytautas Kubilius stützt sich auf Arbeiten solcher Autoren der Sowjetzeit wie Kostas Korsakas, Vytautas Galinis, Janina Zekaitė und Jonas Lankutis und nutzt auch die Erfahrung von mehr als zehn eigenen Studien zur Literaturgeschichte. Das Problem besteht aber darin, daß hier nicht systematisch und konsequent anhand einer Konzeption vorgegangen wird. So werden für die Literatur der Jahrhundertwende der psychologische Realismus, der romanisierte „nationale Idealismus“, die tendenziöse proletarische Literatur und „Ansätze des Modernismus“ herausgestellt. In der Zwischenkriegszeit werden sie fortgesetzt mit Symbolismus, Neoromantismus, der „Poetik des Realismus“ und der Avantgarde. Den Modernismus gibt es bereits nicht mehr, und von den der klassischen europäischen Moderne nahestehenden Jurgis Savickis und Henrikas Radauskas wird ersterer der Avantgarde zugerechnet und erscheint letzterer in einem Abschnitt bescheidenen Umfangs mit der Überschrift „In Richtung schöpferischer Individualität und Autonomie“. Wo die Rede von der Literatur nach 1940 ist, verschwinden Hinweise auf literarische Richtungen, Strömungen, ästhetische Phänomene fast völlig und verhärtet sich in der Gliederung des Materials das politische Prinzip. Und dies, obwohl Schriftsteller derselben Generation und vergleichbarer Ansichten ähnlich, jedoch in unterschiedlichen politischen Lagern geschrieben haben (z. B. die Nachkriegsexilanten Kazys Bradūnas und Alfonsas Nyka-Niliūnas und der Widerständler Bronius Krivickas; der Exilant Marius Katiliškis und der erwähnte sowjetische Klassiker Juozas Baltušis). Und noch weiter wird im größten Abschnitt des Buches „Vom Tauwetter zur Unabhängigkeit“ sogar von der politischen Unterteilung Abstand genommen und werden die Schriftsteller ungeachtet ihrer verzweigten Schreibweisen in Unterabschnitte nach der Gattung, also in „Poesie“, „Prosa“ und „Dramaturgie“, eingeordnet. Außerdem beachtet Kubilius in seinem Buch die funktionellen Typen von Literatur und Adressaten ungenügend. Auf diese Weise werden Autoren von elitärer, von Unterhaltungs- und sogar von Trivilliteratur in einen Topf geworfen, ganz zu schweigen davon, daß sie völlig unterschiedlichen literarischen Gruppen und Generationen angehören (die „Poetik des Realismus“ der Zwischenkriegszeit). Willkürlich zusammengestellt, scheint es, und nur einem ideologischen Konzept folgend ist einer der abschließenden Abschnitte „Integration der geteilten Literatur“ und die zu selektive, lediglich zehn Autoren umfassende Abhandlung zur

litauischen Literaturkritik (warum nicht der gesamten Literaturwissenschaft?).

Wegen solcher Mängel, methodologischer Eklektik und Konservativität in der Wertung enttäuscht Vytautas Kubilius' „Die Literatur des 20. Jahrhunderts“ anspruchsvollere Leser. Es ist paradox, daß die zur selben Zeit erschienenen, ebenfalls dem traditionellen historischen Modell folgenden Lehrbücher zur litauischen Literatur des 20. Jahrhunderts für die höheren Klassen der allgemeinbildenden Schulen von Viktorija Daujotytė und Elena Bukelienė²⁶ unvergleichlich konzeptueller sind. Bei der Darstellung literarischer Entwicklungen wird in ihnen das Generationenprinzip konsequent eingehalten, werden Traditionen herausgestellt, der Kern der Klassik und die Wege seiner ästhetischen Transformationen, werden die Kategorie eines etappenweisen Postmodernismus und der Begriff der Frauenliteratur eingeführt und eine Autorenauswahl nach strengerem Kriterien getroffen. Es ist nicht überraschend, daß diese Lehrbücher weitaus lebendigere (und schärfere) Bewertungen in der Literaturpresse erfahren haben.

Abschließend sei noch einmal der Stil von Kubilius erwähnt. Die Rhetorik von „Die Literatur des 20. Jahrhunderts“, die vielleicht durch die wenigen zitierten Phrasen spürbar ist, erinnert stark nicht nur an Kubilius selbst, sondern an viele Kritiker der sowjetischen Zeit, die ihre wesentlichen Einschätzungen in poetischen Assoziationen ausgedrückt haben und systematisch eine konsequente Argumentation ihrer Behauptungen vermieden haben. Es ist klar, daß solche Aussagen schwerer von einer Zensur anklagbar sind. Jedoch werden sie dadurch auch zu einem fast unlesbaren wissenschaftlichen Code. Um so mehr als in Arbeiten akademischer Ausrichtung heutzutage ein solcher Stil längst überlebt ist.

3.

Jene Tendenzen in der gegenwärtigen litauischen Literaturwissenschaft, die ich als neu bezeichnen würde, sind natürlich nicht während der wenigen letzten Jahre entstanden. Sie erwachsen aus einem für das sowjetische

²⁶ V. Daujotytė, *Lietuvių literatūra: XX a. pirmoji pusė (1918–1940): Vadovėlis XI klasei* (Litauische Literatur: Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts [1918–1940]. Lehrbuch für die 11. Klasse). Kaunas 1994; V. Daujotytė, E. Bukelienė, *Lietuvių literatūra: XX a. vidurys ir antroji pusė (1940–1995). Vadovėlis XII klasei* (Litauische Literatur: Die Mitte und die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts [1940–1995]. Lehrbuch für die 12. Klasse). Kaunas 1995; V. Daujotytė, *Lietuvių literatūra: XX a. pradžia ir pirmoji pusė. Vadovėlis XI klasei* (Litauische Literatur: Der Anfang und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lehrbuch für die 11. Klasse). Kaunas 1996.

Regime ideologisch wenig annehmbaren Interesse an modernen Richtungen der Literaturwissenschaft, z. B. dem russischen Formalismus, der Semiotik, der mythologischen Kritik, der Hermeneutik und der Psychoanalyse, aus Impulsen, die schon zu sowjetischer Zeit aus der Exilkritik oder den benachbarten Humanwissenschaften in die Literaturwissenschaft Litauens drangen. Daher machten sich bereits in den ersten Jahren der wiedererrichteten Republik deutliche Zeichen eines epistemischen Wandels bemerkbar. Es ist natürlich, daß diese Verschiebungen auch mit Veränderungen im System der Institutionen von Literaturwissenschaft und -kritik verbunden sind.

Eine der auffälligsten, sogleich nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit in Erscheinung getretenen neuen Richtungen ist die feministische Kritik. Ein Interesse an Schreibweisen von Frauen und der Frauenproblematik in Litauen war bereits in den 80er Jahren zu verzeichnen, und zwar parallel zu einem Aufschwung im eigenständigen literarischen Schaffen von Frauen. An der Wende zu den 90er Jahren entstanden in Litauen erste intellektuelle Kreise von Feministinnen, bald darauf erschienen auch Bücher zur feministischen Literaturkritik. Viktorija Daujotytė veröffentlichte bereits 1991 in einem Büchlein ihren Vorlesungszyklus „Das Epistem der Frauenliteratur“.²⁷ Dort legte sie grundlegende Prinzipien der feministischen Analyse von Literatur dar und untersuchte Repräsentationen des Weiblichen in Texten der klassischen litauischen Literatur, sowohl von Männern als auch von Frauen. Einige Gedanken dieses Buches entwickelte Daujotytė in ihrer umfassenden Studie „Moters dalis ir dalia“ („Der Teil und Anteil der Frau“),²⁸ die 1992 erschien, weiter. Später publizierte sie einige Bücher zum Schaffen einzelner litauischer Schriftstellerinnen.²⁹ Es verdient Beachtung, daß dort auch nach nicht stereotypen, dem Objekt adäquaten Ausdrücken in Genre und Stil gesucht wird. Marija Aušrinė Pavilionienė gab 1998 eine größere Studie unter dem Titel „Das Geschlechterdrama“³⁰ heraus, in der sie weibliche Figuren in Dramen von Ibsen, Strindberg und O’Neill untersuchte. Es ist interessant, daß feministische Ideen zu Beginn der 90er Jahre in Litauen auch von einem Mann verfolgt wurden – dem US-amerikanischen Soziologen

²⁷ V. Daujotytė, *Moteriškoji literatūros epistema*. Vilnius 1991.

²⁸ V. Daujotytė, *Moters dalis ir dalia*. Vilnius 1992.

²⁹ V. Daujotytė, *Salomėjos Nėries ruduo: Esė, tekstų skaitymai* (Der Herbst der Salomėja Neris: Essays, Textlesarten). Vilnius 1995; dies., J. Degutytė, *Klausimai / Atsakymai* (J. Degutytė, Fragen / Antworten). Vilnius 1996; V. Daujotytė, *Šatrijos Raganos pasaulyje* (In der Welt von Šatrijos Ragana). Vilnius 1997; dies., *Salomėja Nėris: gyvenimo ir kūrybos skaitymai* (Salomėja Neris: Lesarten von Leben und Werk). Kaunas 1999.

³⁰ Marija Aušrinė Pavilionienė, *Lyčių drama*. Vilnius 1998.

und Zivilisationsanalytiker Vytautas Kavolis, der an der Vilniuser Universität 1992 einen Vorlesungszyklus zum Thema „Frauen und Männer in der litauischen Kultur“ hielt. Dieser Zyklus wurde im gleichen Jahr als Buch³¹ veröffentlicht.

Ein weiterer deutlicher Wandel begann ebenfalls schon zu Beginn des Jahrzehnts auf dem Gebiet der Literaturtheorie. Aufgrund vor allem von ideologischen Beschränkungen hatten sich litauische Theoretiker vor allem auf den Gebieten der historischen Poetik und Versgeschichte betätigt. Die Erneuerung der Literaturtheorie nach 1989 ist in erster Linie mit Algirdas Julius Greimas verbunden, einem französischen Semiotiker litauischer Abstammung. Greimas war in Litauen schon zur Sowjetzeit bekannt. Schon damals hatte er hier Anhänger und Schüler. Nach Wiederherstellung der litauischen Unabhängigkeit erschienen sofort mehrere Bücher von Greimas,³² und ein Kreis junger Wissenschaftler begann mit seiner Unterstützung die akademische Zeitschrift „Baltos lankos“ (seit 1991) herauszugeben. Bald wurde an der Vilniuser Universität das Greimas-Studienzentrum für Semiotik gegründet, das seit 1994 in der Serie „Semiotische Studien“ gleichfalls seine Forschungen zu publizieren begann.

Beim Nachdenken darüber, welches neue Phänomen der vergangenen zehn Jahre in der litauischen Literatur das herausragendste gewesen sei, sollte man wohl auf die Herausbildung der integrierten Studienrichtung zur *alten Literatur Litauens* eingehen, die sich auf konzeptionelle Veränderungen des Begriffs von dieser Literatur stützt. Zum symbolischen Wendepunkt dieser Veränderung wurde die Studie „Persönlichkeit, Nation und Staat in der historischen Literatur des Litauischen Großfürstentums: Renaissance und Barock“ (1992) von Darus Kuolys.³³ In ihr wird zum ersten Male auf so konsequente und leidenschaftliche Weise die alte Literatur Litauens betrachtet

- 1) als eine ungeachtet von Sprache (lateinisch, polnisch, altrussisch und anderer) und Konfession ihrer Autoren (katholisch, protestantisch, orthodox), die Bürger des litauischen Großfürstentums waren, einheitliche und gleichwertige;
- 2) indem das Genresystem der Epochen historisch untersucht wurde und keine anachronistischen Grenzen zwischen „wirklicher“ und „angewandter“ Literatur errichtet wurden;

³¹ V. Kavolis, *Moterys ir vyrai lietuvių kultūroje*. Vilnius 1992.

³² Greimas, *Semiotika* (wie Anm. 2); ders., *Tautos atminties beiėškant: Apie dievus ir žmonėš* (Auf der Suche nach dem Gedächtnis des Volkes: Von Göttern und Menschen). Vilnius/Chicago 1990; ders., *iė arti* (wie Anm. 2).

³³ D. Kuolys, *Asmuo, tauta, valstybė Lietuvos Didžiosios Kunigaikėstystės istorinėje literatūroje. Renesansas, Barokas*. Vilnius 1992.

- 3) indem Interessen und Methoden von Untersuchungen zu Literatur, Religion, Politik und Kultur interdisziplinär verbunden wurden. In seinen anderen Arbeiten aus dieser Zeit wendet Kuolys auch erfolgreich Prinzipien der Geschichte der Mentalitäten und der Analyse der Kultur an und zeigt unter anderem auf eindrucksvolle Weise Verbindungen des alten litauischen religiösen Schrifttums aus Litauen und Preußen mit den Ideen der europäischen Renaissance und Reformation, indem er die Logik des politischen Bewußtseins der Litauer und seine Varianten in nicht litauischsprachigen politischen und religiösen Texten des litauischen Großfürstentums deutlich macht.

Neben den Studien von Kuolys stehen inzwischen spätere Arbeiten seiner Lehrer, Kollegen und, nach einigen weiteren Jahren, Schüler wie „Die Literatur der Renaissance und des Barock in Litauen“ (1997) und „Die Literatur des Barock in Litauen“ (1997) von Eugenija Ulčinaitė,³⁴ „Die Literatur der Renaissance in Litauen“ (1998) und „Tradition und Originalität in der *Radviliada* von Jonas Radvanas“ (1998) von Sigitas Narbutas,³⁵ „Die lateinische Begräbnisdichtung von Vilnius“ (1998) von R. Jurgelėnaitė,³⁶ „Brevitas Ornata: Formen der kleinen Literatur in Drucken des litauischen Großfürstentums des 16.–18. Jahrhunderts“ (1998) von E. Patiejunienė³⁷ und andere. Am Institut für litauische Literatur und Folklore werden die Serien „Studien zur alten Literatur“ und „Ištakos“ („Quellen“) herausgegeben.

Diese Forschungsrichtung ist auch dadurch besonders interessant, daß sie mit breiteren Veränderungen im Selbstverständnis der litauischen Gesellschaft im Laufe des letzten Jahrzehnts einhergeht: Die Akzente der national-ethnischen Identität werden immer augenfälliger durch staatlich-staatsbürgerliche Akzente ergänzt. Das Interesse an der alten mehrsprachigen Literatur Litauens verstärkte sich gleichzeitig in jenen Kreisen junger Intellektueller wie das Interesse am gesamten politisch-kulturellen Erbe der litauisch-polnischen Doppelrepublik.

Dieses Interesse ist auch unter Historikern in Litauen sehr ausgeprägt. Neben den erwähnten Studien zur alten Literatur stehen seit einigen Jahren solche fundamentale interdisziplinäre Arbeiten wie „Die Reforma-

³⁴ E. Ulčinaitė, Lietuvos Renesanso ir Baroko literatūra: retorinės kultūros ir embleminio mąstymo modeliai. Vilnius 1997; dies., Lietuvos Baroko literatūra. Vilnius 1997.

³⁵ S. Narbutas, Lietuvos Renesanso literatūra. Vilnius 1998; ders., Tradicija ir originalumas Jono Radvano *Radviliadoje*. Vilnius 1998.

³⁶ R. Jurgelėnaitė, Lotyniškoji Vilniaus laidotuvių poezija. Vilnius 1998.

³⁷ E. Patiejunienė, Brevitas Ornata: Mažosios literatūros formos XVI–XVII amžiaus Lietuvos Didžiosios Kunigaikštystės spaudiniuose. Vilnius 1998.

tion im litauischen Großfürstentum und Kleinlitauen: von den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts bis zum ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts“ (1999) von Ingė Lukšaitė.³⁸ Der Prototyp der in Fortsetzungen erscheinenden „Studien zur alten Literatur“ sind wohl die von einer jungen Historikergruppe seit 1990 herausgegebenen „Studien zur Geschichte der Wiedergeburt der Litauer“.

Es wäre konsequent, aus der gleichen integriert staatsbürgerlich-kulturellen Sicht auch die Geschichte der Literatur Litauens des 19. und 20. Jahrhunderts zu lesen, deren Bild unvollständig ist ohne die jiddische und russische Literatur und ohne die langzeitliche gegenseitige polnisch-litauische Einflußnahme im und um das Vilniuser Gebiet und das litauisch-deutsche Grenzland im kulturellen Areal des ehemaligen Preußen. Zeichen einer solchen Reinterpretation gibt es bereits. So werden bekannte Autoren des litauisch-polnischen Grenzlands intensiv ins Litauische übersetzt, wie z.B. die wissenschaftlichen, publizistischen und literarischen Bücher von Czesław Miłosz.³⁹ Jedoch ist – und dies ist in einer Zeit intensiver Entwicklungen im Denken natürlich – das Überdenken der jüngeren Literaturtraditionen noch nicht sehr weitreichend.

Abschließend seien die neuesten Lehrbücher für litauische Literatur erwähnt, die 1998/99 erschienen sind.⁴⁰ Dort hat man sich vom monologischen, autoritativen Erzählen der Literaturgeschichte, von einer Einteilung in litauische und universale Literatur, in künstlerische und andere Literaturgattungen ganz gelöst und ist zu einem polyperspektivischen *Lesenlehren* übergegangen.

Inzwischen ist die einstige monolithische, den Status einer einzigen und objektiven Wahrheit beanspruchenden Darstellung der litauischen Literatur unvorstellbar – ganz gleich, ob sie sich auf eine sozialistische oder eine nationalistische Ideologie bzw. auf bestimmte ästhetische oder ethische Kriterien stützt.

³⁸ I. Lukšaitė, Reformacija Lietuvos Didžiojoje Kunigaikštystėje ir Mažajoje Lietuvoje: XVI a. trečiasis dešimtmetis – XVII a. pirmas dešimtmetis. Vilnius 1999.

³⁹ Cz. Miłosz, Isos slėnis (Das Tal der Issa). Vilnius 1991; ders., Tėvynės ieškojimas (Heimatsuche). Vilnius 1995; ders., Pavergtas protas (Verführtes Denken). Vilnius 1995; ders., Lenkų literatūros istorija (Geschichte der polnischen Literatur). Vilnius 1996; ders., Rinkiniai eilėraščių / Poezje wybrane (Ausgewählte Lyrik). Vilnius 1997; Maištingas Czesław Miłoszo autoportretas: Pokalbiai su Aleksandru Fiutu (Aufrührerisches Porträt von Czesław Miłosz: Gespräche mit Aleksandr Fiut). Vilnius 1997 u. a. m.

⁴⁰ N. Servėnikaitė, Literatūra X klasei. I dalis: Amžių nugludinti rašmenys; II dalis: Nenurimstanti ieško dvasia (Literatur für die 10. Klasse. 1. Teil: Durch Jahrhunderte gebeugte Schriften; 2. Teil: Unruhig sucht der Geist). Vilnius 1998; dies., Literatūra X klasei. I dalis: Aš nei vergas, nei karalius, tik žmogus (Literatur für die 10. Klasse. 1. Teil: Ich bin weder Sklave noch König, nur ein Mensch). Vilnius 1999.

MITTEILUNGEN

„Die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Polen: Stand und Zukunftsperspektiven.“ Tagung der Historischen Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen e.V. vom 29.–31. Oktober 1999 in Mainz

„Die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Polen: Stand und Zukunftsperspektiven“ war das Thema einer Tagung, welche die Historische Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen e.V. vom 29.–31. Oktober 1999 in Mainz durchführte. Es ging dabei in erster Linie darum, eine Bestandsaufnahme der historischen Forschungen zu den Deutschen in Polen bis 1945 durchzuführen, um insbesondere den Blick für die Desiderata innerhalb des Arbeitsgebietes der Kommission zu weiten.

Im Einführungsvortrag befaßte sich der Vorsitzende der Kommission, Wolfgang Kessler (Herne), mit der aktuellen Diskussion über die Ostforschung unter besonderer Bezugnahme auf die Geschichte der Forschungen über die Deutschen in Polen. Vor dem Hintergrund der neueren Arbeiten von Willi Oberkrome und Michael Fahlbusch verwies er darauf, daß man den Blick stärker auf die Einbettung der Ostforschung in das Gesamtkonzept der „Volksgeschichte“ richten müsse. Außerdem sei es ein großes Problem, daß zu vielen Protagonisten der Ostforschung kritische biographische Darstellungen fehlten. Kessler nannte dabei insbesondere Personen wie Kurt Lück, Alfred Lattermann und Walter Kuhn.

Der zweite Tag war ganz den Berichten zum Forschungsstand über die einzelnen Regionen gewidmet. Helmut Neubach (Zornheim) referierte über die deutsche Literatur zur Geschichte des Posener Landes/Großpolens. In seiner detaillierten Darstellung verwies er auf zahlreiche ältere Arbeiten zur Geschichte der Deutschen, nannte aber auch die Defizite, besonders das Fehlen von Handbüchern und Überblicksdarstellungen. Der Bericht wurde von Wolfgang Kessler mit Hinweisen zur neueren polnischen Literatur ergänzt.

Mit den vielfältigen Arbeiten insbesondere der Lodzer, Posener und Thorner Historiker befaßten sich Krzysztof Woźniak (Lodz) und Hanna Krajewska (Warschau) in ihren Vorträgen über Zentralpolen bzw. die Evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses. Es zeigte sich, daß in diesem Gebiet die Desiderata nicht so sehr das bereits Erreichte über-

wiegen wie in anderen Feldern. Eine außerordentlich kritische Bilanz der bisherigen Arbeiten zu Ost-Oberschlesien in der Zwischenkriegszeit zog Sabine Bamberger-Stemmann (Lüneburg). Den größten Anteil der Arbeiten – sie sprach von etwa 95% – würden deutsche Texte ausmachen, die eher dem Bereich der „Heimatliteratur“ zuzuordnen seien. Fehlen würden methodische Ansätze. Sie unterstrich dennoch die Bedeutung der „Heimatliteratur“ auch für künftige Forschergenerationen, insbesondere wegen ihres Quellenwertes und der Möglichkeit einer anderen Betrachtungsweise. Isabell Röskau-Rydel (Krakau) bilanzierte die Forschungen über Galizien, wo ebenfalls vielerorts Spezialstudien fehlten. Kessler faßte die neueren Arbeiten zu Wolhynien kurz zusammen. Abgerundet wurden die Berichte durch einen Beitrag von Erich Müller (Berlin) über neue Aktenfunde zum Leben der evangelischen Deutschen in Galizien in ukrainischen Archiven, die gerade auch im genealogischen Bereich neue Möglichkeiten eröffnen.

Am Schlußtag referierte Albert S. Kotowski (Meckenheim) über die Forschungen zur deutschen Minderheit in Polen in der Zwischenkriegszeit. Er verwies dabei auf die vielfältigen Verbindungen zum Deutschen Reich, aber auch auf die internen Probleme und Chancen im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bereich, wo ebenfalls viele wichtige Themen bisher nicht erforscht worden seien. Angesichts der lebhaften Diskussion, die sich zu dieser Fragestellung entwickelte, erwägt die Kommission, sich in einer eigenen Tagung mit der deutschen Minderheit in Polen zu beschäftigen.

Die überarbeiteten Beiträge der Konferenz werden voraussichtlich als Themenheft der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ erscheinen.

Der Tagungsbericht wäre nicht vollständig, würde nicht auf einige Aspekte eingegangen, die bei beinahe allen Referaten mitklangen und die in Zukunft wohl noch stärker zu berücksichtigen sind. Dazu gehört die Notwendigkeit, mehr als bisher bei der Wahl und der Bearbeitung von Themen den nationalen Elfenbeinturm zu verlassen. Das gilt insbesondere für die Untersuchungen jeder Art des Zusammenlebens, sei es der Rolle der Minderheiten oder der Geschichte von Ortschaften, Städten und Regionen. In der Epoche des zusammenwachsenden Europa muß es selbstverständlich sein, im konkreten Fall nicht nur die Arbeiten der polnischen (deutschen) Kollegen zu berücksichtigen, sondern schon in der Fragestellung auch andere neben nationalen Aspekten miteinzubeziehen. Nur so kann es gelingen, auch zu historisch umstrittenen Themen die längst überfälligen monographischen Darstellungen zustandezubringen. Als Beispiel könnte man die Geschichte der Schlesischen Aufstände und des Großpolnischen Aufstandes ebenso nennen wie die des sogenannten

„Bromberger Blutsonntags“ bis hin zu Gesamtdarstellungen ganzer Regionen, die freilich ohne weitere Detailforschungen und Einzelstudien sinnlos wären. Ein Verbund regionaler Arbeiten auf höchstem Niveau, wie sie zum Teil bereits vorliegen (erwähnt seien hier nur Matthias Niendorfs Studie über die Kreise Flatow und Zempelburg oder auf polnischer Seite die Ansätze Robert Trabas und anderer), könnte letztendlich dazu führen, daß zum einen den Defiziten bei vielen Themen abgeholfen werden würde, zum anderen aber auch das Interesse bei Nicht-Osteuropahistorikern geweckt werden könnte, die plötzlich Parallelen zu ihren eigenen Themenfeldern entdecken würden. Nur durch eine solche „methodische Modernisierung“, zu der auch ein Blick auf die Nachbarwissenschaften gehört, wäre dann der Anschluß an den allgemeingeschichtlichen Diskurs leichter möglich und die teilweise Selbstisolierung des Faches zu überwinden. Und nur so könnten die teilweise im Bewußtsein fast nicht mehr präsenten Regionen der historischen deutschen Ostgebiete wieder Interesse auch bei Studenten und Doktoranden finden. Auf Ansätze dazu, etwa bei der Geschichte Ermlands und Masurens sowie der Wolhynien-deutschen, wurde im Verlauf der Tagung hingewiesen. Bestimmte, bisher zu kurz gekommene Bereiche könnten auf diesem Wege in die Forschungen miteinbezogen werden (gender studies, eine breiter verstandene Kulturgeschichte, Fragestellungen aus dem Feld der Linguistik, Ethnologie usw.).

Markus Krzoska, Mainz

**„Über den ‚Königsberg-Text‘ der russischen Literatur
und die Königsberger Gedichte Josif Brodskis“.
Vortrag von Tomas Venclova am 30. Mai 2000
im Sacharov-Haus, Moskau**

Am 30. Mai 2000 fand in Moskau im Sacharov-Haus eine Abendveranstaltung mit Tomas Venclova statt, auf der er über seinen Freund Josif Brodski und Litauen sprechen sollte. Venclova jedoch, immer für eine Überraschung gut, hielt statt dessen den etwa einstündigen Vortrag „Über den ‚Königsberg-Text‘ der russischen Literatur und die Königsberger Gedichte Josif Brodskis“. Es handelt sich um den Beitrag Venclovas (der Slavistik-Professor an der Universität Yale ist) zum Internationalen Slavistenkongress, der im August 2000 in Tampere (Finnland) stattfinden wird.

Die im überfüllten Saal zusammengekommenen Zuhörer hatten eigentlich weniger eine Begegnung mit dem Literaturwissenschaftler als vielmehr mit dem Dichter Venclova erwartet, den Brodski hin und wieder als größten Lyriker der Sowjetunion bezeichnet hatte (zum Erstaunen und sogar Verdruß einiger russischer Kollegen). Moskau ist aber glücklicherweise (noch immer!) einer jener Orte, an dem sich ein solches Publikum auf einen ausgewachsenen wissenschaftlichen Vortrag umzustellen vermag. Es ist jedoch auch Venclovas rhetorischer Brillanz zu verdanken, durch die das mit russischen Augen gesehene Königsberg in fast greifbare Nähe rückt, daß fast alle Besucher bis zum Ende geblieben sind. Insofern sind die dem Beitrag vorangestellten Brodski-Worte auch als Credo des Vortragenden selbst verstehbar: „Aus der Rückschau kann ich sagen, daß wir an einer leeren – genauer an einer durch ihr Entleertsein Furcht einflößenden – Stelle begonnen haben, und daß wir eher intuitiv als bewußt um die Rekreation des Effekts des Ununterbrochenseins der Kultur bemüht waren, um eine Wiederherstellung ihrer Formen und Tropen, um ein Ausfüllen ihrer wenigen unverseht gebliebenen und häufig völlig kompromittierten Formen mit unserem eigenen, neuen oder uns nur als solchem vorkommenden, modernen Gehalt.“¹

Venclovas Vortrag ist zweiteilig. Im ersten Schritt wird die Tradition des russischen „Königsberg-Texts“ (angelehnt an die in der russischen Kulturgeschichte üblichen Begriffe „Moskau-Text“ und „Petersburg-Text“) umrissen und besonders auf den Bericht des berühmten russischen Historikers Karamzin in „Pis'ma russkogo putešestvennika“ („Briefe

¹ Die Verfasserin stützt sich auf Venclovas natürlich noch unveröffentlichtes und bis zum Kongreß vermutlich noch Redigierungen unterliegendes Manuskript.

eines russischen Reisenden“) von einem Aufenthalt im Juni des Jahres 1789 in der Stadt eingegangen. Außer ihm weilten in ihr viele russische Studenten, Gelehrte, Schriftsteller und Reisende (u.a. Fonvizin, Herzen, Nekrasov, Ščedrin, Čechov, Jesenin und Majakovskij).

Die Präsenz Kants ist einer von zwei für den russischen Königsberg-Text charakteristischen Topoi, die Venclova herausstellt. Karamzin führte am Abend des 18. Juni 1789 ein etwa dreistündiges Gespräch mit Kant, dessen Wiedergabe in den „Briefen“, so Venclova, eine kurze, aber prägnante Darlegung der Metaphysik ist, die Kant ein Jahr zuvor in „Die Kritik der praktischen Vernunft“ entwickelt hatte. Bemerkenswert ist Venclovas Feststellung, daß sie „gleichsam den Ton angibt für Karamzins ‚Briefe eines russischen Reisenden‘ und sogar für das gesamte Schaffen Karamzins. Überdies halt die Königsberger Episode der ‚Briefe‘ durch die russische Literatur – bis hin zum ‚Antitext‘ Karamzins, den einhundertachtzig Jahre später in seinen Königsberger oder Kaliningrader Gedichten Josif Brodski gebaut hat“.

Den zweiten wesentlichen Topos des russischen Königsberg-Texts bezeichnet Venclova als „Topos der Initiation“: „Genau hier stößt der russische Reisende zum ersten Mal auf Europa, auf eine andere, die westliche Lebensweise, die er satirisch oder ernsthaft werten kann. Im Moment dieses Zusammenstoßes ... erhält er die Möglichkeit, sich und die Welt besser zu erkennen, zu meditieren über den Anstand und das Sein selbst ... Königsberg (wie im übrigen auch Petersburg, an das es leicht erinnert mit seinen Inseln, Brücken, Gärten und der Lage am Meerbusen) ist eine Stadt auf der Grenze, an der Nahtstelle zweier Zivilisationen, die unterschiedlich und möglicherweise verschiedener Natur sind. Dies ist für die Russen die erste, die nächstgelegene Großstadt des Westens. Aber sie ist auch die letzte westliche Stadt bei der bei weitem nicht immer freudvollen Rückkehr nach Rußland.“

Im zweiten Teil der Betrachtung wird der russische Königsberg-Kaliningrad-Text der Nachkriegszeit in Gestalt dreier in den 60er Jahren entstandener Gedichte von Josif Brodski behandelt, der, so Venclova, „wohl als einziger Dichter der Welt in der Lage war, das Königsberg-Kaliningrad der Nachkriegszeit glänzend zu beschreiben“. Kaliningrad mit seiner völlig fremden Bevölkerung sollte eine neue, rein sowjetische Stadt werden, die im Gegensatz zu solchen Städten wie Warschau, Dresden oder Berlin nicht nur nicht wiederaufgebaut wurde, sondern deren vor-sowjetische Vergangenheit bis zur Mitte der 80er Jahre systematisch aus der Erinnerung getilgt wurde. Venclova sagt, „an die Vergangenheit erinnerte wohl nur noch das Grab Kants am Rande des zerstörten Doms“, und fügt hinzu: „einem verbreiteten Witz zufolge hatte jemand darauf

geschrieben „Jetzt weiß Kant, daß die Welt materiell ist“ (eine jener Passagen, die den Vortrag so unterhaltsam gemacht haben). Königsberg-Kaliningrad übte auf junge Intellektuelle aus Moskau, Leningrad und Litauen dennoch eine gewisse Faszination aus, die dorthin in den 60er Jahren wahre „Pilgerfahrten“ (Venclova) unternahmen. Obwohl ein Vordringen in die Stadt (und vor allem auch in das noch hochgradiger militarisierte Umland) auch von sowjetischem Boden aus nicht eben leicht war, bedurfte es doch nicht des schier unerreichbaren Auslandspasses, sondern „lediglich“ spezieller Ausweispapiere.

Brodskis drei Königsberg-Gedichte – „Otryvok“ (oder: „V ganzejskoj gostinice ‚Jakor‘“, Mai 1964), „Einem alten Architekten in Rom“ (November/Dezember 1964, Titel deutsch im Original; C.S.) und „Otkrytka iz goroda K.“ (1968?) – gehen zurück auf zwei Reisen in die Stadt in den Jahren 1963 und wahrscheinlich 1968 (deren nähere Umstände im Vortrag erläutert werden). Venclova betrachtet sie als einen Zyklus und behandelt sie nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern nach ansteigendem Komplexitäts- bzw. Schwierigkeitsgrad („v porjadke vozrastajušej složnosti“). In der Analyse jedes Texts stellt Venclova über eine Vielzahl formalpoetischer Detailbeobachtungen (von denen hier abgesehen wird) einen Zusammenhang zwischen den drei Gedichten, zum Werk Brodskis insgesamt, sowie auch der zuvor knapp umrissenen russischen Tradition der Königsberg-Texte her.

„Otryvok“ (dt. „Ausschnitt“), das früheste der Gedichte, ist formal wie inhaltlich vergleichsweise unverfänglich: eine ironische, fast humoristische Skizze des Lebens in Baltijsk (Pillau), dem wichtigsten westlichen Standort der sowjetischen Ostseeflotte. Im Laufe des Texts erweitert sich der erst enge räumliche Blickwinkel zur kartographischen Schau, die auch Preußen und Petersburg erfaßt, wendet sich sodann nach innen, wo schließlich von der räumlichen zur zeitlichen Perspektive übergegangen wird. An die Geschichte des Ortes erinnern lediglich die Worte „ganzejskoj“ („hanseatisch“) und „vostočnuju Prussiju“ („Ostpreußen“), die im Gedicht von einem „Ich“ ausgehen, das in einer gedächtnislosen Umgebung, für es die lediglich die „ewige Gegenwart“ (Venclova) gibt, offenbar das einzige ist, das sich der Vorkriegsgeschichte entsinnt. „Pamjat“ („Gedächtnis“) ist in diesem Text nach Auffassung Venclovas unausweichlich mit „sovest“ („Gewissen“) verknüpft.

Das Kryptonim im Titel des Sonetts „Otkrytka iz goroda K.“ („Ansichtskarte aus der Stadt K.“), das nach Erkenntnis von Losev nicht nur zugleich auf Königsberg und Kaliningrad, sondern überdies auf dieselbe Abkürzung zu Beginn der „Serapions-Brüder“ von E.T.A. Hoffmann (dem „nach Kant zweitberühmtesten“ Bewohner Königsbergs) verweist,

steht laut Venclova auch für die völlige Anonymität der Stadt in der Nachkriegszeit, die ihre eigenständigen Züge verloren hat und auf einen einzigen Buchstaben reduziert worden ist. Thematisch stellt Venclova hier den tradierten Topos der „ewigen Stadt“ – Rom – heraus, der sich in der Dichtung von Renaissance und Barock besonderer Beliebtheit erfreut hatte. In diesem frühen Gedicht läßt sich eine Annäherung an das römische Thema erblicken, das für die reife Lyrik Brodskis von zentraler Bedeutung ist. Tiber und Kolosseum treten uns hier in Gestalt von Pregel und Königsberger Schloß entgegen. Weitere charakteristische Besonderheiten der späten Lyrik Brodskis sind bereits deutlich ausgeprägt, z.B. der „räumliche Osten“, der den „zeitlichen Westen“ verdrängt, sowie die (auf den Fall von Rom zurückgehenden) Parallelen zwischen Königsberg und Brodskis Heimatstadt Petersburg als „westlichen Einschlüssen“ in den unsicheren Raum des Ostens. Das Gedicht endet mit einer „scharf ironischen Wendung“ (Venclova), nach der Gedächtnis und menschliche Kommunikation in einer Ruinenwelt ihren Sinn verlieren und totem Laub gleichen. Venclova konstatiert, daß es sich um eines der vollkommensten Gedichte Brodskis überhaupt handelt. Eine Feststellung, die durchaus bedeuten könnte, daß es seiner Meinung nach um die Überlebenschancen des russischen Königsberg-Texts und damit auch (frei nach der Kantschen Metaphysik) von Königsberg selbst nicht ganz so schlecht bestellt ist. (Bemerkenswert ist das wachsende Interesse an den Königsberg-Gedichten Brodskis, das im Kaliningrader Gebiet in jüngster Zeit zu beobachten ist. So beabsichtigen beispielsweise Regionalhistoriker, an jenem Hotel in Baltijsk/Pillau, in dem der Dichter 1963 übernachtet hatte, sogar eine Gedenktafel mit seinen Versen anzubringen.)

Die für die Zuhörerschaft im Sacharov-Haus offenbar überraschendsten Überlegungen Venclovas gelten dem längsten der drei Gedichte, „Einem alten Architekten in Rom“, im Freundeskreis Brodskis kurz „Königsberg“ genannt. Venclova weist nach, daß Brodski sich hier auf das Gedicht „To an Old Philosopher in Rome“ von Wallace Stevens bezog, den er sehr mochte und Anfang der 60er Jahre intensiv las. Dieser Text, bisweilen als bestes Werk von Stevens bezeichnet, ist dem zum Entstehungszeitpunkt in einem Kloster in Rom im Sterben liegenden Freund des Dichters, dem Philosophen George Santayana gewidmet, und ist Elegie und Nekrolog zugleich. „Zwiespältig, ambivalent ist auch sein Sinn“, bemerkt Venclova und fährt fort: „Santayana war gläubig, Stevens Agnostiker: in den Versen erscheint der ungelöste Widerspruch zwischen zwei Konzeptionen der Unsterblichkeit – einer religiösen und einer nichtreligiösen (die Unsterblichkeit als Eingeschlossensein in die Tradition, in den Chor ‚feierlicher Namen‘, die Verschmelzung von Geist und gegenständ-

licher Welt).“ Brodski transformierte Venclova zufolge durch eine Reihe „metonymischer Verschiebungen“ die Situation Stevens-Santayana zu einem in seinem eigenen Gedicht am Schauplatz Königsberg-Kaliningrad stattfindenden, Karamzins Dialog fortführenden Zwiegespräch mit Kant: das Deutsche als Metonymie des Englischen, Rom als Metonymie Königsbergs, der alte Architekt als Metonymie des alten Philosophen (Kant bleibt wie Santayana ungenannt). Im ersten Teil des Brodski-Texts, der ein Herumirren durch die (in den 60er Jahren noch vorhandenen) Ruinen von Königsberg darstellt, bemerkt Venclova eine Reihe von Parallelen mit Rom: die städtische Mülltonne in Urnenform erweist sich als antike Urne, die Kaliningrader Ziege erinnert an die Ziegen, die nach dem Fall Roms auf dem Forum weideten, und die Büste Suvorovs (die bis zum Ende der 60er Jahre an den Ruinen des Königsberger Schlosses stand) an die Büste von Tiberius. Sodann wird ein Gegengewicht zum vornehmlich Räumlichen entwickelt; es „erleben, wie bei Stevens, das Materielle und das Geistige ambivalente Metamorphosen, gehen ineinander über, sind wechselseitig ersetzbar“. Alles Sichtbare verwandelt sich in Worte oder Klänge, Königsberg und der Held des Gedichts in einen singenden Vogel: „Sein sinnloses, aber lebendiges Zwitschern ist eigentlich die einzig mögliche Antwort auf die Katastrophe.“ Das Gedicht schließt mit einer Fahrt aus der Stadt ans Meer; die Ruinenlandschaft wird allmählich zurückgelassen. „Die ‚frohe Botschaft‘ der Natur triumphiert über den Zerfall von Syntax und Geschichte“, bemerkt Venclova und schließt mit dem Gedanken: „Das Meer in den das Gedicht beschließenden Worten kann sich als frohe Botschaft oder einfach als gleichgültige Natur erweisen.“

Venclovas Vortrag gründet sich nicht nur auf Erinnerungen an „zahlreiche Gespräche“, die Brodski bei seinen Litauen-Aufenthalten mit Litauern über Königsberg-Kaliningrad geführt hatte, sondern auch auf eine Recherche in der Stadt selbst im März dieses Jahres (die Venclova übrigens auf derselben Route wie Karamzin 1789 und Brodski Ende der 60er Jahre erreichte: Palanga/Polangen – Klaipėda/Memel – Tilsit/heute: Sovetsk). Bleibt noch hinzuzufügen, daß Venclova Königsberg-Kaliningrad mit dem Zug westwärts Richtung Danzig verlassen und darüber neben der hier besprochenen Untersuchung ein Gedicht verfaßt hat, mit dem nun der Königsberg-Text Brodskis (und damit auch der russischen Kultur) in der Gegenwart (des neuen Jahrtausends, nach dem Ende der Nachkriegszeit) fortgeschrieben wird (wenn auch in litauischer Sprache).

Claudia Sinnig, Berlin

Internationale Konferenz „Latvia in the World War II“. Riga, 14. und 15. Juni 1999

Sie war angekündigt als das große wissenschaftliche Ereignis des Jahres und als eine der größten internationalen Konferenzen in Lettland nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit überhaupt. Experten aus 13 verschiedenen Ländern sollten endlich einige der noch immer bestehenden Unklarheiten über die Zeit der deutschen Okkupation in Lettland 1941–1944 aufklären. Auch sollte sie ein Zeichen setzen dafür, daß sich Lettland nicht davor scheut, auch unbequeme Themen wie die lettische Kollaboration mit der NS-Verwaltung und den SS-Einsatzgruppen wissenschaftlich kontrovers zu diskutieren. Die Konferenz diente auch als Aushängeschild für die neu gegründete historische Kommission, die als Mitorganisatorin auftrat, obgleich die Gründungsversammlung der Kommission offiziell erst zwei Wochen später stattfand.

In insgesamt 32 jeweils 15minütigen Beiträgen wurden fünf große Themenblöcke besprochen: 1) der Molotov-Ribbentrop-Pakt und seine Folgen, 2) Kollaboration und Widerstand in Lettland, 3) militärische Formationen während des Zweiten Weltkrieges in Lettland und in anderen Ländern, 4) Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung in Lettland im Zweiten Weltkrieg und 5) methodische Probleme und die Quellenlage. Diskutiert werden durfte jeweils am Ende jedes Blocks, was zur Folge hatte, daß meist nur wenig Zeit blieb und daß oft nur die jeweils letzten Beiträge inhaltlich besprochen wurden. Alle lettischen Historiker, die sich mit den Kriegsjahren befassen, waren vertreten: Inesis Feldmanis und Aivars Stranga für die Jahre 1939/40; Kārlis Kangeris, Heinrihs Strods, Andrievs Ezergailis, Marģers Vestermanis, Leo Dribins, Uldis Neiburgs u.a. für die Fragen der Kollaboration, des Widerstands, der Judenvernichtung und der lettischen Opfer von Deportation und Vertreibung. Dietrich A. Loeber, Erwin Oberländer und Katrin Reichelt aus Deutschland, Robert Waite (OSI) und Martin Dean (US Holocaust Memorial Museum) aus den Vereinigten Staaten sowie diverse andere Wissenschaftler aus west- wie osteuropäischen Staaten trugen zu einer vielseitigen und teilweise recht widersprüchlichen Betrachtung dieses Abschnitts lettischer Geschichte bei.

Doch leider kam es trotz des erfreulich heterogenen Kreises von Referenten nur selten zu wissenschaftlich-sachlichen Debatten, was nicht nur am Aufbau der Konferenz und mangelnder Zeit lag, sondern vor allem am offensichtlichen Unterschied der Interessen von Publikum und Referenten. Die Konferenz war öffentlich, und im Publikum saßen, wie oft

bei zeithistorischen Konferenzen, überwiegend ältere Menschen aus der Generation der Zeitzeugen, darunter viele Veteranen von ehemaligen militärischen und paramilitärischen Organisationen wie der „Lettischen Legion“ und den Partisanenverbänden. Wenngleich ausnahmslos alle Vorträge vollkommen sachlich und ohne jede Anklage in welche Richtung auch immer gehalten waren, führte die persönliche Betroffenheit der Zuhörer und der oftmals auftretende Widerspruch von historisch nachweisbarer Sachlage und persönlicher Erinnerung dazu, daß die Emotionen zeitweilig sehr hoch gingen und die Dialoge mehrmals in polemischen „Wer hat mehr gelitten“- bzw. „Wen trifft mehr Schuld“-Fragen endeten, von denen sich leider auch einige Wissenschaftler mitreißen ließen.

Wie zu erwarten, wurde vor allem zur Frage der Beteiligung von Letten an der Ermordung der lettischen Juden besonders heftig gestritten. Während Ezergailis der Frage nachging, inwieweit sich die lettischen Selbstschutz-Kommandanturen, von denen es im Sommer 1941 insgesamt rund 700 gab, ohne deutsche „Hilfe“ gebildet hatten und aus Eigeninitiative die sogenannten „Selbstreinigungskaktionen“ gegen die jüdische Bevölkerung durchführten, befaßte sich Vestermanis mit der Rolle der Wehrmacht und ihrer Beteiligung an Erschießungen. Zudem warf er einen leider nur kurzen Blick auf inzwischen aufgetauchte Dokumente über die Behandlung der jüdischen Bevölkerung in einigen lettischen Kleinstädten ebenfalls im Sommer 1941, wobei die lettischen lokalen Behörden klar als Hauptakteure bei der Enteignung und Ausgrenzung der Juden hervortraten. Doch insgesamt war es enttäuschend, wie wenig sich die Fragestellungen in den letzten zehn Jahren verändert hatten. Im Grunde geht es doch schon lange nicht mehr um die Frage der lettischen Eigeninitiative oder ob es nun ein Interregnum zwischen dem Abzug der Roten Armee und dem Einmarsch der Wehrmacht gab oder nicht. Das beinahe schon sture Festhalten an diesen Fragen ruft den Eindruck hervor, daß der eigentlichen Auseinandersetzung mit Verantwortung und Schuld, die sich Letten z.B. durch antisemitische Hetzkampagnen aufluden – eindrücklich dargestellt von Leo Dribins –, oder auch bei der persönlichen Bereicherung mit jüdischem Eigentum – erläutert von Martin Dean – ausgewichen wird.

Inhaltlich aufschlußreich war insbesondere der Vortrag der kanadisch-lettischen Historikerin Mirdza Kate Baltais über die Konferenzen von Teheran und Jalta sowie den Briefwechsel zwischen Stalin und Roosevelt, aus dem erschreckend klar wird, wie gleichgültig dem damaligen US-Präsidenten das Schicksal der baltischen Staaten war; ebenfalls spannend der Beitrag von Dietrich A. Loeber über die rechtlichen Aspekte des Molotov-Ribbentrop-Paktes und die juristisch durchaus nicht so eindeutige

Stellung Lettlands als *de jure* kontinuierliche Fortsetzung des Staates der Zwischenkriegszeit.

Doch trotz solcher vereinzelt Lichtblicke blieb der Gesamteindruck der Konferenz eher unbefriedigend. Die seltene Chance, die sich aus der Zusammensetzung der Konferenzteilnehmer hätte ergeben können, wurde nicht genutzt. Es bleibt zu fragen, ob es nicht klüger wäre, Konferenzen zu solch kontroversen Themen in Lettland noch einige Jahre im geschlossenen Wissenschaftlerkreise abzuhalten, was zu einer entspannteren und nüchterneren Atmosphäre beitragen könnte. Zudem halten meines Erachtens nicht zuletzt die regelmäßigen heftigen Reaktionen auf kritische Anmerkungen und die häufigen recht polemischen Auseinandersetzungen von Wissenschaftlern in der Öffentlichkeit lettische Historiker der jüngeren Generation davon ab, sich mit der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung in Lettland kritisch und streitbar auseinanderzusetzen.

Eva-Clarita Onken, Berlin

REZENSIONEN

Geschichtliche Mythen in den Literaturen und Kulturen Ostmittel- und Südosteuropas, hrsg. v. Eva Behring, Ludwig Richter u. Wolfgang F. Schwarz. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1999, 418 S. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa. 6).

Die Affinität zwischen Mythos und Literatur, die Literarizität des Mythos und das Fortleben der Mythen in der Literatur, kann in hohem Maße als unumstritten gelten, selbst dann, wenn man Hermann Brochs Sicht von der europäischen Literaturgeschichte als „coming from myth, returning to myth“ nicht unbedingt Folge leisten möchte. Der vorliegende Sammelband, in dem die Beiträge der vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas sowie vom Institut für Slavistik der Universität Leipzig im Juni 1997 ausgerichteten Tagung versammelt sind, fokussiert jedoch die Fragestellung auf die literarische Verarbeitung und Produktion im wesentlichen nationalgeschichtlicher bzw. nationalgeschichtlich gedeuteter Mythen im 19. und 20. Jahrhundert und auf ihre kulturhistorische sowie gesellschaftliche Bedeutung. Damit gerät freilich auch die ästhetische und motivgeschichtliche Beschäftigung mit den geschichtlichen Mythen in die Nähe des politisch-sozialen Mythos-Begriffs. Verdienstvollerweise wurde allerdings fast durchgehend auf das Bemühen der diesem Begriff nahen Ideologiekritik verzichtet zugunsten einer kritischen kulturhistorischen Analyse der identitätsstiftenden Funktionen geschichtlicher Mythen, die sich oft nicht nur durch Zählebigkeit, sondern auch durch hohe Anpassungsfähigkeit auszeichnen.

Die regionalgeschichtliche Einschränkung auf Ostmittel- und Südosteuropa weist mit jeweils etwa acht Beiträgen zur polnischen und zur tschechischen und slowakischen sowie drei zur ungarischen Literatur- und Kulturgeschichte deutliche Schwerpunkte auf. Unter den insgesamt 26 Beiträgen sorgen aber weitere Studien zur Ausformung und Funktion geschichtlicher Mythen etwa in Rumänien, Bulgarien, Serbien, Südosteuropa allgemein sowie unter Juden und Sorben für reichlich Stoff zu vergleichenden Analysen, die allerdings erklärtermaßen nicht mit angestrebt werden konnten und somit dem Leser und den künftigen Arbeiten überlassen bleiben. Es sind dies alles keine monographischen Studien zu nationalen oder Ländertraditionen, vielmehr Einzelstudien, darunter ein Bild suggerierende Mosaiksteinchen.

Den Einstieg in diese Vielfalt bildet der Beitrag „Die Mythentheorie des Schriftstellers und Religionsforschers Mircea Eliade (1907–1986) – ihre Innovationskraft im Hinblick auf den rumänischen Nationalmythos ‚Miorița‘“ von Eva Behring (Leipzig). Der Mythenforscher Eliade erweist sich hier als Mythopoet, der die „Remythisierung“ der Welt fordert, um sich dem „Terror der Geschichte“ widersetzen zu können und mit der Umdeutung des „Miorița“-Mythos vom Exil aus zur Bewältigung des Traumas vom geschichtlichen Versagen des rumänischen Volkes beizutragen versucht. Es ist ein bildhafter und nachdenklicher Einstieg.

Bedrich Loewenstein (Kronach-Fischbach) bietet mit systematischem Anspruch und polemischer Pointierung einen alternativen Einstieg, wenn die Intentionen der Herausgeber damit richtig gedeutet werden: „Symbole, Mythen, nationale Integration: Anmerkungen zum Thema ‚Historische Feldbeherrschung‘“. Die anregende und noch zu falsifizierende These etwa, daß „nationale Emanzipationsbewegungen“ sich regelmäßig als „Spiegelbilder des erfolgreicherer Nachbarn, von dem sie sich absetzen“, erweisen, oder der „Mythos der ewigen, immergleichen Nation“ werden ideologiekritisch an Palacký und Masaryk dingfest gemacht. Es scheint jedoch fraglich, ob sich allein durch die Entmystifizierung des Nationalmythos „dieses Volk“, das tschechische nämlich, als „ursprünglich nicht viel mehr als ‚Wille und Vorstellung‘“ erweist. Hier liegt aber auch ein methodisches Problem des vorliegenden Bandes, das kaum kontrovers diskutiert wird: Bei einer Konzentration auf die Bedeutung der „geschichtlichen Mythen“ für die nationale Selbstwahrnehmung wird möglicherweise allzu schnell die Nation selbst zum Mythos, auch wenn diese Sicht des Phänomens überaus suggestiv etwa von Eric Hobsbawm („Inventing Traditions“) oder Benedict Anderson („Imagined Communities“) vertreten wird.

Den dritten Einstieg gewinnt man mit Brigitte Schultze (Mainz) und ihrem Text über „Schlüsselkonzepte, Topoi, Kulturthemen und andere klassifikatorische Ordnungen in der Rußland-Debatte seit den achtziger Jahren“; er erweist sich aber auch als Ausstieg aus der Fokussierung auf den Mythos-Begriff. Anhand von nichtfiktionalen Quellen, die sich jedoch vielfach der literarischen Texte bedienen, wird die russische Auseinandersetzung um das Wesen Rußlands, das der „Grenzkultur zwischen Europa und Asien“ zugeordnet wird, nicht diskursiv, sondern als Objekt von „klassifikatorischen“ und „kategorialen Ordnungen“ analysiert. Der Mythos, auch der geschichtliche, wird als eine dieser Ordnungen angesehen. Bei der Analyse von vier in Rußland besonders intensiv diskutierten Merkmalen der russischen Kultur (ihre Ost-West-Dichotomie, das Schlüsselkonzept *sobornost*, der Topos vom „universellen Charakter“ des

russischen Menschen und das Kulturwort *pošlost'*) findet er jedoch keine Anwendung, obgleich es sich bei den „kategorialen Ordnungen“ wohl auch um aus der Geschichte schöpfende Mythologeme handelt.

Der Mythos-Begriff wird in diesem Band von den Autoren sehr unterschiedlich verwendet, ihnen gemeinsam bleibt aber die Konzentration auf die sinngebende und identitätsstiftende Qualität der überwiegend literarisch verarbeiteten historischen oder sich historisch gebenden Motive. Die Reihe der Einzelstudien zur Konstruktion polnischer nationalgeschichtlicher Mythen eröffnet Wolfgang F. Schwarz (Leipzig) mit einem anregenden Vergleich ihrer Dekonstruktion, so wie sie von Václav Havel und Sławomir Mrożek betrieben wurde. Seine Überlegungen über „Nationale und universelle Elemente im polnischen *patria*-Begriff ‚ojczyzna‘“ stellt Jerzy Bartmiński (Lublin) in einen die eigene Spezifik verdeutlichenden Bezug zum deutschen Heimat- und Vaterlandbegriff. Greift man nach einem solchen an und für sich notwendigen und produktiven Vergleich zwecks Veranschaulichung jedoch zu Allegorien wie *ojczyzna*/Mutter und Vaterland/Vater, dann werden auch die simplifizierenden Nebenwirkungen von Vergleichen deutlich. Produktiver sind dagegen Bartmińskis Hinweise auf die Konkurrenz nationaler und universeller Elemente im Umgang mit dem *ojczyzna*-Begriff und darauf, daß er ein lebendiger, weil stets umkämpfter und neu definierter Begriff bleibt. In seinem Beitrag „Der Mythos des auserwählten Volkes bei Adam Mickiewicz: literarische Stiftung und politische Funktion“ greift Heinrich Olschowsky (Berlin) das klassische Motiv der polnischen Romantik und des polnischen Nationalmythos auf. Klassisch ist dieses Motiv allein schon deshalb, weil es zum Kanon nicht nur des Auto-, sondern ebenso des Heterostereotyps von Polen gehört; seine Virulenz verfolgt Olschowsky bis in die Gegenwart der Auseinandersetzungen um die Zukunft Polens in Europa.

Die Lebendigkeit eines Mythos in der Literatur und in der Gesellschaft ist freilich nicht identisch mit seiner „Reinheit“. Am Beispiel des „Amerika-Mythos in der polnischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ zeigt Hans-Christian Trepte (Leipzig) die vielen Brechungen und Widerstände bis zum Umschlagen in einen Antimythos, die ein tiefverwurzeltes Objekt der Sehnsucht im Zuge historischer und persönlicher Erfahrungen erleben kann. Dem Beispiel einer wenn auch kurzlebigen Mythosinfizierung über nationale Grenzen hinweg geht auf eine sehr anschauliche, die verschiedenen Infektions- und Mutationsphasen präzisierende Weise German Ritz (Zürich) nach, wenn er den „Führer- und Reichsmythos Stefan Georges und seine polnische Verwandlung bei Jarosław Iwazkiewicz“ im Zusammenhang mit der Wirksamkeit der Idee des lateinischen Europa analysiert.

In einem schillernden Verhältnis zum Lecschen Diktum „Ex oriente lux, ex occidente lux“ steht das von Armin A. Wallas (Klagenfurt) beschriebene Phänomen „Mythos Osten: die Suche nach den orientalischen Grundlagen jüdischer Identität zu Beginn des 20. Jahrhunderts“: die jüdische Identitätssuche, die in dem Mythos vom Juden als Orientalen (Martin Buber), aus biblischer Tradition, asiatischer Geistigkeit und ostjüdischer Authentizität im Sinne eines Kulturzionismus schöpfend, eine neue Selbstgewißheit gegenüber dem assimilierten, kulturell angepaßten westlichen Judentum fand. Dem stand freilich die antisemitische Funktionalisierung des Mythos vom Asiatentum des Juden gegenüber, die in dem von Rußland besetzten Teil Polens noch eine besondere Wendung bekam. In François Guesnets (Leipzig) „Wir müssen Warschau unbedingt russisch machen“ kann man nachlesen, wie die Zuwanderung russischer Juden („Litwaken“) nach Polen als ein Vorgang der Russifizierung und kultureller Unterwerfung gedeutet werden konnte, wobei sich der historische Mythos der Zuwanderung in ein Trauma der Bedrohung wandelte.

Die Beiträge über die tschechische und die slowakische „Arbeit am Mythos“ wenden sich stärker als etwa die polonistischen der Begründung und Reproduktion von Gründungsmythen zu, die das Alter, die Wesensmerkmale und die Abgrenzung der jeweiligen Nation dem Zweifel entziehen sollen. Der hierzu grundlegende Aufsatz von Ute Raßloff (Berlin) stellt an mehreren Beispielen, von der Cosmas-Chronik über die Handschriftenfälschungen der wiedergebürtlichen Zeit bis zu der literarischen Mythisierung in der Geschichte des tschechischen Volkes von Vladislav Vančura die „Gründungsmythen in der tschechischen Literatur“ vor. Vergleichbares leistet Frank Hadler (Leipzig) mit einer differenzierten Darstellung der Funktionen eines historischen Konstrukts, des „Magna-Moravia-Mythos zwischen Geschichtsschreibung und Politik im 19. und 20. Jahrhundert“, indem er nach einer Traditionsbildungsphase auf der slowakischen und der tschechisch-mährischen Seite die Mythisierung hervorhebt, die zur Legitimierung des tschechoslowakischen und, nach einigen Umstrukturierungen des Konstrukts, neuerdings auch des slowakischen Staates notwendig war. Die Konstruktion der Vergangenheit aus den Bedürfnissen der Gegenwart hat auch in der Gegenwart Konjunktur, wie Peter Zajac (Preßburg/Berlin) am Beispiel der „Slowakischen Mythen am Ausgang des 20. Jahrhunderts“ zeigt: Die identitätsstiftende Rolle einer nichtexistierenden Slowakischen Chronik soll in der Slowakei (wohl selbsternannt?) Milan Ferko mit seinen 1990 erschienenen „Alten slowakischen Sagen“ übernehmen. Älteren Datums ist der Jánošík-Mythos, dessen wechselhafte nationale Karriere in der slowakischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts von Ludwig Richter (Leipzig) geschildert wird.

Einen wichtigen Hinweis auf die Wechselwirkung und deren (begrenzte) politische Verwertbarkeit zwischen nationalem und übernationalem Mythos, wie im Fall des Panslawismus, gibt Milan Hauner (Madison) in seinem Beitrag „Von der Verteidigung der ‚kleinen Völker‘ zum neuen Slawismus: Edvard Beneš und der Slawenmythos“. Benešs Versuch, den Zweiten Weltkrieg aus panslawischer Perspektive zu sehen und in den Mythos aus der napoleonischen Zeit von Russen als Retter und Befreier zu integrieren, hat die ideologische Anpassung an den „Neuen Slawismus“ und die Unterwerfung der Tschechoslowakei unter die sowjetische Herrschaft nicht gut überstanden. Einem Jongleur gleich setzt schließlich Robert B. Pynsent (London) in seinem Beitrag „Die Dalimil-Chronik als polymythischer Text“ die nationale Mission des Chronisten Dalimil, des Nationalredners Fichte und des Dichterpräsidenten Havel in ein gravitärisches Verhältnis zueinander, überaus anregend und ohne Zwischenfälle.

Nicht alle Beiträge konnten hier genannt, geschweige denn bewertet werden; die Rezension ersetzt auch nicht die Lektüre. Das Konzentrische der Annäherungsweisen an den Begriff des „geschichtlichen Mythos“ und die geographisch-historische Vielfalt der Beispiele für die nationalpolitische Wirkung der Literatur und mythopoetische Funktion des nationalpolitischen Denkens macht den Band jedenfalls über ganze Strecken zu einem Lesevergnügen mit Folgen: Denn hier dürfte man nicht Halt machen mit einer vergleichenden Analyse der Inhalte und des Stellenwerts geschichtlicher Mythen in den nationalen Gesellschaften und Literaturen Ostmitteleuropas angesichts der interpretatorischen Möglichkeiten, die eine methodische Miteinbeziehung der Auswirkungen des Transformationsprozesses mit der damit verbundenen Entrümpelung (oder auch defensiven Verkrustung) des nationalen Gedächtnisses in diesen Gesellschaften mit sich bringt.

Andreas Lawaty, Darmstadt

Die Rückkehr der Geschichte. Osteuropa auf der Suche nach Kontinuität, hrsg. v. Leonid Luks u. Donal O’Sullivan. Köln (u.a.): Böhlau-Verlag 1999, 164 S. (Schriften des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien. 2).

Nationale Renaissance, Sehnsucht nach der kommunistischen Ära – die Gegenwart in Ost- und Ostmitteleuropa gebiert rückwärtsgewandte Vor-

stellungen ihrer selbst. Noch Ende der 1980er Jahre war die Auseinandersetzung mit und die Re-Etablierung von nationaler Geschichte Chiffre und Katalysator zugleich für die Abrechnung mit dem kommunistischen Herrschaftsanspruch. Mittlerweile ist die Wende selbst Geschichte, die sie prägenden Personen treten freiwillig oder unfreiwillig von der politischen Bühne ab. Und in Westeuropa währt der vom Herausgeber Leonid Luks in seiner Einleitung angesprochene Eindruck, die östliche Hälfte Europas befinde sich „in einer anderen geschichtlichen Epoche“, bereits ein Jahrzehnt – drehte man den Spieß um und machte man sich das sowjetische Geschichtsbild zu eigen, träfe dies jedoch auf nahezu das gesamte 20. Jahrhundert zu. Wie dem auch sei, es ist Zeit für eine Bestandsaufnahme des letzten Dezenniums, die an der Katholischen Universität Eichstätt in Form einer Ringvorlesung versucht wurde. Sieben von zehn Beiträgen dieses schmalen Bandes leiten sich von den dabei gehaltenen Vorträgen ab, und diese Herkunft erklärt den unterschiedlichen Charakter der einzelnen Texte, die mal wissenschaftlich, mal essayistisch sind und zum Teil ihre Vortragsform beibehalten haben.

Thematisch befassen sich die Autoren mit Tschechien (Jan Pauer), Ungarn (György Dalos, András Balogh), Polen (Andrzej Szczypiorski, Jerzy Holzer), Belarus (Donal O’Sullivan), Lettland (Peter Krupnikow), Rußland (Leonid Luks), der Ukraine (Dmytro Zlepko) sowie dem russisch-serbischen Verhältnis (Sergej Romanenko). Die titelgebende Metapher von der „Rückkehr der Geschichte“ findet dabei nicht bei allen Autoren Verwendung; Romanenko beispielsweise verfolgt chronologisch die Stationen seines Themas, ohne der Bedeutung von historischen Mythen etwa nachzuspüren. Szczypiorskis persönlich gefärbte Reflexionen beschreiben das deutsch-polnische Verhältnis und benennen eine Reihe von Stereotypen wie z.B. den Hochmut der DDR-Bürger über den östlichen Nachbarn, die Genugtuung über den Kriegszustand in Polen empfunden hätten. Das differenzierte Deutschlandbild in Polen formuliert Szczypiorski folgendermaßen: „Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht hätten hundertmal am Tag vor dem Warschauer Denkmal niederknien können und niemand hätte dies beeindruckt. Als Willy Brandt niederkniete, hielt ganz Polen den Atem an“ (S. 58). Als Pamphlet für die europäische Integration aus der Feder eines großen Schriftstellers hätte dieser Beitrag vielleicht eher an den Anfang des Bandes gehört. So steht er in einem leicht irritierenden Verhältnis zu dem unmittelbar anschließenden analytischen Text von Holzer über die Rolle der Geschichte in der polnischen Gesellschaft. Holzer weist mit Blick auf die Metapher von der „Rückkehr“ der Geschichte zu Recht darauf hin, daß letztere dem Systemwechsel voranging. Ähnlich wie in anderen Ländern der Region sei mittlerweile das In-

teresse an ihr jedoch merklich zurückgegangen. Holzer führt dies darauf zurück, daß das Interesse an der Historie eine Ersatzfunktion für die mangelnde Möglichkeit politischer Betätigung in den 1980er Jahren gespielt habe, welche mittlerweile gegeben sei. Dem möglichen Einwand, daß doch auch in Polen von einem spürbaren Anstieg freiwilliger politischer Aktivität nicht die Rede sein könne, begegnet er mit der These, dies sei Merkmal der „Europäisierung“ Polens durch eine „Massenkultur“ – auch Szczypiorski betont, daß es den Polen bei McDonald’s immer noch schmecke –, die einer Intensivierung des historischen Interesses im Wege stehe.

Anders ist die Lage in Polens östlichem Nachbarland Belarus. Beginnt hier der *nation building*-Prozeß oder kommt es unter Lukaschenka zu einer pseudo-sowjetischen Re-Internationalisierung? Mitherausgeber O’Sullivan zeigt sich davon überzeugt, daß die Versuche, dem weißrussischen Volk mit Hilfe historischer Mythen eine Identität zu geben, fortgesetzt würden. Wie dies ohne klassischen Nationalmythos gehen könnte, zeigt der Autor anhand seines Überblicks über Interpretationen der belorussischen Historiographie (wobei leider nicht aus Primärquellen geschöpft wird). So wird hierin nicht zu Unrecht die Rolle des Großfürstentums Litauen als Zentrum belorussischer Kultur betont, andererseits die Schlacht von Tannenberg zuweilen von einem Sieg belorussischer Soldaten gekrönt. O’Sullivans Text leidet etwas darunter, daß der Leser manchmal nicht weiß, ob er es mit Paraphrase oder Aussage zu tun hat. Fraglos vermag er eindrucksvoll zu verdeutlichen, wie schwer die Rückkehr der Geschichte einem „geschichtslosen Volk“ (S. 105) fällt, obgleich der neue Staat zu 78% aus Belorussen besteht.

Leider wenig von heutigen Debatten, dafür um so mehr über die Verformungen des nationalen Geschichtsbilds in den Jahren der Sowjetunion erfahren wir aus Lettland. Krupnikow referiert wichtige Stationen lettischer Geschichte und benennt die sowjetischen Axiome ihrer Interpretation. Erst zum Schluß berichtet er von einigen Aspekten der „historiographischen Revolution“ nach 1988, als offiziell zum ersten Male das Wort „Okkupation“ erklingen sei. Allerdings gebe es auch jetzt wieder Themen, die nicht behandelt würden, zu denen er z.B. die Revolution von 1905 oder die russische Unterstützung der junglettischen Bewegung am Ende des 19. Jahrhunderts zählt. Abschließend fordert er die Entwicklung einer „europäischen Streitkultur“ für Lettland ein, ohne dies zu konkretisieren. Der Komplex des Umgangs der lettischen Gesellschaft mit den beiden Okkupationen im Zweiten Weltkrieg wird dabei leider nur angedeutet. Hier hätte man vom Zeitzeugen Krupnikow gern mehr gelesen.

Und Rußland? Hier betrachtet Luks einen Staat im Schwebestadium „zwischen Paternalismus und Demokratie“. Offenbar ist aber auch der Stand der aktuellen Rußlandforschung ähnlich wackelig. Es ist wie früher mit der Kremologie: Rußland bleibt ein Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Heute (2001) liest man Luks' Ausführungen und Prognosen über Kommunistenchef Zjuganov und den General Lebed' bereits mit einem Schmunzeln, das einem jedoch in Gedanken an den neuen starken Mann Vladimir Putin gefriert. Haben wir es hier nicht mit einem Bewunderer eben jenes Feliks Dzeržinskij zu tun, von dessen Methoden Luks sich überzeugt zeigt, daß sie das krisengeschüttelte Land eben nicht in eine lichte Zukunft führen könnten? Ansonsten hat er sicher recht, wenn er darauf hinweist, daß etwa der Sieg Boris El'cins bei der Präsidentschaftswahl 1996 nicht einzig und allein auf die gleichgeschalteten Medien zurückzuführen sei, sondern in der Tat auch auf das von Gennadij Zjuganov unterschätzte „Erinnerungsvermögen“ der russischen Gesellschaft. Zu ergänzen wäre freilich, daß sich die Medien eben dieses (selektiven) Gedächtnisses hervorragend auch appellativ bedienen und – wie im Falle Putins – eine bis dato unbekannte Person samt schnell zusammengezimmerter „Bewegung“ popularisieren können. In seinen interessanten Reflexionen über die Zeitläufte des 20. Jahrhunderts bleibt bei Luks die Frage nach der Rolle der Geschichte im Transformationsprozeß jedoch unbeantwortet. Ihm geht es eher darum, längerfristige Prozesse in der Entwicklung herauszuarbeiten, als die kurzfristige Konjunktur alles Historischen zu beleuchten. Es wäre für Rußland, ganz anders als für die Länder in seinem ehemaligen Einflußbereich, auch eine Sisyphusarbeit: zu vielschichtig die Identifikationen, zu bunt die Ideologien. Immerhin: Nachdem in den Jahren, die auf 1917 folgten, eine Restauration ausblieb, scheint sich dieses Phänomen nun zu wiederholen. Zu Recht weist Luks auf die Kommunisten hin, die sich ohne große Verrenkungen 1996 zu den letzten Vertretern der Pressefreiheit aufspielen konnten – das historische Gedächtnis in Rußland ist doch immer für Überraschungen gut.

Karsten Brüggemann, Hamburg/Lüneburg

Wolfgang Geier, Zeitbrüche im Osten. Ansätze vergleichender sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschungen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1995, VIII, 271 S.

Das hier anzumeldende Buch ist hervorgegangen aus mehreren Lehrveranstaltungen zur „Vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas“ und verschiedenen Kolloquia der Sektion Osteuropaforschung bei der Gesellschaft für Kulturosoziologie/Leipzig und der Arbeitsgruppe Osteuropasozioologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Es soll nach dem Willen des Autors als „Lese- und Studienbuch“ gelten und ist als erste Sammlung einer Reihe von Studien gedacht, in denen eine komparative Perspektive den Hauptansatz der wissenschaftlichen Analyse bildet. Im vorliegenden Fall behandelt der Autor sechs Themenbereiche, bei denen Fragen der ethnischen und nationalen Integrität im Mittelpunkt stehen. So vergleicht er die Ethnogenese, Christianisierung und Staatenbildung unterschiedlicher Volksgruppen in Osteuropa, analysiert Fremdherrschaft und Fremdbestimmung als identitätsfördernde Faktoren innerhalb des historischen nation building, bestimmt nationales Erwachen und nationale Wiedergeburten, aber auch territoriale Teilungen als zentrale Themen der neueren Geschichte Osteuropas, entwirft ein Strukturschema der Stalinisierungen der Länder des Warschauer Paktes, reflektiert den Zusammenhang von nationalen Identitäten, Revolutionen und Eliten und bietet schließlich eine Darstellung methodologischer Konzepte und „komplexer Indikatoren“ zur Erforschung der Geschichte und Sozialstruktur des östlichen Europa. Es versteht sich bei einer solchen Herangehensweise fast von selbst, daß Braudelsche Kategorien wie „lange Dauer“, Kontinuitäten, die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, soziale Typologien und Aggregatzustände gegenüber „eventementiellen“ Perspektiven überwiegen, ja das ganze Unternehmen überhaupt erst begründen und rechtfertigen. Entsprechend erscheinen die „Zeitbrüche“ zwischen den Phänomenen relativer zeitlicher Stabilität als Relaisstationen zwischen den Aggregationen des historischen Typenensembles. Zeitbrüche werden dabei einerseits als Epochengrenzen, andererseits als strukturinterne Erscheinungen, als sich überlagernde Gesellschaftsstrukturen westlicher und östlicher Provenienz innerhalb des „Ostens“ aufgefaßt. Diese implizit gesetzte typologische Gegenübersetzung von „Westen“ und „Osten“ erweist sich allerdings als Schwäche des ganzen analytischen Zugangs, denn sie sagt letztlich wenig über den „Osten“, dagegen viel über den Blick des „Westens“ auf den „Osten“, letztlich also über das Thema der Differenz aus. Diesem Urproblem aller

systematischen Perspektiven auf Osteuropa fällt die Darstellung nicht nur zum Opfer, sondern sie reproduziert sie auch. Und das hängt letztlich damit zusammen, daß Geier für seine Analysen, soweit ich sehe, kein einziges Werk eines „östlichen“ Autors konsultiert hat. Andererseits: Auch aus der Perspektive der Selbstthematization des Betrachters – und um nichts anderes handelt es sich bei diesen Studien – läßt sich einiges lernen. Es finden sich in diesem Buch viele bedenkenswerte Einsichten. Eine der wichtigsten ist die, daß die Geschichtsschreibung zu Osteuropa langsam den Anschluß an die allgemeine Geschichtsschreibung finden sollte, indem sie sich Wege durch die Wüsten der Epochen-, Gestalten- und Ereignisfaktologie bahnt. Sie werden nicht alle zu Oasen führen, aber hin und wieder doch den einen oder anderen Laien dazu ermutigen, sich mit einem Gebiet der europäischen Geschichte zu befassen, das anders ewig unterhalb des Horizonts der gewohnten Geschichtsauffassungen bleibt. Ein Anfang ist gemacht, und es steht zu hoffen, daß weitere Versuche in dieser Richtung nicht nur auf den „Osten“ blicken, sondern ihn gleichgewichtig zu Wort kommen lassen.

Ralph Tuchtenhagen, Heidelberg

Leszek Belzyt, Sprachliche Minderheiten im preußischen Staat 1815–1914. Die preußische Sprachenstatistik in Bearbeitung und Kommentar. Marburg: Verlag Herder-Institut 1998, XXIV, 508 S. (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 2).

Solange es Sprachstatistiken gibt, wird über ihre Methodik und Interpretation kontrovers diskutiert. Insbesondere in den ethnisch gemischten Kontaktzonen Ostmitteleuropas dominierte fast immer der hegemoniale Anspruch eines ethnisch motivierten Nationalismus. Auch in Preußen boten die Ostprovinzen zahllose Anhaltspunkte für kontroverse Bewertungen der Sprachenverhältnisse. Schon bald nach der Einführung von Sprachstatistiken löste das visionäre Wunschdenken den Blick für die realen Sprachenverhältnisse ab. Der Wunsch nach ethnischer Homogenität des Mehrheitsvolkes implizierte das Ignorieren oder Falsifizieren der tatsächlichen Größenordnungen ethnischer und nationaler Minderheiten; Statistiken avancierten zunehmend zu einem wichtigen Instrument des „Volkstumskampfes“ bzw. ethnischer Ansprüche des „Deutschtums“ oder „Polentums“.

Unter Einbeziehung verschiedener preußischer und polnischer Quellen und Deutungsmodelle unternimmt Leszek Belzyt eine Neubewertung der realen Sprachverhältnisse in Preußen. Erstmals bezieht er ganz Preußen in seine Untersuchung ein. Sicher mit großer Mühe verbunden, erschließt sich jedoch nicht ganz die Untersuchung der sprachlichen Minderheiten in Waldeck-Frankenberg oder im Raum Südhannover. Vielmehr richtet sich der Blick schnell auf die von ihrer ethnischen Struktur spannenderen Regionen des preußischen Ostens, die als ethnische Mischzonen vor allem im deutsch-polnischen Verhältnis zu einem Politikum wurden. Die dortigen Ethnien, wie z.B. die Sorben, Kaschuben, Oberschlesier, Polen und Masuren, erfuhren im Verlauf des Untersuchungszeitraums von 1815 bis 1914 unterschiedliche Bewertungen. Damit wurden sie gleichzeitig zum Spielball deutsch-polnischer Instrumentalisierungsversuche.

Solange Sprachstatistiken in Preußen geführt wurden, wiesen sie Tendenzen auf, die auf eine Hervorhebung des deutschen Einflusses abzielten. Jedoch konnte anfangs von einer absichtlichen Fälschung der Ergebnisse noch keine Rede sein. Vielmehr handelte es sich um ein Konglomerat von Ungenauigkeiten, die die Dokumentation der realen Sprachverhältnisse unmöglich machten. So wurden 1861 Diener, Mägde und Boten nicht nach ihrer Muttersprache befragt. Sie zählten automatisch zur Muttersprache des Hausvorstands. Mit der Reichsgründung verschwand die multiethnische Koexistenz als Element der preußischen Staatsräson. Ein wilhelminischer Nationalismus forcierte die kulturelle und sprachliche Homogenisierung durch eine rigorose Germanisierungspolitik. Insbesondere in Posen und Pommerellen stieß sie auf erbitterten polnischen Widerstand. Neben den drakonischen Maßnahmen (Versammlungsverbote, Ansiedlungsgesetzgebung, Verdrängung der polnischen Sprache aus dem öffentlichen Leben) diente auch die Sprachstatistik als Mittel im „Nationalitätenkampf“ und wurde relativiert und „korrigiert“ (S. 11). Sowohl die deutsche als auch die polnische Seite setzten die Erhebungen zur Sprachenfrage mit den Nationalitätenverhältnissen gleich. Nur deshalb ist auch die emotionale Schärfe in der deutsch-polnischen Sprachenkontroverse zu verstehen. Deutscherseits bedeutete die Gleichsetzung aller „Polnischsprachigen“ als „Polen“ ihre Bekämpfung, für die polnische Seite jedoch einen ethnisch motivierten Anspruch auf Integration der „polnischsprachigen“ Regionen in einen zukünftigen polnischen Staatsverband.

Das Beispiel Masurens bietet sich an. Erstmals führte der Regierungsbezirk Gumbinnen 1817 eine Spracherhebung durch, bei der es um die Feststellung der „Volkssprachen“ bzw. „vorherrschenden Sprachen“ in

der Region Masuren und Preußisch-Litauen ging. Eine erste landesweite Sprachenzählung fand erst im Jahr der Reichsgründung 1871 statt. Gab es bis 1890 noch keine grundlegenden Probleme mit einer sprachlich-kulturellen Einordnung der Masuren im südlichen Ostpreußen als „polnisch“, forcierte die neue wilhelminische Ostmarkenpolitik die artifizielle Schöpfung einer „masurischen“ Sprache. Damit sollten primär die Sprachenverhältnisse zuungunsten des Polnischen relativiert werden. Dadurch entstand eine völlig undurchsichtige Erhebung, die bei der befragten Bevölkerung Masurens zu größter Verwirrung führte. Jeder Masure wußte, daß er „polnisch“ („po polsku“) sprach. Im masurischen Polnisch gab es keine Bezeichnung „masurisch“ („po mazursku“). Paul Stade ermittelte bereits 1908, daß die Art der Befragung unzulässig sei, „die Masuren getrennt von den Polen zu behandeln, da sich aus den Ergebnissen der Volkszählung keine Schlüsse ziehen“ ließen und hier die Methode der Sprachzählung versage. Stade meint weiter: „Es wird von den Masuren bald ‚Masurisch‘, bald ‚Polnisch‘ als Muttersprache angegeben, so daß ein klares Bild nur schwer zu gewinnen ist.“¹

Gab es bis 1890 nur einfache Kategorien „deutsch“ und „polnisch“, operierten die preußischen Behörden seitdem mit einem wahren Verwirrspiel, in dem sie neben den beiden Kategorien nun „masurisch“ einführten sowie nach Zweisprachigkeit in den Kategorien „deutsch und polnisch“ sowie „deutsch und masurisch“ fragten. Die Zweisprachigen waren nach Belzyt eine „politische Schöpfung“ und wurden grundsätzlich zu den Deutschsprachigen gezählt. Dabei handelte es sich bei den Zweisprachigen durchweg um Personen mit polnischer Muttersprache, die aber über Deutschkenntnisse verfügten (S. 14). Daher können sie auch nicht zu den Deutschsprachigen gezählt werden. Offenkundig wird diese Manipulation, da die deutschen Muttersprachler gar nicht erst gefragt wurden, ob auch sie der polnischen Sprache mächtig waren. In der Verwaltung bestand kein Interesse, die polnischen Fremdsprachenkenntnisse der Deutschsprachigen zu ermitteln (S. 14). Viele Masuren gaben auch „deutsch“ an, um berufliche und gesellschaftliche Nachteile zu vermeiden.

Belzyt greift einige konkrete Beispiele auf, die auch Władysław Pohorecki 1932 diskutierte. Mit der durchschaubaren Manipulation der realen Verhältnisse lieferten die deutschen Statistiken der polnischen Seite reichlich Argumente, um objektiv die Verzerrungen aufzudecken. Der Kreis

¹ Paul Stade, Das Deutschtum gegenüber den Polen in Ost- und Westpreußen. Nach den Sprachzählungen von 1861, 1890 und 1900. Diss., Berlin 1908, S. 9ff.

Osterode/Ostpreußen verzeichnete 1900 noch 32,56% Polnischsprachige, fünf Jahre später nur noch 2,66%. Im gleichen Zeitraum stieg die Kategorie „Muttersprache masurisch“ von 10,96% auf 42,17% an.² Willkürlich wurden die Polnischsprachigen reduziert, während der Anteil der Masurischsprachigen rasant anstieg.

Dadurch wird die Problematik der deutschen Zählungen und ihrer Interpretation deutlich. Die Zahl der Fremdsprachigen erfaßte nur den Personenkreis, der kein Deutsch konnte. Sobald auch nur ansatzweise Zweisprachigkeit gegeben war, wurde diese Gruppe zur deutschen Kategorie gezählt. Deutlich erkennbar ist die bewußte Verzerrung der Sprachenverhältnisse zugunsten der Deutschsprachigen. Deshalb ist der polnischsprachige Bevölkerungsanteil insgesamt deutlich höher anzusetzen. Rückschlüsse auf die nationale Identität lassen sich jedoch nicht ziehen, da sich die Masuren als polnischsprachige Preußen oder preußische Polen fühlten, aber ein dezidiert polnisches Nationalbewußtsein bei der Mehrheit nicht vorlag. Unverständlich ist daher Belzyts Ansatz, durch die Sprachstatistiken eine „solide Ausgangsbasis für die Darstellung der nationalen Strukturen Preußens“ zu erhalten (S. 4). Hier widerspricht er sich, da er in seinen Bewertungen gerade die Vielschichtigkeit der ethnischen Verhältnisse in Preußen demonstriert, die eben nicht notwendigerweise eine Rekonstruktion der nationalen Verhältnisse erlauben, wie das Beispiel Masurens gezeigt hat.

Als statistisches Kompendium wird Belzyt sicher unverzichtbar für die Erforschung der historischen Grenzregionen der deutsch-polnischen Kontaktzone sein. Eine anerkennenswerte Fleißarbeit, die jedoch mit dem Defizit leben muß, auf eine intensive Diskussion der Bedeutung von Sprachstatistiken insbesondere im deutsch-polnischen Verhältnis verzichtet zu haben.

Andreas Kossert, Warszawa

² Władysław Pohorecki, Mazurzy w Prusach Wschodnich (Die Masuren in Ostpreußen), in: *Sprawy Narodowościowe* 6 (1932), S. 167-195, hier S. 168 f.

James Charles Roy, *The Vanished Kingdom. Travels through the History of Prussia*, Introduction by Amos Elon. Boulder, Col./Oxford: Westview Press 1999, XIII, 398 S., zahlreiche Illustrationen.

Das vorzustellende Buch unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von einer historischen Monographie. Die Konzeption verbindet eigenes Erleben mit der preußisch-deutschen Geschichte: James Charles Roy bereiste Mitte der 1990er Jahre Deutschland und Ostmitteleuropa; seine Eindrücke und Impressionen nutzt er zu historischen Exkursen, so daß letztlich ein Abriß der preußischen Geschichte von der Ordenszeit bis zum Jahre 1945 entsteht. Historisch gesehen folgt Roy der Chronologie, geographisch nähert er sich von Westen kommend seinem Thema, wobei einzelne Orte als *pars pro toto* für einzelne historische Perioden stehen. Der Besuch der Marienburg beispielsweise bietet natürlich Anlaß, die Geschichte des Deutschen Ordens näher zu erläutern.

Das Buch lebt von dem beständigen Perspektivenwechsel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, der sich meist völlig natürlich ergibt und nur selten aufgezwungen und gekünstelt wirkt. Da zudem viele Photos der Reisen publiziert werden, nimmt der Leser unmittelbar an dieser historischen Exkursion teil.

Gegliedert ist die Arbeit in vier große Abschnitte: Beginnings – The Teutonic Knights (S. 23-101), Consolidation – The Hohenzollern Dynasty (S. 103-158), Blood and Iron – Bismarck and Wilhelm (S. 159-206), Extinction – The Second World War (S. 207-326). Auch die einzelnen Kapitel belegen die klare Strukturierung des Buches; jedes Kapitel nennt zunächst den Ort und das Jahr, um dann erste Einblicke in den Inhalt bzw. die handelnden Personen zu vermitteln. Tannenberg 1914: The Siamese Twins (S. 177-194) oder Ostpreußen 1945: Along Country Roads (S. 285-312) seien als Beispiele genannt.

Roy ist ein aufmerksamer Beobachter, er schreibt flüssig und anregend, seine Schilderungen der aktuellen Situation sind oft mit einem Hauch von (Selbst-)Ironie versehen. Obwohl es ihm in der Hauptsache um die Vergangenheit geht, vermittelt er dem Leser auch interessante Eindrücke der jetzigen Situation in Polen und dem Kaliningrader Gebiet.

Das Buch wurde nicht für den Fachwissenschaftler, sondern für ein angelsächsisches Publikum geschrieben, dem die Thematik so gut wie unbekannt ist, und es behandelt zudem einen umfangreichen Zeitraum. Daher sind historische Verkürzungen und eine eher personenbezogene Darstellung wohl unvermeidlich, doch kann auch bei einer solchen Ausgangsposition eine solide historische Einarbeitung erwartet werden.

Zweifel sind bereits nach wenigen Seiten angebracht. Die Unterwerfung der Prussen durch die Kreuzritter beschreibt Roy folgendermaßen: „In the span of seventy-five years (...) they (die Kreuzritter; J.T.) succeeded in (...) eradicating from the face of the earth every trace of the stubborn Prussians“ (S. 52). Die Mehrzahl der Prussen überlebte jedoch die Eroberung ihres Landes durch den Ordensstaat,¹ das Szenario des Genozids, das Roy durch seine Wortwahl noch verstärkt, ist schlichtweg falsch. Die weitgehend eindimensionale Darstellung des Ordens als militärisch-aggressive Kampfmaschine verdichtet sich in Sätzen wie: „Many a German soldier has known nothing of the Teutonic Order, but he was brought into this world with its instincts just the same.“ (S. 62)

Es wäre müßig, die vielen Ungereimtheiten, Fehler und Unzulänglichkeiten *in extenso* aufzulisten, doch soll eine Auswahl die Problematik verdeutlichen. In bezug auf die Schlacht von Tannenberg 1410 und das berühmte Gemälde von Jan Matejko, das übrigens als Titelbild das Umschlagblatt des Buches schmückt, glaubt Roy in der Bildmitte den „Großfürsten Jagiełło“ (S. 84: „the focal point of Matejko’s work – the Grand Duke Jagiello, cutting a vivid swath through the red sea of German soldiery“) zu erkennen; in Wahrheit handelt es sich um den litauischen Großfürsten Vytautas (der im übrigen überhaupt keine Erwähnung findet), während Jagiełło 1410 polnischer König war. Friedrich II. wird *expressis verbis* als „Soldatenkönig“ (S. 130) bezeichnet, dieses *epitheton ornans* bezog sich jedoch auf den Vater Friedrichs. Der Oberbefehlshaber der 6. Armee im Kessel von Stalingrad wird bei Roy zum Generalfeldmarschall *von* Paulus (S. 273), und Hitler, der die Armee mit seinen Haltebefehlen zum Untergang verurteilte, soll, als er die Nachricht von der Kapitulation der 6. Armee erhielt, geweint haben (S. 275), in Wirklichkeit bekam der „Führer“ einen Wutanfall, da Paulus nicht bereit war, durch seinen Selbstmord dem nationalsozialistischen Verständnis von Heroismus Folge zu leisten. Unter diesen Umständen überrascht es nicht mehr, daß ein deutscher Interviewpartner mit den Worten zitiert wird (S. 318): „The opening of the (iron curtain) was on the twenty-third December in 1989.“

Wie bereits angedeutet, konzentriert der Autor seine Darstellung fast ausschließlich auf Personen. Da er ein allgemein interessiertes Publikum ansprechen will, ist dieses Konzept durchaus nachvollziehbar, doch verliert sich Roy in einer Vielzahl von Geschichten und Anekdoten, die mit der historischen Bedeutung der jeweiligen Akteure wenig zu tun ha-

¹ Vgl. etwa Hartmut Boockmann, *Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte*. 2. Aufl., München 1982, S. 111.

ben. Es ist für die preußische Geschichte beispielsweise völlig unerheblich, ob Friedrich II. homosexuell war (S. 125). Die meisten Charakteristiken leiden unter dem Ansatz, den Charakter einer Person mit ihrer historischen Bedeutung zu verwechseln. Besonders ärgerlich wird das Vorgehen bei der Darstellung des Kaiserreiches und der Weimarer Republik. Ohne die tiefgreifenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen lassen sich diese Epochen der deutschen Geschichte nicht schildern. Wilhelm II. war eben nicht der alles bestimmende Herrscher, der er zu sein glaubte, das Wilhelminische Deutschland mit all seinem überbordenden Nationalismus, sozialen Spannungen und politischen Friktionen kann nicht auf die Person des letzten Hohenzollern reduziert werden. Noch schlimmer ist das Bild, das Roy von der Weimarer Republik entwirft (S. 195-206). Die erste Demokratie auf deutschem Boden dient dem Autor nur als Staffage für den Aufstieg Hitlers; allein die Kapitelüberschrift „Weimar Interlude“ (S. 195) belegt die einseitige Interpretation. Dabei hätte eben Weimar die Chance geboten, dem Leser ein anderes Preußen vorzustellen: Der Sozialdemokrat Otto Braun, geboren 1872 in Königsberg/Opr., vertrat als langjähriger preußischer Ministerpräsident die deutsche Demokratie. Daß das ‚Rote Preußen‘ Weimars keinerlei Erwähnung findet, stellt eine der fundamentalen Schwächen des Buches dar.

Zu den Ereignissen des 20. Jahrhunderts läßt Roy viele Zeitzeugen zu Wort kommen, doch entheben die in den Interviews gegebenen Aussagen den Verfasser nicht der historischen Einordnung. Besonders deutlich wird dies im Falle eines deutschen Offiziers, der seine Erlebnisse beim Angriff auf die Sowjetunion 1941 mit Interpretationen vermischt, die den Stand der Forschung in den 50er Jahren wiedergeben. Hitler wird zum Alleinschuldigen der deutschen Niederlage; die Generale, die nach 1945 in ihren Erinnerungen darauf erpicht waren, die eigene Verantwortung für die militärischen Katastrophen und Verbrechen auf den ‚Führer‘ und die SS abzuwälzen, erhalten von Roy die Absolution, da er diese Aussagen nicht nur hinnimmt (S. 232-240), sondern selbst vertritt (S. 263-272). Es finden sich sämtliche Versatzstücke einer apologetischen Geschichtsklitterung, vom ‚strategischen Fehler‘, statt Moskau zunächst die Ukraine zu erobern (als ob eine Einnahme Moskaus mit dem Sieg über die Sowjetunion gleichzusetzen wäre), bis zum ‚Jahrhundertwinter‘ 1941 vor Moskau (als ob nicht die Krise vor Moskau durch den völligen Zusammenbruch der Logistik der Wehrmacht hervorgerufen worden wäre, so daß die Truppe nicht einmal mit Winteruniformen versorgt werden konnte).

Diese Schwächen beruhen nicht allein auf einer unsoliden Recherche, sondern ergeben sich fast zwangsläufig aus dem personenzentrierten An-

satz des Buches. Allgemein bleibt festzuhalten, daß so gut wie alle im Buch erwähnten Großmeister, Könige, Kaiser und ‚Führer‘ pejorativ dargestellt werden oder zumindest charakterliche Defizite aufweisen. So wird etwa der Große Kurfürst als „amoral leader“ (S. 111) bezeichnet, seine Nachfolger pauschal als „rulers (...) without principles“ (S. 112) gebrandmarkt. Deutlich auch die Gedanken Roys, als er die von Polen wieder aufgebaute Marienburg (ein dem Autor unverständliches Vorgehen, obwohl er die 300 Jahre polnischer Geschichte der Burg erwähnt) besucht (S. 57): „Ego was involved; a sense of cultural bitterness and, yes, revenge, were the guiding motives here. A citadel of German arms, the capital city of Teutonic arrogance, the very center of Prussia’s soul: how ironic and very fitting that it be put back together again by patriotic Poles.“

Der in diesen Worten erkennbare Umgang mit dem Thema wird noch drastischer als eine Art von ‚Kontinuitätsthese‘ formuliert (S. 61 f.): „The ethos of Prussia was created single-handed by the Teutonic Knights. Their standards became an inbred element of response and attitude for hundreds of later generations born and reared here, no matter how distant in memory the individual exploits of their predecessors became. The German general staff of the twentieth century, it is safe to say, was attitudinally a direct descendant, though attempts – some by the deranged² Heinrich Himmler, others by left-wing historians – to equate the knights with SS storm troopers exaggerates the cruder similarities they seem to have shared.“

Das in diesen Sätzen zum Ausdruck kommende ‚Grundgesetz‘ der deutschen Geschichte hätte sicherlich den Beifall mancher deutschnationaler Historiker des 19. Jahrhunderts gefunden, am Beginn des 21. Jahrhunderts läßt sich eine solche Wertung nicht nachvollziehen. Als Ursache ist das unreflektierte Deutschlandbild des Autors relativ klar auszumachen. Offensichtlich auf dem berühmten, aber ahistorischen Bild der Kaiserproklamation in Versailles Anton von Werners fußend, schildert Roy dem Leser die Szene im Spiegelsaal (S. 168): „full of generals in cuirasses and pointed helmets, their swords drawn and yelling Hunnish war cries to the new Emperor Wilhelm I.“ Da darf natürlich der ‚Drang nach Osten‘ nicht fehlen, wobei Roy zugleich die Ungeheuerlichkeit des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion im Juni 1941 deutlich relativiert, wenn er schreibt (S. 256 f.): „Hitler’s desire for *Lebensraum* (...) is precisely the motivation that impelled many a German before him to mount a

² Ein typisches Beispiel für die Darstellungsweise Roys: Himmlers zentrale Rolle und Funktion im Dritten Reich werden reduziert auf eine ‚wahnsinnige‘ Persönlichkeit.

horse, unfurl the banner, unsheathe his sword, and move off into the face of a snowstorm for new lands and new glory at the expense of Slavic enemies ...“

Daß der Autor mit den bekannten Stereotypen zur deutschen Mentalität völlig unbefangen agiert, den großen ahistorischen Bogen vom Deutschen Orden zur Deutschen Wehrmacht schlägt, ist bedauerlich, doch insinuiert Roy darüber hinaus, daß auch das heutige Deutschland den jahrhundertealten Verhaltensnormen unterliegt. „Prussia had been a war cry before, it could be again“ (S. 38), lautet sein Kassandrarufer am Anfang des Buches. Damit stellt sich die Frage, wie weit Preußen und vor allem seine Ostgebiete heute auf ein öffentliches Interesse in der deutschen Gesellschaft stoßen. Nach Roy ist Preußen im deutschen Denken weiterhin präsent: die Gestalt des ‚amoralischen‘ Großen Kurfürsten ist z.B. angeblich weiterhin „a favorite study for German students and academicians“ (S. 114). Auch dem heutigen politischen Konservatismus liegt sicherlich eine Wertung des Kaiserreiches fern, wie sie Roy mit Verve vertritt (S. 166): „Without hesitation most conservative Germans would label these decades as the high point of their nation’s existence: a period of liberation, reform, consolidation, industrial growth, and eventually the unification of Germany under Prussian auspices ...“

Dem Buch ist ein kurzer Aufsatz von Amos Elon über Kaliningrad vorangestellt, da erst dieser Essay Roy auf die Thematik aufmerksam werden ließ. Elons faszinierende Beschreibung von Kaliningrad im Jahre 1993 leidet unter den häufigen Andeutungen eines deutschen Interesses am Kaliningrader Gebiet, wobei auch das seit 1990 beliebte Motiv einer wirtschaftlichen ‚Annexion‘ Kaliningrads Verwendung findet. „Prussia continues to haunt the German imagination“, lautet der Kernsatz der Aussagen Elons (S. 14). Roy variiert diese Aussage am Ende seines Buches, wobei keineswegs zufällig mehrere Versatzstücke des Deutschlandsbildes ineinander verwoben werden (S. 325): „Speeding down the autobahn for Frankfurt and my flight home, I keep one eye open for castles, church towers, the quaint and manicured fields of an almost medieval landscape and the other for Mercedes and BMWs flying up behind me, lights flashing, roaring by. Ostpreussen seems to be the past, but the dark furnace promises the heat and invincibility of a powerful German engine bent on its will. What direction that will take is an open question.“ Die letzten Sätze des Buches lauten (S. 326): „Prussia, geographically, can be willed out of existence. The Poles have proven that, along with the Russians, the Lithuanians, the Estonians and the Latvians, all with enormous energy and resolve. But can they eradicate its memory? Can they eradicate desire?“

Gibt es diese deutsche Obsession? Ist das ‚Verlangen‘ nach Preußen in der deutschen Gesellschaft derartig verwurzelt, wie die beiden Autoren behaupten? Niemand in Deutschland wird diese Fragen bejahen können, denn Preußen und seine Geschichte liegen der deutschen Öffentlichkeit fern. Daß eine immer geringer werdende Zahl von Deutschen, die noch in Ostpreußen gelebt haben, dieses Land als ihre Heimat betrachtet und sich seiner erinnert, hat nichts mit einem emotionalen ‚Verlangen‘ im Sinne Roys zu tun. Der Autor selbst hat bei seinen Interviews (unter anderem mit Marion Gräfin Dönhoff, S. 321-325) diese Erfahrung gemacht, doch er zieht daraus genau die entgegengesetzte Schlußfolgerung. Das unterschwellig immer präsente Bild eines ‚Vierten Reiches‘, gespeist aus alten Stereotypen und neuen Bedrohungsvorstellungen, präjudiziert die Darstellung Roys.

Unter diesen Umständen ist es völlig unverständlich, wie auf dem Buchumschlag von einem amerikanischen Rezensenten behauptet werden kann: „I cannot think of a better primer for an educated visit to present-day Germany.“ Mit der heutigen Bundesrepublik hat dieses Buch überhaupt nichts zu tun, es handelt weder territorial noch historisch noch politisch vom heutigen Deutschland, sondern es blendet die deutsche Geschichte nach 1945 bewußt aus und gelangt so zu Schlußfolgerungen und Vermutungen über Deutschland, die ebenso in der Vergangenheit liegen wie das Thema des Buches.

Dennoch oder eben deswegen sollte das Buch gelesen werden. Für ein deutsches Publikum kann es als Memento dienen, wie präsent alte Stereotypen sind und welchen Wirkungsgrad sie immer noch entfalten. Und zuletzt: Die Konzeption des Buches ist faszinierend; *en detail* gelingen Roy immer wieder Passagen, die mit Gewinn und Betroffenheit zu lesen sind. Dies gilt für so unterschiedliche Themen wie das Schicksal polnischer Juden in Suwałki (S. 211-229) oder für die Flucht aus Ostpreußen im Januar 1945 (S. 285-312).

Joachim Tauber, Lüneburg

Ulla Lachauer, Ostpreußische Lebensläufe. Reinbek: Rowohlt Verlag, 332 S., zahlr. Abbildungen.

Kaum jemand hat in den letzten zehn Jahren die ehemalige Provinz Ostpreußen so vehement ins Bewußtsein der Öffentlichkeit befördert wie Ulla Lachauer. Dabei spielt der kleine Landstrich im nordöstlichen Winkel des Landes, das Memelland, eine besondere Rolle. Die Historikerin, Publizistin und Filmemacherin nahm sich der noch Lebenden einer langsam verschwindenden Welt an, die nach dem generationsbedingten Abtreten der Großeltern und Eltern nun als Zeugen noch manches zur Aufhellung der Geschichte beitragen können, die die Autorin ausleuchtet. Sie umgreift in zehn Kapiteln die Lebensgeschichten von 13 Personen ganz unterschiedlichen Herkommens und Charakters, die – bis auf zwei – alle gemeinsam die ostpreußische oder memelländische Heimat zum Hintergrund haben.

Es geht um die Leiden und Freuden, die ihnen das nun zu Ende gehende Jahrhundert in seiner Mitte und danach zugebracht hatte. Die Schnittpunktjahre 1944/45 haben Millionen von Menschen zu Flüchtlingen gemacht und den größten Teil davon zu Vertriebenen. Ihre Lebensgeschichten wurden zu einem Teil der allgemeinen Geschichte, in deren Gang sich die persönlichen Schicksale einordnen mußten. Die Erzählungen der „Dabeigewesenen“ stehen für Erfahrungen ganz unterschiedlicher Art, obwohl der Anlaß alle gleichzeitig trifft. Es ist Krieg. Ein verbrecherischer Krieg, der so gut wie verloren ist und für einen Teil des Volkes mit dem Verlust von Heimat, Eigentum und körperlichen Leiden endet. Die Erzählungen der Befragten werden zur Quelle über diese Zeit. Die Generation der damaligen Kinder um 1944/45 ist heute selbst die Großelterngeneration, und in weiteren zehn Jahren wird kaum noch jemand aus der Erinnerung umfangreich und vollständig berichten können.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Dokumentationen des damaligen Bundesministeriums für Vertriebene und Flüchtlinge aus den 50er Jahren, an die große Zahl von Erlebnisberichten einzelner, die z.T. als Manuskripte erhalten geblieben oder in geringen Auflagen als Privatdruck erschienen sind. Die Rezeption dieser Dokumente einer Vertreibung und ihrer Folgen fand vor 30, 40 Jahren kaum oder nur wenig in der Öffentlichkeit statt. Das Selbsterlebnis der Kriegs- und Flüchtlingsgeneration wurde nicht täglich neu artikuliert. Zu sehr nahm die Menschen bewußtseinsmäßig der Wiederaufbau und die folgende Wirtschaftswunderwelle in Anspruch. Der Blick nach vorn verdrängte die Teilhabe am eigenen Elend der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre. Erin-

nerungen versickerten in die Archive des Vergessens oder wurden in die Heimatblätter abgedrängt.

In den 60er Jahren markierten zwei Veröffentlichungen die Rezeptionsgeschichte über Flucht und Vertreibung: der Bericht Marion Gräfin Dönhoffs, „Namen die keiner mehr nennt“, und das „Ostpreußische Tagebuch“ des Arztes Hans Graf Lehndorff. In diesen Kanon gehören die Erinnerungen von Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten, die allerdings erst im Wendejahr 1989 erschienen – drei Erinnerungsbücher von Betroffenen der alten Elite Ostpreußens, die ihren eigenen, prononcierten Blick auf Menschen und Landschaft werfen mußten. Ihre Erzählungen deuten das Drama des Unwiederbringlichen, zeigen etwas vom Panorama eines scheinbar endgültig verschwundenen Landes und seiner ehemaligen Bewohner. Hinzugekommen sind in jüngster Zeit die Berichte von Klaus Bednarz und Ralph Giordano, die uns das Gegenteil mitteilen, nämlich, daß es dieses Land immer noch gibt. Erstaunlich hierbei ist, daß nach einer langen Phase der publizistischen Abwesenheit nun wieder Themen über Land und Leute Ostpreußens auf dem Büchermarkt erscheinen und ein interessiertes Lesepublikum finden.

Ulla Lachauer, sechs Jahre nach dem Krieg geboren, kam erst in den Zeiten der Liberalisierung des Ostblocks und des beginnenden Umbruchs mit Ostpreußen in Berührung. Während der nun ein Jahrzehnt dauernden Beschäftigung mit Land und Leuten sind ihr, wie sie gesteht, einige Menschen, die sie schon lange kannte, nicht aus dem Kopf gegangen. Die meisten aus dem Memelgebiet. Sie spürt deren Lebensläufe nach, die den Inhalt der vorliegenden Edition bilden. Es werden zwölf Einzelschicksale, einige von ihnen personell miteinander verbunden, vorgestellt. Dies bezieht sich auf die Zeit vor 1945 und diejenige danach. Die Technik der Vermittlung dieser Biographien ist kein bloßer Mitschnitt der Erzählungen und ihre Transkription. Durch eine jeweils sinnvolle Unterbrechung des Erzählstromes greift die Autorin, selbst weiter erzählend, in zusammenfassender Weise in den Ablauf der Berichte ein. Eine Ausuferung wird dadurch vermieden und der rote Faden im Blickfeld behalten. Ihre Einfügungen und Ergänzungen füllen die notwendigen größeren biographischen Sprünge und helfen dem Leser, in der sich über Jahrzehnte hinziehenden Chronologie zu bleiben. Dieses Eingreifen, eine Pointierung auf die interessierenden Ereignisse im Leben des anderen, handhabt Lachauer in überzeugender und meisterhafter Weise. Sie wird verständlich auch aus ihrem o.g. Bekenntnis des „nicht mehr aus dem Kopf Gehewollens“. Bei aller Distanz ist sie für den Leser mit ihren Figuren eins. Zwischen den Erzählungen der Befragten und ihren Einfügungen, in ihrem Weitererzählen und den Originaltönen gibt es keine Brüche. Der

Text bleibt authentisch. Dies wird besonders deutlich in dem Nachtrag zu ihrem früher erschienenen Buch „Paradiesstraße“ über die litauisch-preußische Bäuerin Lena Grigoleit. In dem anrührenden Schicksal Lena Grigoleits spiegeln sich die politischen Ereignisse fast eines Jahrhunderts am Rande des nordöstlichen Ostpreußens, zusammengepreßt auf den engen Raum des ehemaligen Memellandes bzw. Preußisch-Litauens, oder auch „Klein-Litauen“ genannt. Trotz der Brechungen in ihrer Biographie, in ihrem Leiden an der Zwiespältigkeit des Stückchens Erde, auf dem sie geboren wurde und bis zu ihrem Ende ausharrte, ist man versucht zu sagen: welch ein großartiges Leben! Lachauer ist dem jetzt noch einmal nachgegangen und berichtet in einem Epilog über die letzten Jahre und das Sterben Lena Grigoleits.

Die Lebensgeschichte von Benno Gritzmacher, auch er ein Memeler Kind, um mehr als zehn Jahre jünger als Lena Grigoleit, verlief anders. Das Jahrhundert bot seinen Bewohnern einiges: sowohl die Lust zu leben als auch zu überleben oder auch die Angst und die Möglichkeit, sang- und klanglos unterzugehen. Benno Gritzmacher wird 1928 als Sohn eines kleinen jüdischen Fuhrunternehmers geboren und wächst in Memel auf. In der überwiegend protestantischen Stadt den jüdischen Ritualen weitgehend entfremdet, macht er mit zehn Jahren Bekanntschaft mit der SA. Viele Juden verlassen die Stadt. Nach dem Anschluß des Memellandes an das Reich im März 1939 flüchten auch die Eltern in Richtung Litauen. 1940 kommen die Russen. 1941 überfällt Hitler die Sowjetunion. In Kaugnas greifen die Rotarmisten Benno und zwei seiner Brüder auf und nehmen sie mit gen Osten. Sie werden in ein Kinderheim gesteckt, aus dem Benno 1944 unter Zurücklassung seiner Brüder mit einigen Jungen ausbricht. Sie durchstreifen die asiatischen Republiken der Sowjetunion. Benno ist am 9. Mai 1945 in Taškent. Er macht sich von dort auf den Weg nach Hause, d.h. nach Memel. In der stark zerstörten Stadt sind viele Fremde, Menschen, die er nicht kennt und die aus anderen Teilen Rußlands und Litauens gekommen sind. Seine Eltern sind von Litauern ermordet worden. Benno schlägt sich als 17jähriger durch die Fährnisse eines ungewissen Schicksals. Die in der Schule des Lebens erworbenen Fähigkeiten und seine Sprachkenntnisse verschaffen ihm schnell Zugang zu dem sowjetischen System des Gebens und Nehmens, wobei er eine ansehnliche Karriere macht und für die Memeler so etwas wie ein geheimnisvoll Mächtiger wird. Aber auch er und seine Mitmächtigen zittern zuweilen vor dem Tag des Erkennens, an dem der Staat die Abrechnung schicken könnte. Dann würden Köpfe rollen. Die Angst sitzt ihm im Nacken. Dazu die antijüdischen Exzesse der Stalin-Zeit. Auch danach gibt es Antisemitismus. Er denkt an Absetzbewegungen bei Reisen ins

Ausland, kehrt aber aus familiären Gründen stets zurück, stellt dann in der Brežnev-Zeit einen Ausreiseantrag nach Israel, erleidet die Diskriminierung eines Abtrünnigen, bleibt nach der Ausreise nicht lange in Israel und kommt durch alte persönliche Bindungen in die BRD. In Würzburg nimmt er eine Arbeit als Lagerarbeiter auf. Dort lebt er heute als Rentner.

Ein typisches Flüchtlingsschicksal? Ja und nein! Typisch insofern, als Benno G. den Habitus des Flüchtenden und Entwurzelten in „idealer“ Weise in sich trägt. Untypisch insofern, als daß er erst nach einer langen Odyssee endgültig sesshaft wird, wohingegen der „normale“ deutsche Flüchtling nach der Vertreibung bald in neuer Umgebung sein Zuhause findet, obgleich die Entwurzelung noch lange nachwirkt.

Der Lebenslauf von Kurt Krämer ist hierfür ein gutes Beispiel. Die Autorin schränkt in ihrem Nachwort den möglichen Verdacht ein, die von ihr vorgestellten Schicksale könnten so etwas wie eine Typik umschreiben. „(...) die hier versammelten Lebensgeschichten tendieren mehr zum Außergewöhnlichen denn zum Typischen, sind in keinem Fall repräsentativ. Dennoch vermitteln sie in ihrer Besonderheit Einblick in das große Spektrum der Flüchtlingserfahrung.“ Aber gerade weil so unterschiedliche Schicksale befragt wurden, bilden sie vielleicht als Summe der Flüchtlings- und Vertreibungserfahrungen doch so etwas wie eine Typik des Flüchtlings- und Vertriebenenschicksals.

In der sowjetisch besetzten Zone und in der späteren DDR lagen die Probleme anders. Einen Status als Flüchtling oder gar Vertriebener gab es dort nicht. Demzufolge durfte es auch keine öffentliche Erinnerung geben. Der staatlich verordnete Sprachgebrauch erlaubte nur das Wort „Umsiedler“. Auch Vertriebene aus Ostpreußen fanden in der DDR eine neue Heimat. Von den Umsiedlern wurden viele nun „Neusiedler“. Sie erhielten eine Kleinbauernstelle mit 10 ha Land, das man während der Bodenreform den „Junkern“ abgenommen hatte. Aus ihren Schlössern und Gutshäusern verjagt, wurden auch sie zu Vertriebenen. Dabei darf man heute der DDR zugute halten, daß die Integration von Umsiedlern und Einheimischen in der Gesellschaft unproblematischer vor sich ging, als dies in der Unterscheidungsmentalität westdeutscher Besitzbürgerlichkeit erfolgte. Im Osten vollendete sich der Prozeß der Angleichung mehr durch die Herabstufung des alten Besitzbürgertums an die Habenichtse, wohingegen die Entwicklung im Westen genau umgekehrt verlief, nämlich in der Angleichung der Habenichtse an die noch Besitzenden, die auf der Gewinnerseite des verlorenen Krieges ihren Platz behielten und durch die Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen trotz der damaligen Hypothekengewinnabgabe letztlich Gewinne aus ihren Besitzungen ziehen konnten. Unter diesen Gesichtspunkten spielte der Flücht-

lings-/Vertriebenenstatus in den beiden deutschen Staaten jeweils eine gänzlich andere Rolle.

Über die unterschiedliche Entwicklung gibt der Lebenslauf des Wolfgang Buddrus Aufschluß. Als Flüchtlingskind in der DDR aufgewachsen, machte er über Studium und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben des „Arbeiter- und Bauernstaates“ eine andere Karriere als vielleicht seine Mitschülerinnen und Mitschüler, soweit sie im Westen Deutschlands groß wurden. Es wäre interessant, solche Vergleiche weiter zu ziehen. Zumindest ließe sich für Lebensläufe, soweit sie in der DDR angesiedelt waren, eher eine gewisse schicksalsmäßige Übereinstimmung feststellen, als sie u.U. bei West-Lebensläufen anzutreffen ist. Die Identifikation mit dem Gemeinwesen DDR war z.B. bei den Jüngeren unter den „Umsiedlern“ sehr viel stärker als bei jenen im Westen. Die Ausgrenzung als „Flüchtling“ war, wenn überhaupt, nicht so gravierend, die Eingliederung in das tägliche Leben ging viel schneller vor sich, und letztlich waren die beruflichen Chancen für die jugendlichen Flüchtlinge anfangs besser als in der aufblühenden Bundesrepublik, in der es 1955 noch etwa 1,5 Mio. Arbeitslose gab. So könnte man den Lebenslauf von Wolfgang Buddrus wohl als typisch für die jugendlichen Flüchtlinge in der DDR ansehen. Er kann heute sagen: „Meine Heimat, das waren bis vor wenigen Jahren mein Kiez und mein Staat, die DDR.“ Ein solches Bekenntnis konnte man in der DDR öfter hören. Niemand in der alten Bundesrepublik hätte wohl gesagt: „Mein Staat, die BRD!“ Auch der Verlust des Arbeitsplatzes nach der Wende, die Verdrängung aus der beruflichen Welt, wird von Wolfgang Buddrus anders empfunden, als es vermutlich die Vorruheständler unter den ehemaligen Vertriebenen des Westens empfinden. Für die Generation der heute 60jährigen ehemaligen Vertriebenen hören sich vermutlich die gleichen ökonomischen Gegebenheiten in Ost und West anders an.

Am Beispiel Buddrus' wird auch der Heimatbegriff ins Gespräch gebracht. Der seelische Überbau zieht sich unterschiedlich und stringent durch die Erzählungen der Betroffenen. Mit wachsendem zeitlichen Abstand allerdings verwischen sich seine Schwingungen. Persönliche Entwicklungen und Erfahrungen strukturieren das Heimatbedürfnis eher individuell. Dies läßt sich bei aller Zurückhaltung aus dem Lebenslauf von Alexandra Becker herauslesen, die von ihren 87 Lebensjahren nur zwölf auf der Kurischen Nehrung als Gemeindeschwester verbrachte (1928–1940) und diese Zeit als ein Stück Heimat verinnerlichte und als weiterwachsendes Gefühl über den Tod hinaus auf ihren Neffen übertrug, der die Tondokumente zu ihrem Leben seinerzeit aufnahm, sie bewahrte und jetzt in die Edition einbrachte.

Es würde zu weit führen, alle von der Autorin vorgeführten Schicksale zu referieren. Von Interesse bleiben sie in ihrer unterschiedlichen und auch gegensätzlichen Entwicklung allemal.

Abschließend stellt sie drei Familien vor, die durch die Vertreibung über ihre ehemaligen Häuser miteinander verbunden sind. Europäische Schicksale gewiß. Der Bremer Flüchtling Krzensk lernt in Masuren die Familie Grynowiecki, jetzt polnische Bewohner seines Hauses, kennen. Sie wurden 1945 aus der Ukraine vertrieben. Ein Besuch der Grynowieckis in der Ukraine überrascht die Familie Daniluk, die heute das Haus der Grynowieckis bewohnt.

Mit ihrer Arbeit über Ostpreußen bewahrt die Autorin ein wichtiges Stück deutscher und litauischer Kulturgeschichte. Es wird nicht mehr lange dauern, und der ostpreußische Dialekt, diese anheimelnde, breit gezogene, liebenswürdige Diminutivsprache, die auch so schöne Schimpfwörter wie „Lorbass“ und „Lachudder“ kannte, wird ausgestorben sein. Die ostpreußische Sprachdiktion, die umständlichen Sprechweisen, den für diesen Landstrich typische Sprachgebrauch, hat die Autorin durch ihre Dokumentationen erhalten. Und noch etwas: Für die Nachkriegszeit war Ostpreußen weitgehend von der Landkarte verschwunden, aufgeteilt zwischen Rußland und Polen. Das Memelland fiel an die damalige Sowjetrepublik Litauen. Damit war Ostpreußen auch lange der intellektuellen Wahrnehmung für Deutsche entzogen. Reisen in das Land der Eltern oder ihrer Kindheit wurden erst nach der Wende 1989 möglich. Ulla Lachauer trägt mit ihrer Arbeit dazu bei, Ostpreußen als ein Stück deutscher, litauischer und polnischer Geschichte und Kultur im Gedächtnis zu behalten.

Fritz Bartelt, Berlin

Hermann Ernst Beyersdorf, *Erinnerte Heimat. Ostpreußen im literarischen Werk von Arno Surminski*. Wiesbaden: Verlag Harrassowitz 1999, VIII, 215 S. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 24).

„Ich befasse mich, nach meiner Ansicht, mit dem Verhältnis der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarvölkern. Ich benenne also Verschuldungen – der Deutschen –, und ich versuche, Neigung zu erwecken zu den Litauern, Russen, Polen usw. Da ein solches Thema von historisch ge-

wachsenen Vorurteilen und von aus Unkenntnis oder Voreiligkeit resultierenden Ressentiments weitgehend verdeckt ist, kann eine einfache Propagierung von Ansichten oder Empfehlungen nichts ausrichten. Ich beziehe mich also möglichst auf das, was ich selber kenne, ich will möglichste Authentizität, weil ich denke, daß ‚wahre Geschichten‘ noch immer eher überzeugen: weil ich eine Wirkung wünsche.“¹ So hat sich Johannes Bobrowski in einem Vortrag vor der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg im Dezember 1962 zu erinnerter Heimat geäußert.

Es wird Arno Surminski zur Ehre gereichen, wenn wir sein ansehnlich gewachsenes Werk in die Nachfolge Bobrowskis reihen. Die Erfahrung von Flucht und Vertreibung aus den Heimat- und Siedlungsgebieten im Osten gehört bis heute zur mühsamen Bewältigung deutscher Vergangenheit. Surminski hat die deutschen Vertriebenen und jene, die sich für deren Verlust interessieren, auf diesem Weg ein gutes Stück vorangebracht, vornehmlich mit seiner Flüchtlingstrilogie „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?“ (1974), „Kudenow oder An fremden Wassern weinen“ (1978) und „Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war“ (1980).

1934 als Sohn eines Schneiders in Jäglack, Kreis Rastenburg, geboren und damit um 17 Jahre jünger als Bobrowski, hat Surminski seine Heimat als Kind erlebt, Flucht, Rückkehr, Überlebensnot und Vertreibung als zehn- und elfjähriger Junge, halberwachsen vor der Zeit. Die Kindheit läßt ihn nicht mehr los. Surminski muß eigenes Erleben bannen und im Erzählen bewältigen. Er verharret nicht bei eigener Erfahrung, geht über zur Geschichte der Familie und des Dorfes, die auch die polnische Nachfolge einbezieht („Polninken oder Eine deutsche Liebe“, 1984). Dabei kommt Surminski dem Leserpublikum, für das er schreibt, weit entgegen, hält weit weniger Distanz als etwa Siegfried Lenz, Horst Bienek oder Walter Kempowski, als Johannes Bobrowski oder Christa Wolf oder gar Günter Grass. Surminski nutzt geschickt die politische Wende in Deutschland und Europa, die es ihm möglich macht, sein Erinnern und Wiedererleben auf das Königsberger Gebiet auszudehnen.

Surminski zeigt seine Trauer über den Verlust von Kindheit und Heimat und auch seinen Zorn über die Schuld des eigenen Volkes an diesem Verlust. Nie klagt Surminski an, und das ist schon viel. Surminski schabt das Gold der Erinnerung ab und nennt die Rückständigkeit seines Masuren beim Namen – Armut, Beschränktheit, Kindersterblichkeit, Alkohol,

¹ Johannes Bobrowski, *Benannte Schuld – gebannte Schuld?*, in: *Gesammelte Werke* in sechs Bänden. Berlin/Stuttgart 1987–1999, hier Bd. 4, S. 443–448, S. 447.

die harte Arbeit der Frauen: „Jeden Abend legt sich ein Volk schlafen und wartet auf ein Wunder.“

In Surminskis besten Passagen gleicht sein Jokehnen dem Sowiog der „Jerominkinder“, dem Willkischken der „Litauischen Claviere“ oder den kaschubischen Orten der „Blechtrommel“ oder im „Tagebuch einer Schnecke“. Doch weder Bobrowski noch Grass erreichen die Leser Surminskis unter den Millionen vertriebener Deutscher des Ostens. Lenz hält da nur einen Brückenkopf, und Wiechert ist vergessen. Peter Jokostra kennzeichnet 1978 die „authentische Saga“ Surminskis: „In Surminskis Geschichten aus Jokehnen, Kalischken, Kruglanke und Kudenow erkennen die Alleingelassenen einander, kehren sie im Traum zurück in ihre verlassenen und verbrannten Dörfer zwischen Heilsberg und Lötzen. Darin liegt das Geheimnis des Erfolges dieses Autors, der sich nicht um literarische Theorien, Schulen und Tendenzen, geschweige Moden, schert.“²

Immer noch kümmert sich die deutsche Germanistik wenig um das Phänomen solcher „Vertreibungsliteratur“. Polnische Autoren überholen ihre deutschen Kollegen vom Fach. Surminski allerdings hat in Herman Ernst Beyersdorf einen geradezu liebevoll zugewandten Gesprächspartner, Referenten und Interpreten gefunden. Beyersdorfs Studie zu Arno Surminski führt detailliert und besorgt in Leben und Arbeit des Schriftstellers, gibt ihm selbst und seinen Rezensenten ausführlich das Wort und ordnet Surminskis Erinnerung der Heimat in das große Werk der Integration Millionen Heimatvertriebener in die Gesellschaft der Bundesrepublik. Beyersdorf ist Nachgeborener aus der Gegend von Erlangen und selbst dem Osten verbunden. Seine Familie stammt aus Stettin. Mit ihr zog der Neunjährige vom Westen Deutschlands fort nach Australien, wo Beyersdorf heute als Senior Lecturer für deutsche Sprache und Literatur an der University of New England lehrt. In zweifacher Fremde zu Hause, ist Beyersdorf der Trauerarbeit erinnertes Kindheit doppelt geneigt.

Surminskis Werk, würde es ins Polnische, Russische, Litauische übertragen, könnte auch jenen, die nach den Deutschen in den Landschaften des Preußenlands siedeln, den Weg öffnen zum Gedächtnis von Zeit und Raum. Erst wenn die Menschen Geschichte und Kultur ihrer Region mit ihren Leben, ihren Biographien verbinden, wenn sie ihre Lokalität erlösen wie der Prinz die Prinzessin im Märchen, erst dann werden sie Wurzeln schlagen und die Sicherheit gewinnen, die sie zu Bürgern ihrer Gemeinwesen macht. Erst wenn die Menschen sich daheim fühlen, zu

² Peter Jokostra, Vorzugsquartier im Hühnerstall. Schicksale ostpreußischer Flüchtlinge – Arno Surminskis authentische Saga, in: Die Welt vom 15. April 1978, zit. von Beyersdorf, S. 144f.

Hause sind, werden sie Demokratie begründen, werden sie Politik und Wirtschaft ihrer Umwelt selbst gestalten und Antworten finden auf die Herausforderungen ihres Ortes und ihrer Region. Im Gedächtnis von Zeit und Raum wächst Sicherheit von unten. Sie legt den Grund für neue Nachbarschaft und für ein neues Netzwerk des Miteinander.

Seinen Vortrag vor der Evangelischen Akademie schloß unser Kronzeuge Bobrowski: „Ich bin dafür, daß alles immer neu genannt wird, was man so ganz üblich als ‚unbewältigt‘ bezeichnet, aber ich denke nicht, daß es damit ‚bewältigt‘ ist. Es muß getan werden, nur auf Hoffnung.“³

Dietmar Albrecht, Lübeck-Travemünde

³ Bobrowski, Schuld (wie Anm. 1), S. 448.

Louis Ferdinand Helbig, Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit. 3., um den aktuellen Forschungsstand und ein Register ergänzte Aufl., Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1996, XXI, 302 S. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 3).

Das Buch von Louis Ferdinand Helbig erlebt innerhalb von acht Jahren bereits seine dritte Auflage. Allein diese Tatsache deutet an, welches Gewicht seiner Studie innerhalb der Forschung zuzuweisen ist und welches Interesse ihr auch von einem breiteren Leserkreis ganz offensichtlich entgegengebracht wird. Helbig darf für sich beanspruchen, als erster in der internationalen Germanistik das wichtige Thema der Flucht und Vertreibung in der deutschen Belletristik nach 1945 umfassend untersucht zu haben. Ebenso ist es ihm als großes Verdienst anzurechnen, ohne Vorurteile und Vorverurteilungen, mit denen gerade dieser Literatur immer wieder begegnet worden ist, an die Thematik herangegangen zu sein. Wenngleich er die Bedeutung des realhistorischen Kontextes und der jeweiligen biographischen Bezüge für die einzelnen Autoren keinesfalls unterschätzt, treten diese jedoch in seiner Darstellung weitgehend zurück. Im Mittelpunkt stehen, und das ist ganz richtig so, die Texte als ästhetische und durchaus auch ethische Be- und Verarbeitungen der Erinnerung an die verlorenen Heimaten. Ausgehend von Norbert Mecklenburgs Konzept des „regionalen Romans“, zielt Helbig darauf, „die ostdeutschen Literaturräume nach ihrem realgeschichtlichen Verschwinden als bleibende

belletristische Gegenstände nachzuweisen“ (S. 64). Zentral ist das Empfinden (und nicht nur, wie Helbig S. 45 sagt: das Erlebnis) des Verlustes, eben des ungeheuren Verlustes, den zumindest die hier untersuchten Autoren nicht bewältigen wollen. Ihnen geht es vielmehr um die Bewahrung des Verlorenen im Medium der Literatur. Beklagt wird nicht in revisionistischer Absicht der territoriale Verlust; ganz im Gegenteil sieht Helbig einen wesentlichen Beitrag der überwiegenden Mehrheit der Autoren gerade darin, das Entstehen nationalistischer Zukunftsvisionen auf der Basis einseitiger Unrechts- und Schuldzuweisungen zu verhindern. Bewahrt würden vielmehr, ein Wort Horst Bieneks aufgreifend, vor allem die „Seelenlandschaften“. Daß hierin die Entwicklung eines ostdeutschen Mythos angelegt ist, hebt Helbig hervor. Daß revisionistisches und nationalistisches Denken in weiteren Kreisen auch der jüngeren Generationen durch diese Literatur letztlich keinesfalls gebannt werden kann, wird jedoch von ihm nicht problematisiert; man denke nur an die von Ralph Giordano („Ostpreußen ade“ 1994) Anfang der 90er Jahre aufgezeichneten Gespräche, die hinreichend – und zugleich erschreckend – deutlich machen, wie tief verwurzelt dieses Denken noch heute ist.

Helbig gliedert seine Untersuchung in drei Teile. Nach einer knappen Einleitung in den historischen Kontext ordnet er im ersten Teil das Flucht- und Vertreibungsthema in den Forschungskontext ein und bietet einen Überblick über die verschiedenen literarischen Gattungen, in denen dieses Thema Raum gewonnen hat. Der zweite Teil widmet sich den Interpretationen einzelner Werke bzw. Werkabschnitte unter sechs inhaltlichen Gesichtspunkten: Heimat, Kampf- und Leidenszeit, Flucht und Vertreibung, Eingliederung, Wiederbegegnung, Versöhnung. Im Anhang wird dann u.a. die belletristische Literatur, die Helbig ausgewertet hat, bibliographiert; es ist das bislang vollständigste, wenn auch keinesfalls ein (das ist vom Verfasser auch gar nicht beabsichtigt) vollständiges Werkverzeichnis (Autoren wie Werner Bergengruen oder Gertrud Fussenegger beispielsweise fehlen).

Helbig spricht durchgängig von „Vertreibungsliteratur“. Er geht dabei von einer bewußt weit gefaßten Definition aus, die einzelne immer wiederkehrende inhaltliche Aspekte des Themas Flucht und Vertreibung subsumiert: „Zur Vertreibungsliteratur gehören Werke aller Genres, verfaßt von Autoren, die noch im Osten veröffentlicht haben, schon im Westen aufgewachsen sind oder sich ohne persönliche Bindungen an den Osten Aspekte des Themas ‚Flucht und Vertreibung‘ erarbeitet haben. Zu diesen Aspekten gehören: die Erfahrungen und Erlebnisse in der Zeit unmittelbar vor der Verwicklung in das militärische Geschehen; die Kampfhandlungen selbst; Flucht; Erleiden von Terror- und Racheakten, Hunger,

Festnahme, Verschleppung, Enteignung; das Leben als Deutsche unter sowjetischer, polnischer und tschechoslowakischer Militär- und später Zivilverwaltung; ‚wilde Vertreibung‘, ‚Aussiedlung‘, ‚Transfer‘, Vertreibung; die Erfahrung des Heimatverlustes; Ankunft im Westen; Eingliederung; Erinnerung an die alte Heimat; Wiederbegegnung.“ (S. 65) Dieser Inventarisierung allgemeiner thematischer Kriterien ist sicherlich nicht zu widersprechen, doch ist sie keinesfalls als hinreichend für eine literarische Gattungsdefinition zu akzeptieren, weil sie die in diesem Sinne als Vertreibungsliteratur verstandenen Werke aus den Kontexten der deutschsprachigen Belletristik nach 1945 herauszulösen droht. Wie leicht dadurch auch dem Verfasser der Blick einseitig verstellt werden kann, zeigt sich in der Einordnung von Christa Wolfs Roman „Kindheitsmuster“, der „trotz seiner Anlage als ästhetisches Aufklärungsunternehmen im Hinblick auf den ‚Faschismus‘ zu einem Vertreibungsroman“ erklärt wird (S. 136, vgl. auch S. 87). Flucht und Vertreibung sind, und weiter sollte man nicht gehen, ein nicht unbedeutendes Thema in der deutschen Belletristik nach 1945; sie bieten einen weiten, in einigen Aspekten neuen, aus Erleben und Erinnerung geschöpften Bereich von Stoffen und Motiven für die literarische Gestaltung in den verschiedensten Gattungen (die ja übrigens auch Helbig in seinem vierten Kapitel des ersten Teils exemplarisch vorstellt) an. Das Thema erfährt, und darin ist Helbig zuzustimmen, „die größte denkbare Breite literarischen Gestaltens“ (S. 102).

Die literarische Aneignung dieses Themas geht dabei in drei Phasen vor sich: Auf eine unmittelbar an den Krieg anschließende individuelle „Erlebnisphase“ folgt eine „Dokumentationsphase“ (wobei der später, S. 103, vom Verfasser gewählte Begriff einer „Erinnerungsphase“ vorzuziehen ist); seit Mitte der 70er Jahre wird dann eine „dichterische Phase“ erreicht, „eine zunehmende schöpferische Bewältigung nicht nur des eigenen Erlebens in der Dichtung und durch Dichtung“ (S. 65). Innerhalb dieser Entwicklungslinien findet das Thema in den verschiedenen Gattungen seine Darstellung. Die Übergänge sind freilich fließend, Erlebnis- und Erinnerungsberichte ohne selbstgesetzten poetischen Anspruch entstehen nach wie vor (man denke an Gräfin Dönhoffs „Kindheit in Ostpreußen“ 1988, Fürst zu Dohna-Schlobittens „Erinnerungen eines alten Ostpreußen“ 1989 u.a.).

Die dominierende – und die dem Thema genuine – literarische Form ist der Roman. Insgesamt zählt Helbig bis Mitte der 80er Jahre 74 Romane, in denen das Thema Flucht und Vertreibung verarbeitet wird. Seine Klassifizierung dieser Romane ist ausschließlich ästhetisch und von der vermeintlichen literarischen Bedeutung der Autoren her motiviert, aber nirgends wirklich begründet. Es scheint nicht nur deshalb unhaltbar, „besonders

typische Vertreibungsromane bedeutender Autoren; wichtige Romane, teilweise von bedeutenden Autoren; Romane von weniger bekannten Autoren; Romane, die zur Trivalliteratur tendieren; schließlich solche, die das Thema nur als Nebenthema darstellen“ (S. 85), zu unterscheiden. Für die Interpretation der Werke unter größergefaßten thematischen Komplexen, auf die Helbig v.a. abzielt, ist damit nichts gewonnen. Zumal die Lyrik, aus der er immer wieder einschlägige Beispiele heranzieht, von dieser Klassifizierung ausgenommen bleibt.

Helbig stellt im ersten Teil sechs Thesen auf, die an dem von ihm selbst zusammengestellten Textkorpus entwickelt werden. Diesen Thesen stellt er die verbreiteten Ressentiments gegen diese Literatur als Gegenthesen gegenüber. Er geht davon aus, daß 1. ein umfangreicher Textkorpus „von teilweise erstrangigen belletristischen Werken aller [!] Genres“ existiert, daß 2. die Flucht- und Vertreibungserlebnisse in dieser Literatur nicht nur dargestellt, „sondern in hohem Maße moralisch bewältigt werden“, daß 3. bei fast allen Autoren nicht nur die deutschen, sondern auch die nichtdeutschen Opfer „eine wichtige, oft eine entscheidende Rolle“ spielen, daß 4. aus der Wiederbegegnung oder Erstbegegnung mit den alten Heimaten ein inhaltlich neuer Prosa- und Lyriktyp entsteht, daß 5. völkische oder nationalistische Tendenzen (abgesehen von einigen wenigen, von Helbig S. 92 selbst abgegrenzten Ausnahmen) in dieser Literatur nicht feststellbar sind, daß schließlich 6. das Erlebnis von Flucht und Vertreibung nicht nur eine „eindrucksvolle Zahl bedeutender [!] Autoren“ angezogen, sondern ebenso völkerverbindende Wirkung gezeitigt hat (S. 41f.). Durch seine Interpretationen sieht er diese Thesen bestätigt (S. 261-266). Man möchte jedoch, nach allem, was bislang in dieser Besprechung erwogen worden ist, zur Vorsicht raten. Sicherlich weisen diese Thesen in die richtige Richtung und werden dem Gegenstand durchaus gerecht. Sie sind jedoch im einzelnen noch näher zu differenzieren, sie sind in ihrer Gewichtung zu modifizieren. Wolfgang Schweiß hat in seiner Dissertation „Flucht, Vertreibung und verlorene Heimat im früheren Ostdeutschland“ ebenfalls im Jahre 1996 einen gewichtigen Beitrag dazu geliefert.

Dennoch ändern diese Monita nichts daran, daß v.a. der Interpretationsteil, der die wesentlichen inhaltlichen Schwerpunkte aus der Literatur zu Flucht und Vertreibung herausfiltert, sehr anregend für eine weitere Beschäftigung mit diesem Thema ist. Helbig sind, v.a. für seine lyrischen Beispiele, aber auch für die großen Romane eines Lenz („Heimatmuseum“) oder Grass („Blechtrommel“) sehr sensible und pointierte Stelleninterpretationen geglückt. Der Leser, sowohl der wissenschaftlich als auch der persönlich an diesem Thema interessierte, erhält mit Helbig

Buch ein grundlegendes Werk in die Hand. Jede weitere Beschäftigung mit dem Thema Flucht und Vertreibung muß von seiner Untersuchung ausgehen. Um so bedauerlicher ist es, daß die Lektüre durch zahlreiche Fehler im Druck, die in einer dritten Auflage wirklich nicht mehr in so großer Zahl stehen dürften, erschwert wird. Auch wären textliche Redundanzen, so wortwörtliche Wiederholungen von Anmerkungen (S. 19 und S. 42) oder einer ganzen Textpassage (S. 50 und S. 179: eine außerdem zumindest problematische Jünger-Interpretation) bei einer redaktionellen Bearbeitung auszumerzen gewesen. Vom Verfasser selbst hätte man sich gewünscht, die dieser Auflage vorangestellte Aktualisierung des Forschungsstandes ruhig ein wenig weiter zu fassen und wenigstens dort auf die seit der Erstauflage seiner Untersuchung erschienenen belletristischen Werke zu diesem Thema näher einzugehen. Daß nach wie vor gewichtige literarische Beiträge zu diesem Thema entstehen, so zuletzt Surminkis als Taschenbuch in die Bestsellerlisten gelangter Roman „Sommer vierundvierzig“, zeigt die ungebrochene Bedeutung dieses Themas für die deutschsprachige Literatur.

Axel E. Walter, Osnabrück

Freya Klier, Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern. Berlin: Ullstein 1998, 351 S., Abbildungen, 2 Karten.

53 Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges unternimmt eine Autorin erstmalig den Versuch, Schicksale deutscher deportierter Frauen in den sowjetischen Arbeitslagern zu beleuchten. Freya Klier, bekannt als Autorin, Regisseurin und Bürgerrechtlerin der ehemaligen DDR, sieht in den aktuellen Geschehnissen auf dem Balkan den Anlaß, die Frage erneut aufzuwerfen: „Was geschieht in Kriegen mit Frauen und Kindern? ... in einer Zeit, in der Vergewaltigungen und Deportationen von jahrzehntelanger Tabuisierung ins historische Vergessen zu gleiten scheinen ...“ (S. 343)

Elf Lebensläufe, basierend auf mündlichen sowie schriftlichen Erinnerungen, bilden den Kern der Darstellung. Elf Frauen bzw. Mädchen, ihr gemeinsames und doch individuell (erlebtes) Schicksal, beginnend in den 40er Jahren bis in die aktuelle Erzählzeit, dokumentiert Klier auf eindrucksvolle – oder besser grauenvoll unmittelbare – Weise. Die Aussagen der einzelnen Betroffenen sind eingebettet in historische Ergänzungen der

Autorin Klier. Die Lebensausschnitte der Frauen verhalten so nicht im isolierten Raum, sondern finden in ihren Erläuterungen den für den lesenden Nichtzeitzeugen historischen Bezug; darüber hinaus können sie eine Hilfestellung für die Lesbarkeit der persönlich bis intimen Aussagen bilden.

Vier einheitliche Zäsuren in den Lebensläufen der Frauen bestimmen gleichsam die Gliederung der vorliegenden Publikation. Die Biographien der Frauen, Geburtsjahrgänge zwischen 1920 und 1941, haben ihren lokalen Ausgangspunkt in den ehemaligen Ostprovinzen des Deutschen Reiches: Ostpreußen, Danzig, Westpreußen, Pommern, Niederschlesien, Ostbrandenburg und Wartheland. Beginnend mit der lokalen und persönlich erlebten Kriegssituation bis zur Besetzung durch die „Russen“, steht im zweiten Kapitel die Deportation im Zentrum. Eine Karte (hätte etwas detaillierter und druckkräftiger ausfallen können) enthält einen ergänzenden Überblick über die Deportationswege und -ziele. In Kapitel drei wird das (Über-)Leben in den Arbeitslagern geschildert, im letzten Kapitel schließlich die Rückkehr und das Leben nach Deportation und Arbeitslager.

Das unmittelbare „Erlesen“ der einzelnen Biographien wird neben den zitierten persönlichen Aussagen durch ein vorangestelltes Foto der erzählenden Person gefördert. Herkunft, Jahrgang, Familienstand und politische Position (Parteizugehörigkeit der Eltern) finden in einer kurzbiographischen Skizze Erwähnung. Die Erläuterungen Freya Kliers veranschaulichen, wie diese Frauen und Mädchen Objekte d.h. Opfer der Geschehnisse wurden, wie entscheidend allein der Aufenthaltsort in den letzten Kriegsjahren das weitere persönliche Schicksal bestimmen sollte.

Am 22. Juni 1944 startete die Rote Armee ihre Großoffensive gegen „Hitler-Deutschland“. Die bis zu diesem Zeitpunkt für ihre Bewohner als „sicher“ geltenden Provinzen jenseits von Oder und Neiße verwandelten sich in Frontgebiete. Für die Zivilbevölkerung der umkämpften Gebiete stellte nun der Zeitpunkt der Evakuierung ein wichtiges Überlebenskriterium dar. Die Bevölkerung war somit abhängig von dem Evakuierungsbefehl bzw. unterlag dem bis zu diesem Zeitpunkt bestehenden Evakuierungsverbot. Doch Terminierung und Durchführung der Evakuierung geschah keineswegs einheitlich, lag diese in der Entscheidungsbefugnis einzelner Personen, der jeweiligen Gauleiter resp. der Lokalverwaltung. In Ostpreußen beispielsweise kam es zunächst zu keinem einheitlichen Evakuierungsaufruf, einzig die Weitsichtigkeit einzelner Lokalverwaltungen führte zu örtlich legitimierten Fluchtbewegungen. (Im Memelgebiet wurde der Evakuierungsbefehl erst nach Eindringen der sowjetischen Truppen ausgerufen usw.) Trotz bestehender Evakuierungsverbote führte die einsetzende Panik verschiedenen Ortes zur heimlichen Flucht einzelner. Mit

Einsetzen der Winterschlacht im Januar 1945 verschärfte sich die Situation der Zivilbevölkerung nochmals. Die zurückweichende Wehrmacht trieb eine Fluchtwelle von ca. fünf Millionen Menschen vor sich her.

Alle elf dargestellten Frauenschicksale wurden von dieser Fluchtwelle erfaßt. Ausgehend von unterschiedlichen sozialen und wirtschaftlichen Lebensverhältnissen zieht sich durch die geschilderten Lebensläufe ein roter Faden: zunächst die Zerstörung der Familie, die Trennung von Verwandten und Bekanntem, unzählige Situationen mit der Konfrontation von Vergewaltigung, verschiedenste Arbeitseinsätze, aber auch kleine Lichtblicke wie das Verständnis und die Hilfe einzelner Polen; in einer zweiten Zäsur dann schließlich die Deportation: ihr vorausgehend Verhöre, Vergewaltigungen und die Ungewißheit über die Pläne der sowjetischen Besatzer. In den einzelnen Arbeitslagern stellen Hunger, Ungeziefer, die psychisch belastende Erfahrung der Isolierung von der Familie, Depressionen und Krankheiten wiederkehrende Momente in den Berichterstattungen dar. Abhängig vom Verschleppungsziel bestimmten Zwangsarbeiten wie Untertagebau, Urbarmachung von Land, Gleisverlegungs- und Straßenarbeiten, landwirtschaftliche Einsätze sowie Fabrik- oder Werksarbeiten den Tagesablauf der einzelnen. Ein Ausweg aus der Verrichtung von Schwerstarbeiten erfolgte lediglich durch lebensbedrohliche Erkrankungen, die einen Aufenthalt im Krankenlager nach sich zogen. Hilfsarbeiten in der Ambulanz konnten so kurzfristig die Deportierte aus ihrer oft tödlich endenden Schwerstarbeit retten. Schließlich der selten direkte Weg in die „Freiheit“. (Für viele Frauen nochmals für ein Jahr durch den Volksaufstand in der DDR 1953 verschoben.)

Der gewählte Berichtszeitraum endet jedoch bewußt nicht mit der „Heimkehr“ der Verschleppten, sondern zeigt durch seine Erweiterung in die Gegenwart hinein, daß die Deportation das heutige Leben der Zurückgekehrten prägt, eine solche Lebenserfahrung nicht abzuschließen ist. Klier demonstriert zugleich die bewußte Verneinung der Regierungen im geteilten Deutschland und ihrer Bevölkerung bezüglich der Probleme der „Heimkehrer“. Neben behördlichen Schikanen in beiden Systemen bestand in der DDR ein offizielles Tabu, über Deportationen oder Zwangsarbeitseinsätze in der Sowjetunion zu sprechen („Verleumdung der Sowjetunion“), keinerlei Verständnis für die Geschichte der Flüchtlinge zeigte nach Kliers Auffassung die Bevölkerung der BRD. Außer den physischen „Nachwirkungen“ der Deportationen kämpfen so die Überlebenden mit schweren psychischen Schäden, bedingt auch durch die bis heute nie gewährte Möglichkeit einer Verarbeitung.

Freya Klier geht es in ihrer Dokumentation nicht darum, die sowjetischen Greuelthaten an der deutschen Zivilbevölkerung darzulegen oder

gar eine Aufrechnung gegen die durch deutsche Soldaten ausgeübten Kriegsverbrechen aufzuzeigen. Die Motivation der Autorin liegt darin, gegen das „Leugnen und Verdrängen“ von Massenvergewaltigungen und Deportationen „Schicksale der Opfer“ (S. 12) entgegenzusetzen.¹ Ergänzend zu zahlreichen publizierten Biographien bekannter Personen des Dritten Reiches wird hier bewußt ein Gegengewicht durch die Darstellung einer Mikroebene, der Biographien „namenloser“ Zivilist(inn)en gelegt. Obgleich ein kollektives Muster den Lebensläufen der erzählenden Frauen zugrundeliegt, ist das Erleben der geschilderten Zeit individuell und durch die Darstellung anhand von Erzählpassagen dem Lesenden direkt und in ergreifender Weise zugänglich. Freya Klier gelingt es trotz kleiner Ungenauigkeiten,² eine bislang unbekannte Seite der deutschen Geschichte durch die Augen eines exemplarisch gewählten Teils der Opfer in unmittelbar tragischer Breite darzustellen und in die Gegenwart zu bringen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

¹ 1988 noch leugnete Gorbačëv das Stattfinden von Deportationen als Erfindungen des Westens. Dagegen steht die ermittelte Zahl des Suchdienstes des Roten Kreuzes von insgesamt 530 000 bzw. 422 000 aus Ostdeutschland in die Sowjetunion deportierten Zivilisten, wovon allein 229 000 den Tod in den Lagern fanden. (S. 186 ff.) In einer aktuellen Moskauer Befragung von Veteranen der Roten Armee ermittelte MEMORIAL, daß sich keiner der Interviewten an Vergewaltigungen von deutschen Frauen entsinnen konnte.

² So fehlt bei der Wiedergabe einzelner Begriffe die Kennzeichnung ihrer zeitgenössischen Verwendung (beispielsweise Warthegau, S. 16). Auch die genauere Angabe von Quellen der verwendeten Zahlen wäre wünschenswert für die Beurteilung ihrer Verwertbarkeit.

Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Henning Hahn u. Peter Kunze. Berlin: Akademie-Verlag 1999, 210 S. (Veröffentlichungen des Sorbischen Instituts/Serbski institut in Verbindung mit der Societas Jablonoviana).

Es liegt wohl nicht zuletzt an den politischen Verwerfungen, die Europa und insbesondere den Balkan in den letzten zehn Jahren dieses Jahrhunderts erschüttert haben, daß sich die Öffentlichkeit eines Problems wieder neu bewußt werden mußte, das mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs

ges (fast) verschwunden zu sein schien. Westeuropa und vor allem die alte Bundesrepublik wiegten sich in ihrem Streben nach Europa in der Hoffnung, den Geist des Nationalismus gezähmt zu haben, um seinem Ausbruch um so hilfloser gegenüberzustehen. Und mit dem Nationalismus tauchte auch die Frage nach nationalen/ethnischen oder anderen Minderheiten in neuer alter Schärfe wieder auf und machte unmißverständlich klar, daß Lösungen wie die mit der Kieler Erklärung von 1949 und der Bonn-Kopenhagener Erklärung von 1955 geregelte deutsch-dänische Schleswigfrage doch Glücksfälle der Geschichte sind.

Im Zusammenhang mit der skizzierten Entwicklung erlebte so auch die Beschäftigung mit Minderheiten einen neuen Aufschwung, der sich in zahlreichen Publikationen niedergeschlagen hat.¹ Mit den aktuellen Darstellungen erhob sich die Frage nach der Geschichte der zu beschreibenden Phänomene, so daß auch die historische Forschung manche Belebung erfuhr. Es ist nun nicht so, daß die Zunft diese Anregungen gebraucht hätte, um eine Fragestellung zu entdecken. Minderheitenproblematiken stellen ein fast zu Tode gerittenes Pferd der Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert dar. Doch gibt die Mehrzahl der Abhandlungen – und das gilt auch noch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg – mehr Auskunft über die hinter ihr stehende Ideologie als über ihren Gegenstand. Die Arbeiten standen im Dienste einer nationalistischen Rechtfertigung der betroffenen Seiten oder suchten (mehr oder minder verkrampft), zur Überwindung des Nationalismus beizutragen. Seit den 70er Jahren brach sich aber auch hier ein neuer Geist Bahn, der sich bemühte, die notwendige Nüchternheit bei den heißen Eisen des nationalstaatlich organisierten Europa und seiner Geschichte walten zu lassen.²

Der vorliegende Band nun gibt die 19 Referate einer Konferenz wieder, die vom 28. bis 30. September 1995 unter dem Titel „Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert“ in Bautzen stattfand. Veranstalter waren das Sorbische Institut/Serb-ski institut Bautzen und die Leipziger Societas Jablonoviana, die sich die Pflege deutsch-polnischer Wissenschaftskontakte zum Ziel gesetzt hat. Der Beitrag von Leszek Belzyt wurde zusätzlich zu den auf dieser Tagung gehaltenen Referaten aufgenommen.

¹ So z.B. Martina Boden, Nationalitäten, Minderheiten und ethnische Konflikte in Europa. Ursprünge, Entwicklungen, Krisenherde. Ein Handbuch. München 1993 (Geschichte und Staat. 296), sowie Klemens Ludwig, Ethnische Minderheiten in Europa. Ein Lexikon. München 1995 (BsR. 1115).

² Ein schönes Beispiel sind die publizierten Referate einer Thorner Tagung von 1993: Nationale, ethnische Minderheiten und regionale Identitäten in Mittelalter und Neuzeit, hrsg. v. Antoni Czacharowski. Toruń 1994.

Miroslav Hroch (Prag) entwickelt in seiner Einleitung „Minderheiten als Problem der vergleichenden Nationalismusforschung“ (S. 9-18) vier Grundtypen von Minderheiten, die anhand von Beispielen erläutert werden. Die entscheidende mitteleuropäische Voraussetzung ist dabei die Sprache, Kristallisationspunkt eine aus Unzufriedenheit erwachsende Identitätsbildung. Minderheiten entstehen also da, wo Identitäten unvereinbar werden, sich gegenseitig ausschließen, und die Geschwindigkeit des Prozesses, der Aktivierungsgrad innerhalb der Minderheit, steht in engem Zusammenhang mit der Bildung und der sozialen Schichtung der betroffenen Gruppe. Die Lösung eines solchen Problems ist dann eine Frage von Machtpolitik und/oder Mentalitäten. Perspektivisch bietet der demokratische Staat jedoch die einzige Aussicht, Minderheiten eine Teilnahme am gesamtstaatlichen Willensbildungsprozeß zu garantieren. Rudolf Jarowski (Kiel) – „Nationalstaat, Staatsnation und nationale Minderheiten. Zur Wechselwirkung dreier Konstrukte“ (S. 19-27) – konzentriert sich auf das 19. Jahrhundert. Er weist auf die Wechselwirkung zwischen Nationalitätenfrage und moderner Nation hin, impliziert der Begriff der „nationalen Minderheit“ doch eigentlich die Existenz einer Nation. Die Vielstaatlichkeit Deutschlands mußte die Entwicklung von National-Kriterien wie Volk, Sprache und Kultur forcieren. Das konnte die Entstehung von Gegensätzen nur beschleunigen und verschärfen, hob dies doch Kooptationsmöglichkeiten weitgehend auf. Als dann im späten 19. Jahrhundert Staats- und Nationenwerdung verschmolzen, eskalierte das Problem bis hin zur Unlösbarkeit.

Witold Molik (Posen) wendet sich der konkreten Arbeit zu. Er gibt in „Die preußische Polenpolitik im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Überlegungen zu Forschungsstand und Perspektiven“ (S. 29-39) einen Überblick über den deutschen und den polnischen Forschungsstand. Dazu gliedert er – naheliegend – in die vier Abschnitte der Teilungszeit bis 1918, der Zwischenkriegszeit, der Jahre 1945–1989 sowie der seit der Vereinigung Deutschlands und skizziert Leistungen, Probleme und Desiderata.

Die Widerspiegelung des Nationalitätenproblems in der Fachwissenschaft macht Magdalena Niedzielska (Thorn) quellennah mit „Geschichtsschreibung der Provinz Preußen und die Frage der nationalen Minderheiten im 19. Jahrhundert“ (S. 41-50) zum Thema. Niedzielska ist bereits mehrfach mit Arbeiten zum Landesbewußtsein und zur Wissenschaftslandschaft der Provinz Preußen im 19. Jahrhundert hervorgetreten,³ jener

³ So sei genannt *Tożsamość elit politycznych w Prusach Wschodnich w pierwszej połowie XIX wieku* (Die Identität der politischen Elite im östlichen Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in: *Zapiski Historyczne* 62 (1997), S. 53-80.

Provinz mit eigener Geschichte, in der die Historie in besonderem Maße zur Legitimation herangezogen wurde. Der Glaube an die eigene Überlegenheit verband sich hier bereits um 1800 mit Tendenzen zur Ent-Nationalisierung von Nichtdeutschen. So glaubte man nach 1830, von einem baldigen „Erlöschen der Nebensprachen“ ausgehen zu können. Die Diskreditierung von Dialekten ging einher mit der Forderung nach Gebrauch der deutschen Hochsprache. Das Polnische galt zwar ebenfalls als Hochsprache, sollte jedoch über die Bekämpfung der katholischen Konfession zurückgedrängt werden, was die Gleichsetzung von Konfession und Nation zum Ausdruck bringt.

Der Beitrag von Krzysztof Makowski (Posen), „Polen, Deutsche und Juden und die preußische Politik im Großherzogtum Posen. Versuch einer neuen Sicht“ (S. 51-60), ist einer der herausragenden des Bandes. Anhand der demographischen Spezifika der Posener Provinz, in der die polnische Bevölkerung in allen sozialen Schichten vertreten war, wird die Bedeutung einer klaren Terminologie aufgezeigt. Was bedeutet Germanisierung? Ist es Entnationalisierung oder gar Vernichtung? Handelt es sich um Integration und Assimilation oder lediglich um Akkulturation? Das Ziel der preußischen Politik nach 1815 war der Erhalt der Provinz, die deshalb vollständig in den Staat integriert werden sollte. Daß sich die dazu ergriffenen Maßnahmen im Rahmen des „Normalen“ bewegten, machen kurze Vergleiche mit anderen Provinzen und auch Staaten deutlich. Erst die Siedlungspolitik des Oberpräsidenten Flottwell nach 1830 verbaute den Weg zu einer Verständigung. Von einer Förderung radikaler deutscher Gruppen durch die Regierung könne aber auch zu diesem Zeitpunkt keine Rede sein. Behandelt werden auch die in der Posener Provinz zahlreichen Juden, die um 1820 über 40% der jüdischen Bevölkerung ganz Preußens ausmachten. Sie standen zwischen Deutschen und Polen, entschieden sich kulturell für die Assimilation an die Deutschen. Aus der Erfahrung, dennoch zurückgewiesen zu werden, entstanden später Tendenzen zum Zionismus.

Peter Kunzes (Bautzen) Bemerkungen „Zur preußischen und sächsischen Sorbenpolitik im 19. Jahrhundert“ (S. 61-70) wenden sich der Minderheit zu, der immerhin fünf der 20 Beiträge gewidmet sind. Kunze unterscheidet zwischen den Bereichen Niederlausitz und Cottbus (d.h. dem preußischen) sowie der Oberlausitz (d.h. dem sächsischen Teil). Preußen sei ursprünglich liberal gewesen, während Sachsen schon seit dem späten 18. Jahrhundert auf Germanisierung bedacht gewesen sei. Nach 1815 habe Preußen dann auch zu rigideren Maßnahmen gegriffen, um später zu einem „sanften Austrocknen“ überzugehen. Das Ziel sei jedoch nicht erreicht worden. In Sachsen habe die Stabilität des ständischen Systems die

Sorben bis in das 19. Jahrhundert hinein gestützt. Nach der vollen Eingliederung der Oberlausitz nach Sachsen 1835 blieb die sächsische Haltung liberal. Bald setzten sich aber auch hier Germanisierungstendenzen durch, die gleichfalls im Versuch der Austrocknung endeten. Seit 1871 kam es zu weiteren Verschärfungen, es gelang jedoch nicht, das Sorbische als Schulsprache zu verdrängen. Parallel zu den staatlichen Maßnahmen entstand in beiden Teilen seit den 1830er Jahren eine sorbische Nationalbewegung, die wesentlich zum Weiterbestehen der sorbischen Minderheit beitrug.

In eine ganz andere Ecke Deutschlands führt Klaus Pabst (Köln). „Die preußischen Wallonen – eine staatsstreuere Minderheit im Westen“ (S. 71-79) veranschlagt er um 1815 auf ca. 12000 Menschen. Ihr Französisch wurde von Berlin toleriert, ja romantisierend verehrt, was durch die absolute Staatsstreuere der Wallonen erleichtert wurde. Als nach 1850 Germanisierungstendenzen einsetzten, waren sie von den Behörden der mittleren und unteren Ebene getragen. Versuche des Regierungspräsidiums, Deutsch als Sprache durchzusetzen, scheiterten aber an Protesten der Betroffenen und am Eingreifen Berlins und der Provinz. Das Geschäftssprachengesetz von 1876 und der Kulturkampf erschütterten dann aber doch die Loyalität zum Staat. Seit Ende des 19. Jahrhunderts gab es schließlich wallonische Schutzbestrebungen und Organisationen. Die Mehrheit blieb jedoch auch nach 1918 noch deutschorientiert. Erst der Nationalsozialismus konnte das ändern.

Marek Czapliński (Breslau) stellt in seinem Beitrag „Der Oberschlesier – Staatsbürger oder Untertan? Zur preußischen Politik der Jahre 1807–1914“ (S. 81-91) die polnischsprachigen Oberschlesier in den Mittelpunkt. Auch hier galt der Topos, daß polnisch gleich ungebildet, katholisch und unselbständig sei. Rückte daher der Wunsch nach Germanisierung rasch nach vorne, so wurde aufgrund der Stärke der polnischen Bevölkerung von Landräten dennoch die Beherrschung des Polnischen gefordert. Diese Stärke zwang den einzelnen im täglichen Leben oft zur Zweisprachigkeit. Im Kulturkampf verschärfte sich die Lage für die Polnischsprachigen; im Konflikt mit dem verschiedene Ziele gleichzeitig verfolgenden Staat entwickelte sich die Zentrumsparterie zur Vertreterin der deutschen Katholiken, so daß es erstmals auch zu innerkatholischen Konflikten kam. Czapliński konstatiert die preußische Unfähigkeit, das Problem zu lösen. Zugleich weist er aber auf identische Schwierigkeiten für Polen gegenüber den Ukrainern und für England in Irland hin und stellt so einen größeren Zusammenhang her.

Recht blaß bleibt Józef Borzyszkowski (Danzig) mit den „Kaschuben im 19. und 20. Jahrhundert zwischen Polen und Deutschland“ (S. 93-98).

Er gibt einen Abriß ihrer Geschichte und zeigt Forschungsdesiderata auf, benutzt andererseits aber alte Klischees. Dies kann freilich auch an der Übersetzung liegen, denn „baltische Slawen“ soll wohl „Ostseeslawen“ heißen, und die Unklarheit des Begriffs „Pommern“ liegt wohl an der schlichten Übersetzung des polnischen „Pomorze“.

Nach Ostpreußen führen Grzegorz Jasiński (Allenstein) „Zur Problematik der Assimilation der masurischen Bevölkerung im preußischen Staat“ (S. 99-108) und Robert Traba (Warschau) „Zwischen katholischer Kirche und Staat? Die nationale und soziale Reaktion der Ermländer auf die gesellschaftliche Modernisierung im 19. Jahrhundert“ (S. 109-119). Jasiński zeigt die unveränderliche Bedeutung des Polnischen als liturgische Sprache für die Masuren auf, deren Königs- und Staatstreue von keiner Sprachproblematik zu erschüttern war. Im Gegenteil: Versuche polnischerseits, die Masuren durch Katholisierung an Polen zu binden, schufen einen Gegensatz, der die propolnische Bewegung im südlichen Ostpreußen nur eine Randgruppe bleiben ließ. Dies wurde – die Bemerkung nur nebenbei – in der Volksabstimmung von 1920 dann auch deutlich sichtbar. (Vor diesem Hintergrund bleibt die Bemerkung von Borzyszkowski, daß die Kaschuben sich nach 1918 zu Polen bekannt hätten und deshalb der Republik angeschlossen worden seien, doch unklar. Hier fand keine Abstimmung statt.) Im Ermland, einer katholischen Insel im protestantischen Osten Preußens, entstand erst aus propolnischen Aktivitäten seit den 1880er Jahren ein innerkatholischer deutsch-polnischer Gegensatz und zugleich ein Konflikt innerhalb der polnischsprachigen Bevölkerung, der den propolnischen Teil zu einer deutlichen Minderheit werden ließ. Zeitgleich entstand ein reges katholisches Vereinsleben, das sich nationalisierte und auch die polnische Bevölkerung weitgehend aufzog. Allein im Süden Ermlands hielten sich marginale nationalpolnische Tendenzen, die gegen die Akkulturation ankämpften. Daß sich gerade dieser Antagonismus zu einem Mythos entwickelte, zeigt einen Realitätsverlust, der eine Vermittlung unmöglich machte.

Jørgen Kühl (Schleswig) stellt die „dänische Minderheit in Preußen und im Deutschen Reich 1864–1914“ (S. 121-132) vor. Nach einem kurzen geschichtlichen Abriß werden die Gründe für den Rückgang nach 1864/71 erläutert, als zahlreiche Dänen nach Dänemark oder Übersee gingen. Da die Bauern des Landes vor allem die Träger dänischer Gesinnung waren und sie gleichzeitig das ökonomische Rückgrat der Provinz bildeten, war die Minderheit in ihrer Existenz nie bedroht. Wahlen brachten dies zum Ausdruck. Die Sprachenpolitik Berlins wirkte nur konsolidierend. Trotz aller Rigidität der deutschen Politik war die Loyalität zu Staat und Königshaus stark. Das Plebiszit von 1920 schloß den Großteil der Min-

derheit wieder an Dänemark an und ließ dort zugleich eine deutsche Minderheit entstehen (von der eingangs bereits die Rede war).

Unklarheiten wirft der Beitrag von Wolfgang Wippermann (Berlin) über das „*ius sanguinis*‘ und die Minderheiten im Deutschen Kaiserreich“ (S. 133-143) auf. Ausgehend vom preußischen „Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Eigenschaft als preußischer Untertan sowie über den Eintritt in fremde Dienste“ stellt Wippermann einen Übergang von *ius soli* zum *ius sanguinis* fest. Zu Recht weist er auf den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Freizügigkeits- und dem Unterstützungswohnsitzgesetz hin. Doch verhinderte dieses Gesetz keine Armutsmigration *innerhalb* Preußens (was mit der Freizügigkeit für Staatsbürger ja auch nicht vereinbar gewesen wäre), wie Wippermann in Anlehnung an Brubaker anklingen läßt, sondern eine Armutsimmigration *nach* Preußen hinein – ein Gedanke, der auch heutigen Demokratien ja so fremd nicht ist. Zudem bedeutet *ius soli* nicht – wie nahegelegt wird – Staatsbürgerschaft nach Wohnsitz, sondern Staatsbürgerschaft nach Geburtsort (ohne Rücksicht auf die Nationalität der Eltern wie das *ius sanguinis*).⁴ Das Abstammungsrecht ist somit kein Instrument zur Ausgrenzung bereits existenter Minderheiten (die ja die Staatsbürgerschaft besitzen und sie somit vererben), sondern einer Reglementierung von Zuwanderung. Das *ius soli* dagegen dient einem Staat, der seine Bevölkerung unbedingt vermehren will, so eben Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg. So wirft der Beitrag vielleicht mehr Fragen auf, als er beantwortet, und macht den Eindruck, mit recht heißer Feder geschrieben worden zu sein.

„Gab es im 19. Jahrhundert ein sorbisches Bürgertum?“ fragt Siegmund Musiat (Bautzen) (S. 145-156). Der Analyse von Quellen aus dem Jahre 1810 durch Mětšk folgend, zeigt Musiat einen bedeutenden sorbischen Anteil an den Gewerbetreibenden auf. Sorbische Fabrikanten, Druckereibesitzer, Baustoff- oder Genußmittelindustrielle belegen ein sorbisches Bürgertum, anhand dessen Musiat weiterführende Fragestellungen entwickelt. Der Beitrag von Leszek Belzyt (Leipzig) „Die Zahl der Sorben in der amtlichen Sprachenstatistik vor dem Ersten Weltkrieg“ (S. 157-169) ist nicht als Referat auf der Tagung gehalten worden, sondern wurde beigefügt, um die Frage nach der Größenordnung der sorbischen Minderheit zu beantworten. Grundlage bildet statistisches Material, wie es Belzyt allgemein vor allem für den preußischen Staat aufbereitet hat,⁵

⁴ Vgl. zur Klärung R. Grawert, Staatsangehörigkeit, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hrsg. v. Adalbert Erler (u.a.). Bd. 4, Berlin 1990, Sp. 1800-1809.

⁵ Leszek Belzyt, Sprachliche Minderheiten im preußischen Staat 1815-1914. Die preußische Sprachenstatistik in Bearbeitung und Kommentar. Marburg a.d.L. 1998 (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 3).

von einer Konfessionsstatistik des Jahres 1831 bis zur Volkszählung von 1911.

Dietrich Scholze (Bautzen) untersucht die „Literatur als Faktor der Identitätsbildung bei den Lausitzer Sorben“ (S. 171-178). Ältestes sorbisches Schriftzeugnis ist der Bautzener Bürgereid von 1532. Das älteste sorbische Buch ist ein niedersorbisches Gesangbuch samt lutherischem Katechismus von 1574. In diesem alltäglichen Umfeld existierte eine sorbische Schriftsprache, bis der Druck von Industrialisierung und Modernisierung eine beschleunigte Assimilation verlangte und die Substanz des Sorbischen gefährdete. Auch bei den Sorben bestand die Reaktion in ihrer „Wiedergeburt“ mit einer Entwicklung voll funktionsfähiger Schriftsprachen unter Rückbindung an andere slawische Völker und Kulturen. In der DDR „spezialisierte“ sich die sorbische Literatur auf Umweltfragen. Helmut Jentsch (Bautzen) wendet sich im kürzesten der Beiträge dem „Verhältnis der Minderheitssprache Sorbisch zur Mehrheitssprache Deutsch im 19. Jahrhundert“ (S. 179-183) zu. Untersuchungsgrundlage ist die Schriftsprache, die sich seit 1840 über religiöse Literatur hinaus zu entwickeln begann. Waren Übernahmen zuvor oft aus dem Deutschen erfolgt, bemühte man sich nun, Lehnwörter aus dem Tschechischen zu finden, um die eigene Sprache zu modernisieren. Lehnübersetzungen aus dem Deutschen blieben jedoch häufig, der Einfluß des Deutschen weiterhin ungebrochen.

Der Einfluß des Deutschen auf das Polnisch eines ehemaligen Teilungsgebietes beschäftigt Irena Sarnowska-Giefing (Posen) in „Germanismen im Posener Polnisch des 19. Jahrhunderts“ (S. 185-193). Sie unterscheidet dabei zwischen Germanismen, die bereits durch mittelalterliche und frühneuzeitliche Kontakte ins Polnische kamen, von solchen, die auf die Teilungszeit zurückgehen. Eine Analyse der bilingualen Bevölkerung im 19. Jahrhundert zeigt das Deutsche als Herrschaftssprache, die im Polnischen in der Lexik, in der Lautbildung und in der Syntax ihre Spuren hinterlassen hat. Als schönes Beispiel nennt Sarnowska-Giefing „ja myślałem“ („ich dachte“), wobei das Personalpronomen „ja“ im Polnischen – anders als das „ich“ im Deutschen – nicht notwendig ist.

Nur sprachlich vertreten ist die Minderheit der Litauer. Manfred Klein (Bielefeld) untersucht „Laß uns mal deutsch kalbeken, Margellchen!‘ Wirkungen des Sprachkontaktes in Preußisch Litauen“ (S. 195-203). Kurz und treffend skizziert Klein die Problematik nationaler Zuordnung aufgrund von Sprache und zeigt auf, daß die Idee von „Sprachreinheit“ als einer Notwendigkeit lebensfremd ist. Er sieht Sprache als Mittler und Barometer kultureller Integration. Am Beispiel der Chronik des Friedrich Tribukeit aus Christiankehmen weist er zugleich das Vergehen von

Spracheinflüssen auf. Tribukeit benutzt zahlreiche litauische Ausdrücke, die er selbst seinem Leser erklärt, die also bereits zu seiner Zeit aus dem Sprachschatz zu verschwinden im Begriff waren.

Zusammenfassend stellt Hans Henning Hahn (Oldenburg) schließlich die Frage nach „Nationale(n) Minderheiten und Mehrheitsnationen im 19. Jahrhundert. Einige grundsätzliche Überlegungen zur kollektiven Identitätsbildung“ (S. 205-210). Er sieht einen „Verfassungspatriotismus“ als Möglichkeit eines politischen Nationskonzeptes, das wechselseitige und unterschiedliche kollektive Identitäten duldet. Man sollte bei dieser Perspektive aber nicht vergessen, daß auch ein solcher Patriotismus des Rechtes für sich die erste Stelle einfordern muß und auch er ausschließende Identitäten kennt.

Im ganzen bietet der Band zahlreiche Anregungen und vermittelt neue, aber auch ältere Erkenntnisse und Haltungen zur Minderheitenproblematik. Das Buch beschließt ein Autorenverzeichnis, ein Register ist nicht beigefügt worden. Leider sind in den Anmerkungen bzw. den Literaturlisten die fremdsprachigen Titel nicht übersetzt worden. Für Französisch ist das nicht üblich, bei den polnisch-, sorbisch- und den dänischsprachigen Titeln wäre mancher Leser dankbar.

Georg Michels, Bonn

Albert S. Kotowski, Polens Politik gegenüber seinen deutschen Minderheiten 1919–1939. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1998, 383 S. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 23).

Die hier vorliegende, 1996 von der Universität Freiburg angenommene Habilitationsschrift widmet sich einem zentralen Kapitel sowohl der polnischen Innenpolitik der Zwischenkriegszeit wie auch des deutsch-polnischen Verhältnisses im 20. Jahrhundert. Im Zeichen des deutsch-polnischen Gegensatzes der 1920er und 1930er Jahre spielten sowohl die deutsche Minderheit in Polen als auch die polnische Minderheit in Deutschland eine wichtige Rolle, die untrennbar mit der „großen Politik“ zwischen beiden Staaten verknüpft ist.

Kotowski war einer der ersten polnischen Historiker, die einen ausführlichen Einblick in die polnischen Akten zur Geschichte der Deutschen in Polen erhalten hatten, und ihm gebührt der Verdienst, diese Be-

stände recht früh auch in Deutschland bekannt gemacht zu haben.¹ Seine Habilitation stützt sich auf diese polnischen sowie deutsche Quellenbestände, die seither vielfach in Einzeluntersuchungen oder auch in Editionen ausgewertet und dargestellt wurden.² Während verdienstvolle regionale oder lokale Untersuchungen mittlerweile für einige Gebiete Polens zur Verfügung stehen – genannt sei hier nur die Dissertation von Mathias Niendorf –, fehlt eine Gesamtdarstellung der polnischen Minderheitenpolitik.³ Eine spiegelbildliche Studie zur preußisch-deutschen Politik der Weimarer Jahre und zur nationalsozialistischen Volksgruppenpolitik gegenüber den Polen in Deutschland steht immer noch aus.

Kotowski greift nach einer ausführlichen Einleitung (S. 1-32), die er noch einmal um einen so auch benannten Überblick über die „deutsche Minderheit in Polen bis 1933“ (S. 51-82) ergänzt, auf die Basis der polnischen Staatsgründung am Ende des Ersten Weltkrieges und in den beginnenden 1920er Jahren zurück. So beschreibt er die Auswirkungen der preußischen Polenpolitik (S. 33-45) und die höchst kontroversen deutschlandpolitischen Positionen der verschiedenen polnischen Gruppierungen und Parteien im Umfeld der Staatsgründung (S. 45-51). Der daran anschließende, bereits genannte „Überblick“ beschäftigt sich mit der quantitativen und regionalen Verteilung der Deutschen in Polen, den Auswirkungen der vier Teilungsgebiete auf Mentalitäten, Konfessionen, soziale Schichtungen, Bildung, politische Gruppierungen etc.

Anschließend wendet sich die Studie den „Anfängen der polnischen Minderheitenpolitik“ (S. 83-129), den konzeptionellen Grundlagen einer allgemeinen Nationalitätenpolitik in Polen zu. Die Deutschen stehen dabei zwar im Zentrum von Kotowskis Überlegungen, weitere nationale Gruppen, insbesondere die Ukrainer in den „kresy“, werden jedoch mit in den Blick genommen. Kotowski zieht dabei eine Linie von einer als eher konzeptionslos, situativ motivierten, reaktiven Nationalitätenpolitik hin zu einem strukturell geplanten Vorgehen der Warschauer Politik im Verlauf der 1920er Jahre. Damit sieht er einen Übergang von einer „planlosen zur planmäßigen Entdeutschung“ (S. 130-175) in den Jahren 1926

¹ Wojciech Kotowski, Quellen zur Geschichte der deutschen Minderheit in Polen von 1919 bis 1939 in deutschen und polnischen Archiven, in: Dokumentation Ostmitteleuropa (1992), H. 3/4.

² Z.B. Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und Volkstumskampf im Grenzgebiet. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern 1920–1939, hrsg. im Auftrage des Institutes für Zeitgeschichte v. Rudolf Jaworski u. Marian Wojciechowski, bearb. v. Mathias Niendorf u. Przemysław Hauser. München (u.a.) 1997 (Texte und Materialien zur Zeitgeschichte. 9).

³ Mathias Niendorf, Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sepolno Krajeńskie) 1900–1939. Wiesbaden 1997 (Quellen und Studien. Deutsches Historisches Institut Warschau. 6).

bis 1932. Bedauerlicherweise leidet die terminologische Ebene hier wie an anderen Stellen der Arbeit an einer zum Teil recht undifferenzierten Verwendung zeitgebundener Termini, die durchaus einer Überprüfung wert gewesen wären (z.B. eben: Entdeutschung), oder einer detaillierter zu untersuchenden Pauschalisierung von Termini wie „Deutschtum“ als angeblichen Begriff „nationalistischen Charakters“ oder „Volkstum“ als „rassistisch(er)“ Begrifflichkeit (S. 17).

Nichtsdestotrotz fördert Kotowski einige interessante Einzelergebnisse zutage wie die Belege für eine wohl nicht ausschließlich auf Einzelfälle beschränkte konspirative Tätigkeit führender Minderheitenangehöriger oder die unterschiedliche Nationalitätenpolitik ziviler und militärischer Behörden in Polen, die mitnichten den Charakter einer zentral gelenkten und stringent gegen die nationalen Gruppen ausgerichteten Politik im Sinne eines Staatszieles zu vermitteln mag.

Die internationale Ebene der Minderheitenpolitik Polens schildert Kotowski zum einen am Beispiel der polnischen Völkerbundpolitik, insbesondere bzgl. des Petitionsverfahrens, einzelner Petitionen und der Frage der Verallgemeinerung des Minderheitenschutzes (S. 176-185). Zum anderen widmet er dem Europäischen Nationalitätenkongreß ein naturgemäß sehr knappes Kapitel, das v.a. einige Aspekte der polnisch-staatlichen Zielsetzungen in der internationalen Minderheitenbewegung anreißt (S. 185-194).

Ein weiteres überblicksartiges Kapitel faßt sodann die „Minderheitenprobleme als bestimmende(n) Faktor in den deutsch-polnischen Beziehungen“ der Jahre 1919 bis 1932 zusammen (S. 195-216). Nach einer ausführlichen Beschäftigung mit den Kriegszielen des Reiches in bezug auf Polen im Ersten Weltkrieg und auf einen wieder zu errichtenden polnischen Staat unter möglichst weitgehender Abwehr polnischer Interessen auf deutsche Territorien widmet sich die Untersuchung auch verschiedenen Vorstößen Deutschlands, mit der Sowjetunion eine abgestimmte Polenpolitik zu betreiben. Die anschließende Beschreibung der Organisation der Deutschumpolitik in den Reichsstellen beschreibt v.a. den bekannten Forschungsstand einschließlich der deutschen Subventionspolitik. Rechtliche Problemstellungen wie die Lösung der Optantenfrage stehen sodann im Mittelpunkt.

Inwieweit man allerdings Kotowskis Bewertung folgen kann, für die Minderheitenoffensive Stresemanns gegen Ende der 1920er Jahre sei neben der „unnachgiebige(n) polnische(n) Entdeutschungspolitik“ „der Versuch, ein effektives Minderheitenschutzsystem zu bilden und Voraussetzungen für eine Kulturautonomie der deutschen Minderheitengruppen in Europa zu schaffen“, die wichtigere Motivation gewesen (S. 211), muß bezweifelt werden. Kotowski verkürzt hier die zentrale außenpolitische Motivlage der Stresemannschen Politik, die nun einmal neben der wirt-

schaftlichen Entlastung des Reiches in der Reparationsfrage v.a. auf der Revision der Territorialverluste durch Versailles lag. Und diese politische Zielsetzung blieb die *conditio sine qua non* auch der Stresemannschen Minderheitenpolitik. Auch die „deutliche (...) Beruhigung der deutsch-polnischen Kontroversen in der Minderheitenfrage“ zu Beginn der 1930er Jahre (S. 215), die Kotowski auf nicht näher definierte „politische Änderungen in der Weimarer Republik“ im Gefolge des Todes von Stresemann und auf die Weltwirtschaftskrise zurückführt, verdiente eine tiefergehende Darstellung. Vor allem die Betrachtung regionaler und lokaler Ereignisse könnte bei der Beantwortung der Frage helfen, ob es nicht vielmehr eine Verschiebung der Minderheitenpolitik von einer offen-diplomatischen hin zu einer administrativen oder lokalen/regionalen Ebene gegeben hat, die sich gleichermaßen auch für die „Gegenseite“ – die Polen in Deutschland und die deutsche Polenpolitik – feststellen ließe.

Den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Minderheit in Polen und die polnische Minderheitenpolitik widmet sich Kotowski in einem zentralen Kapitel (S. 217-297). Dabei wird neben der Politik Warschaus und Berlins auch ein Blick auf die oberschlesische Frage geworfen, die mit dem Auslaufen der Genfer Konvention und der anschließenden Unterzeichnung der deutsch-polnischen Minderheitenschutzklärung vom November 1937 kulminierte (S. 262-269 u. 280-297).

Eine ausführliche Untersuchung des Jahres 1939 steht am Ende der chronologischen Kapitel (S. 298-344). Kotowski ordnet dabei die polnische Minderheitenpolitik in das Geflecht einer sich zunehmend offen expansiv gebärdenden deutschen Außenpolitik ein und stellt die Möglichkeiten einer „Minderheitenpolitik angesichts wachsender Kriegsgefahr“ (S. 312-338) dar. Dabei wirft er auch einen Blick auf die Funktionsweisen und Verurteilungen der deutschen Minderheit als „Fünfter Kolonne“ bis hinein in den Zweiten Weltkrieg (S. 338-344).

„Bilanz und Ausblick“ (S. 345-360) mit einem Vorgriff bis in die 1990er Jahre beschließen den Band. Das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 362-378) wird man mit Gewinn gebrauchen können.

Abschließend sollte allerdings auch die Frage in den Raum gestellt werden, inwieweit eine isolierte Betrachtung der polnischen Politik gegenüber nur einer der in Polen lebenden Minderheiten tragfähig ist, oder ob es nicht vielmehr auch an der Zeit wäre, die polnische Nationalitätenpolitik als Ganzes, d.h. in ihren innen- und außenpolitischen Implikationen, gegenüber ihren nationalen Minderheiten und ihren Nachbarn, einer Untersuchung zu unterziehen.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Robert Traba, Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach (Deutsche – Ermländer – Polen 1871–1914. Zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland und der polnisch-deutschen Beziehungen in Preußen). Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego 1994, 264 S. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie. 142).

Bei einem polnischen Historiker des Jahrganges 1958, der, im Ermland aufgewachsen, die Geschichte seiner engeren Heimat im Deutschen Kaiserreich untersucht, versteht es sich fast von allein, daß im Zentrum seiner Aufmerksamkeit das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen steht: In dieser Region lebten Angehörige beider Gruppen zusammen, in dieser Zeit begann, auch hier, ihr Zusammenleben problematisch zu werden. Indes haben methodische Erwägungen Traba davon abgehalten, die nationale Frage direkt und von jener Seite anzugehen, die ihm am nächsten liegt. Da das Ermland, seit der Reformation eine katholische Enklave im protestantischen Ostpreußen, besonders tief geprägt war von der Konfession, und da Deutsche in der Kirche die unbestrittene Herrschaft, in der Bevölkerung ein klares Übergewicht hatten, setzt Trabas Studie bei den deutschen Katholiken an. Da der ermländische Katholizismus, immer ein Glied der römischen Universalkirche, seit der Ersten Teilung Polens in die preußische, vollends seit der Reichsgründung in die deutsche Geschichte eingebunden war, spannt Traba den Bogen seiner Beobachtungen noch weiter und fragt nach preußischen, deutschen und gesamtkirchlichen Rahmenbedingungen, die auf den Katholizismus der Region in der Zeitspanne von 1871 bis 1914 eingewirkt haben. Erst vor diesem ausgedehnten Horizont formuliert er sein eigentliches Thema: die Einstellung und das Verhalten der katholischen Deutschen gegenüber den katholischen Polen im Ermland.

Trabas Leitfaden ist der Begriff „katholische Bewegung“. Das Stichwort stammt aus der jüngeren deutschen Forschung und faßt Haltungen, Lehren, Organisationen und Aktionen zusammen, mit denen im 19. und 20. Jahrhundert Amtsträger und Angehörige der römischen Kirche auf kulturelle, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Prozesse antworteten, die sie als Herausforderung für den Glauben, als Bedrohung für die Kirche erfuhren. Zur Abwehr dienten Presse, Versammlungen, Vereine und Parteien, sämtlich Waffen, die aus dem Arsenal der Angreifer stammten. Von der Kirche aufgenommen und ausgebildet wurden sie insbesondere unter dem Druck akuter Krisen. In Deutschland gingen bis

zum Ersten Weltkrieg die stärksten Schübe aus von der Revolution 1848, von Reichsgründung und Kulturkampf, von Arbeiterfrage, Landflucht und Landwirtschaftskrise, den Folgelasten der Industrialisierung, die sich zum Jahrhundertende dramatisch akkumulierten. Die Kirche überstand alle diese Erschütterungen, ohne ihre überkommenen Institutionen und Autoritätsstrukturen zu verändern. Neben dem alten Gefüge des Weltklerus und der geistlichen Orden, der Kirchensprengel und karitativen Einrichtungen aber entstand binnen eines halben Jahrhunderts ein neues und immer dichteres Netz von Aktivitäten, in denen das Kirchenvolk seinen vielfältigen, auch kontrovers sich verzweigenden Interessen und Überzeugungen Ausdruck verleihen konnte, häufig unter direkter Anleitung der Amtskirche, nie ohne ihre Duldung, doch immer auch aus eigener Initiative und Verantwortung der Laien.

Wie Traba zeigt, fügte sich der Katholizismus des Ermlands in den Hauptzügen der gesamtdeutschen Entwicklung ein. Eine Verzögerung in Tempo und Intensität der Bewegung, innerhalb ihrer die besonders starke Stellung des Klerus und ein ausgeprägtes, Klerus und Kirchenvolk zusätzlich verbindendes Regionalbewußtsein erklären sich aus der Randlage des Ermlandes im Osten des Kaiserreichs, aus dem agrarischen Charakter des Gebietes und seiner konfessionellen Exponiertheit in der protestantischen Umgebung. Je mehr aber die neuen Medien und Organe der katholischen Bewegung in der Region vordrangen und die Befindlichkeit ihrer Bewohner auszusprechen wie zu beeinflussen vermochten, desto deutlicher mußten sie auch die ethnischen Beziehungen spiegeln und zu einem Indikator des Verhältnisses zwischen Deutschen und Polen werden.

Zwei grundlegende Beobachtungen gelten für den ganzen Untersuchungszeitraum (S. 242f.): (1) Die neuen Organisationen, gleich ob kirchliche Gründungen im engeren Sinn oder Laienverbände wie der Volksverein für das katholische Deutschland, die katholischen Arbeitervereine, der Ermländische Bauernverein, waren zwar von Deutschen dominiert, standen aber für Polen offen und wurden von ihnen „im gleichen Maße“ akzeptiert. Versuche zu rein polnischen Parallel- oder Gegengründungen, die zumal in den 90er Jahren gemacht wurden, haben sich trotz anfänglicher Erfolge nicht durchgesetzt. (2) Innerhalb der deutschen Organisationen spielte die ethnische Differenz eine untergeordnete Rolle. Jedenfalls nahmen die polnischen Mitglieder „im allgemeinen“ keinen Anlaß, die Tatsache „ihrer sprachlichen und nationalen Besonderheit“ eigens zu „akzentuieren“.

Dem steht entgegen, daß im Ermland zeitgleich mit der katholischen eine nationalpolnische Bewegung in Gang kam, nationale Stimmungen auch unter den deutschen Katholiken deutlich im Wachsen waren und die

Presse beider Lager nahezu in Permanenz einen Meinungskrieg führte, besonders hitzig bei Wahlen zum Preußischen Land- und Deutschen Reichstag. Wie stimmte der öffentlich ausgetragene Nationalkonflikt zu dem überwiegend ruhigen Klima des katholischen Vereinslebens?

Traba gibt eine Reihe einleuchtender Antworten. Bis zum Abklingen des Kulturkampfes Mitte der 80er Jahre trat hinter der konfessionellen Gemeinschaft im Ermland das meiste zurück, was Katholiken sonst trennen mochte, darunter nationale Fragen. Die polnische Sprache hatte ohnehin bei Predigt, Beichte, Katechetik seit jeher Heimatrecht in der Kirche. Als, gleichfalls in den 70er Jahren, der preußische Staat begann, Polnisch aus der Schule zu verdrängen, verteidigte es die Kirche, mit Berufung auf das Naturrecht und um die Muttersprache für den Religionsunterricht zu retten. In den 90er Jahren ging ein Teil des polnischen oder mit Polen sympathisierenden Klerus noch einen Schritt weiter und suchte mit dem Appell an das Regionalbewußtsein einen Standpunkt zu gewinnen, der über den ethnischen Gruppen lag, für Deutsche und Polen gleich annehmbar zu sein schien und die Konfrontation zwischen ihnen verhindern sollte. Gegen diese von Traba „ermländisch-katholisch“ genannte Option setzte sich freilich eine stärkere Tendenz durch, die er auf preußisch-dynastische, im früheren 19. Jahrhundert entstandene Loyalitäten zurückführt, seit der Reichsgründung mehr und mehr deutsche Färbung annehmen sieht und in ihrer endlichen Gestalt als „katholisch-nationale“ Option bezeichnet. In der Region vollzog sich damit eine ähnliche Wandlung wie in Deutschland allgemein. Die Katholiken, nach 1871 als „Reichsfeinde“ ausgegrenzt, waren vor 1914 zu Stützen des deutschen Nationalstaates geworden. Traba legt aber Wert auf die Feststellung, „Anzeichen patriotischer Euphorie oder nationalen Chauvinismus, vergleichbar der Atmosphäre unter den Katholiken im westlichen Deutschland vor dem I. Weltkrieg“, seien im Ermland kaum zu finden. Wohl erwarteten die Geistlichen in ihrer Mehrheit, ja wirkten häufig auch darauf hin, daß das polnischsprechende Kirchenvolk sich langfristig der deutschen Umgebung angleiche. Die „Germanisierungsmethoden der preußischen Regierung“ wurden aber von ihnen „konsequent, während des ganzen uns interessierenden Zeitraums verworfen“ (S. 245). Obwohl der Katholizismus deutscher wurde und der nationalpolnischen Werbung mehr Angriffsflächen bot, verlor deshalb die Amtskirche doch nur wenig an Boden unter ihren polnischen Anhängern. Die am Herkommen haftende, für Neues schwer zu gewinnende Mentalität einer Landbevölkerung, ein tief sitzendes Regionalbewußtsein, der Sprachenstreit – es wirkte alles zugunsten der geistlichen Obrigkeit und machte es ihr möglich, die polnische Agitation als fremden Import, als Angriff auf die Kirche darzustellen und da-

mit zu neutralisieren. Im allgemeinen gilt für die polnische Nationalbewegung, daß die Kirche ihr eine sichere und wichtige Stütze war. Unter den Ausnahmen war das Ermland ein besonders prägnanter Fall. Hier galt umgekehrt, daß die Kirche der Bewegung sich mit Erfolg entgegenstellte.

Wojciech Wrzesiński, der gegenwärtige Vorsitzende der Polnischen Historischen Gesellschaft, Historiker an der Universität Wrocław, von dem Trabas Arbeit als Dissertation betreut wurde, stellte ihr ein Geleitwort voran: Er bescheinigt ihr, daß sie Neuland in der polnischen Forschung betrete, sagt voraus, daß sie auf Kritik stoßen werde, und nimmt sie vorsorglich gegen solche Einwände zwar nicht in jedem Punkte, doch grundsätzlich in Schutz (S. 10f.). Man kann Wrzesiński nur zustimmen. In der Tat ist die Studie das gelungene Beispiel einer jüngeren Tendenz in der polnischen Ermland- und Masurenforschung. Lange Zeit hatten sich die Historiker auf den Süden des Ermlandes konzentriert, die Kreise Allenstein und Rössel mit hohem polnischen Anteil an der Bevölkerung. Traba bezieht den Norden ein, der deutsch war und wo administrativ wie intellektuell die Zentren der Kirche lagen. Innerhalb des Südens war bisher die Aufmerksamkeit auf polnisches Leben und die repressiven Seiten der staatlichen deutschen Herrschaft gerichtet. Traba wählt die Deutschen und die Kirche als Thema und geht in der differenzierenden Analyse ihres Verhaltens so weit, als die Quellenlage es ihm irgend erlaubt. Bisher fragten die Forscher nach Verbindungen der polnischen Ermländer zum Polentum in anderen Regionen Preußens und der übrigen Teilungsgebiete. Traba sieht das Ermland als Teil Deutschlands und lokalen Fall im allgemeinen Prozeß der Anpassung des Katholizismus an die Moderne. Ein Wechsel der Perspektive in mehr als einer Hinsicht. Unser Bild von Ermland im Deutschen Kaiserreich hat davon gewonnen. Es ist reicher und realistischer geworden.

Rex Rexheuser, Lüneburg

Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939, hrsg. v. Hendrik Feindt. Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 1995, 235 S., 8 Abbildungen (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt. 9).

Der Titel ist vielsagend: Es handelt sich um zwölf Aufsätze namhafter Autoren, die – wie der Herausgeber in seiner „Einleitung“ bemerkt – demon-

strieren, wie „der paradigmatische Rückblick auf ein von Stereotypen und Fremdbildern durchsetzes Spannungsfeld“ (S. 10) exemplarische Muster aufdeckt und zwar sowohl in der „Literaturgeschichte, Kunst- und Filmhistorie sowie [in] politischer und Mentalitätsgeschichte“, eine paradigmatische Perspektive, die in Anbetracht insbesondere dieser zur Betrachtung anstehenden Epoche des gestörten „deutsch-polnischen Verhältnisses zu einer Reflexion von fortwährender Aktualität anhalten kann“ (Ebenda).

Hendrik Feindts Titel nennt Zahlen und Namen, die sogleich ins Bild setzen: „Dreißig, sechsundvierzig, achtundvierzig, dreiundsechzig. Polnische Aufstände in drei Romanen von Freytag, Raabe und Schweichel“. Alle drei Bücher werden zunächst mit gleichmütiger Wertung als „die bekanntesten Erfolgsromane“ (S. 15) avisiert, obwohl der Kenner zeitgenössische Urteile und Selbsteinschätzungen bei der Lektüre stets mitbedenkt – beispielsweise hat der späte Raabe seinen „Hungerpastor“ *expressis verbis* abqualifiziert, indem er ihn unter seine „Kinderbücher“ rechnete. Aber es geht dem Verfasser weniger um Wertungen als vielmehr um Zäsuren: War das polnische Revolutionsjahr 1830 noch der „Bezugspunkt“ des Jungen Deutschland gewesen, so schwindet nach 1849 zusehends Interesse und Sympathie für die Freiheitskämpfe der Polen.

Raabe, im Jahre 1863 angeregt durch die Stuttgarter Schriftstellergespräche über die letzte polnische Insurrektion, vermischt im gleichzeitigen „Hungerpastor“ die später marginalen Aufstände mit dem großen Unabhängigkeitskampf der Polen vom Jahre 1830/31, aus dem der Polenkämpfer Felix Götz sich allerdings resignierend zurückgezogen hat – ein Indiz für die nach 1848 auffallend abnehmende Parteinahme für den Freiheitskampf der Polen.

Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ vom Jahre 1855 ist hinsichtlich historischer Daten unbekümmert bzw. unkorrekt, weil durchgängig pauschal geurteilt und verurteilt wird. Ob Handlung, Gestik oder Rede – alles zusammen ist „ein Wiederhall des wirtschaftlichen *und* des politischen Diskurses im Umfeld von 1848“ (S. 27), wobei die Schuld für die im deutsch-polnischen Grenzland aufflammenden Spannungen und für die ökonomisch drohende Krise kurzerhand auf die „Polackenwirtschaft“ geschoben wird. Es geht indessen weniger um Diskreditierung einer bestimmten polnischen Revolution, sondern vielmehr aller Revolutionen, „ob in Polen, in Deutschland oder in Frankreich, sobald mit ihr Bürgerkrieg oder Klassenkampf einhergehen“ (S. 35). Es geht also nur um die ideologische Rechtfertigung des preußisch-deutschen Bürgertums.

Robert Schweichels Roman „Der Axtschwinger“ vom Jahre 1868 weckt zwar eine andere Erwartungshaltung – Schweichel war aktiver Parteigänger der beargwöhnten Sozialdemokratie –, aber des Autors offenbare

Sympathie „für den polnischen Freiheitskampf“ (S. 38) entwertet sich selbst durch die modischen Klischees der polnischen Zustände, wobei die Deskription „bisweilen in die Nähe naiv argumentierender Tendenzliteratur, in manchen Passagen auch in die Bereiche des Trivialen“ (S. 29) gerät – eine Problematisierung, die beim Diskurs bzw. bei der Analyse auch der beiden anderen Romane früher hätte aufgeworfen werden müssen.

Der Aufsatz des Fontane-Kenners Walter Müller-Seidel gehörte eigentlich an den Anfang, nicht nur aus chronologischen Gründen – ursprünglich ein Vortrag in Warschau vom Jahre 1975 –, sondern aufgrund seiner bereits im Titel signalisierten Wichtigkeit: „Fontane und Polen. Eine Betrachtung zur deutschen Literatur im Zeitalter Bismarcks“.

Es wird deutlich, daß hinter den Kulissen des programmatischen Realismus und des dominanten Historismus ein grenzüberschreitendes Denken wach geblieben ist, vertreten etwa durch Namen Heinrich von Gagern, Friedrich Dahlmann oder Georg Gottfried Gervinus. In dieser Tradition steht Theodor Fontane. Seine „Stellungnahme zur Polenfrage im Zeitalter Bismarcks geschieht unaufdringlich und indirekt“ (S. 57). Meist bricht sie sich prismatisch im Gestus und im Wort der sympatischen Personen. Von der Hoppenmarieken aus dem Roman „Vor dem Sturm“ heißt es anspielungsreich, sie sei „ein geheimnisvolles Überbleibsel der alten wendischen Welt“ (S. 56), deutlicher in einem Satz der blatternarbigen Victoire von Carayon in der Novelle „Schach von Wuthenow“: „Ich liebe sie [die Polen], weil sie ritterlich und unglücklich sind.“ (S. 57) Zu den „unglücklich“ abseits der offiziellen preußischen Geschichte Stehenden gehören Figuren wie der wahlpolnische Weinhändler Szulski in der Kriminalgeschichte „Unterm Birnbaum“, die in Polen gebürtige Haushälterin Maruschka in der Kriminalerzählung „Quitt“ und die halbblütig polnische Cécile des gleichnamigen Romans, eine geborene Woronesch von Zacha. Fontanes Parteinahme verdeutlicht im Unterschied zum gängigen historischen Roman und zur nationaethischen Haltung etwa Wilibald Alexis' und Gustav Freytags, daß Geschichte nicht „ausschließlich“ verstanden wird als „Staats- und Herrschaftsgeschichte“, er berücksichtigt gleichermaßen das „vermeintlich Unhistorische“: „Die in der Geschichte handeln, so gut wie diejenigen, die an ihr leiden, von Geschichte beherrscht wurden, ergeben das Ganze.“ (S. 63) Fontane also bewahrte sich „jene relative Autonomie“, die unabdinglich ist für Kunst und Literatur, die eben dadurch ihren Rang gewinnt und behauptet, daß sie sich ihre kritische Eigenständigkeit bewahrt gegenüber der politischen „Praxis“ (S. 64).

Im Artikel von Norbert Honsza und Wojciech Kunicki („Polnische Motive in den Werken Karl Mays: Stereotypische Charaktere“) scheinen der Pole, das Polnische und das Polentum in den vielgelesenen „weit ver-

breiteten Romanen“ (S. 65) doch wohl überschätzt; in der zeitgenössischen und gegenwärtigen Rezeption waren und sind die polnischen Figuren – Wanda, Dozorca und Jakob Silberstein – doch eher marginal im Panorama der trivialen Kontexte, kaum mehr als eine ebenso schillernde wie bedeutungsarme Nuance im textual wenig differenzierten Abenteuerum der grünen Romane.

Es ist daher sicherlich richtig, daß die Frage nach der „Präsenz des Polnischen in der deutschen Unterhaltungsliteratur“ eine „defizitäre“ Aufgabe wäre (S. 81), deren literaturwissenschaftliche Beantwortung dringlichst geboten scheint, die indessen in der Tat mit dem Namen Karl May nicht zu erledigen ist.

Die historische Realität des Kulturkampfes reflektiert der in den 90er Jahren in der preußisch-deutschen Provinz Posen spielende und im Jahre 1898 erschienene Roman von Annie Bock „Der Zug nach dem Osten“, den Günter Helmes, nahe an den authentischen Bildern, in seinem Aufsatz nachzeichnet: „Innere Kolonisation und Kultur(en)Kampf (...) und die Germanisierungspolitik des deutschen Kaiserreichs“. Der reichlich mit historischen Notizen und Verweisen untermauerte Aufsatz ist gleichermaßen nahe dem politischen Kulturkampf des Jahrzehnts, dem die Autorin mit ihrer Darstellung des preußisch-deutschen Kolonialismus im Osten sich auf peinlich parteiische Weise verpflichtet weiß, so daß es allzu wertneutral anmutet, vom naturalistischen Stil oder, vorsichtiger, von einer „naturalistischen Subkultur“ (S. 199) zu sprechen, ohne die direkte Frage nach einer etwaigen tendenziösen Trivialität wenigstens aufzuwerfen. Die angeblich „erzähltechnische Modernität“ (S. 102) – die manierierte Nähe zum Naturalismus? – kann doch wohl über die „reaktionären Vorzeichen“ (S. 102) nicht hinwegtäuschen, so daß die conclusio nicht genügen dürfte: „Annie Bocks Roman war auf eine exemplarische Weise zeitnah und gleichzeitig in einem.“ (S. 102)

Entschiedener und weniger ambivalent, wenn auch zugegebenerweise schwer einzuordnen – Heimatliteratur als Widerpart oder Nebenzweig des Naturalismus? –, analysiert Walter Olma den „Erfolgsroman“ von Clara Viebig: „Das schlafende Heer“ als Beispiel“. Die Frage liegt nahe: Beispiel wofür? Für das zeitgebundene „Polenbild“ (S. 114) und die erzählerische Intention des Romans natürlich, die das während des Kulturkampfes mit seiner Germanisierungstendenz in Polen siedelnde Deutschland zwar als kulturtragend und dem polnischen Volk überlegen und damit die Kolonisation als berechtigt, aber zugleich als gefährlich darstellt, denn der gedemütigte und deutschfeindliche „Pollack“ (S. 119) sinnt auf Befreiung und Rache; das im Titel avisierte „schlafende Heer“ übrigens ist ein polnisches Heer, das in der von einer polnischen Sage af-

fizierten Vision des alten polnischen Schäfers endlich erwachen möge, um Polen zu befreien. Wie immer das im Roman entworfene „Polenbild“ zeit- und nationalperspektivisch eingeschätzt worden sein mag und gewertet wird, die sehr konkrete Nachzeichnung weniger des belanglosen Inhalts als vielmehr von Land und Leuten – Deutschen und Polen – erspart dem Leser die Lektüre, denn deutlich und beredt genug ist das der nationalpolitischen Lesererwartung entsprechende „Beispiel“.

Höchst aufschlußreich, wenn auch gewagt, ist der Blick auf „das Polnische“ in der Novelle von Thomas Mann: „Der Tod in Venedig“. Fast ironisch klingt Rolf Fieguths leitende Überschrift „Zur literarischen Bedeutung des Bedeutungslosen“, aber um so gewichtiger erscheint die „für die Erforschung unserer Stereotypen“ (S. 130) durchgeführte Analyse, denn das um die Jahrhundertwende modisch werdende „polnisch-slavisches Dekadenzsyndrom“ (S. 134) erhält einen gänzlich neuen Akzent: Nämlich höchlichst bedeutsam ist, daß das Stereotyp nicht etwa bei den polnischen Figuren angesiedelt wird, sondern, ausgelöst durch den polnischen Namen Tadzio, bei dem Dichter Aschenbach, der seine schlesisch-polnisch-böhmischen Erbanlagen zwar zur preußisch-deutschen Disziplin sublimiert hat, aber ... Und nun liegt die „These“ nahe: „daß das polnische Motiv der Novelle (...) eine schwere zeitgeschichtliche Krisenerwartung vor dem Ersten Weltkrieg indiziert.“ (S. 143) Aschenbach, ein „eminent deutscher“ und durchaus „repräsentativer Schriftsteller“, wird aufgrund seiner gemischten Herkunft von seinen „tieferen Bewußtseinschichten“ eingeholt und ist somit eine „symbolische“ Figur seiner wilhelminischen Epoche. Daß die Novelle hinsichtlich ihrer im Literaturkanon exemplarischen Form kaum beachtet wird, darf übersehen werden, denn dies gehört nicht zu dem im vorliegenden Band thematisch vorgegebenen Diskurs.

„Polonia Dolorosa“ heißt das Gemälde der deutschen Gouverneurstochter aus Posen, Marie von Koch, erschienen 1915 in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande. Monatsblätter für Heimatkunde, Dichtung, Kunst und Wissenschaft des deutschen Ostens“, das von Tadeusz J. Zuchowski und Hendrik Feindt mit einer kurzen Interpretation vorgestellt wird. Fazit: Maria mit dem Kinde wird zur polnischen „Schmerzensmadonna gewendet“ (S. 152), aber das bedeutet mitten im Ersten Weltkrieg weniger eine parteiische Mitleidsbezeugung bzw. kaum eine „Versöhnung überlieferter deutsch-polnischer Interessengegensätze, sondern lediglich ihre Suspension“ (S. 155).

Aufschlußreich die filmtechnische Klischeetradition und Vorurteilsfixierung: Thomas Brandlmeier deckt diese Überlieferung auf in seinen wohlthuend sachnahen Anmerkungen zu Paul Lenis Film „Das Tagebuch

des Dr. Hart“. Mitten im Ersten Weltkrieg produziert und 1918 uraufgeführt, präsentiert der Film den exemplarischen Konflikt der „Lichtgestalt“ (S. 163) des deutschen Feldarztes Dr. Hart zwischen der polnischen Jadwiga – „eine drahtige dunkle Schönheit mit großen Augen“ (S. 158) – und der deutschen Ursula von Hohenau – „die hehre deutsche Mutter-Frau“ (S. 163) – und versäumt auch nicht, einen polnisch-russischen Grafen Bronislaw – „Typus des dekadenten Adligen“ (S. 160) – als Gegenspieler einzuführen. In einer polnischen Kirche, umfunktioniert zu einem Feldlazarett, vollzieht sich durch den ärztlichen Einsatz unter den Augen der Jungfrau Maria und anderer Heiliger die Heilung verwundeter Soldaten verschiedener Uniformen.

Der Aufsatz ist als Film-Analyse ebenso informativ wie treffend in seinem ironisierenden Befund: „Gefangen, verwundet und ordentlich behandelt, ist die russische Dämonie durch polnischen Wunderglauben und deutsches Wesen genesen.“ (S. 164)

Gleichsam als Fortsetzung des Referats über Polen in der Film-Tradition läßt sich der Aufsatz von Marei Gerken verstehen; der Doppeltitel bereits ist hinreichend beredt: „Stilisierung und Stigma: Vom patriotischen Helden zum Untermenschen. Polenbilder im deutschen Spielfilm der dreissiger und frühen vierziger Jahre“. In den analysierten 14 Filmen erscheint „auf den ersten Blick“ (S. 213) ein positives Bild der heroischen polnischen Geschichte, aber „hinter der katzenfreundlichen Liebäugelei der Nazis mit polnischem Heldentum“ (Ebenda) entdeckt der genauere Blick alsbald, daß „die polnische Vaterlandsliebe als Vorbild für nationalsozialistische Propaganda“ (S. 219) dient. Die scheinbar „polonophilen Filme“ (S. 223) wurden in den Kriegsjahren abgelöst durch Propagandafilme, in denen der offenkundig gewordene Polenhaß Orgien feiert.

Klaus Schröters Aufsatz „Zu Döblins ‚Reise in Polen‘, unternommen Ende 1924“ zeigt auf, daß auch ein Autor von Rang – der Roman „Berge, Meere und Giganten“ war eben abgeschlossen – hinsichtlich des zeitbedingten Polenbildes trotz distanzierter Haltung gegenüber dem jungen Staat „mehr oder weniger von überkommenen Typologien geprägt ist“ (S. 174).

Paradigmen bzw. Exempla „für die Erforschung des Stereotypen in den Beziehungen zwischen Deutschen und Polen“ bieten die in der Zwischenkriegszeit erschienenen Schlesien-Romane von Arnolt Bronnen und Wilhelm Wirbitzky (S. 175), die Bożena Chołuj in ihrem Aufsatz aufreicht: „Arnolt Bronnens und Wilhelm Wirbitzkys Oberschlesien“. Auf der Folie der um ihre Freiheit kämpfenden Deutschen in Oberschlesien erscheinen die Polen „als listige gefährliche Gegner“ (S. 181), hinterhältig, undankbar, untreu und rebellisch; überhaupt wird „Polentum mit Unsittlichkeit,

Schmutz und Unkultur“ (S. 185) verbunden. Wie immer bei Bronnen und Wirbitzky die Erzähler in ihre Haltung differieren, beide verstehen sich als zur deutschen „Stammbevölkerung Oberschlesiens“ (S. 191) gehörig und beziehen von dort ihre Vorurteile. (S. 14)

Wojciech Kunicki hat es sich nicht leicht gemacht mit seinem unter mit vierfacher Überschrift belasteten Titel: „Ostwind‘ von August Scholtis. Das Bild einer Provinz zwischen Deutschland und Polen. Das Bild eines Kunstwerkes zwischen Alternativen. Das Bild eines Autors zwischen allen Stühlen“. Ein „oberschlesischer Roman par Excellence“ (S. 195) heißt es gleich eingangs. Das will realistisch und reell verstanden werden, obwohl der Konjunktiv nicht unterdrückt wird, daß der Roman auch „als eine Parodie“ (S. 197) gelesen werden könnte, die unter dem „merkwürdigen Mischmasch des Grenzvolkes“ (Ebenda) nach magischen Residuen sucht. Man könnte den Roman auch in die Tradition der Pikaro-Romane stellen und die Handlung um Theophil Kaczmarek, genannt Thyll Kaschparek, gruppieren, wäre da nicht ein auktorialer Erzähler, der über das hintergründige Geschehen informiert, über die „Oberschlesische Katastrophe“ – so der Untertitel des Romans. Welche Katastrophe? Die mehr und mehr erstarkenden Nationalismen, die polnischen sowohl als auch die deutschen, die dazu beitrugen, die Grenze, die bei den slavischen, deutsch bzw. wasserpölnisch sprechenden Schlesiern keine Bedeutung hatten, die aber den „Nationalitätenkampf“ (S. 206) entfesselten: die Katastrophe. Versteht sich, daß die Rezeption zwiespältig ist. „Anstoß bei den Polen und bei den Deutschen mußte die antinationalistische, heimatorientierte und zugleich weltoffene Haltung des Dichters erregen, der sich mit seinem Werk (...) zwischen alle Stühle setzte.“ (S. 209) Es zeichnet den polnischen Interpreten das Bedauern darüber aus, daß dem deutschen „Rassennationalismus“ vor dem Zweiten Weltkrieg eine polnische nationalistische „Bevölkerungspolitik“ nach dem Zweiten Weltkrieg korrespondierte. Damit scheint die „jahrhundertlang gehegte Eigenart Oberschlesiens“ (S. 212) für immer verloren.

Nach der Lektüre des Bandes mit seinen zwölf gewichtigen Aufsätzen hat der Leser als Rezensent den Eindruck, daß das Buch ein hilfreicher Beitrag ist für die Aufarbeitung des allzu langen, politisch geschürten Spannungsverhältnisses zwischen Deutschen und Polen; es wird in bedrückender Weise deutlich, daß die nationalpolitisch lancierten Vorurteile – gespiegelt in den literarischen und filmischen Medien – zur Katastrophe und zum Rückschlag führen mußten. Mit dem retrovertierten Blick der Autoren eröffnet sich eine andere Zukunft.

Dieter Arendt, Marburg

Manfred Gebhardt, Joachim Küttner, Deutsche in Polen nach 1945. Gefangene und Fremde, bearb. v. Dieter Bingen. München: Oldenbourg 1997, 240 S. (Biographische Quellen zur Zeitgeschichte. 19).

Der Zusammenbruch des Dritten Reiches im Mai 1945 bedeutete für die von den Kriegshandlungen in den ostdeutschen oder deutsch beherrschten Gebieten Betroffenen nicht die einzige Zäsur. In der Wahrnehmung und Verarbeitung des persönlichen Schicksals wirkten oftmals auch andere Orientierungspunkte für Zusammenbruch und Neuanfang wie Kriegsgefangenschaft, Flucht oder Vertreibung.

Die vorliegende Edition ist eine Kontrastmontage zweier Selbstzeugnisse. Herausgegeben in einer Reihe des Instituts für Zeitgeschichte, werden zwei Schicksale von Deutschen in Polen und deren gänzlich unterschiedliche literarische Verarbeitung gegenübergestellt. Was sie für den Bearbeiter verbindet, ist der Kontext des Kriegsendes und die Vergegenwärtigung unterschiedlichster Begegnungen mit polnischen Menschen unter teilweise extremen Bedingungen. Beide Texte sind erst lange nach dem Erlebten verfaßt worden. In dem durch die zeitliche Distanz erlangten Abstraktions- und Reflexionsgrad unterscheiden sie sich von den Berichten in der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ (1953–1964).

Manfred Gebhardt, Jahrgang 1927, kommt aus einer Bergarbeiterfamilie im Mansfelder Gebirgskreis. Zwischen 1943 und 1945 war er Luftwaffenhelfer, im Arbeitsdienst und geriet als 18jähriger Wehrmachtssoldat zunächst in tschechische, dann polnische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Entlassung lebte er in der DDR und arbeitete als Redakteur verschiedener Zeitungen. Der Erlebnisbericht ist nach dem politischen Umbruch in der DDR entstanden. Auf 120 Seiten reflektiert Gebhardt seine vierjährige Gefangenschaft in polnischen Internierungs- und Arbeitslagern sowie sein Engagement in der „Antifa“, dem sozialistischen Umerziehungsprogramm, das offiziell unter dem Namen „Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen“ firmierte. Durchaus selbstkritisch sieht er seine damalige Haltung zwischen Anpassung an einen offiziell verordneten Antifaschismus und authentischem Verantwortungsgefühl für die von Deutschen verübten Verbrechen. Seine Wahrnehmung der Lebensumstände im sächsischen Sammellager Zittau, im ober-schlesischen Kohlerevier, bei der politischen Schulung in Warschau, sein Verhältnis zu Mitgefangenen, polnischen Arbeitern und Wachpersonal eröffnen dem Leser eine anschauliche wie differenzierte Sicht auf ein Stück Kriegsgefangenenalltag in Polen. Aufschlußreich für seine Persönlichkeitsbildung ist Gebhardts

Verhältnis zu den Funktionären im Warschauer Zentrallager, sein Respekt für den Antifaschismus des deutschen Kommunisten Karl Wloch und die Hochachtung vor der Versöhnungsbereitschaft der polnisch-jüdischen Kommunistinnen Edda Tennenbaum und Justyna Sierp. Und seine Kontakte mit der Außenwelt zeigen die polnische Hauptstadt in den ersten Nachkriegsjahren aus einer ungewohnten, fast irritierenden Perspektive. Der Forschung gibt Gebhardts Bericht wesentliche, bisher weitgehend unbekannt Einzelheiten über die Selbstorganisation der deutschen Kriegsgefangenen in Polen und insbesondere über deren in Warschau herausgegebene Zeitschrift „Die Brücke“.

Ganz anders liest sich die Geschichte Joachim Küttners. Geboren 1913 im Kreis Jarotschin (Jarocin) in der noch preußischen Provinz Posen als Sohn eines Rittergutsbesitzer, hatte er bis zur seiner Flucht nach Westdeutschland immer mit Polen zusammengelebt. In der Zwischenkriegszeit besaß Küttner die polnische Staatsbürgerschaft, seit 1939 genoß er im Reichsgau Wartheland weitreichende Privilegien. Als Volksdeutscher, „Ostland“-Wirtschaftsführer (seit 1940) und Angehöriger der Reiter-SS hatte der begeisterte Sportschütze seinen Anteil an der NS-Volkstumspolitik. Küttner floh 1958 in die Bundesrepublik, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1970 in so unterschiedlichen Berufen wie kaufmännischer Angestellter, Dolmetscher oder Mitarbeiter des Verfassungsschutzes tätig war. Sein Bericht beginnt mit dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft und handelt von 13 Jahren, in denen der Autor unerkannt unter polnischem Namen in Ostpreußen lebte. Interessant ist die Darstellung der ihm von polnischer Seite – von früheren Bediensteten oder Arbeitskollegen – immer wieder zuteil gewordenen Hilfe. Eine wahrlich seltene Biographie! Die Art allerdings, wie der Autor in der Tradition von Schelmen- und Abenteuerroman von seinen verschiedenen Erlebnissen als polnischer Forstrat oder als Akkordeonspieler erzählt, bleibt holzschnittartig. Ein manierierter Gebrauch von Attributen (so kann er sich bei dem „braven“ Gefolgsmann nur „herzlich“ bedanken, S. 156) unterstreicht die paternalistischen Attitüden des Erzählers. Anders als Gebhardt kommt Küttner ohne einen größeren politischen Bezugsrahmen aus und nahezu ohne selbstkritische Reflexion der eigenen Rolle („Der Arme fiel im April 45 noch im Kampf gegen die Invasoren“ [S. 151]). Hier, nicht in der realgeschichtlichen Beschreibung, liegt wohl der eigentliche Erkenntniswert für den Leser. Küttners Bericht unterscheidet sich insofern nicht nur im Thema, sondern auch in Erzählmodus und letztlich in seiner Motivation von den Erinnerungen Gebhardts.

Zusammen werfen die Texte ein Schlaglicht auf die Unterschiedlichkeit von Wahrnehmungs-, Verarbeitungs- und Bewältigungsformen, die von

der sozialen und kulturellen Vorgeschichte (keine vs. langjährige Kontakte zu Polen) wie von der Nachgeschichte als dem Umgang der jeweiligen Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit (BRD vs. DDR) geprägt sind. Der mit vorliegender Edition gebotene biographische Zugang zur Kriegsgefangenenproblematik einerseits und (mit Einschränkungen wegen Küttners doch sehr ungewöhnlicher Vita) zur Flucht- und Vertreibungsproblematik andererseits ist eine wertvolle Ergänzung zu den jüngsten gemeinsamen deutsch-polnischen Forschungsunternehmen in beiden Bereichen, von denen hier insbesondere das zwischenzeitlich abgeschlossene Vertreibungsprojekt von Włodzimierz Borodziej und Hans Lemberg zu nennen ist. Die Eindringlichkeit der Berichte wie – im Falle Gebhardts – die Perspektive auf einen zentralen Aspekt der deutsch-polnischen Zeitgeschichte machen die Edition aber auch für ein breiteres Publikum lesenswert.

Ute Caumanns, Düsseldorf

Deutsche Geschichte und Kultur im heutigen Polen. Fragen der Gegenstandsbestimmung und Methodologie, hrsg. v. Hans-Jürgen Karp. Marburg: Verlag Herder-Institut 1997, 206 S., 6 Karten (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung. 2).

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse einer gemeinsamen Tagung des Herder-Instituts mit dem Posener West-Institut (Instytut Zachodni), die im November 1994 in Marburg stattgefunden hat. Sie geht zurück auf eine Initiative des polnischen Partners. Ausgangspunkt ist ein in Posen angebundenes Projekt, in dem interdisziplinär eine Bestandsaufnahme dessen vorgenommen wird, was gemeinhin unter dem Namen „deutsches Kulturerbe in Polen“ firmiert.

Daß selbst die beiden führenden Institutionen deutscher Ost- bzw. polnischer Westforschung sich auf einer gemeinsamen Konferenz über das deutsche Kulturerbe in Polen verständigen, ist nicht hoch genug zu veranschlagen, handelt es sich doch im Falle der Zuschreibung „deutsch“ um eine durchaus problematische Kategorie. Noch dazu geht es um ein Thema, das wie kein zweites die institutsinterne Geschichte beider Einrichtungen berührt. Man kann sich deshalb mit Hanna Nogossek (S. 138) auf einen fruchtbaren Dialog auf bisher wenig bilateral oder interdisziplinär erforschten Gebieten freuen.

In der leider nicht gemeinsam formulierten Einleitung hebt der Herausgeber hervor, daß deutsche Geschichte in Ostmitteleuropa nunmehr „in neuer Unvoreingenommenheit“ (S. 1) behandelt werden könne. Die Frage, ob sie dies auch tatsächlich leistet, wird also an die Konferenz zu stellen sein. Bleibt man auf der wissenschaftspolitischen Ebene, so läßt sich, soviel sei vorweg genommen, hierauf eine positive Antwort geben. Ganz offensichtlich profitiert auch dieser deutsch-polnische Austausch von dem seit der politischen Wende neuen Klima.

Das Bemühen, sich in entspannter Weise alten Streitthemen zu nähern, wird – allerdings unter Beibehaltung des problematischen Raumbegriffs – schon bei Hugo Weczerka, dem langjährigen Direktor des Herder-Instituts, spürbar. Ausgehend von der Überlegung, daß deutsche staatliche Herrschaft und/oder Ansiedlung von deutschen Menschen Voraussetzung für das Entstehen deutscher Kulturlandschaften bzw. Eindringen deutscher Kulturelemente war, grenzt sein Beitrag das Thema „nach Raum und Zeit“ ab, ohne in die für die alte Zeit charakteristischen Schlagworte von der „deutschen Ostsiedlung“ oder der „preußischen Expansion“ zu verfallen. Statt dessen wird die Siedlungsbewegung des 13. Jahrhunderts in ihren europäischen Kontext eingereiht. Brandenburg-Preußens territoriale Ausweitung im 17. und 18. Jahrhundert auf Kosten Polens – aber auch Österreichs – erscheint im Kontext staatlicher Peuplierungspolitik. Die Stärkung des Deutschtums und Einführung deutscher Kultur sei Folge, nicht aber Ziel der auf Effizienz ausgerichteten neuen Wirtschaftsauffassung gewesen. Nach einer Funktionalisierung des deutschen Zivilisationsbeitrags im Zusammenhang mit den Teilungen sucht man bei Weczerka vergeblich, und auch insgesamt dominieren vorsichtige Formulierungen von den nachweisbaren Spuren „positiver Entwicklungen“ (S. 16). Eine Definition dessen, was „deutsche Geschichte und Kultur“ sei, fordert Weczerka ausdrücklich als Konferenzziel ein, ohne dies selbst schon zu leisten. Im ganzen zu kurz greifend, aber sicher als Aspekte des Problems zu berücksichtigen, sind Weczerkas Überlegungen, wonach erstens Herrschaftsgrenzen in ihrer Langzeitwirkung auch zu Kulturgrenzen im weitesten Sinne werden und zweitens die langjährige Niederlassung einer Bevölkerungsgruppe mit fremder Sprache und Kultur auch im Falle von Akkulturation oder Assimilation Spuren hinterlasse.

Wie sich die Vermittlung deutscher Geschichte im östlichen Europa auf dem populärwissenschaftlichen Buchmarkt niederschlägt und welche definitorischen Schwierigkeiten der Begriff „Osten“ (als Ostdeutschland, als Vergangenheit Schlesiens, Pommerns, Ostpreußens, der deutschsprachigen Gebiete der Böhmisches Länder, Ungarns, der Balkanländer,

Rußlands, Polens und des Baltikums) in sich birgt, zeigt Joachim Bahlcke anhand der Analyse von drei groß angelegten Projekten: der zehnbändigen Reihe des Siedler-Verlages „Deutsche Geschichte im Osten Europas“, der von der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen herausgegebenen, auf acht Bände angelegten Reihe „Historische Landeskunde. Deutsche Geschichte im Osten“ sowie der zwölfbändigen, unter dem Titel „Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche. Eine Studienbuchreihe zur Zwischenbilanz der Umsiedlung, Flucht, Deportation, Vertreibung und Aussiedlung“ geführten Reihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Wie bei allen Großreihen stellt sich auch hier das Problem der Homogenität der einzelnen Bände, wobei die landeskundliche Serie der Kulturstiftung dank ihrer Beschränkung auf vier Themenblöcke für Bahlcke dieses Hindernis am besten meistert, allerdings auf Kosten der Wissenschaftlichkeit. Da die Projekte von Kulturstiftung und Kulturrat aber vor allem auf das Bedürfnis der Öffentlichkeit nach knapper Information in leicht lesbarer Fassung zielen, sei dies auch ein legitimes und vielleicht unumgängliches Zugeständnis. Dagegen spiegeln die einzelnen Bände der Siedler-Reihe, die, so Bahlcke, das älteste, dem Forschungsstand am nächsten stehende und methodisch am stärksten durchdachte Projekt darstellt, sehr deutlich die jeweiligen Forschungsinteressen ihrer Verfasser wider. Im Gegenzug würden die strukturellen historischen Besonderheiten des östlichen Mitteleuropa klarer herausgestellt und die gesetzten Zäsuren – anders als in den beiden anderen Reihen – auch begründet. Was aber deutscher Osten sei, bleibt für Bahlcke in der fachwissenschaftlichen Terminologie überaus vieldeutig: also Böhmen und Mähren als Osten Europas, wie der Titel der Reihe der Kulturstiftung nahe lege, die ehemals preußischen Provinzen östlich von Oder und Neisse gleich den historischen deutschen Siedlungsgebieten als Teil der „Deutschen Geschichte im Osten Europas“, wie die Siedler-Reihe impliziere? Die Gefahr einer Ideologisierung bzw. Politisierung der dargestellten Ergebnisse sieht Bahlcke nicht mehr, wohl aber die moderne Gefahr des Desinteresses und des Vergessens.

In die Zukunft gerichtet ist – wie von Andrzej Sakson vorgestellt – das interdisziplinär konzipierte Projekt des Posener West-Instituts mit dem Titel „Das deutsche Kulturerbe in Polen“. Studien zum gegenwärtigen Bestand „deutschen Kulturerbes“ und Feldforschungen zu seiner Bedeutung sollen praktische Handlungsanweisungen für die regionalen Behörden wie für die überregionale Politik liefern. Praktisch bedeutet dies für Sakson zu bestimmen, welcher Teil der materiellen Vergangenheit in den Nord- und Westgebieten in eine polnische Nationalkultur eingebettet werden könne (der Autor spricht hier von „assimilieren“), ohne daß die Vergangenheit dabei schrankenlos polonisiert oder die Gefühle der heute

dort lebenden Bevölkerung unzulässig verletzt würden. Man kann dem Autor folgen, daß die Pflege deutscher Friedhöfe und der Aufbau deutscher Kriegsdenkmäler dabei ebenso zu thematisieren sein wird wie die Akzeptanz von Symbolen, beispielsweise des Eisernen Kreuzes.

Spätestens die anschließende Diskussion läßt das Grunddilemma des Posener Projekts zutage treten, politische Nutzbarkeit in Form praktischer Handlungsanweisungen mit wissenschaftlichem Zweifel und terminologischer Differenziertheit zu verbinden. Daß Sakson auf Nachfrage keine der Projektskizze zugrundeliegende Definition von „deutschem Kulturerbe“ geben konnte (S. 57), wirkt wie eine Kapitulation vor dem Konferenzthema. Hier spiegelt sich die erst noch am Anfang stehende Auseinandersetzung mit der eigenen historiographischen Tradition, der Westforschung, wider. Die politische Wende brachte neue Kooperationsmöglichkeiten. Politische Machbarkeit hat aber die Wissenschaft überholt, mit der Folge, daß „deutsches Kulturerbe“ zwar vom Beigeschmack eines politischen Kampfbegriffes befreit wurde, allerdings als Begriff für den Alltagsgebrauch erhalten geblieben ist. Hier besteht ein akuter Nachholbedarf der Wissenschaft. Man darf hoffen, daß die von der Posener Forschergruppe anvisierte definitorische Standortbestimmung dazu beitragen wird.

Einblick in die praktische Arbeit eines Kulturvereins, der „Borussia“, bietet der Bericht von Robert Traba (Das „deutsche Kulturerbe“ und die Frage nach dem historischen Regionalbewußtsein. Das Beispiel der Kulturgemeinschaft „Borussia“). 1990 – im Zeichen von System- und Generationswechsel – entstanden, versteht diese sich als „trotzige Antwort“ auf zentralisierte Kultur wie auf das aus der Geschichte hervorgegangene Konstrukt „Ermland und Masuren“. Mit dem latinisierten Begriff für Preußen will „Borussia“ ihren Beitrag zur Diskussion über Regionalbewußtsein leisten: Kulturelle Vergangenheit und Entwicklung der Region verbinden sich im offenen und universellen Konzept der „Kulturlandschaft“. So werden die Denkmale jeglicher Vergangenheit als Denkmale der Menschheit betrachtet, die Diskussion über die „Nationalität“ des Kulturerbes wird somit zweitrangig. Daß ein solches Konzept in der Praxis auf – glücklicherweise überwindbare – Hindernisse stößt, zeigt Trabas Bericht über die Zusammenarbeit mit der deutschen Jugendorganisation „Junge Christen für Europa“ beim Wiederaufbau von deutschen Friedhöfen aus dem Ersten Weltkrieg. Hier waren zweifache Ziele zu erreichen und Hindernisse zu überwinden. Einerseits ging es darum, ein Kulturerbe zu bewahren und auf beiden Seiten zu tieferen historischen Reflexionen anzuregen. Andererseits mußte, wie Traba berichtet, der Widerstand der einheimischen Bevölkerung gegen die Pflege eines als fremd empfundenen Kulturerbes überwunden werden.

denen Kulturgutes und der Widerstand der deutschen Jugendlichen gegen die als revanchistisch empfundene Begriffsgebung „Kulturerbe“ überwunden werden. Daß beides durch Aufklärung und gemeinsame Arbeit gelingen kann, dokumentiert das Projekt auf eindrucksvolle Weise.

Die Entwicklung der Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland über „deutsches Kulturerbe im Osten“ faßt Hans Lemberg zusammen. Grundlegend ist hier weiterhin das Bundesvertriebenengesetz von 1953, das von der „Sicherung, Ergänzung und Auswertung des Kulturguts der Vertreibungsgebiete und Weiterentwicklung der Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge“ spricht. Ungeachtet dieser Förderung hat sich für Lemberg die Etablierung ostdeutscher Kultur als Teil einer gesamtdeutschen Kultur häufig eher als Wunsch denn als Wirklichkeit erwiesen. Seit den 70er Jahren kamen neue Überlegungen darüber auf, was ostdeutsche Kultur ausmache, welche gemeinsamen Merkmale sie besitze, was „deutsch“ in Ostmitteleuropa sei. Lemberg nimmt hierbei Bezug auf den aus Kurland stammenden Germanisten und Begründer des Lüneburger Studienkreises für Kulturbeziehungen Heinz Ischreyt, der sich für eine Verwissenschaftlichung der Frage nach dem kulturellen Erbe sowie für einen regionalen Bezug aussprach. Wolfgang Kesslers Ausführungen aus dem Jahre 1985 waren nach Lemberg insofern weiterführend, als er die Zweigesichtigkeit der Bezeichnung „ostdeutsch“ (preußische Ostprovinzen vs. Siedlungsgebiete von Deutschen) in die Diskussion einbrachte.¹ Karl Schlögel wiederum habe in seinem Buch „Die Mitte liegt ostwärts“ das Desinteresse an den deutschen Spuren in Riga oder Lemberg als „Verlust des Ostens“ insgesamt beschäftigt. Was diesem Mitte der 80er Jahre noch als Utopie erscheinen mußte, sei heute, so Lemberg, insofern der Wirklichkeit nähergerückt, als bisher tabuisierte Fragen mit „entspanntem Interesse“ gestellt werden könnten.

Für eine Konferenz, die sich „Fragen der Gegenstandsbestimmung“ zum Thema genommen hat, spannend wie zentral sind zwei Beiträge, in denen die bisherigen Erträge der Kunstwissenschaft präsentiert werden. Für beide Autoren ist „deutsch“ eine mehr als problematische Kategorie, wenn es um die Zuordnung von Kunstdenkmälern (Kulturerbe) geht.

Michaela Marek stellt schon im Titel die grundlegende wie unbequeme Frage „Können alte Mauern ‚deutsch‘ sein? Zum Problem ‚deutscher‘ Baudenkmäler in Polen zwischen Nostalgie, Politik, Wissenschaft und Denkmalpflege“. Für ihren Untersuchungsbereich, die Architektur, formuliert Marek eine eindeutige Absage: Ein grobmaschiges Ordnungsmu-

¹ Wolfgang Kessler, *Aspekte ostdeutscher Landesgeschichte. Lüneburg 1989* (Lüneburger Vorträge zur Geschichte Ostdeutschlands und der Deutschen in Osteuropa. 1).

ster wie „deutsches Kulturgut“ könne der heutigen kunstgeschichtlichen Methodik nur künstlich, unter Ausblendung des Zeitfaktors und aller modernen sozialgeschichtlichen Kategorien, aufgepfropft werden. Wollte man die „deutsche Identität“ einer Region wie Schlesien oder Ostpreußen ausweisen, müsste man die Geschichtlichkeit der betreffenden Denkmäler und ihrer Standorte an einem willkürlichen Punkt kappen und damit ahistorisch vorgehen. Prozessualität und Wandel gehören, so Marek, jedoch zu den wesentlichen Konstanten gerade von Baudenkmalern, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer materiellen Substanz als auch hinsichtlich ihres Aussagewertes. Der in der deutschen Denkmalpflege seit den 60er Jahren (in Polen schon seit den 20er Jahren) etablierte Begriff des Denkmalensembles versucht, diesem komplexen Sachverhalt gerecht zu werden.

Adam S. Labuda gelangt am Beispiel von „Kunst und Kunsthistoriographie im deutsch-polnischen Spannungsverhältnis“ zu einem ähnlichen Ergebnis. Es gebe keine zuverlässigen Kriterien für die eindeutige Zuordnung eines Kulturmerkmals, und selbst dort, wo die „staatsnationale“ wie selbstverständlich erscheine, könne man ihr keinen absoluten Wert zuschreiben. Nur sehr zögerlich habe sich bisher die Kunstgeschichte dem Problem genähert. Für deren deutsche Vertreter konstatiert Labuda die Fortdauer früher geprägter Vorstellungen auch über das Jahr 1945 hinaus, bei gleichzeitiger Verdrängung der „Problematik des Ostens“ (S. 121). Mit der Wiedervereinigung stellte sich erneut die Frage nach dem „deutschen“ Erbe in der Kunst, und sie wurde mit Annäherung und Distanz zugleich beantwortet („auf die Frage nach der deutschen Kunst [haben wir] keine zeitgemäße Antwort“). Auf polnischer Seite gestaltete sich die Lage der Kunstwissenschaft spiegelbildlich. Die nationalstaatliche Idee und mit ihr die Grundannahme von der Unveränderlichkeit und Andersartigkeit der nationalen Subjekte wurde, wie Labuda ausführt, in Volkspolen zunächst zur Waffe der Selbstbehauptung instrumentalisiert. Seit den 60er Jahren lasse sich aber auch der Versuch eines Perspektivenwechsels feststellen: Das Konzept einer nationalstaatlich definierten Kunst sollte durch eine Perspektive auf Großregionen überholt werden. Ein Konsens zwischen beiden wurde bislang nicht gefunden, was sich bis in die konkrete Arbeit der Konservierung von Kunstwerken und Baudenkmalern auswirkt: Der glanzvolle Wiederaufbau Warschaws steht ganz allgemein dem fatalen Zustand von Baudenkmalern in Kleinstädten, Adelssitzen oder Kirchen in Polen gegenüber.

Weiteren Beiträgen vermag die Rezensentin für das Konferenzzanliegen nur wenig Neues abzugewinnen. Fragen an Gegenstand und Methode werden praktisch nicht gestellt. Eine Erläuterung des zugrunde gelegten

Deutschtumsbegriffes sucht man vergeblich. Matthias Buth stellt die Förderung von Kultur und Geschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa durch das Bundesministerium des Innern vor, dem deutschen Kulturgut spürt Rudolf Lenz in polnischen Bibliotheken und Bernhart Jähmig in polnischen Archiven nach. Dariusz Matelski untersucht die Bedeutung der polnischen Archive für die Geschichte der Deutschen im Zwischenkriegspolen. Über die Museen zur ostdeutschen Geschichte in der Bundesrepublik berichtet Jürgen Martens, und Andrzej Ładomirski stellt die Exlibris-Sammlung der Breslauer Universitätsbibliothek vor. Ein Anhang bietet neben einem Teilnehmerverzeichnis sechs Karten zum Beitrag von Hugo Weczerka.

So liegt das Verdienst des Sammelbandes im Versuch einer ersten gemeinsamen deutsch-polnischen Bestandsaufnahme zu definitorischen und methodologischen Fragen „deutschen Kulturerbes“ in Ostmitteleuropa. In ihren Ergebnissen überzeugt sie aber nur teilweise. Zu Recht mahnt Ewa Łabno-Fałęcka, Kulturattaché der polnischen Botschaft, in ihrem Diskussionsbeitrag an, daß eine im positiven Sinn akademische Diskussion bislang fehle.

Fragen der Gegenstandsbestimmung bleiben auch weiter aktuell. Für die Geschichte gelang es der Konferenz gerade noch, einen Weg aus mangelnder begrifflicher Trennschärfe („Deutsche Geschichte im Osten“) zu finden und mittels Umschreibung und Historisierung im Sinne Kesslers zwischen deutschen Ostgebieten, deutschen Siedlungsgebieten im östlichen Europa und dem seit der Wiedervereinigung neu gefaßten Begriff „Ostdeutschland“ zu unterscheiden. Im Falle „deutscher“ Kultur bleibt es im Tagungsband bei einem ratlos wirkenden Nebeneinander. Ein Kriterienkatalog wird nicht entwickelt, insofern bleibt die Konferenz eine Antwort darauf schuldig, wie etwa zwischen Original und Adaption, zwischen materieller Substanz und Rezeption, zwischen Folklorismus und Lebensformen im Alltag zu vermitteln ist, wie also der Gegenstand „Kulturgut“ in seiner Kontinuität und Prozeßhaftigkeit definitorisch erfaßt werden kann.

Dem Herausgeber ist für die aufwendige, ausführliche Dokumentation der Diskussion zu danken. Sie macht nicht nur vieles verständlicher. Sie zeigt auch – angesichts eines an manchen Stellen signifikanten Mangels an Diskussion –, wie schwierig es offensichtlich für Ostmitteleuropa-Historiker ist, mit einer kunstwissenschaftlichen Dekonstruktion des Konzepts vom nationalen Charakter der Kunst allgemein und damit auch „deutscher“ im östlichen Europa forschungsleitend umzugehen. Zeugt dieses Problem vielleicht doch von einem eher langen Abschied von der Tradition der deutschen Ostforschung?

Daß ein Drittel der Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer aus Polen kam, stellt den Stand der Diskussionsbereitschaft eindrucksvoll unter Beweis. Es kann aber nur ein Anfang sein für eine wissenschaftliche Diskussion, die sich auf politische Willensbekundungen im veränderten Klima nicht immer aufs neue verständigen muß. Fragen des Forschungsgegenstandes und der Methodik werden deshalb in der Zukunft noch häufig zum Thema deutsch-polnischer Gespräche werden müssen.

Einer kritischen Reflexion scheint mir schließlich die allgemein akzeptierte Einschätzung wert, wonach ostdeutsche Landeskunde ein Schatten-dasein friste. Hier wäre der konkrete Bezugsrahmen zu nennen. Solange dieser die westdeutsche, etwa rheinländische, Regionalgeschichte ist, wird man dem Befund sicherlich zustimmen können. Bezieht man sich allerdings auf die polnische Geschichte, beispielsweise die Region Masowien, so besteht hier ein nicht minder großer Forschungsbedarf – als Objekt einer Geschichte Ostmitteleuropas allerdings und nicht mehr deutscher Ostforschung.

Ute Caumanns, Düsseldorf

Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Jan-Peter Barbian u. Marek Zybur. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1999, 358 S. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt. 12).

In der Einleitung zu diesem Sammelband, dessen Beiträge auf eine Öffentliche Tagung an der Volkshochschule Duisburg vom 8. bis 10. Mai 1998 zurückgehen, stellt Jan-Peter Barbian lakonisch fest, es handele sich „weder um die erste noch um die letzte Publikation zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen“ (S. 17). In der Tat hat diese Thematik seit 1989/90 in Wissenschaft und Öffentlichkeit vergleichsweise große Beachtung gefunden, die in einer Vielzahl von Tagungen und Publikationen zum Ausdruck kommt. Das hier vorliegende Werk hebt sich von anderen Veröffentlichungen insofern positiv ab, als es die „erlebte Nachbarschaft“, die vielgepriesene neue Freundschaft zwischen Deutschen und Polen nicht einfach zu seinem selbstverständlichen Ausgangspunkt macht, sondern sie auch kritisch hinterfragt.

Der Aufbau des Buches, zu dem Wissenschaftler und Publizisten deutscher und polnischer Herkunft beigetragen haben, gleicht zunächst dem

vieler anderer Sammelbände. So wird in die Themenbereiche „Politik und Gesellschaft“ einerseits und „Kultur“ andererseits unterteilt. Eher außergewöhnlich ist in diesem Zusammenhang der dritte Teil mit dem Titel „Porträts“, der auf jeweils wenigen Seiten das Leben neun bedeutender Persönlichkeiten nachzeichnet. Darunter befinden sich Günter Grass, Enno Meyer, Władysław Bartoszewski und Marian Szyrocki, um nur einige zu nennen. Sie alle sind Grenzgänger zweier Kulturen und verkörpern das Miteinander von Deutschen und Polen.

Dieser Aspekt der Gemeinsamkeit zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Buch. Auch im Kapitel „Kultur“ werden Austausch oder gegenseitige Rezeption hervorgehoben – so in Jürgen Weichhardts Artikel „Polnische Kunst in Deutschland – westdeutsche Kunst in Polen. Eine Bilanz der wechselseitigen Ausstellungsbeziehungen“ oder in Antoni Buchners Aufsatz „Mehr als Penderecki und Górecki. Die Wahrnehmung polnischer Gegenwartsmusik in Deutschland“. Elżbieta Dzikowska zeigt in ihrem Beitrag zu der polnisch-jüdisch-deutschen Schicksalsgemeinschaft in Andrzej Szczypiorskis Erzählwerk auf, wie bei diesem Autor nationale oder ethnische Grenzen zerfließen, dafür intraethnische Barrieren existieren können und sich letztendlich alles auf die Suche nach dem eigentlich Menschlichen im Menschen reduziert. Die Frage nach der Funktion von Spielfilmen bei der Verbreitung von Geschichtsbildern wird von Margarete Wach aufgegriffen. Sie beschreibt die Hartnäckigkeit, mit der sich Mythen, Stereotypen und Erzählstrukturen über die Jahre halten und immer wieder in historischen Spielfilmen eingesetzt werden. Nach einer recht ausführlichen Darstellung des polnischen Films kommt die deutsche Seite jedoch leider etwas zu kurz. Schließlich vergleicht Hubert Orłowski die Literatur der „verlorenen Heimat“ in Polen und in Deutschland und kommt zu dem Schluß, daß trotz analoger Erfahrungen der Umgang mit dieser literarischen Gattung in beiden Ländern sehr unterschiedlich gehandhabt wird.

Zwei Beiträge beschäftigen sich allerdings mit Zeiten des Gegeneinanders: Hans-Christian Treppe gibt einen Überblick über die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen der Jahre 1900–1934 und kann nicht umhin, die „kulturelle Verachtung gegenüber den Polen“ von deutscher Seite zu zitieren. Auch Jens Stüben blickt auf diesen Zeitraum zurück, wenn er über die Haltung der Autoren der Freien Stadt Danzig gegenüber Polen berichtet. Doch auch ihm ist es wichtig, vom ‚Gegeneinander‘ zum ‚Miteinander‘ zu gelangen, oder, wie eine seiner Kapitelüberschriften besagt, „von der Feindschaft zur Freundschaft“. „Wozu nun“, gibt er am Ende seines Aufsatzes zu bedenken, „diese Rückschau in finstere Zeiten?“ Danzig gehöre heute unbestritten zu Polen, doch seit der politischen

Wende habe die Stadt „mit Erfolg begonnen, [ihre] historische Brückenfunktion wieder wahrzunehmen und zum Wohle der deutsch-polnischen Annäherung einzusetzen“ (S. 206).

Ob auch die deutsche Minderheit in Polen oder die polnischsprachige Minderheit in Deutschland eine solche Brückenfunktion erfüllen, diskutieren Kazimierz Wóycicki und Zbigniew Kurcz in ihren Beiträgen, die dem Kapitel „Politik und Gesellschaft“ zugeordnet sind. Ihre respektiven Schlußfolgerungen sind eher entmutigend. In Polen, so Kurcz, entscheiden „über die prodeutschen Selbstidentifizierungen lediglich die materiellen Interessen“ (S. 163). Was die polnischsprachige Minderheit in Deutschland angeht, so handelt es sich laut Wóycicki um eine solch heterogene Gruppe, daß sie die Chance, eine Brückenfunktion zu übernehmen, verpaßt habe.

Neben den Minderheiten werden thematisch die bilateralen Beziehungen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges sowie die öffentliche Meinung über die jeweils andere Nation aufgegriffen. Wojciech Wrzesiński bleibt in seinem Artikel „Die Wiedervereinigung Deutschlands in der polnischen öffentlichen Meinung in den Jahren 1989 und 1990“ dabei leider auf einer deskriptiven Ebene. Einen allgemeinen Überblick über das politische Klima verschaffen Dieter Bingen mit seinem Beitrag über die deutsche Polenpolitik, Bogdan Koszel, von dem der dazu analoge Beitrag über die polnische Politik gegenüber der Bundesrepublik stammt, und Georg W. Strobel mit seinem Aufsatz über die Lindenfesler Gespräche von 1964–1974.

Besondere Aufmerksamkeit verlangen die Beiträge von Albrecht Lempp und Arnulf Baring. Sie thematisieren die „neue Freundschaft“ zwischen Polen und Deutschen und kommen keineswegs zu einem so erfreulichen Ergebnis, wie es viele Politiker und Publizisten heutzutage tun. „Wegen unserer Halbherzigkeit“, so Baring, „ist das deutsche Verhältnis zu Polen keineswegs so positiv, wie es zunächst scheinen mag.“ (S. 129) Lempp geht noch einen Schritt weiter, wenn er behauptet, daß „die von positiver Symbolik verbrämten gutnachbarschaftlichen Beziehungen mit Polen heute in Wahrheit ziemlich inhaltsleer sind“ (S. 121). Der Verweis auf die historische Last, der allem Handeln und allen Gesprächen zugrundeliegt, hat sich laut diesen Autoren überlebt. Sie plädieren damit keineswegs für ein Vergessen oder Verdrängen der häufig tragischen Ereignisse – jedoch dürfen sich die deutsch-polnischen Beziehungen nicht in diesen erschöpfen.

Baring beschreibt eindrucksvoll, wie Mißverständnisse zwischen Deutschen und Polen entstehen, obwohl alle das Beste wollen. Viele (junge) Deutsche, so sagt er, würden heute Interesse an Polen zeigen, weil sie angesichts der schrecklichen Geschehnisse während des Dritten Reiches die

Notwendigkeit versöhnender Gesten sähen. „Den wenigsten unserer Landsleute ist allerdings klar“, so Baring, „daß viele Polen inzwischen ungehalten auf solche Bekundungen reagieren und sich gereizt den ‚Versöhnungskitsch‘ verbitten. (...) Derart bittere Reaktionen werden den meisten Deutschen unverständlich bleiben. (...) Warum stört also die Polen unsere Dauerzerknirschung? Sie glauben, eine Gedankenlosigkeit zu spüren, die sie ärgert, auch untergründig erschreckt. Denn sie fürchten nicht ohne Recht, daß wir sie nach wie vor nicht ernsthaft wahrnehmen, eigentlich kein tieferes Interesse an ihnen haben, nicht im Traum daran denken, in ihnen Partner zu sehen, mit denen man positiv etwas anfangen sollte. Die meisten Deutschen wüßten auch gar nicht zu sagen, was das Gemeinsame sein könnte, wo sich also deutsche und polnische Interessen zum beiderseitigen Nutzen verbinden ließen.“ (S. 132)

Sprengt Baring damit nicht auch die guten Absichten des vorliegenden Sammelbandes? Keineswegs. Obwohl vereinzelt auch hier die Freundschaft eher herbeigeredet als analysiert wird, kann man doch insgesamt feststellen, daß ein Bemühen vorherrscht, die Beziehungen neu zu orten und zu definieren. Gemeinsames muß dabei betont werden, um überhaupt eine Ausgangsposition zu finden. Der wichtigste Punkt besteht allerdings darin, Polen als gleichwertigen Partner anzuerkennen, der uns nicht nur ebenbürtig ist, sondern von dem wir sogar viel lernen können. Publikationen über deutsch-polnische Beziehungen bleiben, sofern sie in dieser Absicht geschrieben werden, ein wichtiges Mittel der gegenseitigen Annäherung.

Berit Pleitner, Oldenburg

Jacek St. Buras, Bibliographie deutscher Literatur in polnischer Übersetzung. Vom 16. Jahrhundert bis 1994. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1996, 791 S. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt. 10).

Die vorliegende Bibliographie enthält Übersetzungen von Autoren des deutschen Sprachraums ins Polnische seit den Anfängen des Buchdrucks und möchte ein Kompendium der Rezeption deutscher Geistes- und Kulturgeschichte in Polen darstellen. Aufgrund der in das Projekt eingebrachten Arbeit und des Umfangs der Darstellung (791 S.) verdient die Bibliographie eine ausführliche Besprechung, zumal sie in einigen Kom-

ponenten die traditionelle Leistung eines bibliographischen Sammelwerks weit überschreitet.

Die Verzeichnung erfolgte auf der Basis selbständiger Schriften, darüber hinaus werden in gesonderten Abschnitten Sammelwerke und anonyme Werke aufgeführt (S. 687-717). Aufgenommen wurden vom Bearbeiter nicht nur belletristische Werke, sondern auch essayistische, publizistische und geisteswissenschaftliche Veröffentlichungen in ihrer ganzen Breite, wobei jedoch im Vorwort vermerkt wird, „streng wissenschaftliche Publikationen“ seien ähnlich wie Schulbücher und religiöse Schriften unberücksichtigt geblieben (S. 8). Kriterium für die Aufnahme sei weiterhin nicht die Sprache des ins Polnische übersetzten Werkes, sondern eine sehr weit gefaßte deutschsprachige „Nationalität“ des Autors (S. 7). Dies hat zur Folge, daß einerseits durchweg auch österreichische und schweizerische Schriftsteller aufgenommen wurden, andererseits für die ältere Zeit lateinische, später französische und englische Veröffentlichungen von Autoren aus dem deutschen Sprachraum Berücksichtigung fanden.

Die Darbietung des Materials erfolgt geordnet nach Autoren, wobei der Bearbeiter sich bemühte, bei jedem Autor die Lebensdaten und abweichende polnische Schreibweisen der Namensform anzugeben. Innerhalb des Eintrags werden der Titel des Originals (leider ohne Erscheinungsort und -jahr) sowie die vollständigen bibliographischen Angaben der Übersetzung geboten (einschließlich Umfang der Übersetzung, Übersetzer und polnischer Bibliothek, in der die Arbeit aufbewahrt wird). Ein Verzeichnis der Verlage und ein Namensregister erleichtern die Benutzung. Einige Stichproben ergaben, daß die bibliographischen Angaben in der Regel zuverlässig und vollständig wiedergegeben werden.

Diese Anordnung erleichtert die Überprüfung der Rezeptionsgeschichte einzelner Autoren in Polen erheblich, da in älteren bibliographischen Zusammenstellungen (Połczyńska-Zalubska) eine Verzeichnung nach recherchierten Zeiträumen erfolgte, wodurch die Rezeption eines Autors nur durch mehrfaches Nachschlagen zu ermitteln war. Auch das sehr übersichtliche Druckbild erleichtert die Benutzung.

Durch die erstmalige Erfassung des gesamten Zeitraumes der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte in der Neuzeit werden insbesondere längerwirkende Rezeptionszusammenhänge zwischen älteren Epochen und dem 19. und 20. Jahrhundert nachvollziehbar. Dies gilt beispielsweise für Autoren wie den unter polnischsprachigen Protestanten äußerst populären Johann Arndt (1555–1621), dessen Rezeptionsgeschichte bis ins 20. Jahrhundert reicht, für Thomas von Kempen oder die Rezeption der Volksbücher aus dem deutschen Sprachraum.

Die oben vorgestellten Kriterien für die Aufnahme einzelner Autoren

erscheinen bei einer genauen Durchsicht in manchen Fällen problematisch. So wurden einige Autoren wie Friedrich August von Hayek, Alexander Weissberg-Cybulski und Ralf Dahrendorf mit Übersetzungen aus dem Englischen aufgenommen, deren Einordnung in die deutsche Geistesgeschichte fragwürdig erscheint. Auch Einhard kann wohl kaum als Teil deutscher Geschichte gelten. Der mit seinen lateinischen Geschichtswerken verzeichnete Reinhold Heidenstein, der Sekretär Stefan Bathorys, ist dagegen wohl unbestritten ein Teil polnischer Kulturgeschichte.

Schwer erklärlich ist das Fehlen von Rosa Luxemburg, deren deutschsprachige Arbeiten teilweise ins Polnische übersetzt wurden. Weiterhin fehlen die Erinnerungen Heinrich von Brandts (Aus dem Leben des Generals der Infanterie ... Berlin 1868/69, poln. Übersetzungen: Wspomnienia z wojny w Hiszpanii i Rosyi. O.O. 1878; Henryk Brandt, Pamiętniki oficera polskiego, 1808–1812. Warszawa 1904) sowie Wojciech Kętrzyńskis (Aus dem Liederbuch eines Germanisierten, poln.: Z księgi pieśni człowieka niemczonego. Olsztyn 1968). Aus diesen Lücken schält sich der Eindruck heraus, daß insbesondere Übersetzungen von im deutsch-polnischen Grenzbereich tätigen Autoren nicht vollständig erfaßt wurden.

Diese kleinen Mängel schränken jedoch die Benutzbarkeit des Werkes nicht ein, zumal eine bibliographische Aufstellung mit einem so breiten Untersuchungszeitraum wohl niemals vollständig sein kann. Autor und Herausgebern gebührt das Verdienst, mit dieser Bibliographie erstmals die Rezeption deutscher Kultur- und Geistesgeschichte in Polen in ihrer gesamten Breite erfaßt zu haben.

Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau

Tylusis modernizmas Lietuvoje = Quiet modernism in Lithuania (1962–1982), hrsg. v. Elona Lubytė. Vilnius: Tyto alba 1997, 272 S. mit Abbildungen.

Im Vorwort des Kataloges zur großen Ausstellung „Kunst Litauens 1989–1999: 10 Jahre“ im Zentrum für zeitgenössische Kunst in Vilnius beklagte Lolita Jablonskienė zu Recht das „Auseinanderklaffen“ in der Rezeption nationaler Kunst der letzten 30 Jahre. Die akademische Kunstgeschichte Litauens im 20. Jahrhundert „XX a. lietuvių dailės istorija“ endet mit dem dritten Band im Jahre 1960. Den aktuellen Zugriff auf Informationen zur Kunstentwicklung danach bieten damit die Ausstellungskataloge.

In einer inhaltlich und formal befriedigenden Qualität konnten sie in Litauen jedoch erst nach der politischen Wende, etwa seit der Mitte der 90er Jahre, publiziert werden. Als wichtige Herausgeber traten das Zentrum für zeitgenössische Kunst (bis 1992 Kunsthalle Vilnius) und das „Soros Center for Contemporary Arts“ hervor. Allerdings war bisher der Großteil dieser Publikationen den neuesten Trends gewidmet. Die Kunst während der Sowjetzeit wurde mehr additiv in monographischen Retrospektiven einzelner Künstler rezipiert. Zu einem der wichtigsten Beiträge über diese Periode gehört zweifelsohne die im Sommer 1997 unter dem Titel „Stille Moderne 1962–1982“ („tylulis modernizmas“) im Zentrum für zeitgenössische Kunst in Vilnius präsentierte Ausstellung und der dazu erschienene gleichnamige Begleitband.

Es ist noch nicht lange her, daß Kunstaussstellungen dieser Größenordnung, ähnlich allen wichtigeren kulturellen Aktivitäten, von staatlich verordneten Kommissionen betreut wurden. Außer der Beachtung der Regeln sowjetischer *political correctness* fühlte sich für das Gezeigte in der Öffentlichkeit damit so gut wie keiner verantwortlich. Dies hat sich durch die Befreiung des gesellschaftlichen Lebens von ideologischen Zwängen und durch die Etablierung von Kuratoren im Ausstellungsbetrieb geändert. So war es Elona Lubytė, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Litauischen Kunstmuseums in Vilnius, die ohne jene früher übliche Expertenkommission 220 Exponate zusammentrug, das vorgestellte Projekt benannte, es zeitlich eingrenzte und die o.g. Begleitpublikation zur Ausstellung anfertigte. Die Ausstellung erntete viel Lob, aber auch Kritik. Dennoch hat dieses viel diskutierte Projekt einen Stein ins Rollen gebracht, denn bereits zwei Jahre später, 1999, gab es in denselben Ausstellungsräumen Retrospektiven von zwei bedeutenden Künstlern der „stillen Moderne“ – Antanas Martinaitis (1939–1986) und Vincas Kisarauskas (1934–1988).

Wie Laima Kanopkienė in der Besprechung der „stillen Moderne“ in der Zeitschrift „Kultūros barai“ (Nr. 8/9, 1997) konstatierte, sind sowohl die Ausstellung als auch im besonderen der Katalog in Litauen zum Ereignis des Sommers 1997 geworden.

Eine intensive Beschäftigung der Editoren mit dem Material ist bereits der Optik der Publikation zu entnehmen. Durch eine gelungene Gestaltung werden hier sinnlich wahrnehmbare Informationen transportiert, die den Leser auf den Inhalt und seine zeitliche Einordnung vorbereiten: Leichtgewichtig, mit seinem gefalteten Einband wirkt das Buch wie eine Dokumentensammlung. Das matte, „vergilbt“-bräunliche Papier, die kleinen schwarzweißen, ihre Unschärfe nicht verleugnenden Photos und das zurückhaltende Design deuten auf das Vergangene hin. Dabei kommt auch der für die Ironie empfängliche Leser auf seine Kosten, vorausge-

setzt er selbst hat sowjetisch-sozialistische Erfahrungen gesammelt: Auf der Rückseite des Umschlages versteckt sich in Klammern das bekannte bibliographische Kürzel in russischen Schreibmaschinenmajuskeln: „in litauischer Sprache“. Mit Augenzwinkern wird man an die Zeiten erinnert, als vielleicht nur Märchenbücher ohne russische Zusammenfassung veröffentlicht werden durften. Für diesen Einfallsreichtum und Aufwand verdienen der Buchdesigner Daumantas Každailis und der Verlag „Tyto alba“ ein besonderes Lob.

Auf der inhaltlichen Ebene ist in dieser 272 Seiten starken Publikation ebenfalls viel zu entdecken. Mit ihren historischen Text- und Bilddokumenten anstelle der üblichen Katalogabbildungen stellt sie eine Novität im litauischen Kunstbetrieb dar. Vielfältiges und spannendes Material wurde zusammengetragen. Allerdings läßt sich der Eindruck nicht vermeiden, daß dabei die Ausstellung selbst ein wenig aus dem Blickwinkel geriet. Versucht man heute, sich bei der Lektüre der Texte an das Gezeigte zu erinnern, kann man nicht mehr mit Sicherheit sagen, welche Künstler in der Ausstellung 1997 vertreten waren. Dabei wäre ein kleiner Katalogteil mit den Daten der präsentierten Werke sehr hilfreich, zumal sich im Buch ein solcher Katalog für die Zeit von 1962 bis 1982 befindet. So könnte man vergleichen, welche Künstler als die „stillen Modernen“ damals und welche 1997 ausstellten.

Was verbirgt sich aber hinter dem neu kreierten Begriff der „stillen Moderne“? In ihrem Vorwort schreibt Lubytė dazu folgendes: „Die stille Moderne ist eine Metapher, die nicht das Wesen der Künstler oder der Werke, sondern das des Prozesses bezeichnet.“ Charakteristisch für seine Protagonisten sei die Ablehnung der „durch die Okkupationsregierung aufoktroierten Dogmen des sozialistischen Realismus“. Die zeitlichen Grenzen des Prozesses – 1962 und 1982 – definiert die Autorin einerseits mit historischen Gegebenheiten, andererseits mit parallelen internen Kunstereignissen. So steht am Anfang der Aufruf Chruščevs „zum Krieg“ gegen die Avantgardisten, der das Ende der Tauwetterperiode einleitete, und die ersten folgenreichen Ausstellungen staatsferner Kunst jenseits des institutionalisierten und staatlich sanktionierten Kunstbetriebes in Litauen. Das Ende des Prozesses markiert der Tod Brežnevs sowie die erste gemeinsame Präsentation von Photographie und Malerei im Salon für Photokunst in Vilnius. Lubytė charakterisiert sie als Zeichen der verspäteten Anerkennung der Photographie im Lande. Gerade das zweite Datum, das ein abruptes Ende der „stillen Moderne“ 1982 bestimmt, wirkt willkürlich, denn auch nach Brežnevs Tod funktionierte das alte politische System mit seiner ideologischen Kontrolle weiter. Dies mag darin deutlich werden, daß z.B. die Hauptvertreterin minimalistischer Abstraktion in

der „stillen Moderne“, Kazimiera (Kazė) Zimblytė (1933–1999), erst 1988 mit einer großen offiziellen Einzelausstellung in der Kunsthalle Vilnius bedacht wurde. Fragwürdig dürfte auch die Verbindung vom Ende des Prozesses und der Anerkennung der Photographie in Litauen sein. Wann und inwieweit das Medium dort als eine eigenständige Kunstform anerkannt wurde, müßte weiter geklärt werden. Jedenfalls ist sein Status im litauischen Kunstbetrieb bisher immer noch nicht mit der Stellung im Westen vergleichbar. Selbst Lubytė findet in ihrer Publikation die Photographie keiner weiteren Erwähnung würdig.

Verständlich ist, daß geistesgeschichtliche Prozesse, Strömungen oder Bewegungen oft nur mit Hilfe willkürlicher Zeitzuordnungen rezipiert werden können. Aber es ist an dieser Stelle legitim, die neue Bezeichnung selbst sowie die Zugehörigkeit einzelner Künstler zum Kreis der den Prozeß tragenden Kräfte zu hinterfragen. Läßt sich dieser überhaupt unter dem Adjektiv „still“ subsumieren, wenn man bedenkt, daß damit auch Widerstand vieler aktiver und talentierter Künstler gegen vorgeschriebene Kunstdoktrinen gemeint ist? Die Moderne an sich, vor allem ihre in Litauen verbreiteten Formen der Malerei, Skulptur und Graphik, ist im Ausdruck nicht zwangsläufig laut oder aktiv. Auch transportiert sie direkt nur selten politische Inhalte. Dabei blieben die Modernen dort nicht unter sich. Mit ihrer Kunst konfrontierten sie, wenn auch außerhalb der institutionalisierten Räume, die Öffentlichkeit. Ihre Ausstellungen waren allein in Vilnius an einem Dutzend offizieller Orte zu sehen: im Klub des Schriftstellerverbandes (1962, 1963, 1964, 1966, 1968, 1976), in der Staatsbibliothek (1964, 1966, 1968), in einigen Kinos (1964, 1965, 1973), im Institut für Städteplanung (1965, 1974), im Künstlerverband (1967, 1968, 1970, 1975, 1976), im Verlag „Vaga“ (1968, 1974), im Konservatorium (1968, 1981, 1982), in der Philharmonie (1971), im Kunstsalon des Künstlerverbandes (1973), im Künstlerhaus (1974, 1977, 1978), im Hof der Gaststätte „Medininkai“ (1978) und im Verein der Photokunst (1981, 1982). Noch weniger vereinbar mit der „Stille“ sind die von Lubytė angeführten Beteiligungen einzelner Künstler an den Ausstellungen sowjetischer Kunst im Ausland: in der Galerie „Peintres du Monde“ in Paris (1965), in der Galerie der Königlichen Akademie in London (1967), auf der Expo 1968 in Saõ Paulo oder im Museum Ludwig in Köln und in der neuen Galerie-Sammlung Ludwig in Aachen (1982).

Welche Personen waren in den Prozeß involviert? Gehört dazu etwa der langjährige Rektor des Kunstinstitutes (= Kunstakademie) in Vilnius, Vincentas Gečas? Laut Lubytė ja, denn sie führt diesen Namen im Katalogteil der Ausstellungen der „stillen Modernen“ an: 1963 waren die nach einer Italienreise (sic!) entstandenen Arbeiten Gečas' im Klub des Schrift-

stellerverbandes zu sehen. Ganz andere Schlußfolgerungen kommen aber dazu in den Sinn, wenn man in derselben Publikation diesen Namen noch einmal liest. Der zu seiner Arbeit von Lubytė befragte ehemalige Direktor der M.K. Čiurlionis-Kunstschule (= Kunstgymnasium) in Vilnius, Antanas Garbaskas, erinnerte sich in bezug auf die Probleme seines innovativen „Kollektives der stillen Modernen – Pädagogen“ folgender Begebenheit: „Unsere lokalen Aufpasser, die Zensur waren sehr streng. Da aus Moskau befohlen wurde, gab es im staatlichen Kunstinstitut, im Künstlerverband Kommissionen für die Erziehung der Jugend, und sie alle haben uns dort bearbeitet. Besonders viele Rügen bekam man, als V. Gečas da war, damals war er bereits mehr Funktionär als Künstler. Er achtete so gewissenhaft auf die Linie der Partei. So unnachgiebig, unbeugsam, ohne Verständnis für Humor.“ Ein „stiller Moderner“, der sich um den künstlerischen Nachschub für den sozialistischen Realismus sorgte? Zumal auch die ehemaligen Diplomanden (Meisterschüler) von Gečas im Kunstinstitut darüber berichten, daß der Meister unermüdlich über die richtige Wahl der Kompositionen zum Thema der Arbeit wachte. Hier bedarf noch einiges der künftigen Klärung.

Natürlich kann eine Kuratorin in Anbetracht widersprüchlicher Kriterien auf die Freiheit der subjektiven Wahl hinweisen. Auch meint Lubytė, sie finde einige Künstler interessanter als die anderen und strebe sowieso nicht nach einer idealen objektiven Realität. Gab es aber außer Antanas Martinaitis „interessante“ Künstler nur in der Hauptstadt oder ist die „stille Moderne“ nur ein Vilnius-Phänomen? Wie wäre sonst zu erklären, daß jene außerhalb der Hauptstadt tätigen Künstler, wie z.B. der Maler Romualdas Stankevičius (1933–1991) aus Kaunas, in der Publikation nicht einmal erwähnt werden. Wenn, dann würde doch noch am ehesten er, sowohl durch seine berufliche Außenseiterstellung als auch durch sein Schaffen, ein Musterbeispiel für einen „stillen Modernen“ abgeben. Stankevičius, der seinen Lebensunterhalt als Werbedesigner im Zoo verdiente, konnte in der Kunsthalle von Kaunas erst nach der Wende, 1990, ausstellen. In Vilnius waren seine Bilder bisher noch nicht zu sehen, und so ist seine expressiv geprägte Malerei subtiler Farbigkeit und unspektakulär poetischer Motive bis heute in Litauen nur wenigen bekannt. Ein ähnliches Künstlerschicksal traf die kürzlich verstorbene Graphikerin Elena Jakutytė. Nicht einmal ihre Lebensdaten finden in den Kunstpublikationen der letzten Jahre Erwähnung, obwohl ihre Arbeiten im M.K. Čiurlionis-Museum aufbewahrt werden. Wie aber der Graphiker Petras Repšys aus den Erinnerungen über seine Jugend auch in der einschlägigen Publikation berichtet, bemühte sich Jakutytė als Lehrerin in der Kunstschule in Kaunas, ihren Schülern zu helfen, sie zu bilden, ihnen viel zu

zeigen. Sie erteilte Aufgaben für abstrakte Arbeiten und bekam deshalb Schwierigkeiten.

Wohl diese Problematik in der Rezeption des Prozesses kommentiert Saulė Kisarauskienė, eine der „stillen Modernen“ der ersten Stunde, folgendermaßen: „Die Ausstellung ist sehr interessant, aber es ist keinesfalls der echte Querschnitt. Aus dieser Epoche, die sehr kompliziert gewesen ist, wurde in der Ausstellung nur das präsentiert, was in einer oder anderer Weise in der Öffentlichkeit gezeigt wurde. Aber das, was tatsächlich nicht gezeigt wurde, das gibt es hier nicht.“ Fürwahr, eine wichtige Erkenntnis.

Trotz der angeführten Kritikpunkte ist die Publikation ein wichtiger Beitrag zur Rezeption litauischer Kunst der Sowjetzeit. Einige dieser Probleme sind auch in Deutschland bekannt. Nach der Wende hielten Arbeiten einiger Staatskünstler der ehemaligen DDR Einzug in so manches Museum. Für ein Land wie Litauen, dessen Bürger allein die Verwerfungen realsozialistischer Politik überwinden müssen, ist es noch schwieriger, Kunst und Künstler zuerst im lokalen Kontext zu rezipieren, um sie dann in die westliche Moderne einzubringen.

Giedre Bartelt, Berlin

Lietuva. Praeitis, kultūra, dabartis (Litauen. Vergangenheit, Kultur, Gegenwart), hrsg. v. Saulius Žukas. Vilnius: baltos lankos 1999, 295 S.

Der Anbruch des 21. Jahrhunderts bescherte vielen Ländern, die jetzt im Jahr 2000 leben, einen nicht ganz zeitgemäß anmutenden kulturpolitischen Adrenalinschub von ihren Staaten. Es ist, als seien noch einmal alle verfügbaren Kräfte angespannt worden, um diesem Ereignis einen grandiosen glanzvollen (national)staatlichen Stempel aufzudrücken. Die Art und Weise, mit der der eine oder andere Staat dabei zu Werk ging, wie er sich seinen Bürgern, der Außenwelt, besonders jedoch (seiner) Geschichte und Zukunft zur Schau stellte, kann recht aufschlußreich sein. In Ost- und Mitteleuropa hatte es zuweilen den Anschein, als gingen die staatlichen Feierlichkeiten zum zehnten Jahrestag des Zusammenbruchs der sozialistischen Diktaturen nahtlos in den Millenniumswechsel über.

So auch in Litauen. Das hier zu besprechende Buch „Lietuva. Praeitis, kultūra, dabartis“ („Litauen. Vergangenheit, Kultur, Gegenwart“) ist die lang und breit angelegte, fieberhafte Aktivität *par excellence*. Der großformatige, umfangreiche, aufwendig gestaltete, auf eine Idee des inzwi-

schen verstorbenen litauisch-französischen Semiotikers Algirdas Julius Greimas aus dem Jahre 1990 zurückgehende Photoband erschien Anfang 1999 im Vilniuser Verlag baltos lankos. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß diese Publikation zurückblickt auf den ein gutes Jahrzehnt zurückliegenden Beginn der Bewegung zur Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit (Sąjūdis), auf 80 Jahre, die seit Erringung der litauischen Staatlichkeit nach dem Ersten Weltkrieg vergingen, sowie auf das zu Ende gehende Jahrhundert und Jahrtausend. (S. 6) Überdies und vor allem aber wurde „Lietuva“ aus Anlaß des sich im Jahre 2009 vollendenden eintausendjährigen Bestehens von Litauen publiziert. Seine Herausgabe wurde von der Kommission zur Begehung der Tausendjahrfeierlichkeiten Litauens sowie dem Kulturministerium unterstützt. Zu seiner Präsentation im Februar 1999 versammelten sich hochrangige Persönlichkeiten aus Politik und Kultur im Vilniuser Alten Rathaus. Bald nach der hier rezensierten litauischsprachigen ging auch eine englische Ausgabe in den Druck, eine deutsche ist vorgesehen. Genügend gewichtige Gründe also, sich dieses nicht ganz „alltäglichen“ Bildbands anzunehmen.

Der Einband, von dem, in Überlebensschärfe fotografiert, ein nur leicht ergrauter und vergilbter Mann, der mit jeder Faser zum europäischen 19. Jahrhundert zu gehören scheint, kontemplativ und dennoch heiter (mit einem im Rausch verborgenen rätselhaften Lächeln?), am Betrachter vorbei in unsichtbare Fernen blickt, verspricht ein gewisses Maß an Raffinesse. Vermutlich sogar die meisten seiner Landsleute erkennen in ihm sicher nicht ohne weiteres Dr. Jonas Basanavičius (1851–1927), *spiritus movens* der 1918 ausgerufenen Unabhängigkeit Litauens. Auf dieser Photographie aus dem Jahre 1890 ist er noch nicht der entrückte, greisenhafte „Patriarch Litauens“,¹ wie man ihn von späteren Porträts, besonders den Ablichtungen im Profil (z.B. auf Banknoten) mit dem schlohweißen Spitzbart gemeinhin zu kennen glaubt.

Vermutlich werden die Photographien in diesem Buch die Aufmerksamkeit der meisten Leser zunächst für geraume Zeit auf sich lenken. Dies liegt in der Natur eines Bildbands, hier aber vor allem daran, daß inzwischen nicht nur bekannte, sondern geradezu legendäre Ereignisse der litauischen Geschichte für nicht wenige Leser zum ersten Mal ein Gesicht bekommen. Viele der Aufnahmen haben jahrzehntelang in Archiven gelegen und erblicken nun erneut, jedoch fast als sei es zum ersten Mal, das Licht der Welt. So gibt es Photos von Teilnehmern des Aufstands von 1863 vor ihren kümmerlichen Behausungen in der Verbannung in Sibi-

¹ Vanda Daugirdaitė-Sruogienė, Lietuvos Istorija (Geschichte Litauens). Vilnius 1990, S. 298.

rien, von Interieurs und Parks inzwischen verfallener (und nur in wenigen Fällen rekonstruierter) Herrschaftshäuser oder auch von litauischen Freiwilligen, die 1918/19 ausgezogen waren, ihren in den Geburtswehen liegenden Staat gegen eine bolschewistische Intervention zu verteidigen. Dieses Betrachten kann sich für aufmerksame und interessierte Leser angesichts der großen Zahl der Bilder über viele Stunden hinziehen. Man wird sich vielleicht versucht fühlen, in Geschichtsbüchern, Memoiren oder auch in der Literatur nachzuschlagen und sich einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt sehen. Besonders schön sind Landschaftsfotographien, alte und neuere Aufnahmen von Vilnius und vom allmählich ganz verschwindenden traditionellen Leben auf dem Lande. Für diejenigen, deren Bilderhunger hiermit nicht gestillt, sondern gewachsen ist, hält baltos lankos noch einen ausschließlich dem Werk des Milieuphotographen Balys Buračas (1897–1972) gewidmeten, wunderbaren Bildband bereit. Einige Exemplare der technisch und gestalterisch hervorragenden Photosammlung von Jozef Czechowicz mit Motiven vom Vilnius des 19. Jahrhunderts sind gleichfalls noch zu haben.

Sofern man es bei einer solchen Betrachtung von Bildern verschwunderner oder im Schwinden begriffener Welten beläßt, wird man mit „Lietuva“ höchst zufrieden sein. Weniger Freude wecken indes zahlreiche Aufnahmen jüngerer Datums, in denen der unverwandte, vertiefte Blick oder das geistesgegenwärtige Ablichten des einmaligen Augenblicks hinter die nur allzu offensichtlich beabsichtigte Zurschaustellung zurückgetreten sind. Insbesondere die Photographien des litauischen Präsidenten Valdas Adamkus (vom ehemaligen Staatsoberhaupt Algirdas Brazauskas findet sich bezeichnenderweise keine einzige), von litauischen Industrie- und Landwirtschaftsbetrieben, neuen Wohnanlagen und verschiedenen Militäreinheiten vermitteln statt dynamischem Wandel einen Eindruck von Monumentalität und Erstarrung.

Auch ist es ratsam, das Buch einfach von vorn bis hinten durchzublättern, weil das Inhaltsverzeichnis eher Verwirrung und Verstimmung stiftet. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Anlage des Bandes einer erst ansatzweise in der Auflösung begriffenen lithuanozentristischen Sichtweise folgt. Diese Sicht ist nicht eben dazu angetan, das sich durch ethnische, konfessionelle, sprachliche und kulturelle Vielfalt und Komplexität besonders auszeichnende Phänomen Litauen in Vergangenheit und Gegenwart kohärent zu denken und zu präsentieren. Insbesondere haben wir es mit einer wahlweisen, d.h. einer in erster Linie den *Litauern* Selbstbewußtsein und Legitimierung verleihenden „Historisierung“ zu tun.

Das Herzstück des in vier, nur mit römischen Zahlen überschriebene Kapitel gegliederten Buches ist das zweite. Es ist mit etwa 240 Seiten Um-

fang länger als die drei anderen zusammengenommen. Selbst dieses Kapitel, das auf den ersten Blick, nämlich in der Abfolge seiner Abschnitte von der „Herausbildung des [litauischen] Staates“ (in der frühen Neuzeit) bis zur „Šajūdis“ (der 1988 gegründeten Bewegung für die Wiederherstellung der litauischen Unabhängigkeit), chronologisch vorzugehen scheint, bewegt sich im schlendernden Zickzack durch die Zeiten. Dies läßt sich am besten anhand der Abfolge seiner hier auf ein Ereignis, dort auf einen Ort, mal auf eine Epoche und dann wieder auf ein Thema aus der Kunstgeschichte verweisenden Abschnittsüberschriften veranschaulichen: „Die Herausbildung des Staates“ – „Vilnius: Stadt und Geschichte“ – „Das Barock in Litauen“ – „Ostpreußen und das erste litauische Buch“ – „Die nationalen Wiedergeburten des 19. Jahrhunderts“ – „Die Kunst vom Anfang des 20. Jahrhunderts in Vilnius“ – „Das Schaffen von Mikalojus Konstantinas Čiurlionis“ – „Der Erste Weltkrieg“ – „Die Wiedererlangung der Unabhängigkeit“ – „Das Leben in der Zwischenkriegszeit“ – „Der Zweite Weltkrieg“ – „Die Nachkriegszeit“ – „Die Sowjetzeit“ – „Šajūdis“.

Im übrigen wird die Zeit bis zum 20. Jahrhundert auf nur knapp 40 Seiten abgehandelt, während die ersten 90 Jahre des 20. Jahrhunderts 200 Seiten einnehmen. Hier geraten zwei unvereinbare Absichten des Bildbands in einen technischen Konflikt, nämlich einerseits die an sich reizvolle Idee einer Veröffentlichung von in litauischen Archiven lagerndem Photomaterial und andererseits die „Erörterung von Vergangenheit und Gegenwart des Volkes am Ende dieses Jahrtausends“ – gemeint sind vielleicht sowohl das Millenium als auch das sich 2009 vollendende *litauische* Jahrtausend. Die Geschichte der Photographie in Litauen reicht nun einmal nur bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Es wäre vermutlich naheliegend, sich auf diesen Zeitraum zu beschränken, wozu man sich bei offiziellen Selbstdarstellungen in Litauen im allgemeinen nur sehr schwer, eigentlich gar nicht entschließen kann. Das Ausholen in „graue Vorzeiten“ ist offenbar noch immer Bestandteil eines festgefügt Selbstbestätigungs- und Rechtfertigungsrituals.

Die leichtfüßige Sprunghaftigkeit des zweiten Kapitels ist nur angeblich so zwanglos, wie uns das Vorwort mit dem Hinweis, es handele sich bei diesem Band „nicht um eine systematische Geschichte Litauens“ (S. 6), glaubhaft machen möchte. Dies zeigt vor allem ein Blick auf die restlichen drei Kapitel, die gleichsam aus dieser Chronologie ausgeklammert sind. Das dritte hat die bezeichnenderweise seit nunmehr zehn Jahren andauernde Gegenwart zum Gegenstand und sei wegen seines unverbrämten Propagandacharakters am besten sich selbst und genügend urteilsfähigen Lesern überlassen.

Das vierte Kapitel ist den drei wichtigsten Städten Litauens – Vilnius, Kaunas und Klaipėda – gewidmet. Hier geht es aber offenbar nicht so sehr um Geschichte und Gegenwart dieser Städte – Vilnius war ja bereits Gegenstand eines Abschnitts im zweiten Kapitel –, sondern darum, ihnen ein Image zuzuschreiben, das sie im litauischen Bewußtsein einnehmen könnten. Es ist daher um so bezeichnender, daß Vilnius nicht wirklich, sondern gleichsam entrückt und vergeistigt erscheint, Kaunas zur nicht nur zeitweiligen, sondern heimlichen Hauptstadt des Litauertums schlechthin stilisiert wird (wo selbst der Sport eine „wahrhaftig legale Schule der Herausbildung nationaler Gefühle und Form des Ausdrucks von Widerstand gegen die Besatzungsmacht“ war, S. 279), und sich Klaipėda gegenüber – einer Stadt ohne „jede Exotik“ und „geheimen Reiz“ (S. 282) – eine gehörige Portion Ratlosigkeit manifestiert.

Wer Hinweise auf die historischen Ursachen solcher Befindlichkeiten erhalten möchte, suche besser zunächst im zweiten Kapitel. Dort finden sich der infolge des Molotov-Ribbentrop-Pakts und der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht ermöglichte Einmarsch der litauischen Armee in Vilnius im Sommer 1939 (S. 187f.) und der sowjetischen Armee gut ein Jahr später (S. 190). Im Abschnitt zur Zwischenkriegsgeschichte sind unter der (auch im Litauischen) unschönen und nicht eben plausiblen Überschrift „Ökonomischer und kultureller Dynamismus“ das „Problem Klaipėda“ (S. 172f.) in den 20er und 30er Jahren, sowie mit dramatischen Photographien (auf S. 185) in „Der Zweite Weltkrieg“ die Besetzung des Memelgebiets durch die Wehrmacht dokumentiert.

Wer sich indes für das Kaunaser Ghetto interessiert, wird (abgesehen von zwei beiläufigen Bemerkungen im Kaunas-Abschnitt) in keinem dieser beiden Kapitel fündig. Man muß schon im ersten Kapitel, und zwar im bezeichnenderweise „Andere Völker in Litauen“ genannten Abschnitt unter „Juden und Litauer“ suchen. Zwar geht es in der dortigen Abhandlung – einer Passage aus einem gleichnamigen, mittlerweile 24 Jahre alten Artikel Tomas Venclovas – nicht so sehr um das litauische Judentum als vielmehr fast ausschließlich um das Verhältnis der Litauer zu den Juden (und eben nicht auch umgekehrt). Aber auf zwei der folgenden Seiten (S. 94f.) sehen wir unvermittelt sechs Photographien, die das Kaunaser Ghetto zeigen, über deren Herkunft nur ausgesagt wird, daß sie „heimlich gemacht“ worden seien. Von der Geschichte des Ghettos, d.h. den genaueren Umständen seiner Einrichtung und Liquidierung, erfährt der Leser nichts. Der Holocaust in Litauen wiederum ist Thema nicht eines gesonderten Abschnitts, sondern folgender Zeilen im zweiten Kapitel unter „Der Zweite Weltkrieg“:

„Im Laufe von drei Besatzungsjahren haben die Nazis in Litauen viel Unheil angerichtet, das größte und schlimmste war die Ermordung von etwa 200000, also etwa 90% der Juden Litauens. Zweifellos ist dies nicht nur eine Tragödie der Juden, sondern auch der Litauer, denn auf solch schauderhafte Weise starb auch die über Jahrhunderte entwickelte, einzigartig litauische jüdische Kultur. In der Geschichte Litauens wurden niemals zuvor systematisch und in so kurzer Zeit so viele Einwohner ermordet. Leider ist das Thema des Genozids an den Juden in Litauen noch immer sehr schmerzlich. Recht häufig ruft der Dialog über den Holocaust irrationale, oft nach Haß riechende Reaktionen hervor. Im schlimmsten Fall wird in unverhüllten Antisemitismus abgeglitten oder werden andererseits die Litauer als ‚Volk der Judenschieser‘ beschimpft. Dennoch beginnen wir allmählich zu begreifen, daß wir Antworten suchen müssen auf solche Fragen wie die, die einer der fähigsten litauischen Politologen, Julius Šmulkštys, formuliert hat: Ist das Volk verantwortlich für Litauer, die am Genozid der Juden teilgenommen haben? War es möglich, den von den Nazis verfolgten Juden mehr zu helfen und wenn ja, warum wurde das nicht getan? Warum ist der Anteil ermordeter Juden in Litauen einer der höchsten in Europa?“ (S. 196)

Aus diesen Worten klingt ein Bemühen um genaue Formulierung des auch in diesem Buch an den Rand gedrängten, aber doch im litauischen Bewußtsein – wenngleich meistens latent – präsenten Themas. Da die Aufarbeitung der Geschichte des litauischen Judentums, des Verhältnisses zwischen Litauern und Juden, des Holocausts selbst und dem Platz, den er im kollektiven Gedächtnis der Litauer einnimmt, seit einigen Jahren auch in Litauen selbst begonnen hat und hin und wieder öffentlich besprochen wird, läßt es vielen, vielleicht sogar den meisten Menschen im Land keine Ruhe mehr. Behindert wird dieser Prozeß insbesondere durch die nur schwer zu überwindende, verbreitete Gewohnheit, in Litauen, seiner Geschichte und sogar seiner Gegenwart ein verlorenes, ersehntes und schließlich wiedererrungenes territoriales, soziales, kulturelles usw. Gebilde der *Litauer* zu erblicken.

In diesem Buch sind die Litauer „das Volk“ – ein Wort im Singular, das im Vorwort viermal auftaucht und einmal sogar direkt als Synonym für „die Litauer“ gebraucht wird.² Die Tatsache, daß hier „die Litauer“ von

² „Was hat die Geschichte *die Litauer* gelehrt? Immer dieselbe Widerspenstigkeit und dieselbe erstaunliche Fähigkeit, sich an die gegebenen, selbst widrigsten Umstände anzupassen. Widerspenstigkeit und Anpassung negieren einander, verbinden sich zu schwer auflösbaren Knoten in den Biographien und politischen Karrieren von Personen, aber vielleicht ist das eben auch die sogenannte historische Erfahrung *des Volkes* – das Wissen, wann du innezuhalten und wann du kühn voranzuschreiten hast.“ (S. 6)

den im gleichnamigen Abschnitt vorgestellten „Anderen Völkern in Litauen“ (Hervorhebung C. S.) unterschieden werden, belegt dies. Deshalb wohl findet sich nur wenige Zeilen unter der soeben zitierten, sorgsam formulierten Passage über den Holocaust in Litauen folgende Aussage: „Insgesamt war die Naziokkupation für die Menschen Litauens, natürlich außer den Juden, leichter zu ertragen als die vorherige, dreimal kürzere sowjetische.“ (S. 196)

Bevor deutsche Leser angesichts eines solchen skandalträchtigen, in Litauen jedoch sang- und klanglos untergegangenen Satzes zu voreiligen Schlußfolgerungen gelangen, sei an die jahrelang hierzulande in höchsten Tönen gelobte Wehrmachtausstellung erinnert, die im Herbst 1999 erst nach vehementen Einsprüchen *ausländischer* Historiker zum Gegenstand einer öffentlichen Kontroverse und dann vorläufig ausgesetzt wurde. In Litauen ist es ja vielleicht u.a. auch eine Frage der Zeit, d.h. der Konsolidierung der litauischen Staatlichkeit, bis ein staatsbürgerliches (und mit ihm auch weniger kollektivistisches) Selbstverständnis den Litauen-Begriff genügend erweitert und geöffnet hat, daß sich in ihm auch litauische Polen, Russen, Juden oder Zigeuner wirklich heimisch fühlen können. Dieser Prozeß ist in Gang. Anhand dieses Buches läßt sich auch ersehen, daß Prioritäten gesetzt werden und welche. Auf einige von ihnen sei kurz aufmerksam gemacht.

Besonderes Bemühen zeigt dieser Band, sich von jenem noch immer beschworenen Litauertum zu lösen, das sich fast ausschließlich durch die alte litauische Bauernschaft definiert. Im recht umfangreichen und sichtlich auch etwas nostalgischen Abschnitt „Das litauische Dorf“ wird kein Hehl daraus gemacht, daß es sich hierbei um ein mittlerweile größtenteils der Vergangenheit angehörendes Phänomen handelt: „Die Dörfer waren lebendige Gemeinschaften und blieben solche bis zur sowjetischen Kollektivierung des Bodens.“ (S. 26) Statt dessen wird besonderer Wert auf die Darstellung urbaner Traditionen in Litauen gelegt. In diesem Licht wird das separate Städte-Kapitel (das zu einer Doppelung der Vilnius-Abschnitte geführt hat) plausibel. Vilnius, die „Stadt einander überlagernder ethnischer Zonen“,³ wie sie Tomas Venclova einmal genannt hat, ist für eine lithuanozentristische Geschichtsschreibung natürlich unverdaulich. Zwar beginnt der Vilnius-Abschnitt des zweiten Kapitels noch mit dem Satz: „Die mythische und historische Geburt der Stadt Vilnius fällt mit der Geburt des litauischen Volkes und Staates zusammen.“ (S. 110)

³ Tomas Venclova an Czesław Miłosz, in: Czesław Miłosz, Die Straßen von Wilna. München/Wien 1997, S. 156.

Weiter unten aber stoßen wir unvermittelt auf eine methodologische Reflexion, die für einen Bildband eher untypisch ist:

„Die Geschichte Litauens, bis dahin klar, läßt, sobald man bei der Epoche der Renaissance angelangt ist, den Unterschied zwischen zwei Lesarten zutage treten: Die eine ist, sie als Geschichte des litauischen Staates zu lesen, und die andere, als Geschichte der litauischen Ethnie. In jener Zeit war Litauen ein Vielvölkerstaat, eine für diese Zeit völlig normale [sic!] Erscheinung ... Als jedoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Völker zu erwachen begannen, war überall die Forderung zu hören, die Geschichte oder die Geschichten der Völker neu zu überdenken, neu zu interpretieren. Leider sind das zwei unvereinbare Sachen: Es ist schwer, zwei Versionen der Geschichte zugleich zuzustimmen, und da sind die Litauer, ein kleines, von großen Staaten umgebenes Volk, gezwungen, Verantwortung für die Geschichte eines mächtigen Staates zu übernehmen, besonders aber für die Geschichte der Metropole jener Zeiten, die Vilnius gewesen ist.“ (S. 110)

Es ist also bezeichnenderweise Vilnius, das das dem emanzipatorischen, nationalistischen Diskurs noch verbundene Denken nicht nur vor ein echtes Dilemma stellt, sondern dieses Denken mittlerweile auch zu der soeben zitierten, treffenden Selbstdiagnose führte, nämlich dem Schwanken auch dieses Bandes je nach Bedarf und Vermögen zwischen einer diachronischen und einer synchronischen Betrachtungsweise. Insofern ist dieses Buch das Dokument *par excellence* eines in tiefgreifender Transformation begriffenen kollektiven litauischen Selbstverständnisses. Aus einiger, vorläufig zugleich sicher und unüberwindlich scheinender Entfernung sucht es, wie es hier hieß, „Normales“ wie auch „Paradoxes“ zu erfassen, auf das wir an einer den gleichen Zusammenhang thematisierenden Stelle des Abschnitts „Litauer und Polen“ stoßen (Vilnius verweist ja insbesondere auf die unwiderruflich verflochtenen und daher nie ganz auseinander zu dividierenden polnisch-litauischen Geschicke):

„Oskar Milašius, der französisch schreibende Dichter und erste Vertreter des unabhängigen Litauen in Paris im Jahre 1920, war mehr Litauer als Pole; der aus Kėdainiai stammende Nobelpreisträger Cezław Miłosz hält sich mehr für einen Polen als einen Litauer. Die historische Umwertung solcher essentieller Begriffe wie Volk und nationale Identität, nicht selten schmerzhaft für einzelne Personen, endet häufig, von der Seite betrachtet [sic!], mit Paradoxa dieser Sorte.“ (S. 77)

Priorität haben neben dem Urbanen aber auch die sogenannten „dvarai“ (dt. „Herrschaftshäuser“), wie der Abschnitt im ersten Kapitel überschrie-

ben ist, der mit folgender, für einen repräsentativen Bildband wiederum etwas ungewöhnlicher Überlegung beginnt:

„Die Nationalkultur Litauens wird meist mit der traditionellen Kultur der Menschen des Dorfes gleichgesetzt, Litauens Aristokratie, der Adel, wurde oft als denationalisiert, meistens polonisiert bezeichnet. Dennoch scheint es, daß eine breitere Perspektive gesucht werden müßte, die mit einem Blick beispielsweise die Kulturen des Dorfes und der Höfe im Litauen des 19. Jahrhunderts erfassen kann, die sich nicht unbedingt in derselben Sprache ausgedrückt, aber ständig miteinander kommuniziert und einander mehr oder weniger beeinflußt haben.“ (S. 48)

Neben der Nähe besonders des niederen Adels zur litauischen Bauernschaft wird in diesem Abschnitt hervorgehoben, daß Litauens Aristokratie dem Land eine Teilhabe an der europäischen Kultur ermöglicht habe.

Ähnliche Beweggründe trugen sicherlich auch zu einer in den vergangenen Jahren intensivierten Beschäftigung mit dem litauischen Barock bei. Noch bis vor nicht allzu langer Zeit galt es als Periode, in der sich aus nationalistischer Sicht die endgültige Polonisierung der litauischen Oberschichten vollzog, oder es war aus liberalistischer Sicht ein von der Gegenreformation geprägtes, „verlorenes Jahrhundert“ bzw. eine Zeit der „Demodernisierung“.⁴ Inzwischen wurde, wie der Abschnitt „Das Barock in Litauen“ deutlich macht, das Barock zum Inbegriff einer ebenso europäischen, grenzüberschreitenden, multikonfessionellen wie auch deutlich vom unverwechselbar litauischen Lokalkolorit geprägten Kulturepoche. Hier stoßen wir sogar auf den eine befreite litauische Identität verheißenden Begriff „Region“: „Die Barockkultur in Litauen ist komplex und dynamisch. Ihre Rolle für die kulturelle Identität der Region ist sehr wichtig und wird erst jetzt tiefer bewußt gemacht.“ (S. 120)

Angesichts solcher hier gut zu verfolgender Entwicklungen im litauischen Selbstverständnis wird man etwas unschlüssig, ob die traurigen und/oder peinlichen, jedenfalls genügend augenfälligen und daher eigentlich vermeidbaren, aber eben doch auch symptomatischen Mängel dieses Bandes nun allesamt deutlich benannt werden sollten, oder ob man sie im besten Vertrauen auf die Zukunft und die Autoren besser verständnis- und taktvoll übergeht. Hier wurde ein Kompromiß versucht. Unter anderem auch deshalb, weil es offenbar schon in der englischen Ausgabe Verbesserungen gibt. So lautet z.B. der erste Satz des Abschnitts „Die Zigeuner“

⁴ Vytautas Kavolis, *Epochų signatūros* (Epochensignaturen). Chicago 1991, S. 33.

auf S. 98 in der litauischen Version: „Nach Litauen haben sich die Zigeuner als exotische Ankömmlinge über Weißrußland aus dem sie verfolgenden Polen etwa im 15. Jahrhundert verirrt.“ Man beachte in der nun zitierten englischen Version u.a. das Verschwinden des zum genannten Zeitpunkt nicht existenten Staates Weißrußland: „Die Zigeuner kamen nach Litauen aus Polen, wo sie im 15. Jahrhundert verfolgt worden waren.“ (S. 98)

Bleibt zu hoffen, daß das Buch – bis zum litauischen Millennium ist es ja noch eine Weile hin – auch eine nachgebesserte zweite Auflage im Litauischen erleben wird. Dort wäre Gelegenheit beispielsweise für Darstellungen über nicht nur litauische, sondern auch andere Dörfer, über Litauens Kleinstädte, über die Geschichte des litauischen Judentums und die auf dem Boden des Landes ansässigen bzw. ansässig gewesenen Deutschen, über das 18. Jahrhundert und Entwicklungen seit 1989. Besonders wünschenswert wäre jedoch ein behutsamerer und differenzierterer Umgang mit der im Vorwort so genannten „Archivphotographie“: „Uns selbst ansehen können wir, wenn wir die uns beherrschenden Meinungen zu begreifen beginnen, und wenn wir verlässliche, unparteiische Zeugen der Vergangenheit und Gegenwart haben. Ein solcher Zeuge ist die Archivphotographie.“ (S. 6)

Eine genaue Klärung und Kennzeichnung der Umstände der Entstehung und Überlieferung der im Band verwendeten Photographien, deren eigentliche Herkunft natürlich nicht *das* Archiv als solches ist, ist schon deshalb dringend geboten, weil es sich bei dem in Litauen verfügbaren Material ja allenfalls um Überbleibsel einer von zwei Weltkriegen überrollten, von zwei totalitären Staaten im Wechsel okkupierten und also geplünderten und manipulierten, kurz: gebeutelten Archivlandschaft handelt.

Insofern ist „Lietuva“ ein Bildband, der neben dem Schauen nicht nur das Denken anregt, sondern das Nach- und Hinzudenken geradezu erfordert.

Claudia Sinnig, Berlin

Barbara Christophe, Staat versus Identität. Zur Konstruktion von „Nation“ und „nationalem Interesse“ in den litauischen Transformationsdiskursen von 1987 bis 1995. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1997, 361 S.

In ihrer Dissertation „Staat versus Identität“ untersucht Barbara Christophe die Rolle der Nation in Litauen zwischen 1987 und 1995. Sie analysiert dabei die Diskurse über die litauische Geschichte und den litauischen Nationalstaat. Dies geschieht ausschließlich durch Auswertung litauischer Zeitungen und Zeitschriften.

Christophe geht bei ihrer Untersuchung von einem rein funktionalistischen Verständnis der Nation aus. Der für ihre Arbeit zentrale Begriff „Nation“ wird daher ausschließlich als Ressource „zur erfolgreichen Bewältigung der spezifischen Herausforderungen der Moderne“ (S. 19) betrachtet. Die Rolle der Nation im Transformationsprozeß liegt für die Autorin in Anlehnung an die Erkenntnisse der polnischen Soziologin Jadwiga Stanisziß darin, einen gesamtgesellschaftlichen Konsens über das gesellschaftliche Projekt des Systemwandels herzustellen. Der Rekurs auf die Kategorien „Nation“ und „nationales Interesse“ ist für die Autorin daher ein beliebig einsetzbares Mittel zur Legitimation politischen Handelns, das theoretisch von jedem politischen Akteur verwendet werden kann. Christophe betont im Rückgriff auf die Ansichten von Melanie Tatur und Krisztina Mánicke-Gyöngyösi, daß kulturelle und nationale Traditionen einen prägenden Einfluß auf den Systemwechsel in Osteuropa ausüben. Sie seien verantwortlich für die spezifische Gestalt des sozialistischen Systems und machen es andererseits möglich, dieses im Rahmen tradiertener kultureller Wertmaßstäbe beurteilen zu können. Nur dadurch soll es möglich sein, Lern- und Entwicklungsblockaden beim Systemwechsel zu überwinden. Da es sich in Litauen zumindest partiell um eine nationale Fremdherrschaft handelte, ist die Übernahme dieser Prämissen nur bedingt sinnvoll.

Doch Christophe weist auch auf Risiken der Inanspruchnahme der Nation für die politischen Eliten in der Transformation hin. So kann unter Bezugnahme auf ein selbstdefiniertes nationales Interesse jede Kritik am eigenen Handeln zurückgewiesen werden. Es ist also auch möglich, den Begriff der „Nation“ als Instrument zur Ausgrenzung politischer Gegner und als Rechtfertigung für autoritäre Tendenzen zu nutzen.

In Litauen, so die Autorin, fiel der Nation eine doppelte Aufgabe zu. Sie sollte nicht nur eine innergesellschaftliche Integration im Systemwandel ermöglichen, sondern sollte auch der Wiederherstellung der Eigen-

staatlichkeit dienen. Das Ziel der Autorin ist es zu überprüfen, inwieweit der litauische Nationalismus der 80er und 90er Jahre diese doppelte Aufgabenstellung erfüllen konnte. Ihre Untersuchung vollzieht sich in drei Schritten. Zunächst analysiert sie die Methoden und spezifischen Bedingungen der sozialistischen Herrschaft in Litauen. Anschließend untersucht sie Bedeutung und Funktion des Begriffes Nation bei der Entstehung und dem Aufstieg der litauischen „Sajūdis“ („Bewegung“). Die Autorin geht dabei von unterschiedlichen Konzeptionen der Nation bei der Sajūdis und der Kommunistischen Partei Litauens (KPL) aus. Im letzten Schritt ihrer Betrachtungen versucht sie die Auswirkungen der beiden als unterschiedlich angesehenen Auffassungen von Nation in der praktischen Politik zwischen 1988 und 1994 zu erklären. Sie postuliert damit a priori, daß die Handlungen der politischen Akteure von ihrem gegensätzlichen Verständnis von Nation und nationalem Interesse bestimmt wurden.

Die Autorin beginnt ihre Ausführungen mit dem Ende der litauischen Eigenstaatlichkeit 1940 und dem Beginn der sowjetischen Herrschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie versäumt es daher, einführende Bemerkungen über die litauische Nationalbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts und über die im Gedächtnis der Akteure sehr wichtige Zwischenkriegszeit zu machen. Damit postuliert Christophe eine geistige „Stunde Null“ in Sowjetlitauen, die es so nicht gab. Ein weiteres Problem der Betrachtung der Autorin liegt darin, daß sie lediglich Diskurse analysiert. Es wird kein Überblick über die litauische Geschichte und den Verlauf der Systemtransformation gegeben. Damit setzt sie sehr viel Wissen beim Leser voraus und nimmt ihm gleichzeitig die Möglichkeit, ihre Aussagen einzuordnen. Die Konzentration auf die Diskursanalyse bringt es zudem mit sich, daß äußere Faktoren des Systemwechsels und der litauischen Politik vernachlässigt werden. Die Bedeutung gesamtsowjetischer und außenpolitischer Entwicklungen auf die Ereignisse und Diskurse in Litauen bleibt daher unberücksichtigt. Dies ist eine Folge der Konzentration auf die Binnenperspektive.

In dem Kapitel „Nationalismus und Sowjetherrschaft“ schildert Christophe die Versuche der sowjetlitauischen Führung, durch einen Rückgriff auf die Begriffe Nation und nationales Interesse, Legitimation für ihre Herrschaft zu erlangen. Dabei konzentriert sie sich zunächst auf die kommunistischen Deutungsversuche der Ereignisse von 1940 und des antisowjetischen Widerstandes nach 1944. Die Kommunistische Partei Litauens (KPL) versuchte sich als Kraft zu profilieren, die die nationalen Bedürfnisse der Litauer in Vergangenheit und Gegenwart am besten befriedigt. Laut Christophe schuf sich die KPL durch den Rückgriff auf die Kategorien „Nation“ und „nationales Interesse“ selbst einen Maßstab, an

dem die Bevölkerung die Leistungen des Regimes messen konnte. Die Autorin weist auf die Gefahren für den Bestand der kommunistischen Herrschaft durch ein Bündnis der von der Partei privilegierten Schicht der sowjetlitauischen Intelligenz mit den Dissidentenbewegungen hin. Die 1988 gegründete litauische Sąjūdis war zunächst die Bewegung der nationalen Intelligenz Sowjetlitauens zur Unterstützung der Reformkräfte innerhalb der KPL. Sie nahm jedoch zunehmend die systemsprengenden Ideen der Dissidentenbewegung an.

Anschließend untersucht Christophe den Nationsdiskurs in der litauischen Volksfront. In ihrem Verständnis nutzte Sąjūdis die Ressource Nation zur Durchsetzung einer umfassenden Reformbewegung. Bei der Analyse der Diskurse in der Bewegung übersieht die Autorin zuweilen, daß taktische Rücksichtnahmen wegen möglicher Repressionen des Staatsapparates die Offenheit der Diskurse beeinträchtigten. Die Differenzen in der Sąjūdis sieht sie als Ausdruck zweier verschiedener Konzepte der Nation. Die liberale Fraktion der sowjetlitauischen Intelligenz aus der Hauptstadt Vilnius stellt die Beziehung zwischen Staat und Gesellschaft in den Vordergrund, während die radikale Fraktion aus Kaunas allein in moralischen Kategorien dachte und die Einheit der Nation betonte.

Im folgenden Abschnitt wird die Differenzierung der litauischen Politik im Parlament nach den Wahlen zum Obersten Sowjet von 1990 nachgezeichnet. Christophe teilt das politische Spektrum bezüglich der Haltung zur Erringung der Unabhängigkeit (durch Kompromiß oder Unnachgiebigkeit) in ein linkes und ein rechtes Lager. Diese Zweiteilung überträgt sie auch auf die Auseinandersetzungen um den Truppenrückzug der sowjetischen Armee zwischen 1991 und 1993. Einen breiteren Raum nimmt die Analyse der Geschichtsauffassungen beider Lager zum litauischen Trauma des Jahres 1940 ein. Unverständlicherweise schließt sie sich dem Standpunkt an, daß das Ende der litauischen Staatlichkeit 1940 interne Ursachen hatte. Sie übersieht die Pläne und die Macht der Sowjetunion und überschätzt die prosowjetische Orientierung der linken und liberalen litauischen Politiker dieser Epoche. Aus der Einstellung der beiden politischen Lager gegenüber 1940 leitet die Autorin das Verhalten der politischen Akteure in der Außenpolitik gegenüber Rußland nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit 1991 ab. Den Beweis für diesen Zusammenhang bleibt sie aber schuldig.

Ebenso fraglich erscheint die Bewertung der Außenpolitik der postkommunistischen LDDP-Regierung zwischen 1992 und 1995. Die durchaus vorhandene linke Kompromißbereitschaft gegenüber Moskau übertreibt Christophe, wenn sie der LDDP eine Bereitschaft zum partiellen Verzicht von Souveränität gegenüber Moskau unterstellt. Sie leitet dies

aus Äußerungen führender LDDP-Politiker ab und übersieht dabei, daß die litauischen Postkommunisten die wirtschaftlichen Reformen und die Annäherung Litauens an den Westen vorantrieben. So war es der postkommunistische Präsident Algirdas Brazauskas, der im Januar 1994 einen Beitrittsantrag zur NATO stellte. Brazauskas besuchte erst wenige Monate vor Ende seiner fünfjährigen Amtszeit Rußland, während er regelmäßig in westlichen Staaten zu Gast war. Die LDDP-Regierung verfolgte entgegen ihrer Wahlkampfrhetorik faktisch keinen Neutralitätskurs. Die These, daß die Geschichtsauffassung die außenpolitische Orientierung Litauens nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit 1991 entscheidend beeinflußt habe, bleibt daher unbewiesen.

In ihren Schlußfolgerungen weist Christophe zu Recht darauf hin, daß „Nation“ eine zentrale Kategorie des litauischen Systemwechsels darstellt. Der Impuls für den gesellschaftlichen Wandel konnte dabei nur von Teilen des Herrschaftsapparats ausgehen, da der Spielraum oppositioneller Kräfte in der Sowjetunion sehr gering war. Die führenden Kräfte der Reformbewegung Sąjūdis rekrutierten sich daher aus der relativ privilegierten sowjetlitauischen Intelligenz und nicht aus radikalen Dissidenten. Ebenso muß der Autorin zugestimmt werden, daß die Geschichtsdiskurse mit der Betonung der Nation die sozialistische Fremdherrschaft in Litauen diskreditierten. Sie überschätzt aber die Bedeutung der Kluft zwischen unterschiedlichen Nationsvorstellungen innerhalb Litauens. Diese bewertet sie als Hypothek für die Transformation und als Wiederbelebung alter Konfliktlinien aus der Zwischenkriegszeit. Der durch die aktuellen Entwicklungen längst überholten negativen Prognose für die Zukunft des litauischen Nationalstaates muß widersprochen werden. Aus Sicht der Autorin sind die Ressourcen des litauischen Nationalismus zu gering, um „als effektive Modernisierungsagentur und Vermittler zwischen der universalistischen Logik des Weltmarkts und nationalen Interessen fungieren zu können“. Christophe verharrt hier auf der Diskursebene der politischen Akteure und übersieht die objektiven Erfolge des litauischen Transformationsprozesses in bezug auf die Demokratisierung, die Schaffung eines Rechtsstaates und die Errichtung einer freien Marktwirtschaft. Litauen hat es eben diesen Erfolgen zu verdanken, daß die Europäische Union im Februar 2000 Beitrittsverhandlungen mit dem baltischen Staat aufgenommen hat und das Land bereits stark im Westen verankert ist. Ungeachtet der von Christophe postulierten Lernblockaden bei den rechten Parteien Litauens sind die Beziehungen des Landes zur Rußländischen Föderation deutlich besser als die der anderen baltischen Staaten, Lettland und Estland, zum östlichen Nachbarn.

Trotz einiger Schwächen bietet das Buch einen eindrucksvollen Ein-

blick in die Gedankenwelt der führenden politischen Akteure Litauens. Die umfangreiche Auswertung der vielen litauischen Primärquellen ist in der sozialwissenschaftlichen Forschung außergewöhnlich. Hier liegt auch die Stärke der Arbeit von Christophe. Die Darstellung des argumentativen Zusammenhangs zwischen der analysierten Diskursebene und dem realen Verhalten der politischen Akteure ist insbesondere für die Zeit nach 1991 jedoch nur unvollständig gelungen.

Thomas Schmidt, München

Liūtas Mockūnas, Pavargės herojus. Jonas Deksnys trijų žvalgybų tarnyboje (Der ermüdete Held. Jonas Deksnys im Dienst von drei Geheimdiensten). Vilnius: Baltos Lankos 1997, 568 S.

Die Geschichte der litauischen Partisanenbewegung im von den Sowjets besetzten Litauen stellt einen Schwerpunkt der litauischen Geschichtsschreibung dar. Dies ist nur zu verständlich, wurden doch in sowjetischer Zeit die Partisanen nicht nur pauschal als „Banditen“ diffamiert, sondern ihre bloße Existenz aus dem offiziellen Geschichtsbild mehr oder weniger ausgeblendet. Nach der Wiedererlangung der Souveränität war ein vollständiger Paradigmenwechsel zu beobachten: aus ‚Banditen‘ wurden Patrioten, die für die Freiheit des litauischen Volkes kämpften.

Dabei bleibt in der Regel für ein differenzierteres Bild wenig Platz, eine Grauzone zwischen ‚Gut‘ und ‚Böse‘ ist praktisch nicht auszumachen. Liūtas Mockūnas hat sich nun in seiner Monographie einer Person angenommen, die sich in das eben gegebene Schema nicht einpassen läßt. Jonas Deksnys setzte sich mit großem persönlichen Mut für die litauische Sache ein, dreimal wagte er den Weg aus Westeuropa in das besetzte Land, um Beziehungen mit den Partisanen herzustellen und eine Zusammenarbeit zwischen den Widerstandskämpfern, den in den Westen geflohenen oder durch die Nationalsozialisten verschleppten Landsleuten und den westlichen Regierungen aufzubauen. Bei seiner dritten Reise wurde er von sowjetischen Sicherheitskräften gefangen genommen und stand bis 1970 in Diensten des KGB und seiner Vorgängerorganisationen.

Deksnys' Persönlichkeit war geprägt von Widersprüchen. Der überzeugte rechte Sozialdemokrat, aufgestiegen aus einfachen bäuerlichen Schichten, war sprachlich und rhetorisch begabt. Er konnte ein Publikum für sich einnehmen. Zugleich war Deksnys zeit seines Lebens ein Genuß-

mensch, und sein starkes Selbstbewußtsein äußerte sich in Übertreibungen und Aufschneidereien. Mockūnas geht diesen Gegensätzen nicht aus dem Weg, er versucht weder die negativen Charaktereigenschaften zu beschönigen noch die vielfältigen Facetten dieser Persönlichkeit in Einklang zu bringen. Die zwei Gesichter des Jonas Deksnys bleiben daher dem Leser während der gesamten Darstellung gegenwärtig.

Der 1914 geborene Deksnys studierte wenige Semester an der mathematischen Fakultät der Universität Kaunas. Ein Zentrum des Widerstandes gegen die erste sowjetische Besetzung im Juni 1940 bildete die akademische Jugend, und auch Deksnys geriet ins Visier der sowjetischen Sicherheitsbehörden. Im Dezember 1940 wurde er verhaftet und im IX. Fort inhaftiert; dort erlebte er den deutschen Einmarsch im Juni 1941. Wie viele Litauer hoffte auch er, daß die neuen Herren dem Land eine Autonomie gewähren würden. Die deutsche Besatzungspolitik, die auf Ausbeutung und Germanisierung zielte, führte ihn schließlich wieder in den Widerstand. Erst nach langen internen Debatten einigten sich die verschiedenen Untergrundgruppierungen Ende 1943 auf die Gründung einer Dachorganisation: Deksnys gehörte dem „Obersten Komitee zur Befreiung Litauens“ („Vyriausias Lietuvos išlaisvinimo komitetas“, VLIK) an und war für die Informationsabteilung zuständig. Kurz vor der Rückeroberung Litauens durch die Rote Armee zerschlug die Gestapo das VLIK, auch Deksnys wurde verhaftet und nach Deutschland ins KZ Stutthof verschleppt. Das Kriegsende erlebte er im Gefängnis von Bayreuth; dorthin waren die litauischen Widerstandskämpfer verlegt worden, weil ihnen vor dem Volksgerichtshof, der von Berlin nach Bayreuth verlagert worden war, der Prozeß gemacht werden sollte.

In der amerikanischen Zone wurde auch das VLIK neugegründet; Deksnys gehörte zu denjenigen, die diesen Schritt ablehnten, denn die oberste Instanz zur Befreiung Litauens mußte ihrer Meinung nach in der besetzten Heimat und nicht im Exil wirken. Deksnys war zudem mit der Dominanz kirchlich orientierter Gruppierungen im VLIK unzufrieden. Der überzeugte Demokrat fürchtete nicht zu Unrecht, daß sich das VLIK eher an dem autoritären Smetona-Regime denn an der demokratischen Verfassung Litauens nach 1918/19 orientieren würde. Das Zerwürfnis zwischen dem VLIK und Deksnys, das in der Folgezeit große Bedeutung erlangen sollte, nahm hier seinen Anfang.

Obwohl er eine Anstellung bei den Amerikanern gefunden hatte, entschloß sich Deksnys zu einem lebensgefährlichen Abenteuer. Zusammen mit einem Freund kehrte er auf abenteuerlichen Wegen durch Polen nach Litauen zurück. Die Motive von Deksnys sind nicht klar zu erkennen; Mockūnas geht in seiner vorsichtigen Abwägung davon aus, daß Deksnys

nicht zuletzt an der Aufmerksamkeit gelegen war, die seine Person damit erlangte. Im November 1945 traf sich Deksnys mit Führern der Partisanenbewegung in Litauen. In einem am 1. Dezember 1945 unterzeichneten Protokoll erkannten die Partisanen das VLIK und die seit 1940 im Westen verbliebenen litauischen Diplomaten als de facto-Vertreter des litauischen Staates an, sie erbaten die Sendung höherer litauischer Offiziere und logistische Unterstützung von den Westmächten. Ein Vertreter der Partisanen sollte ins VLIK aufgenommen werden. Mit Deksnys wurde ein Folgetreffen im Jahre 1946 vereinbart.

Hatte Deksnys gehofft, damit sich und dem VLIK gedient zu haben, so wurden seine Hoffnungen nach der riskanten Rückkehr in den Westen bitter enttäuscht. Für das VLIK, das sich zu dieser Zeit in einer Auseinandersetzung mit dem Chef des litauischen diplomatischen Korps im Westen, Lozoraitis, darüber befand, wer die Interessen Litauens gegenüber den Westmächten vertrete, war der bewaffnete Widerstand in Litauen ein Thema von untergeordneter Bedeutung. Eine Aufwertung des Partisanenkampfes mußte zwangsläufig eine Abwertung der Bedeutung des VLIK zur Folge haben und das Zentrum des Freiheitskampfes unweigerlich nach Litauen verlegen. Persönliche Antipathien spielten wohl ebenfalls eine Rolle, so daß die Vertreter des VLIK, denen Deksnys über seinen Aufenthalt berichtete, ihn kühl abwiesen.

Deksnys nahm nun Kontakte zum britischen Geheimdienst SIS auf, und die Briten zeigten sich interessiert. Mit britischer Unterstützung brach er zu einem weiteren Besuch in Litauen auf. Daß Deksnys inzwischen nicht mehr auf eine Kooperation mit dem VLIK setzte, belegen seine Schritte in Litauen. Zum einen wurde mit den Partisanen Übereinstimmung erzielt, daß das Zentrum des Widerstands im Land selbst liegen müsse, zum zweiten wurde nun auf Initiative von Deksnys das „Oberste Komitee zur Wiederherstellung Litauens“ („Vyriausias Lietuvos atstatymo komitetas“, VLAK) gegründet. Angestrebt sollte zudem werden, alle Partisaneneinheiten in eine „Gemeinsame Bewegung des demokratischen Widerstands“ („Bendra demokratinio pasipriešinimo sąjūdis“, BDPS) zu integrieren, die sich dem VLAK unterordnete.

Analysiert man die Gründungsdokumente, so wird augenscheinlich, daß die konsequent demokratische Ausrichtung eines wiedererrichteten Litauens, das die VLAK vertrat, auch und eben gegen die klerikal-autoritären Kräfte innerhalb der VLIK gerichtet war und damit den politischen Überzeugungen von Deksnys ebenso entsprach wie die Verlagerung des Widerstandszentrums nach Litauen. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß Deksnys' Vorgehen die Partisanen auch für den Machtkampf im Westen instrumentalisierte, wobei er seine Schlüsselposition als einziger, der

sowohl im Westen wie in Litauen Kontakte hatte, durchaus auszunutzen wußte. Und schließlich agierte er auch für sich selbst, denn die auswärtige Vertretung der VLAK sollte selbstverständlich in seinen Händen liegen.

Nach Deksnys' Rückkehr kam es zu erbitterten Auseinandersetzungen innerhalb des litauischen Exils. 1948 ergab sich dann für das VLIK die Chance, den Gegner endlich mundtot zu machen. Deksnys, der inzwischen auf Anraten des SIS nach Stockholm übersiedelt war, was ihn auch für den schwedischen Geheimdienst interessant machte, hatte im Westen den Eindruck erweckt, als ob VLAK und BDPS bereits ihre Tätigkeit aufgenommen hätten; in Wirklichkeit handelte es sich um Absichtserklärungen.

Als nicht zuletzt mit Deksnys' Hilfe weitere Litauer in den Westen gelangten, konnte das VLIK einen der Neuankömmlinge auf seine Seite ziehen. Damit platzte die Fiktion über die Wirksamkeit des VLAK, die Deksnys vollmundig im Westen verkündete. In Baden-Baden kam es 1948 schließlich zu einem Treffen zwischen Vertretern des VLIK und Deksnys. Er gestand nun der VLIK die politische Vertretung Litauens gegenüber dem Westen zu, allerdings sollten die Partisanen dem zustimmen. Hierin ist auch der Grund zu suchen, weswegen sich Deksnys 1949 zu einer weiteren Reise nach Litauen entschloß; es war aus seiner Sicht die letzte Chance, das VLIK doch noch zu entmachten, wenn es ihm gelang, daß die Partisanen ihre Zustimmung zur Unterordnung unter das VLIK verweigerten.

Hätte Deksnys über die wirkliche Lage in Litauen Bescheid gewußt, wäre er das Risiko nie eingegangen. Bereits bei seinem Aufenthalt 1947 saßen die Agenten der sowjetischen Geheimdienste mit am Tisch, ja mehr noch: der Vorsitzende des VLAK, Juozas Albinas Markulis, war Agent des MVD. Die Sowjets hatten die gesamte Organisation nicht nur infiltriert, sondern betrachteten sie sogar als ihre Gründung. Die geheimen Brief- und Kommunikationswege, die Deksnys aufgebaut hatte, waren von MVD-Agenten unterwandert. Für die Sowjets ging es zunächst vor allem um die Zerschlagung der Partisanenbewegung, ab 1948 wandte sich ihr Interesse mehr den hinter Deksnys stehenden westlichen Diensten zu. Bereits Ende 1947 waren die meisten Partisanenführer, die sich an der Gründungsversammlung des VLAK beteiligt hatten, entweder tot oder in sowjetischer Hand.

Bei der Aktion 1949 handelte es sich um eine britische und schwedische Geheimdienstoperation, bei der nicht nur Deksnys und weitere Litauer, sondern auch eine lettische und eine estnische Gruppe an der baltischen Küste bei Palanga abgesetzt werden sollten. Die Sowjets wußten über diesen Plan schon lange Bescheid, einer der Letten war ein Doppelagent. Unter diesen Umständen gelang es den sowjetischen Sicherheitsorganen

bereits nach kurzer Zeit, Deksnys und die meisten Angehörigen seiner Gruppe gefangenzunehmen (Mai 1949).

Spätestens im September hatte das MVD sein Ziel erreicht: Deksnys erklärte sich zu einer Zusammenarbeit bereit. Bis ca. 1953 kontrollierte das MVD die gesamten Agentenberichte an den britischen und schwedischen Geheimdienst, veranstaltete Funkspiele mit den westlichen Diensten und ließ Deksnys umfassende Berichte nach Stockholm schreiben, die über die längst von den Sowjets infiltrierten Kanäle in den Westen gelangten. Über alle Versuche, neue Agenten abzusetzen, waren die Sowjets stets im voraus informiert; meist gelang es ihnen, auch der Neuankömmlinge habhaft zu werden, manche von ihnen arbeiteten dann als Doppelagenten oder verschwanden im GULAG-System. Den Sowjets gelang es sogar, eigene Agenten nach London zur geheimdienstlichen ‚Ausbildung‘ zu senden.

Mockūnas behandelt diesen zweiten zentralen Einschnitt im Leben Deksnys' mit sachlichen Worten. Dem zur Perfektion vervollkommenen System aus Terror und Verlockung hielt Deksnys wie viele andere nicht stand. Unter ständiger Bewachung bis 1955 stehend, zerbrach Deksnys an seinem Doppelspiel: Er wurde zum Alkoholiker. Nachdem die westlichen Dienste endlich gemerkt hatten, daß ihre ganzen Agentennetze im Baltikum eine Veranstaltung der Sowjets waren, verlor Deksnys für das KGB an Bedeutung. Zur Kompromittierung der litauischen Exilorganisationen im Westen deckte der sowjetische Geheimdienst Ende der 50er Jahre Deksnys' Rolle auf. Damit hatten die Sowjets ihren Agenten bis zum Letzten optimal ‚eingesetzt‘. Deksnys selbst starb 1980 in Vilnius.

Liūtas Mockūnas hat nicht nur das Leben von Jonas Deksnys geschildert, sondern zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Litauens in den ersten Jahren nach der zweiten sowjetischen Okkupation 1944 geschrieben. Dem Autor gelingt, was von einer modernen Biographie zu verlangen ist: die Einbindung der Persönlichkeit in das politisch-soziale Umfeld. So bietet das Buch eben auch einen Einblick in die vielfältigen Kämpfe und Eifersüchteleien der litauischen Exilorganisationen, in die Partisanenbewegung und den ‚Kalten Krieg‘ der Geheimdienste in Litauen. Diese vielfältigen Schnittstellen und Berührungspunkte arbeitet Mockūnas klar und deutlich heraus, so daß der Leser die Handlungen von Deksnys immer in ihrem Umfeld nachvollziehen kann.

Deksnys selbst ist zweifellos eine tragische Figur. Er verfiel sich in einem Netz aus Intrigen und skrupelloser Instrumentalisierung. Benutzt wurde er nicht nur von den Sowjets, sondern auch vom britischen und schwedischen Dienst. Schlecht vorbereitet schickte man Deksnys auf eine Mission, die für die westlichen Dienste vor allem darin bestand, militäri-

sche Informationen über die Rote Armee im Baltikum und dem Lenigrader Gebiet zu erhalten, während es Deksnys um die Befreiung Litauens von der Okkupation und die Kooperation zwischen dem Widerstand in der Heimat und im Westen ging. Daß die litauischen Exilorganisationen sich mehr dem internen Machtkampf als der Lage in Litauen zuwandten, macht deutlich, daß die Spannungen und Konflikte der letzten Jahre des autoritären Smetona-Regimes noch längst nicht aufgearbeitet waren. In diesem Kräftefeld wurde der ehrgeizige Jonas Deksnys zerrieben und schließlich selbst zum Opfer, Überläufer und Verräter. Da Mockūnas diese Bedingungsfaktoren deutlich herausarbeitet, ist sein Buch uneingeschränkt zu empfehlen.

Joachim Tauber, Lüneburg

Volker Blomeier, Litauen in der Zwischenkriegszeit. Skizze eines Modernisierungskonflikts. Münster: Lit-Verlag 1998, 287 S. (Arbeiten zur Geschichte Osteuropas. 6).

Die Literatur zur Entwicklung der baltischen Länder in diesem Jahrhundert ist (bedauerlicherweise) noch immer überschaubar; um so verdienstvoller sind Studien wie die Volker Blomeiers, der sich mit Litauen in der Zwischenkriegszeit beschäftigt. Die Frage, wie eine agrarisch geprägte Provinz des Russischen Reiches – aufgeteilt in drei Gouvernements, die Litauen noch 1917/18 war – auf die Herausforderungen eines jungen, selbständigen Nationalstaats nach dem Ende des Ersten Weltkrieges reagierte, ist höchst spannend. Und der Terminus „Modernisierungskonflikt“ trifft das (ungelöste) Problem dabei genau. (Die Parallelen zu den Schwierigkeiten des litauischen Staates nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit 1991, die einem bei der Lektüre fortwährend in den Sinn kommen, bedürften einer gesonderten Untersuchung.)

Das junge Litauen stand in verschiedenen – inneren wie äußeren, aktuellen wie historischen – Spannungsfeldern: Um die Vielfalt der Herausforderungen und Faktoren, ihre Komplexität und gegenseitige Bedingtheit in ihrer Gesamtheit darzustellen, wäre ein geradezu enzyklopädisches Geschichtswerk erforderlich; das kann und soll eine Dissertation nicht leisten. Insofern ist der Begriff „Skizze“ im Buchtitel, an anderer Stelle „Tour d’horizon“, von Blomeier klug gewählt. Skizze bedeutet jedoch zugleich, einen Überblick über die anstehenden Probleme und gebebe-

nenfalls ihre Bewältigung zu bieten, um damit ein Grundverständnis herzustellen, ohne sich allzu sehr in Detailfragen zu verlieren; das wäre Sache von Spezialuntersuchungen.

Blomeier beschreibt die Problemlage eingangs wie folgt: „Die litauische Zwischenkriegsgeschichte als einen Modernisierungskonflikt zu skizzieren[,] heißt, alle jene mitunter zusammenhanglos im Raume stehenden Geschehnisse aus einem gemeinsamen Grund zu erklären versuchen.“ Entsprechend nähert sich der Autor diesem Konflikt von verschiedenen Seiten und bündelt diese „Geschehnisse“ nach Gebieten thematisch in jeweils einem Kapitel: Er betrachtet die innere Entwicklung (2. Kapitel), die Landwirtschaft – Stichwort: Agrarreform (3. Kapitel), die auswärtigen und Handelsbeziehungen (4. und 5. Kapitel) und widmet der Memelland-Problematik sogar ein eigenständiges Kapitel (6. Kapitel). Gewissermaßen als Abgesang folgt das „Ende der Illusionen“ (7. Kapitel), das den Untergang des unabhängigen litauischen Staates 1938–1940 untersucht. Quasi alle Probleme, denen sich dieser Zwischenkriegsstaat zu stellen hatte, werden angesprochen und materialreich belegt, auch wenn die Akzentuierung zuweilen verwundert. „Die einzelnen Fäden“, so Blomeier weiter, „sind im Schlußkapitel dann zusammenzuführen“, womit offensichtlich die „Schlußbemerkung“ gemeint ist. So weit, so gut – oder auch nicht.

Um es vorwegzunehmen: Die Abhandlung liest sich – mit Verlaub – beschwerlich und ist typographisch eine Katastrophe; auch ein orthographischer Korrekturgang wäre dringend nötig gewesen. Aber vor allem: Sie löst ihren Anspruch leider nicht ein. Zweifelsohne bedingt die Aufteilung der litauischen Geschichte der Zwischenkriegszeit in Sachgebiete, die jeweils für sich schlüssig und chronologisch sein sollen, gewisse Redundanzen auf der einen Seite. Auf der anderen Seite enthält jedes Kapitel dadurch aber auch „Mosaiksteinchen“, die zum Verständnis der jeweils übrigen Kapitel unbedingt notwendig sind. Zunächst jedoch wäre eine kurze historische Gesamteinführung zur Situation und deren Ursachen in Litauen am Vorabend der Staatsgründung vonnöten gewesen, um das komplexe Zusammenspiel der unterschiedlichen Faktoren in ihrer Gegensätzlichkeit aufzuzeigen, die wiederum die Wurzeln des Modernisierungskonflikts bildeten. Sie werden praktisch für jedes Sachgebiet am Kapitelanfang gesondert dargestellt, und es bleibt dem Leser überlassen, sie für sich zusammenzufügen.

Ohnehin ist die Abkoppelung der Betrachtung der „inneren Entwicklung“ (2. Kapitel) von den „auswärtigen Beziehungen“ (4. Kapitel) und der „Memel“-Frage (6. Kapitel) wenig glücklich, besonders für das schwierige, historisch belastete Verhältnis Litauens zu seinen unmittelbaren Nachbarn: Polen, dem Deutschen Reich und Sowjetrußland. In einer

gemeinsamen und weniger zerstückelten wie sprunghaften Darstellung hätte das Ineinandergreifen von Innen- und Außenpolitik im Zusammenhang der zunehmenden politischen Radikalisierung sinnfällig vermittelt und Entwicklungslinien aufgezeigt werden können. Ebenso hätten das 3. Kapitel „Landwirtschaftlicher Fortschritt“ und das 5. Kapitel „Handelsbeziehungen“ zusammengehört, zumal letzteres immer wieder auf ersteres rekurriert.

Doch zuallererst sind es die fehlende Struktur und Stringenz in den einzelnen Kapiteln, die unwillkürlich zu einem Verlust von klaren Aussagen im gesamten Buch führen. In anderen Worten: Die Kernpunkte und mit ihnen amüsante Pointen sowie neues Archivmaterial gehen unter. Das Thema, der Modernisierungskonflikt als „gemeinsamer Grund“ der behandelten Sachgebiete in den einzelnen Kapiteln, bleibt auf der Strecke bzw. verliert sich in Detailanhäufungen; wofür etwa bedarf solch ein Text detaillierter Angaben zur Schweine- und Hornviehzucht (S. 81 ff.)? Ebenso werden ohne Zwang Sachgebiete fern des Themas ausführlich erörtert, zum Beispiel die deutsche Locarno-Politik (S. 125 ff.).

Die Lektüre ist um so schwieriger zu bewältigen, weil ein Grundstandard eines wissenschaftlichen Werkes und unerläßliches Hilfsmittel zur Handhabung eines solchen, ein – in diesem Falle am besten annotiertes – Personenregister, fehlt. Die Vielzahl von Namen, die meist ohne bzw. mit lediglich einmaliger Nennung ihrer jeweiligen Funktionen in einem der Kapitel vorkommen, verwirrt daher in nicht geringem Maße und mindert die Verständlichkeit des Gesagten erheblich. Blomeier kann schwerlich voraussetzen, daß selbst der eingeweihte Rezipient alle Protagonisten der litauischen wie der übrigen Zwischenkriegsgeschichte ad hoc vom Familiennamen her seiner Funktion zuordnen kann.

Ebenso scheinen mir einige Bemerkungen bzw. Wertungen zweifelhaft; ein Beispiel: Professor Augustinas Voldemaras, Kabinettschef im November/Dezember 1918 sowie Regierungschef nach dem autoritären Putsch im Dezember 1926, bescheinigt Blomeier einen „unsympathische[n], zur Diktatur prädestinierte[n] Charakter“ (S. 43), an anderer Stelle ein „egozentrisches Wesen“ (S. 52), später dann wird etwas relativiert: „Zahllose Äußerungen zeitgenössischer Beobachter schildern ihn als eine recht unsympathische Figur. Aggressiv, ehrgeizig, arrogant, frech, dominierend ...“ (S. 145). Sind letztgenannte Eigenschaften die Grundzüge eines „zur Diktatur prädestinierten Charakters“? Gewiß, Voldemaras mag kein angenehmer Zeitgenosse gewesen sein. Ob es deshalb allerdings einem Historiker in den 90er Jahren zusteht, diese damalige Einschätzung praktisch ungefiltert, im Grunde als eigene Meinung zu übernehmen, und dies, ohne die „zeitgenössischen Beobachter“ zu zitieren – vermutlich al-

lesamt Kritiker Voldemaras', die kein Interesse an einer abwägenden Darstellung des Gegners hegten –, das darf bezweifelt werden.

Doch zu den Problemen Litauens. Zunächst: Wo liegt Litauen? In Osteuropa, wie es der Reihentitel suggeriert? Ja und nein. Rein geographisch und geschichtlich ist es ein Teil Mitteleuropas, ebenso wie Polen, aber auch Lettland und Estland. (Darauf hat der derzeitige estnische Präsident Meri jüngst noch einmal zu Recht hingewiesen.) In ihrer Mentalität wiederum sind die Litauer zweifelsohne von ihrer Zugehörigkeit zum Russischen Reich, also östlich, geprägt. Zudem war/ist Litauen ein Staat mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung und einer unterentwickelten Landwirtschaft – der Grundsektor des jungen Staates.¹ Entsprechend gab es eine kleine städtische intellektuelle und vergleichsweise westorientierte bzw. später den Westen imitierende „Elite“, die zugleich Träger des Nationalgedankens war; doch auch sie wurzelte im Bauerntum und hatte ihre Prägung dort erhalten. Das bindende Glied zwischen „Elite“, Klerus und Landbevölkerung war neben der Sprache, eine der ältesten lebenden überhaupt, vor allem das „katholische Selbstbewußtsein“ (S. 15), das sich in Abgrenzung zur russischen Orthodoxie, also dem Osten, gebildet hatte. Insofern ist ein Teil des Modernisierungskonflikts die Orientierungssuche – das Lavieren zwischen West und Ost, sowohl außen- wie innenpolitisch als auch mental.

Die bäuerliche Mentalität und das Fehlen politischer Erfahrung der Repräsentanten der unabhängigen Republik wie der einzelnen Parteien – zwei Drittel von ihnen stammten vom Dorf – bestimmten den Politikstil des Staates; Vertreter des Auslands konstatierten „irrationale Trotzreaktionen“ (S. 31). Statt die notwendigen inneren Reformen, mithin eine Demokratisierung der sich bildenden Gesellschaft voranzutreiben, waren Vetternwirtschaft, Korruption und Vorteilsnahme an der Tagesordnung.

Diese staatspolitische Unbeholfenheit stand in einem krassen Gegensatz zum „Souveränitätsgebaren“, wie es Blomeier sehr angemessen bezeichnet, das sich nicht zuletzt auf eine „große“ Vergangenheit, das Großfürstentum unter Witold (Vytautas) im 14./15. Jahrhundert, gründete – und das zu einem Zeitpunkt, als sich Litauen nach der Besetzung der Suwalkija und des Wilna-Gebietes durch die Polen 1920 in seiner Flächenausdehnung auf einem historischen Tiefstand befand. Das wenig städtische Kaunas wurde zur „zeitweiligen“ Hauptstadt und das ehemalige Gouvernement Kowno nolens volens zur Keimzelle und zum Kerngebiet des unabhängigen Staates. Die historische Hauptstadt Vilnius avancierte zum

¹ Vgl. hierzu Gerhard Bauer, Manfred Klein, Das alte Litauen. Dörfliches Leben zwischen 1861 und 1914. Köln 1998.

einigenden Symbol, das ein wenig autoreflexives Nationalbewußtsein forcierte, welches gleichsam zum Kitt wurde, der den jungen Staat zusammenhielt. Zu seiner ersten „Probe“ wurde bereits 1923 die Besetzung des vom Deutschen Reich abgetrennten und französisch verwalteten ostpreussischen Territoriums nördlich der Memel, das einen gewissen Ausgleich für die „verlorenen“ Gebiete und mit der Stadt Memel, litauisch Klaipėda, den benötigten Hafen bot.

Das unabhängige Litauen, für den Westen laut Blomeier ein „notwendiges Übel“ (S. 119), für die Sowjets ein Dorn im Auge, war einerseits ein Spielball in der Machtpolitik seiner Nachbarn, dem Deutschen Reich, Polen und der Sowjetunion, und das deutsche Verhältnis zu diesem Land gestaltete sich stets mit Rücksichtnahme auf die Rote Diktatur; andererseits nutzte der litauische Staat jede Verstärkung seiner Spannungen mit dem Reich und Polen, die eigene Haltung zu Moskau – trotz erklärtem Antikommunismus – um so freundlicher zu gestalten.

Mittels der Grenzstreitigkeiten und vermeintlichen äußeren Gefahren wiederum ließ sich einerseits trefflich von den inneren Problemen, etwa der verschleppten Agrarmodernisierung, ablenken; diese hing engstens mit der Staatswerdung zusammen. Andererseits konnte durch die Konflikte mit den Nachbarn eine zunehmend restriktive Minderheitenpolitik, beispielsweise die massiven völkerrechtswidrigen Lituanisierungsmaßnahmen im annektierten und wirtschaftlich besser gestellten Memelgebiet, dem sogenannten Klaipėdos kraštas, begründet werden. Erheblichen Auftrieb erhielten nationalistische Ausschweifungen und Aktivitäten nach dem Putsch von 1926, der u.a. angeblich der Vollendung der Agrarreform dienen sollte – auch er ein Ausdruck mangelnder innerer Modernisierung. Blomeier charakterisiert die „geistige Ausrichtung“ der fortan herrschenden, völkisch orientierten Tautininkai (Nationalisten) als „eine Art Unbehagen an der Moderne“ (S. 45). Der eingesetzte Präsident, „Tautos vadas“ („Führer des Volkes“) Smetona, forcierte den Nationalismus demgemäß bewußt. Einen Höhepunkt stellten hierbei die Vytautas-Feierlichkeiten anlässlich seines 500. Todestages 1930 dar – ein Aspekt, dessen emotionale und propagandistische Bedeutung Blomeier allerdings praktisch nicht berücksichtigt. Die kulturelle und sozial- bzw. mentalitätsgeschichtliche Dimension des Modernisierungskonflikts im Land sind nicht Sache des Autors, obwohl sich über den Blick auf die eigene Wahrnehmung der Litauer, auf ihr Selbstverständnis als Volk und Nation, die „andere“ Seite der Politik- und Wirtschaftsgeschichte hätte aufzeigen lassen.

Letztendlich zeigt bereits die Skizzierung der Grundprobleme das Dilemma Litauens in der Zwischenkriegszeit: Der junge Staat war von den zu bewältigenden inneren und äußeren Problemen prinzipiell überfor-

dert, auch wenn er Teile von ihnen zu lösen vermochte; eine Demokratie westlicher Prägung konnte in der Gesellschaft nicht Fuß fassen, wenn dies denn überhaupt der Anspruch war. Der autoritäre Putsch und die folgende Ordnung kamen den damaligen Bedürfnissen und Notwendigkeiten Litauens und der Litauer auf tragische Weise entgegen, die Diktatur allerdings führte zur allgemeinen Stagnation. 1940 verschwand das unabhängige Litauen von der Landkarte, es wurde zwangsweise eine Sowjetrepublik – der Beginn eines nächsten, wenn auch anders gearteten Modernisierungskonflikts.

Blomeier hätte gut daran getan, seinen Text zu straffen, sich auf das postulierte Thema „Skizze eines Modernisierungskonflikts“ zu konzentrieren und entsprechend zielgerichtet zu argumentieren, dann wäre aus dieser thematisch wichtigen und notwendigen Untersuchung ein dem eigenen Anspruch gemäßes und zugleich spannendes Buch geworden. Schade, daß dem nicht so ist ...

Uwe Neumärker, Berlin

Eva-Clarita Onken, Revisionismus schon vor der Geschichte. Aktuelle Kontroverse in Lettland um die Judenvernichtung und die lettische Kollaboration während der nationalsozialistischen Besatzung. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1998, 131 S. (Galut Nordost. Zeitschrift für jüdische Kultur und Geschichte. Sonderheft 1).

Mit dem Untertitel des vorzustellenden Bandes „Revisionismus schon vor der Geschichte“ nimmt die Verfasserin Eva-Clarita Onken bereits im Vorfeld ein Ergebnis ihrer Auswertungen der aktuellen, in Lettland geführten Diskussion um die Judenvernichtung und die Beteiligung von lettischer Seite während der nationalsozialistischen Besatzung Lettlands vorweg. Damit greift Onken die Aussage des jüdischen Journalisten Abrams Klockins auf, der während einer Diskussionsveranstaltung anlässlich der Premiere des Films „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg (Riga im September 1994), das Fehlen des Holocausts in der lettischen Geschichtsschreibung konstatierte und die vorhandene Vorabverteidigung lettischer Kollaborateure kritisierte (S. 99).

Hervorgegangen ist die vorliegende Publikation aus einer an der Technischen Universität Berlin abgegebenen Magisterarbeit, die dort bereits 1997 unter dem Titel „Geschichte als Politikum in Lettland. Die Kontro-

versen um die Judenvernichtung und Kollaboration in der Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit nach 1988“ erschien. Mit geringen inhaltlichen und sprachlichen Verbesserungen sowie mit aktualisiertem Vorwort versehen, leitet der Band die Reihe „Sonderhefte des Galut Nordost. Zeitschrift für jüdisch-baltische Kultur und Geschichte“ ein, herausgegeben im Verlag Wissenschaft und Politik.

Den Beginn des Untersuchungszeitraumes markiert das Jahr 1988. Die Autorin begründet diese Zäsur mit den politischen Veränderungen in der Sowjetunion, welche u.a. die Auflösung der sowjetisch-lettischen wissenschaftlichen Isolation zur Folge hatten. Die Autorin fokussiert auf 113 Textseiten den in Lettland geführten Diskurs um Judenvernichtung und Kollaboration bis zum Jahr 1996.

Die Analyse der öffentlich sowie wissenschaftlich geführten Diskussion über den Holocaust in Lettland ist in drei Teilen aufgebaut. In einer umfassenden Einleitung begründet die Autorin neben methodologischen Überlegungen die Sinnhaftigkeit und Bedeutung von Vergangenheitsaufarbeitung für Gesellschaft und politische Kultur eines Landes. Deskriptiv wird in einem zweiten Kapitel die Situation der lettischen Historiker und die Lage der Geschichtswissenschaft überhaupt vorgestellt. Ausgehend von diesen allgemeinen Betrachtungen wird im folgenden Kapitel der wissenschaftliche Diskurs über das Thema der deutschen Besatzungszeit und der Judenvernichtung untersucht. Dabei wird die zeitliche Linie bis in die Zwischenkriegszeit gezogen, um von dort über die erste Republik Lettland und die „Ulmanis-Ära“ Spuren des Antisemitismus in der lettischen Gesellschaft und Politik chronologisch aufzudecken. Stufenweise werden zu diesem Zweck wissenschaftliche Publikationen mit entsprechendem thematischen Schwerpunkt im Einzelfall untersucht und ausgewertet. Mit einer Analyse ausgewählter Presseartikel versucht die Verfasserin in einem letzten Schritt die öffentliche Diskussion darzustellen. Ein Resümee sowie abschließender Anhang mit Zahlenschlüsseln und Literaturangaben runden den Band ab.

Die Auseinandersetzung um die deutsche Besatzungszeit und die Judenvernichtung in Lettland ist in der lettischen Wissenschaft noch jung. Bis in die 80er Jahre bleibt festzuhalten, daß eine solche Diskussion in der lettischen Historiographie, dominiert von exillettischen und deutsch-baltischen Wissenschaftlern, nicht stattfand. Erst ein Artikel des Exilleten Andrievs Ezergailis in „Latvijas zinātņu akadēmijas vēstis“ (in einer Ausgabe aus dem Jahr 1988) löste deren Beginn aus. Die lettische Eigeninitiative bei der Ermordung von Juden stellte in der entfachten Kontroverse den Kernstreitpunkt dar. Besonders deutlich kommt innerhalb dieser Margērs Vestermanis, jüdischer Historiker, zum Vorschein, der das

brisante Thema als Lehrstoff an die Latvijas Universitāte brachte und darüber hinaus den Aufbau des 1996 gegründeten Museums für jüdische Geschichte leitete. Neben Arbeiten von Autoren wie die des jüdischen Soziologen Leo Dribiņš, Heinrich Strods und Ivars Stranga existieren wenige Veröffentlichungen von lettischen Forschern, die sich mit der deutschen Besatzungszeit befassen.

Die Wurzeln des lettischen Antisemitismus werden in der Forschung übereinstimmend im Zusammenhang mit nationalen und sozialen Gleichberechtigungsbestrebungen innerhalb der lettischen Bevölkerung gesehen. Dem wirtschaftlichen, innerstädtischen Konkurrenzgedanken zur Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts folgte demnach die Phase des erstarkenden Antisemitismus in der „Ulmanis-Zeit“. Allein die Rolle der Person Ulmanis im zunehmenden Antisemitismus divergiert in der wissenschaftlichen Bewertung. Ebenso unklar bleiben die Ursachen für die Motivation an der Beteiligung des Holocaust. Vollkommen uneins ist schließlich das Verhältnis zur Frage, inwieweit es sich bei den lettischen Kollaborationen um eigeninitiierte oder um von deutschen Stellen organisierte Aktionen handelte. Eindeutig fällt dagegen die Einordnung der lettischen Bevölkerung als Opfer während der deutschen Besatzung aus.

Zwei divergierende Ansätze bestimmen die wissenschaftliche Diskussion: der „national orientierte“ und der „kritische“ (S. 106). Letzterer mit seinen Vertretern Vestermānis und Ezergailis, der für die Untersuchung von Abläufen und Ursachen eintrete; ersterer, der „national orientierte“ Ansatz, der die Vorkriegsgesellschaft aus seinen Betrachtungen ausgrenze.

Im Ergebnis kommt die Verfasserin zu dem Schluß, daß sich bislang in der Mehrzahl Exilletten und jüdische Wissenschaftler an das Thema Holocaust heranwagt hätten, wobei in ihren Ansätzen die Schuldfrage den zentralen Gedanken ausmache. Einer grundlegenden Studie über die Geschichte der Judenvernichtung habe sich die lettische Wissenschaft bisher entzogen. Der eingangs zitierte „Revisionismus vor der Geschichte“ besitze laut Onken für diese besondere Phase der Geschichte Lettlands Gültigkeit. Das Defizit an fehlender Rezeption der westlichen Historiographie, ihren Ansätzen und Konzeptionen lassen die Autorin resümieren, daß „die lettische Geschichtswissenschaft die vergangenen 50 Jahre der Isolation noch nicht überwunden hat“ (S. 82).

Die in der Öffentlichkeit geführte Diskussion über die Okkupationszeit analysiert Onken durch Auswertung der Medien mit verstärktem Blickwinkel auf Presseartikel. Sie unterscheidet dabei die russischsprachige Presse (als Sprachrohr der jüdischen Gemeinde) gegenüber der lettischsprachigen Presse. Exemplarisch hebt die Verfasserin verschiedene Ereignisse zwischen den Jahren 1990 und 1994 und ihrer Rezeption in der

lettischen Presse hervor – beginnend mit dem von 1990 bis 1994 in Münster geführten Prozeß gegen den vermeintlichen lettischen Kriegsverbrecher Boļeslavs Maikovskis¹ als Beispiel einer nichtaufgenommenen publizistischen Auseinandersetzung. Das zweite Ereignis bildet die Debatte um einen Artikel in der amerikanischen Zeitschrift „Life“ in der Dezemberausgabe 1992 zum angeblich wiederaufkeimenden Antisemitismus in Lettland. Dieser provokante Artikel löste zahlreiche erzürnte Reaktionen sowohl in der lettischen Presse als auch in der offiziellen lettischen Politik aus. Wiederum ein Artikel, diesmal in der lettischen Presse, war es, der die Kontroverse erweiterte. In einer Sommerausgabe von 1994 in der „Neatkarīga Cīņa“ wurde der Streit um den Sprachgebrauch „zīds“ und „ebrejs“ in die Öffentlichkeit getragen. Ein Appell für den Gebrauch des Wortes „ebrejs“ als Bezeichnung für Jude bildet die Kernaussage dieses Artikels. Die Beteiligten an der Diskussion entstammten dem Kreis der Exilletten und der jüdischen lettischen Gemeinde. Die Kontroverse fand jedoch keine Aufnahme in der breiten lettischen Bevölkerung, was die Autorin veranlaßt, darin eine Weigerung der lettischen Bevölkerung zu sehen, sich mit dem Holocaust zu beschäftigen.

Die Ehrung der „Lettischen SS-Freiwilligenlegion“, insbesondere ihre Feier an einem offiziellen Gedenktag (16. März), gibt laut Onken ein weiteres Beispiel für fehlende Reflexionen über die eigene Geschichte. Zwar sieht die Verfasserin seit 1995 vereinzelt kritische Stimmen zu dieser Personengruppe, doch bewertet sie diese als „noch zaghafte“ (S. 97) Reaktionen.

Die Premiere des Films „Schindlers Liste“ in Riga mit daran anschließender Podiumsdiskussion spiegele nach Meinung der Verfasserin die „Ängste und gegenseitigen Vorhaltungen“ (S. 101) der Diskutanten wider. In ihr trete aber auch die Zweiteilung der Generationen zutage: die Zeitzeugen mit ihren gegenseitigen Schuldzuweisungen und die später Geborenen mit ihrem Problem, diese Vergangenheit zu begreifen.

Zurück zur Situation der lettischen Geschichtswissenschaft: Die bereits erwähnte einseitige, d.h. nur von exillettischen und jüdischen Wissenschaftlern geführte kritische Auseinandersetzung mit dem Thema erklärt die Autorin mit der staatlichen Politik, dem der Gedanke des Nationalstaats und die Stärkung der lettischen Nation als Prämisse zugrundeliegen.

Neben Darstellung und Bewertung der lettischen Historiographie versucht die Autorin ihre negativen Ergebnisse durch ein Aufzeigen der

¹ Ehemaliges Aizsargimitglied und als Polizeivorsteher von Rezekne 1942 beteiligt an der Vernichtung der Bevölkerung des Dorfes Audriņi, 1965 schließlich in Abwesenheit von sowjetischen Gerichten zum Tode verurteilt.

Hauptprobleme der nationalen Geschichtswissenschaft zu ergänzen und zu erklären: So bestehe eine Blockierung bei der Entwicklung eigener Wissenschaftsmethoden und -ansätze, verursacht durch die vorhandenen Forschungen der Exilletten und Deutschbalten. Weiterhin verhindere die schlechte wirtschaftliche Situation das Nachrücken jüngerer Historiker.

Mit der vorliegenden Studie liegt eine wichtige Arbeit zu einem Abschnitt der lettischen Geschichtsschreibung vor. Im deutschsprachigen Raum fehlen vergleichbare Analysen zur lettischen Historiographie überhaupt.

Einzig die negative Bewertung öffentlichen wie wissenschaftlichen Interesses gegenüber den 40er Jahren scheint der Rezensentin (gerade auch aus deutscher Sicht) ein wenig zu stark. Betrachtet man die Möglichkeiten zensurfreier wissenschaftlicher und öffentlicher Diskussion, so besteht diese Freiheit erst seit gut einem Jahrzehnt. Sieht man darüber hinaus auf die Geschichte des Landes nach 1945, nimmt es nicht wunder, wenn die Interessensgebiete von Öffentlichkeit und Geschichtswissenschaft in andere Perioden hineinreichen.

Die Diskussion um die deutsche Okkupation und um den lettischen Holocaust ist sowohl in der lettischen Wissenschaft als auch in der Öffentlichkeit noch jung. Ihre Fortführung ist über den Untersuchungszeitraum (bis 1996) hinaus weitergegangen und wird auch auf absehbare Zeit nicht beendet sein.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Heide W. Whelan, *Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*. Köln (u.a.): Böhlau 1999, 387 S., Abbildungen, Karten (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart. 22).

Endlich liegt mit dem oben zitierten Buch ein Werk vor, das sich einem bislang gänzlich vernachlässigten Blickwinkel der Sozialgeschichte für die baltischen Provinzen des Russischen Reiches nähert, nämlich dem familiengeschichtlichen Ansatz. Allein bei Betrachtung bisheriger sozialgeschichtlicher Forschungen zur Bevölkerungsgruppe der Deutschbalten ist das Übergewicht von Studien aus der Feder deutschbaltischer Autoren unübersehbar. Auch in dieser Hinsicht ist die Arbeit der deutsch-amerikanischen Historikerin Heide W. Whelan als Bereicherung anzuerkennen.

Der deutschbaltische Adel, seine Anpassung bzw. Anpassungsstrategien an die Erfordernisse der „Moderne“ analysiert Whelan erstmalig anhand dreier Komponenten: „Familie, Gesellschaftsklasse und Kapitalismus“.

Chronologisch aufgebaut, stellt die Autorin die Entwicklung von der führenden Bevölkerungsschicht hin bis zur ökonomischen Elite Liv-, Est- und Kurlands dar. Der erste Teil der Abhandlung vermittelt die geschichtliche Entwicklung der Ritterschaft von der Aufseglung bis 1800. Formierung, Organisation und innere Struktur des Adels sowie seine Position innerhalb der baltischen Provinzen werden detailliert aufgezeigt. Dabei bleiben Selbstbild, geistige Haltung und die Einflüsse der Aufklärung nicht unbetrachtet. Im folgenden zweiten Teil steht die Adelsfamilie im Vordergrund. Soziale Gliederung, Geschlechterrollen sowie Interaktion der Familienangehörigen demonstrieren die gesellschaftskonservierende Funktion der Familie. Zeitlich die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts umfassend, werden auch die Auswirkungen neuer kultureller Einflüsse auf das Familiensystem analysiert. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stehen die Reaktionen des Standes und der Familie auf soziale, wirtschaftliche und politische Modernisierungen in den baltischen Provinzen im Zentrum.

Ausgangspunkt der vorliegenden Studie ist der ökonomische, soziale und politische Wandel, der das endende 19. Jahrhundert in den baltischen Provinzen prägt. Die bis zu diesem Zeitpunkt führende Oberschicht, der deutschbaltische Adel, mußte den Neuerungen der Zeit nachkommen, wollte sie ihre Position wahren. Diese Anforderungen an die Ritterschaft einerseits sowie deren Lösungsüberlegungen und Aktivitäten andererseits stehen im Kern der Betrachtung. Der Familie als grundlegende soziale Institution kommt dabei besondere Beachtung zu.

Die Familie als Mikrokosmos definierte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Erziehung, Berufsausbildung, Heirat und soziale Verpflichtungen sowie den Dienst für Stand und Zaren. Sie bestimmte (und sicherte) das ganze Leben des Individuums, sie diente der Legitimation von Identität und sozialem Status des einzelnen. Die Einbrüche in die traditionelle Ordnung, bedingt durch staatliche Reformen in Verwaltung und kulturellem Leben sowie durch ökonomische Veränderungen im Zuge der aufkommenden Industrialisierung, veränderten die Bedeutung der Familie im ausgehenden 19. Jahrhundert immens. Die Familie vermochte nun nicht mehr den sozialen Status ihrer einzelnen Mitglieder zu definieren. Sie erhielt eine neue Sinnggebung: Als Garant für das Deutschtum ersetzte die Nationalität fortan allein gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Status. Von der „Brücke“ zwischen Ost und West wurde ihr jetzt

innerhalb des Adels eine „Bollwerk“-Funktion beigemessen. Erhalten von ihrer alten (kurzzeitig durch die Romantik durchbrochenen) Funktionszuweisung blieb einzig die Aufgabe der Erziehung als Rollenerlernung. Gewaltig zeigten sich die Veränderungen für Stand, Familie und Individuum: Neue Berufssparten, Weiterbildungsmöglichkeiten für Frauen führten zur Aufweichung von Standesschranken („Verbürgerlichung“) und -normen.

Bilanzierend stellt Whelan fest, daß sowohl dem ökonomischen als auch dem sozialen Wandel von seiten des deutschbaltischen Adels erfolgreich begegnet werden konnte. Sie weist dieser kleinen Bevölkerungsschicht den Sprung vom rechtlichen Stand zur ökonomischen Elite zu und begründet diesen mit wirtschaftlichen Erfolgen im Agrarsektor. Diese gelungene Anpassung an die gewandelten Verhältnisse in den baltischen Provinzen sieht die Autorin dagegen im politischen Leben nicht, auf diesem Feld büßte der Stand seine Einflußnahme ein. Fehlende Flexibilität, die ein Abrücken von alten Herrschaftsansprüchen verhinderte, verursachte laut Whelan eine mangelnde Kompromißbereitschaft. Erst die Jahre 1905/06 führten nach Ansicht Whelans zu dem endgültigen Ende jeglicher Zuweisung einer elitären Rolle für den deutschbaltischen Adel.

Mit einem kurzen Ausblick auf die Zeitspanne bis zur Umsiedlung betont die Autorin die starre, noch in den 30er Jahren existierende Geisteshaltung des deutschbaltischen Adels, die bereits Jahrzehnte zuvor die Anpassung an politische Umformungen verhindert hatte: „The Baltic noble illiberal state of mind was a reflection of their essential character as colonialists who never integrated with the native population from whom they differed ethnically, culturally, and linguistically. The natives could never have been accepted as equal partners.“ (S. 314)

Trotz weniger zu vernachlässigender Schwächen¹ liegt mit dem Buch von Heide W. Whelan ein neuartiger Ansatz in der so kargen Landschaft der Sozialgeschichtsforschung zu den baltischen Provinzen vor. Bislang wurde der „Cult of family“, wie ihn Whelan nennt, in der Forschung

¹ Teilweise könnten Erläuterungen zu verwendeten Begriffen aus der Soziologie eine Hilfestellung für die weniger soziologisch versierten Lesenden bieten bzw. Klarheit bei ihrer Interpretation schaffen – beispielsweise wird die unkommentiert übernommene Bezeichnung „Whole House“ (S. 111) in der soziologischen Forschung in ihrem Ursprung von Otto Brunner, aber auch in modifizierten Deutungen eingesetzt. Zu vermissen ist auch eine aktuellere Forschungsliteratur zur Geschlechter- und Familiengeschichte. Abschließend eine Kleinigkeit am Rande: Aus der Sicht der Rezensentin wäre es wünschenswert gewesen, die Fußnoten zu den Textpassagen auf einer Seite gedruckt zu sehen (vgl. Anm. 23 auf S. 75, Anm. 45 auf S. 296 u.a.).

ausgeblendet. Der hier vorgegebene familiengeschichtliche Ansatz mißt der deutschbaltischen adligen Familie ihre Bedeutung als Grundelement des Adelsstandes zu. Umfassend gewährt Whelan uns den Einblick in das System der Familie, die Verbindungen ihrer Mitglieder untereinander sowie die rechtliche und soziale Stellung des einzelnen Angehörigen. Die Familie und somit jedes ihrer Mitglieder unabhängig von der geschlechtlichen Zuordnung wird so als Baustein der bestehenden Gesellschaftsordnung hervorgehoben, die bestehende Fokussierung auf einen rein „männlichen“ Adelsstand wird in den Kontext der Familie gerückt. Die sich verändernde Gesellschaft des 19. Jahrhunderts spiegelt sich in der gewandelten Bedeutung der deutschbaltischen Adelsfamilie wider.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Thilo Stenzel, Das Rußlandbild des ‚kleinen Mannes‘. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941–1944/45). München: Osteuropa-Institut 1998, 154 S. (Osteuropa-Institut München. Mitteilungen. 27).

Feldpostbriefe als Quelle für eine „Militärgeschichte von unten“ haben Konjunktur. Die Zeit, in der Generalsmemoiren die Deutungshoheit über das Kriegsgeschehen besaßen, ist längst vorbei. Trotz aller Zensur stellen die Mitteilungen der Soldaten an ihre Angehörigen und Bekannten beeindruckende „documents humains“ dar. Kriegsalltag und der Alltag im Krieg finden sich in ihnen beschrieben, wobei vor allem der zweite Aspekt Überlebensstrategien verdeutlicht, die aus Akten und Urkunden, Anordnungen der Truppenführung oder ähnlichen „offiziellen“ Quellen kaum zu rekonstruieren sind. Klaus Latzel hat den „beispiellosen Schub der Verschriftlichung alltäglicher Kommunikation im Medium der Feldpostbriefe“ betont, weshalb diese Gattung der Forschung eine „für Friedenszeiten nirgends zu findende Gelegenheit“ der Untersuchung des Individuums biete.¹ Analytisch fruchtbar wird diese private Überlieferung jedoch erst unter Heranziehung eines spezifischen Fragenrasters, in dem

¹ Klaus Latzel, Wehrmachtssoldaten zwischen „Normalität“ und NS-Ideologie, oder: was sucht die Forschung in der Feldpost?, in: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, hrsg. v. Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999, S. 572-588, hier S. 576 f.

das Problem der Repräsentativität berücksichtigt wird. Der „Mentalität der Soldaten“ nähert man sich kaum hinreichend mit selektiven Zitaten aus Feldpostbriefen, mögen sie auch noch so zahlreich sein; ihre Anzahl bleibt angesichts der mehreren Milliarden Briefe, die in den Jahren des Zweiten Weltkriegs von der Front in die Heimat und von dort an die Soldaten im Einsatz geschickt worden sind, zu gering, um generalisierende Aussagen zuzulassen. Zudem ist nur ein Bruchteil der Briefe der Forschung überhaupt zugänglich.

Thilo Stenzel ist sich dieses Problems bewußt. Ausführlich betreibt er Quellenkritik, wobei er nicht nur auf das Verhältnis von Zensur und Selbstzensur, sondern auch auf die gern verdrängte Frage eingeht, warum Briefe überhaupt erhalten geblieben sind, oder – anders herum – warum diese und nicht andere Exemplare ihren Weg in private Sammlungen und Archive gefunden haben. Mit Recht bezweifelt er, daß aus den Briefen etwa eine generelle Bereitschaft der deutschen Soldaten zur Barbarei herauszulesen sei. Er schränkt daher sein Untersuchungsgebiet auf die Frage nach „Äußerungen zum Fremden in der Sowjetunion“ (S. 7) ein und will anhand der Sprache der Briefe dieses Rußlandbild auf ideologische Prägungen und Veränderungen im Laufe des Krieges hinterfragen. Da kein Soldat gezwungen war, den Feind negativ zu beschreiben, reduziere sich nach Ansicht Stenzels schließlich auch das Problem der Zensur. Trotzdem müßten Äußerungen über den Feind nicht notwendigerweise die Gefühle der Soldaten adäquat widerspiegeln, wie es Omer Bartov behauptet hat. Stenzel weiß, daß es sich bei diesen Mitteilungen um „Konstruktionen“ handelt. (S. 17f.)

Er entwickelt daher ein quantifizierendes Modell, um zumindest eine statistisch einigermaßen untermauerte qualitative Aussage treffen zu können. In seine Auswertungen flossen 968 Briefe von 227 Mannschaftssoldaten ein. Zum einen untersucht er synchron 329 Briefe von 221 Soldaten, die im Juli 1941 und im August 1944 geschrieben worden sind. Zum anderen hat er sich diachrone Briefreihen von sechs Soldaten vorgenommen (insgesamt 639 Briefe), die in unterschiedlicher Dichte von Juni 1941 bis März 1945 entstanden. Während der synchrone Vergleich nach Angaben Stenzels Auskunft darüber geben soll, ob sich in der Rezeption des Fremden etwas verändert hat, sollen die Briefreihen das „Hereinfallen“ auf Äußerungen in Extremsituationen – Vormarsch 1941 und Rückzug 1944 – verhindern. Kommen im ersten Fall Individuen nicht vor, zeigen diese sich in der diachronen Analyse, ohne daß Stenzel in allen Fällen konkrete Angaben zu Herkunft und Geburtsjahr machen kann. Eine Differenzierung der Autoren nach sozialen Kriterien, so wünschenswert sie für die Feldpostforschung auch sein mag, wäre wohl zu viel verlangt von einer in Umfang und Anspruch begrenzten Arbeit wie der vorliegenden.

Stenzel geht sorgfältig an seine Quellen heran, wie ein umfangreicher theoretischer Vorspann zeigt. So verteidigt er die fehlende soziale Differenzierung „seiner“ Autoren mit dem Hinweis auf das idealtypische Modell einer „totalen Institution“ wie der Wehrmacht, die eine hinreichende Gemeinsamkeit der Soldaten schaffe, um ihre Briefe zu vergleichen. Schwerer ist seiner These zu folgen, daß die prägenden Orientierungsmuster der Soldaten in erster Linie ein Produkt der NS-Propaganda gewesen seien (zumindest er über die Geburtsdaten seiner Autoren nicht immer informiert ist). Latzel selbst arbeitet heraus, daß die Sprachregelungen der Propaganda nicht im Verhältnis 1:1 übernommen worden sind, sondern mit persönlichen Vorstellungen von „Normalität“ verbunden wurden; Sprache ist immer ein Produkt von Erfahrungen, die schwerlich auf eine Indoktrinierung weniger Jahre reduziert werden kann. Dies gilt auch für die von Stenzel in seinen Briefen aus dem Juli 1941 extrapolierte und auch von Latzel festgestellte „Mängelliste“, d.h. für die von den deutschen Soldaten im Osten als äußerst kraß empfundenen hygienischen und kulturellen Defizite. Die Konfrontation mit dem Elend der Bevölkerung führte zu einer Bestätigung dessen, was als „normal“ empfunden wurde – und das waren keineswegs nur Ingredienzien der NS-Ideologie. Hygiene als bürgerliche Tugend des 19. Jahrhunderts war mittlerweile schichtenübergreifend im „kognitiven Gepäck“ des Wehrmachtssoldaten präsent und führte im Angesicht der russischen Wirklichkeit zu einem „Identifikationsschub“ (Latzel) mit der Heimat Deutschland: „Aber ich kann Dir sagen, es geht nichts über Deutschland. Wenn Du dieses dreckige Volk siehst und diese erbärmlichen Verhältnisse, dann kriegst Du das Gruseln (...)“ (Zitat aus einem Brief vom 6. Juli 1941, S. 75). Wenn Stenzel hier also eine Identifikation der Soldaten mit der Propaganda des Regimes feststellt, dann liegen die Wurzeln dieser Gemeinsamkeit vor 1933. Was nicht den Gewohnheiten entsprach, konnte nur negative Reaktionen hervorrufen, zumal fehlende Minimalhygiene durchaus lebensbedrohliche Folgen für die Truppe haben konnte. Die NS-Formeln vom vernichtungswerten „jüdischen Bolschewismus“ hingegen radikalisierten und legitimierten den durchaus vorhandenen Abwehrreflex zusätzlich, genauso wie das klassische Stereotyp der „asiatischen Horden“ aktiviert wurde. „Mitleid“ mit dem Elend, so stellen dann auch Stenzel und Latzel übereinstimmend fest, sei nur selten artikuliert worden.

Interessant wird Stenzels Arbeit durch ihre zeitliche Differenzierung der Briefe. Im August 1944 bzw. in den späteren Briefen kommen „die Russen“ als das wie auch immer in der Deskription konnotierte Andere nicht mehr vor. Verfasser, die sich der durch die Wehrmachtspropaganda vorgegebenen Floskeln bedienen, sind nun – in Stenzels Auswahl – in

der Minderheit, die Häufigkeit der „rassistisch-antibolschewistischen Konnotationen“ lasse nach, von „Asiatentum“ – auch dies, so ist einzuwenden, mehr tradiertes Stereotyp als genuine NS-Propaganda – sei keine Rede mehr. Die nun spürbare Überlegenheit der Roten Armee ließ keinen Raum mehr für eigene Überheblichkeit, an ihre Stelle trat die alles dominierende Angst um das Schicksal der Heimat, die zuweilen sogar von Schuldkenntnis begleitet war. Leider läßt dieser Befund nun gerade keine Rückschlüsse darauf zu, ob sich das „Andere“ im Blick der deutschen Soldaten verändert hat. Hier wäre eine Analyse von Briefen aus einer früheren, noch nicht unter dem Eindruck des bevorstehenden Überschreitens der Reichsgrenze durch die Rote Armee stehenden Phase des Kriegs unter Umständen ergiebiger gewesen.

Stenzel plädiert dafür, Bartovs These der zunehmenden Brutalisierung der Soldaten durch die Indoktrination zu hinterfragen. Auch vor dem Hintergrund von Latzels Überlegungen mag man in der Tat hierzu tendieren und andere Faktoren als den der Propaganda hinzuziehen wollen. Auch wenn Stenzels Begriff der „Sinnkrise“ im Angesicht der Bedrohung durch die Rote Armee im Osten etwas euphemistisch erscheint, ist seine These von der durch die zunehmenden Zweifel am „Endsieg“ und die Auflösung gesellschaftlicher Normen verursachten und ideologisch verstärkten Indifferenz dem Anderen gegenüber, die in eine weitere Brutalisierung gemündet sei, plausibel. Eine Arbeit über das Rußlandbild des „kleinen Mannes“ im Medium der Feldpost kann hierauf jedoch mit Sicherheit keine abschließende Antwort geben.

Karsten Brüggemann, Hamburg/Lüneburg

Rußlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Biographien und Werkübersichten, hrsg. v. Herold Belger, ergänzt v. Erika Voigt. Berlin: edition ost 1999, XII, 201 S., Abbildungen.

Der Herausgeber Herold Belger nennt im Vorwort, das vom 1. Februar 1998 in Almaty datiert, als Ziel des Buches, „die Namen der rußlanddeutschen Literaten festzuhalten, die im Maße ihres Talents und ihrer Möglichkeiten das Leben, die Geschichte, die Schmerzen und die Hoffnungen ihres ruhelosen Volkes in ihren Werken widerspiegeln, um sie für die Nachfahren zu erhalten“ (S. 12).

Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Ziel wurde in vollem Umfang erreicht. Im Buch sind, alphabetisch geordnet, 267 rußlanddeutsche

Schriftsteller aufgeführt, deren Leistung dieser literarisch bedeutenden Gruppe sie eindrucksvoll belegen. Somit ist ein biographisch-bibliographisches Lexikon entstanden, das seinen Wert auch deshalb besitzt, weil viele der Autoren nicht mehr am Leben sind. Die Werke und die Lebensläufe dieser Generation sind hier für die Nachwelt aufbewahrt.

Es hängt mit dem schwierigen Stoff des Buches zusammen, daß die Angaben über die einzelnen Schriftsteller ungleich bleiben mußten. So konnten manche Autoren nur mit ihrem Namen und mit einem Stichwort über ihre literarische Produktion angeführt werden, wie z.B. die Lyrikerin Irma Amann (S. 17) oder der Prosaschriftsteller Eugen Rische (S. 139). Natürlich ist es auch wichtig, daß in diesem Zusammenhang jedenfalls die Namen verzeichnet wurden. Bedeutender sind die Auskünfte, die über prominentere Schriftsteller gegeben werden. Hier seien von ihnen vier ausgewählt.

Da ist zunächst der Herausgeber des Bandes, Herold Belger (S. 25 ff.), geboren 1934 in Engels an der Wolga, der eine umfangreiche Liste von über 650 Publikationen aufweisen kann. Nach seiner Deportation 1941 nach Kazachstan nahm er sich der kazachischen Sprache an. Es entstanden Übersetzungen aus dem Kazachischen ins Russische und ins Deutsche. Belger setzte sich in Kazachstan auch politisch für die Belange der rußlanddeutschen Schriftsteller ein. So war er u.a. von 1955 bis 1995 Abgeordneter des Obersten Sowjets der Republik Kazachstan. Die Zusammenstellung der zahlreichen Fakten für dieses Buch darf als sein Lebenswerk gelten. – Ihm zur Seite stand Woldemar Ekkert (S. 44 f.), geboren 1910 in Köppental an der Wolga, gestorben 1991 in Krasnojarsk. Unter seinem umfangreichen literarischen Werk finden sich neben zahlreichen Übersetzungen auch pädagogische Bücher. Wie Belger hat auch er viel Material über die rußlanddeutschen Schriftsteller gesammelt. – Eine bedeutende Figur in der Reihe der rußlanddeutschen Schriftsteller ist auch Robert Leinonen (S. 103 f.), der 1921 in Petrograd geboren wurde. Seine Biographie ist, wie bei vielen Rußlanddeutschen, vielseitig und entbehrt nicht der Tragik. Er verfaßte zahlreiche Gedichte, war Publizist und Essayist und schrieb daneben über die Architektur seiner Heimatstadt St. Petersburg. Auch um die Erforschung des deutschen evangelisch-lutherischen Smolenskij-Friedhofs in St. Petersburg machte er sich verdient.¹ – Schließlich muß Dominik Hollmann (S. 75 ff.) hier vorgestellt werden. Er ist der große alte Mann der rußlanddeutschen Schriftsteller, wurde 1899 in

¹ Vgl. dazu Robert Leinonen, Erika Voigt, *Deutsche in St. Petersburg. Ein Blick auf den Deutschen Evangelisch-Lutherischen Smolenski-Friedhof und in die europäische Kulturgeschichte*. Lüneburg 1998 (Lüneburger Ostdeutsche Dokumentationen. 18/1 und 18/2).

Kamyschin an der Wolga geboren und starb, hundertjährig, in seinem Geburtsort. Hollmann war Lyriker, Publizist und – wie viele seiner Altersgenossen – Übersetzer. Von seinen über 600 Gedichten konnte er kein einziges veröffentlichen. Thematisch kreisen seine Werke immer wieder um das Leben in den deutschen Dörfern an der Wolga. Sein politischer Einsatz für die Wiederherstellung der Autonomen Republik der Wolgadeutschen blieb ohne Erfolg; aber immerhin war er bereits 1940 Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR geworden und erhielt auch später weitere Auszeichnungen der Sowjetunion. Aus seinem reichen Archiv hat Belger eindrucksvolle Photographien dem Anhang dieses Buches beigegeben.

Fazit: In diesem Buch werden das Leben und die Leistung der rußlanddeutschen Schriftsteller in diesem Jahrhundert eindrucksvoll dokumentiert. Die Übersetzung aus der russischen Ausgabe (*Rossijskie nemeckie pisateli*. Almaty 1995) ist nicht ganz ohne Stolpersteine. Auch muß man manche emotionale Einschüsse in Kauf nehmen, was allerdings nicht verwundert, wenn man die Lebensläufe der Autoren bedenkt. Sie wurden infolge des Erlasses des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgabezirken wohnen“, vom 30. August 1941 (S. 122) durch ganz Rußland getrieben. Es war eine kollektive Odyssee, die sich dort ereignete. Für viele wurde das Schreiben zur Lebenshilfe; und vielleicht deshalb haben sie durch ihre Übersetzungen als Vermittler zwischen zwei Kulturen gedient. Aber in fast allen Lebensläufen herrscht die Tragik vor. Man legt das Buch mit Betroffenheit aus der Hand.

Klaus Meyer, Berlin

Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt. Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten, hrsg. v. Robert Schweitzer u. Waltraud Bastman-Bühner. Helsinki 1998, 408 S., zahlreiche Illustrationen (Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur. 9).

Drei Jahre vor Erscheinen dieses Bandes fand in Tallinn das „I. Internationale Symposion zur deutschen Kultur im nordeuropäischen Nordosten“ statt, dessen Beiträge zusammengefaßt hier vorgestellt werden. Organisiert wurde das Symposion von der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki und der Ostsee-Akademie Lübeck-

Travemünde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturinstitut und dem Finnland-Institut, beide in Tallinn.¹

Der Band beginnt mit einer Zusammenfassung der Grußworte zur Eröffnung der Tagung im Historischen Rathaus Tallinns, dem „Eröffnungsvortrag“ von Antti Karppinen, Botschafter a.D., über die „Gegenwärtigkeit des Vergangenen“. Daran schließt sich der als Einführungsreferat gekennzeichnete Vortrag von Michael Garleff an: „Im Spannungsfeld zwischen ‚fremd‘ und ‚autochthon‘? – Die Deutschbalten als Typus der Deutschen im Nordosten“. Anhand eigener Thesen und Veröffentlichungen anderer Historiker versucht Michael Garleff eine Begriffsbestimmung von „fremd“ und „autochthon“ am Beispiel der Deutschbalten und deren Integrationsbemühungen sowie deren Selbstverständnis als eigenständige Bevölkerungsgruppe vorzunehmen.

Das Themenspektrum der Tagung beschränkte sich nicht nur auf historische Beiträge; Bereiche wie Literatur, Theater, Musik, Architektur, Soziologie und Wirtschaft werden ebenfalls abgedeckt. Hierfür haben die Herausgeber die Beiträge unter Oberbegriffen in Kapitel zusammengefaßt.

Beginnend mit dem ersten Teil: „Historischer Hintergrund bis zum Nordischen Krieg“, referierte zunächst Hermann Beyer-Thoma über „Deutsche in Finnland während des Mittelalters“, ein in Finnland weitgehend unerforschtes Gebiet. Welche regionalen Voraussetzungen bestanden in Finnland für die Ansiedlung Deutscher und Schweden? Faktoren wie wirtschaftliche Bedingungen, Verwaltung und der Aufbau eines kirchlichen Organisationsnetzes waren nach Beyer-Thoma ausschlaggebend dafür. Der etwas kürzer gehaltene Beitrag von Hannes Saarinen („Gemeinsam im Schwedischen Reich“) untersucht die Expansionspolitik Schwedens im 17. Jahrhundert. Diese „Großmachtzeit“ ist ein gut bearbeitetes Thema der schwedischen Geschichtsschreibung, deren Schwerpunkt heute auf eher sozialen und ökonomischen Fragen liegt.

Der nächste große Abschnitt wird mit „Migration“ überschrieben und enthält vier Beiträge zur Wanderung nicht nur der deutschsprachigen Bevölkerung. Den Anfang macht Georg Luther („Beibehalten und Aufgeben des Deutschtums in Familien im östlichen Ostseeraum“). Aus der Perspektive eines Familienforschers werden anhand einzelner schwedischer, finnischer und deutscher Familien die historisch bedingten Wanderungen dargestellt.

Der Moskauer Historiker Michail Katin-Jarcev stellt seine genealogischen Untersuchungen vor, die er als Vorarbeit für eine Dissertation über

¹ Die Thesen aller Referate des Symposiums und die Debatten sind zudem in Nordost-Archiv N.F IV (1996), S. 669-677 zu finden.

die Rolle des deutschbaltischen Adels im russischen Zarenreich geleistet hat: „Deutschbaltischer Adel in Rußland. Die erste Einwanderung im Zusammenhang mit dem Livländischen Krieg und den Großen Wirren“. Eine andere Bevölkerungsschicht wird von Dirk-Gerd Erpenbeck in „Kaufleute und Unternehmer in Narva. Deutsche Migration an der Ostgrenze des schwedischen Reiches und ihre Kontinuität in russischer Zeit“ untersucht. Arbeiten zu diesem migrationsgeschichtlichen Thema werden nun – so der Autor – durch inzwischen zugängliche Archivalien des ehemaligen Stadtarchivs Narva erleichtert.

An der Universität Zürich entstand unter der Leitung von Carsten Goehrke ein Forschungsprojekt über Schweizer Auswanderungen in das Zarenreich. Rudolf Mumenthaler bietet mit seinem Beitrag „Schweizer im Nordwesten des Zarenreiches“ einen Überblick über die durchaus interessanten Forschungsergebnisse der nach Berufsgruppen aufgeteilten Lizenziats- und Doktorarbeiten. Anschaulich dargestellt wird dies u.a. durch Tabellen, die die Verteilung der Berufsgruppen auf die verschiedenen Städte verdeutlicht.

Die Bedeutung der Universität Dorpat/Tartu für das Baltikum und die Nachbarländer wird im Kapitel „Bildung“ in zwei Beiträgen gewürdigt: Arvo Tering beschäftigt sich in seinem Vortrag ausführlich mit der „Universität Dorpat in der schwedischen Zeit und ihre Ausstrahlung nach Ingermanland und Karelrien“, während Timo Rui „die deutschsprachige Universität Dorpat im 19. Jahrhundert als Hochschulort für Finnland“ anhand der Anzahl finnischer Studenten und deren Studienfächer untersucht.

Hinter dem allgemein gehaltenen Titel „Deutsche Frauenbildung im Nordosten“ verbirgt sich eine detaillierte Studie von Sirje Kivimäe über die unterschiedliche Entwicklung der Mädchenschulen in Finnland und Estland im 19. Jahrhundert mit einem deutlichen Schwerpunkt auf Estland, wo der Einfluß der Reformideen aus Deutschland größer war und sich die Unterschiede – so Kivimäe – auch heute im Selbstverständnis der Frauen aus Estland und Finnland bemerkbar machen.

„Literatur, Theater, Musik“ werden zusammengefaßt in einem Kapitel: So ist es verständlich, daß sich Laurence P. A. Kitching in dem einzigen Beitrag dazu auf „die deutsche Literatur im Nordosten Europas im Überblick“ beschränkt, und das im wesentlichen anhand des „Lexikons deutsch-baltischer Literatur“ von May Redlich (1989), ergänzt von einer Bibliographie mit Sekundärliteratur.

In ihrer als Literaturbericht gekennzeichneten Untersuchung „Deutschsprachiger Bühnen im 17.–19. Jahrhundert in St. Petersburg“ stellt Svetlana Mel'nikova den Einfluß deutschsprachiger Autoren, Schauspieler und Regisseure auf die russische Schauspielkunst dar.

Sven Hirn hat in seinem gründlich recherchierten Beitrag über „Deutsche Unterhaltungsmusiker in Finnland“ einen Berufsstand ins Auge gefaßt, der von den Musikwissenschaftlern kaum beachtet wird. Nichtsdestotrotz erhalten wir einen ausführlichen Bericht über die deutschen Musiker bzw. Musikerfamilien, angefangen von den Drehorgelspielern, den Tiroler Sängern bis hin zu kleineren und größeren Kapellen, die die musikalische Unterhaltung in Kurstädten oder auf Bällen boten sowie publikumswirksame Konzerte veranstalteten.

Dokumentarischen Charakter hat der Beitrag von Avo Hirvesoo „Ein Kulturkontakt in extremen Verhältnissen. Dr. Helmut Wirth als Musikleiter des ‚Landessenders Reval‘ 1943–45“. Nach einer kurzen Einführung zur Person Helmut Wirths und dessen Einfluß u.a. auf das Konzertleben Tallinns werden Ausschnitte aus Briefen Wirths an seine Frau abgedruckt, die diese dem Autor zur Verfügung gestellt hat.

Für das Kapitel „Architektur“ fanden sich vier Referenten, die sehr unterschiedliche Themen vortrugen. Viktor Dmitriev stellt „Karl Speckle – Baumeister des Ingenieurkorps in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ vor, einen Architekten, der sich mit Festungsbauten und Brücken einen Namen gemacht hat. Einen historiographischen Überblick über die Diskussionen zur Architekturgeschichte im europäischen Kontext bietet Petri Neuvonen mit seinem Beitrag „Zwischen Ost und West: Bemerkungen zu Wiborgs Architekturgeschichte“.

Ebenfalls die Architekturgeschichte einer Stadt stellt Mart Siilivask mit „Deutsche Architekten und Baumeister in Dorpat/Tartu in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts und ihr Beitrag zur örtlichen Baukunst“ vor. Dabei werden einige Architekten und ihre Bauten im einzelnen vorgestellt. Ergänzend zu den vorangegangenen Vorträgen stellt Ljubov' Kudrjavceva die Frage nach „Deutschem Einfluß oder gemein-europäischer Stil des Ostseeraums?“ und beantwortet diese im Hinblick auf die Architektur mit einem Begriff, der noch einer breiteren Diskussion bedarf: dem „Hansestil“.

Das vorletzte Kapitel, „Wirtschaft, berufliche Wanderung, Innovation“, beginnt mit dem auf das 19. Jahrhundert konzentrierten Beitrag von Thomas Martin, „Deutsche Bankiers in St. Petersburg“, der zunächst die Struktur aufzeigt, die dem Engagement der deutschen Bankiers zugrundeliegt, bevor er anhand einzelner Bankiers und Bankhäuser, darunter auch zum Ende des 19. Jahrhunderts die Deutsche Bank, den Einfluß der Kapitalströme und der westlichen Banktechnik auf die Industrialisierung des Russischen Reiches untersucht. Marjietta Hietalas Referat „Das deutsche Element als Innovationsträger im Nordosten“ hebt die Bedeutung des Ideenaustausches, der Investitionen, die durch die Migration der

Deutschen zustandekamen, hervor und bildet den theoretisch gehaltenen Abschluß des Tagungsbandes.

In einem letzten und als Anhang zu betrachtenden Kapitel werden wichtige Datenbanken zu Migration und Kontinuität des deutschsprachigen Elements im Nordosten vorgestellt, so die „Datenbank Amburger“ am Osteuropa-Institut München, PAN: Das Personen-Archiv Narva, das Register „Einbürgerung in Finnland bis 1939“ und Datenbanken über Deutschbalten aus der PRPD-Gruppe an der Universität Tartu.

Igor Ljamin bietet mit „Monrepos – der Blick ins 21. Jahrhundert“ einen Rück- und Ausblick über die Schicksale der deutschen Migranten am Beispiel der Stadt Wiborg und der Entwicklung des Schlosses Monrepos zu einem kulturellen Begegnungszentrum für Ost und West.

Durch einige zeitgenössische Photos sowie historische Abbildungen der Städte, Pläne, Abdrucke von Programmzetteln, Zeitungsausschnitten und Tabellen wird das Textbild aufgelockert.

Der Tagungsband bietet ein recht umfassendes Bild der deutschen Wanderungsbewegungen im nordosteuropäischen Raum, ebenso einen Einblick in den Forschungsstand einzelner Gebiete.

Birgit Fernengel, München

Uwe Neumärker (u.a.), Wolfsschanze – Hitlers Machtzentrale im II. Weltkrieg. Berlin 1999, 240 Seiten, ca. 150 Abb., Orts- u. Personenregister, Ortsnamenkonkordanzen.

Ein Buch liegt vor über Hitlers Machtzentrale im Zweiten Weltkrieg, das einen sehr guten Einblick in die Vorarbeiten, den Bau und ihre Ausführung gibt, die historischen Ereignisse, die sich in dem jeweiligen Zeitraum mit ihren handelnden Personen dort abgespielt haben, und das das Ende und das Weiterbestehen als touristischer Anziehungspunkt im jetzigen Polen schildert. Dazu kommen noch rund 150 Photos, die zum guten Teil neu oder noch kaum bekannt sind und das Ganze informativ illustrieren.

Die Autoren hatten sich zur Aufgabe gestellt, Geschichte, Nutzung und Funktion dieses monströsen Bauwerkes darzustellen, wozu sie nicht nur entsprechende Literatur unterschiedlicher Provenienz, sondern auch Mitteilungen von Zeitzeugen heranzogen. Eine Zeichnung der Gesamtanlage mit den einzelnen Bunkern und Baracken, auf einem Meßtisch-

blatt basierend, zeigt die Ausdehnung des ganzen Komplexes sehr eindrücklich.

Der Textteil ist in elf Abschnitte gegliedert und beginnt mit dem so dramatisch verlaufenen Attentat des 20. Juli 1944. Daran anschließend folgt das Kapitel „Das Führerhauptquartier in der Zeit militärischer Erfolge“, in dem von den Frontfahrten Hitlers und seinen Hauptquartieren 1939–1941 berichtet wird. Die ersten Planungen für ein Führerhauptquartier (FHQu) fallen in die Sudetenkrise 1938. Die Autoren vermuten, daß von diesem Zeitpunkt ab insgesamt 20 Anlagen teils im Bau, teils fertig waren, aber teilweise nie genutzt wurden. Es hing alles vom Kriegsgeschehen ab. Hinzu kamen zwei Basisstationen: der Berghof (Obersalzberg in Oberbayern) und die Neue Reichskanzlei in Berlin. Diese Anlagen passieren Revue, im nachhinein wundert man sich über deren Vielzahl, die immensen Kosten für den Material-, Personal- und Zeitaufwand, aber auch über die Schnelligkeit des Bauens.

Ein erster Exkurs („Heimatkunde“ – Rastenburg in Ostpreußen) trägt zum Verständnis regionaler und lokaler Verhältnisse um die „Wolfsschanze“ bei, ebenso erleichtert eine Landkarte von Ostpreußen die geographische Zuordnung. Als Hauptautor geht Neumärker auf die Wolfsstadt-Planungen ein, ihren Bau 1940/41 mit allen Anlagen, ihre Belegung und den Einzug des Hausherrn. Nicht vergessen werden die umliegenden Hqu des OKH, die Dependancen von Luftwaffe und Marine, Göring, Himmler, v. Ribbentrop, Lammers und die Sicherheitsvorrichtungen, zu denen ebenso die Tarnung gehörte. So ließ es sich selbst GFM Keitel nicht nehmen, diese selbst aus der Luft durch mehrmaliges Überfliegen in verschiedenen Höhen zu überprüfen.

Die unmittelbare Sicherung sollte durch drei Sperrkreise gewährleistet werden, zu der man Personal verschiedener Herkunft heranzog (Heer, SS und SD). Trotzdem gelangten 1942 verschiedene unbefugte Personen auf das Gelände, teilweise allerdings auch unbeabsichtigt (Abschnitt Momentaufnahme I: „Hitlers Feldlager 1941/42“). Weil das FHQu recht eilig geplant und gebaut worden war, ergaben sich manche, man kann sagen „banale“, indessen unangenehme Unzulänglichkeiten. Nicht zuletzt war da die Mückenplage im Sommer. Sie führte dazu, daß die Bewohner der Wolfsschanze sich nur noch mit Mückenschleiern an die frische Luft wagen, um nicht an Hals und Gesicht zerstoichen zu werden. Den quakenden Fröschen war man mit Petroleum zu Leibe gerückt, das man in die vielen Tümpel um Hitlers Unterkunft gegossen hatte. Nachdem dieser die nächtlichen Konzerte vermißte, pumpte man das Petroleum wieder ab, erneuerte das Wasser und setzte neue Frösche wieder als Mückenvernichter hinein, – eine Episode am Rande. Mit dem Kapitel „Die letzte Ent-

scheidungsschlacht – Menetekel Moskau“ und den Entscheidungen im FHQu geht die Darstellung des Jahres 1941 zu Ende.

Der nun folgende Zeitraum wird durch den Tod des Reichsministers für Bewaffnung und Munition, Dr. Todt, eingeleitet. Die Ursache der Explosion seines Flugzeugs wurde nie recht aufgeklärt; Speer wurde sein Nachfolger. Ausländische Besuche, Empfang der Oberbefehlshaber der in Rußland stehenden Heeresgruppen bestimmten das Frühjahr in der Görlitz, bevor die Sommeroffensive begann. Die relative Ruhe an den Fronten, besonders im Osten, ließen dem Personal des FHQu die Eintönigkeit des Lebens in der Wolfsschanze besonders zum Bewußtsein kommen. Abwechslung bot der Führergeburtstag, zu dem vorneweg die Mitarbeiter der Stäbe im Hauptquartier zur Gratulation antraten, im späteren Tagesverlauf die Prominenz von Wehrmacht und Partei einliefen und nicht zuletzt Pimpfe und Jungmädels aus Rastenburg ein Ständchen sangen. Im Sommer konnte man in den nahen Seen baden, Spaziergänge oder Ausritte in die umliegenden Wälder machen. Neumärker beschreibt dann auch den Besuch Hitlers zum 75. Geburtstag FM Mannerheims in Finnland (1942) (der etwas anders verlief als geschildert) und dessen Gegenbesuch im Juni desselben Jahres, zu dem Hitler ihm sein Flugzeug zur Verfügung stellte. Die Sommeroperationen in der Sowjetunion veranlaßten den Führer, das Führerfeldhauptquartier bei Winniza zu beziehen, in dessen Nähe sich das OKH, in weiterer Entfernung die Hqu von Göring, v. Ribbentrop, Himmler und Lammers angesiedelt hatten. Auch hier gab es brutende Hitze, Fliegen- und Stechmückenschwärme.

Viele vorangegangene Auseinandersetzungen mit hohen Militärs hatten Hitler zunehmend mißtrauisch gegen Berufsoffiziere gemacht, so daß die nicht sofortige, nächtliche Vorlage einer Meldung von GFM Rommel über die eingeleitete – aber nicht genehmigte – Rückzugsbewegung nach dem Fall von El Alamein zu einer Katastrophe für den betreffenden Offizier vom Dienst und den stellvertretenden Chef des WFSt, Warlimont, geworden wäre, hätte nicht schließlich General Schmudt für beide sein Gewicht bei Hitler in die Waagschale geworfen.

Die Einblicke, die der Autor während der beginnenden dramatischen Zeit (Stalingrad) in das FHQu gewährt, sind weitgehend sachlich gehalten. Ein wenig verheddert er sich einmal in der Kompetenzverteilung von OKW und OKH, was bei den Überschneidungen kein Wunder ist. Der „Rückzug an allen Fronten“ wirft seine Schatten auch über die Wolfsschanze, die in der fehlgeschlagenen Offensive bei Kursk, der Landung der Westalliierten in Italien, dem Abfall des bislang Verbündeten, der Gefangensetzung und Befreiung Mussolinis gipfeln. So führt diese Entwicklung zu neuer Aktivität. Alle Bunker des FHQu und der umliegenden

Hqu werden, entsprechend der Wirksamkeit neuer alliierter Bomben, erweitert und verstärkt. Die hierfür erforderlichen Mengen an Material und Baupersonal fehlen allerdings dann für die notwendigen Instandsetzungen der zerbombten Industrieanlagen in West- und Mitteldeutschland. Die Bauvorhaben und -arbeiten halten bis zum Ende des Jahres 1944 an!

Von der Ausrufung des „totalen Krieges“ 1944, die Planungen und Bauarbeiten an anderen FHQu in Schlesien, Thüringen und Oberbayern, dem Auszug aus der Wolfsschanze und dem Umzug in die Bunker unter der Neuen Reichskanzlei in Berlin, von der Roten Armee in Ostpreußen bis hin zu Hitlers letzten Tagen – all das zieht nochmals vor dem geistigen Auge des Lesers vorüber. An „das Ende der deutschen Provinz Ostpreußen“ schließen sich noch zwei interessante Abschnitte über die Gegenwart des ostpreußischen FHQu an. Die „Bunkerruinen im ehemaligen Stadtwald“ und „Momentaufnahme II – Touristenattraktion ‚Wilczy Szaniec‘ 1999“. Die Stätte ist „vermarktet“ und zu einem von einheimischen und ausländischen Reisenden vielfach besuchten Ort geworden, deren monströse Bunker, trotz aller Sprengversuche, wie archaische Kolosse nun schon ein halbes Jahrhundert überdauert haben.

Bemerkenswertes Bildmaterial erläutert informativ den Buchinhalt. Allerdings ist der Rezensent mit einigen Bildtexten nicht einverstanden, eine kritische Überarbeitung bei einer zweiten Auflage wäre angebracht. Der flüssige Schreibstil macht das Lesen leicht (manchmal gehen einige saloppe Wendungen hart an die Grenze seriöser Aussage), der Text ist sachlich und bedarf nur weniger Monita. Auch sind positiv anzumerken der umfangreiche Anmerkungsapparat, Abbildungsnachweis, Bibliographie, ein Personen- und Ortsregister mit Ortsnamenkonkordanz und eine rückläufige Konkordanz von Ortsnamen der ehemaligen Provinz Ostpreußen.

Ernst Vogelsang, Hermannsburg

Jürgen Tietz, Das Tannenberg-Nationaldenkmal: Architektur, Geschichte, Kontext. Berlin: Verlag Bauwesen 1999, 260 S., 170 Abbildungen.

Schon in Band VI (1997) dieser Zeitschrift veröffentlichte der junge Berliner Kunsthistoriker und Publizist eine längere Abhandlung über das Denkmal. Es war ein Komprimat der nun als Buch vorliegenden Dissertation. Diese befaßt sich auf 254 Seiten, reicher Bebilderung, einem Ap-

parat mit 976 Anmerkungen, einem langen Literaturverzeichnis und Abbildungsnachweis mit jenem Denkmal, das offensichtlich nicht allein für die Provinz Ostpreußen in vielerlei Beziehung bedeutungsvoll war. So schreibt der Autor denn auch in der Einführung dazu u.a.: „Ziel der vorliegenden Publikation ist es, anhand des umfangreichen Quellenmaterials die beiden Bauphasen des Tannenberg-Nationaldenkmals 1926/27 und 1934/35 nachzuzeichnen und dadurch die unterschiedlichen Denkmalskonzeptionen der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus herauszuarbeiten. Zugleich wird das Denkmal in den historischen und architekturgeschichtlichen Horizont der Entstehungszeit eingeordnet und sein Vorbildcharakter für nachfolgende Bauten untersucht ...“ (S. 7)

Hier ist eine Arbeit entstanden, die einerseits in die aktuelle Denkmalsdiskussion paßt, andererseits aber auch ein ehemals bedeutendes Denkmal der östlichsten Provinz Preußens wieder in das Bewußtsein der Öffentlichkeit rückt. In erster Linie werden die Ergebnisse dieser Forschung natürlich die Fachwelt interessieren, doch spricht dieses Buch – flüssig und verständlich geschrieben – ebenso den Historiker, den ambitionierten, neugierigen Laien wie auch die immer noch vorhandenen ostpreußischen Zeitzeugen an.

Tietz hat wohl nahezu alle für das Thema relevanten erreichbaren Quellen zusammengezogen und ausgewertet, wobei er auch das Glück hatte, auf die erst 1990 verzeichneten und damit zugänglich gewordenen, so gut wie vollständig erhaltenen Akten des Tannenberg-Nationaldenkmal-Vereins im Staatsarchiv Olsztyn/Allenstein zu stoßen. Damit konnte eine wichtige Lücke in der Denkmalsgeschichte, die so lange nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bestanden hatte, geschlossen und diese Unterlagen für die Forschung nutzbar gemacht werden.

Die „Einführung“ streift die erwähnte Zielsetzung der Arbeit und gibt eine Übersicht über das Quellenmaterial, während der sich anschließende Abschnitt „Das Tannenberg-Nationaldenkmal und seine historischen Voraussetzungen“ die Vorgeschichte des Denkmals unter Einbeziehung ähnlicher Erinnerungsmale auf deutscher wie polnischer Seite zum Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts beleuchtet. Die spezifische Situation der Provinz Ostpreußen nach dem Ersten Weltkrieg berücksichtigt der Autor hinsichtlich der Polenpolitik des Reichs nicht, so daß er zu Folgerungen kommt, die konstruiert wirken (S. 16f.). Die deutsche Polenpolitik nach dem Ersten Weltkrieg als Fortsetzung der Polenpolitik der Kaiserzeit zu begreifen, läßt die Vorgaben, Gegebenheiten und Folgen des Versailler Diktats völlig außer acht und wird daher zu einem merkwürdigen Konstrukt. Im folgenden Kapitel „Vorstufen für das Tannenberg-National-Denkmal“ werden das von den Brüdern Krüger erbaute Krieger-

denkmal in Leer/Ostfriesland und die Planung für ein ebensolches in Kreuzburg/Oberschlesien beschrieben. Schon hier zeichnet sich die Akribie ab, mit der Tietz auf seinem Gebiet der Kunst- und Architekturgeschichte zu Werke geht. Störend wirken allerdings handwerkliche Schnitzer auf außerhalb seines Fachgebiets liegenden Feldern, die sich im Verlauf dieser Arbeit wiederholen – beispielsweise im vorangehenden Kapitel, in dem Generaloberst v. Prittwitz zum General „degradiert“, der General v. Hindenburg bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der 8. Armee schon Generalfeldmarschall ist (S. 15) und die „Reichswehr“ die Tannenberg Schlacht schlägt (S. 16).

Die Anfänge für eine Denkmalsplanung gehen zurück auf eine Feier zum 5. Jahrestag der Tannenberg Schlacht (31. August 1919), die der Ostdeutsche Heimatdienst auf dem Feld von Sauden bei Hohenstein organisierte, „Die Grundsteinlegung für das Tannenberg-Nationaldenkmal und die Gründung des Tannenberg-Nationaldenkmal-Vereins“. Die Teilnehmer äußerten hernach den Wunsch zur Errichtung eines Denkmals, was zur Berufung eines Denkmal-Ausschusses führte.

Der Vorsitzende des Provinzial-Kriegerverbandes, Generalmajor a.D. Kahns (der kein Tannenberg-Veteran war), übernahm auch hier den Vorsitz. 1925 wandelte man den Ausschuß in den Tannenberg-Nationaldenkmal-Verein (TNDV) um. Bemerkenswert ist, daß der Ausschuß zum 10. Jahrestag der Schlacht die Grundsteinlegung für ein Denkmal in Sauden durchführte, ohne eine Vorstellung über Form, Größe, Umfang und Kosten zu haben – und das alles ein knappes Jahr nach Ende der verheerenden Inflation. Diesem Mangel half der TNDV durch Ausschreibung eines Wettbewerbs ab (beschrieben im Kapitel „Der Wettbewerb für das Tannenberg-Nationaldenkmal: ein ‚Spektakelstück‘?“). Dieser Wettbewerb ist denn auch Gegenstand einer eingehenden Untersuchung, angefangen von der Zusammensetzung des Preisgerichts, den Wettbewerbsbedingungen, über die eingereichten Entwürfe und Urteile der Jury, die detailreiche Beschreibung des preisgekrönten Entwurfs der Berliner Brüder Krüger bis hin zu den zeitgenössischen Angriffen auf den Wettbewerb selbst, die geradezu in eine Kampagne in der Architektenzeitschrift „Stadtbaukunst in alter und neuer Zeit“ ausarteten und schließlich 1926 vor einem Ehrengericht des BDA landeten. Der Streit, der dann nicht nur um den Wettbewerb ging, sondern sich auch auf die Brüder Walter und Johannes Krüger ausweitete, endete erst 1929 durch den Schriftleiter jener Zeitschrift, den Berliner Architekten Möhring. Viele Abbildungen der preisgekrönten Entwürfe geben eine gute Vorstellung der unterschiedlichen Intentionen der Denkmalsarchitektur jener Zeit. Das Preisgericht hatte 1925 über 389 Beiträge von 352 Bewerbern zu entscheiden,

wozu man die Halle I der Königsberger Ostmesse (nicht „Ostseemesse“, S. 33) benutzte.

Buchstäblich ein Kapitel für sich war die „Finanzierung“ des Projekts. Zwar war die Grundstücks- und damit Standortfrage durch die großzügige Schenkung von Grund und Boden der Stadt Hohenstein an den TNDV gelöst, aber keineswegs die Baufinanzierung. Bei weitem reichten die Spenden aus den Reihen der ostpreußischen Veteranen dafür nicht aus. Der Plan für eine öffentliche Sammlung in Preußen wurde mit Hinweis auf die angespannte allgemeine wirtschaftliche Lage vom zuständigen Ministerium im November 1925 abgelehnt, dagegen ein Jahr später genehmigt, wie auch sämtliche deutschen Länderregierungen sowie der Deutsche Städtetag sich damit einverstanden erklärten. Ohne Angabe einer Quelle vermutet Tietz eine direkte oder indirekte Einflußnahme des Ehrenvorsitzenden des TNDV, Reichspräsident v. Hindenburg, die diesen Sinneswandel hervorgerufen hätte (S. 45): Daß diese Mutmaßung ohne Substanz ist, läßt sich an Hindenburgs Haltung in der Reichsehrenmal-Frage leicht ablesen, in der er sich – trotz Bewerbung des TNDV für Hohenstein – für den Standort Bad Berka entschieden hatte, wie auch an der Tatsache, daß die politische Unterstützung der preußischen Staatsregierung durch die Verweigerung der Unterschrift des Ministerpräsidenten Otto Braun unter den Sammlungsaufruf und auch die Zuwendung größerer finanzieller Mittel für das Bauvorhaben von Brauns Seite ausblieben.

Das Spendenaufkommen ergab eine stattliche Summe, so daß man nicht nur einen Turm, sondern alle weiteren sieben Türme mit den Umfassungsmauern erstellen konnte. Klar überschritten waren längst jene im Wettbewerb auf 250 000 Reichsmark begrenzten Kosten. In der Folgezeit nahmen Spenden, staatliche Zuwendungen, Eintrittsgelder durch die sich verschlechternde Wirtschaft spürbar ab, so daß der weitere Ausbau dann langsamer voranging. Trotzdem war das Interesse am Denkmal nach wie vor deutlich: 1929 waren es 70 000 Besucher, die in der kurzen Reisesaison von Mai bis September das Bauwerk anschauten.

„Denkmalseinweihung 1927 und Bauzustand bis 1934“: Die Einweihungsfeier hatte der TNDV 1926 für den 2. Oktober 1927, den 80. Geburtstag des Reichspräsidenten (und nicht den 2. August, wie auf S. 47 angegeben; das war Hindenburgs Sterbetag 1934), geplant. Durch den guten Zufluß der Geldmittel konnte der Rohbau des Denkmals schneller ausgeführt werden, so daß die Einweihung auf den 18. September festgelegt wurde. Die Terminwahl war also nicht „in unmittelbarem Zusammenhang mit dem 80. Geburtstag des ‚Tannenbergssiegers‘“ zu sehen, sondern auch wohl im Hinblick auf die in Ostpreußen oft schon früh einsetzenden Frosteinbrüche, die die Bautätigkeit nicht nur für Tage, sondern im

ungünstigsten Fall auch Wochen, im Winter ohnehin, unterbrechen konnten. Den Höhepunkt der Einweihungsfeierlichkeiten bildete die Rede Hindenburgs, in der er sich gegen die im Versailler Vertrag verankerte Alleinkriegsschuld Deutschlands wandte. – Die vielen, meist noch unveröffentlichten Photos, durchweg in guter Qualität, vermitteln übrigens einen lebendigen Eindruck von der damaligen Bautechnik: Pferdewagen für den Materialtransport, Holzgerüste, große Sandsiebe, viele Maurer, aber auch schon ein Motormörtelmischer, und für die Erdbewegungen Kipploren auf Feldbahngleisen.

Die Planung für die Einweihungsfeierlichkeiten waren nicht friktionslos verlaufen. Unter anderem war die Nichtzulassung der Ansprache des Rabbiners als Vertreter des Reichsbundes jüdischer Frontkämpfer mit „schlecht verhülltem Antisemitismus“ und die Begründung dazu als „fadenscheiniges Argument“ eingestuft worden (S. 54). Die Interpretation von Tietz entspringt heutiger Sicht, was handwerklich wohl nicht so ganz einwandfrei ist. Die in APO 631/27, S. 104f. noch erhaltene Presseerklärung des Vorstands des TNDV zu diesem damals von interessierter Seite hochgespielten komplexen Vorfall legt den objektiven Sachverhalt dar, den Tietz übergeht (und möglicherweise gar nicht zur Kenntnis genommen hat).

Die Fortführung des Baus, die Sinnstiftung der zentral orientierten Denkmalsanlage mit ihren Ehrenhallen und Türmen, Vergleiche mit anderen Denkmälern aus dem gleichen Zeitraum werden in diesem Kapitel erläutert, woraus hervorgeht, wie die Anlage und die Bedeutung im Laufe der Zeit wechselnde Zuordnungen erfuhren. Hier muß man im Zusammenhang mit dem Fahnenturm, in dem die Fahnnachbildungen der an der Tannenberg-Schlacht beteiligten Regimenter aufgehängt wurden, einflechten, daß Regimentsfahnen keineswegs erst eine kaiserliche, sondern eine alte militärische Tradition haben und das Denkmal kaum dem „monarchistischen Selbstverständnis der Denkmalsstifter“ (S. 69) diene, wie es der Autor behauptet. Spätestens seit der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten als Nachfolger Eberts hat das zu einem anderen Verständnis geführt, wenn jene Denkmalsgründer sich an der „Kultfigur“ ihres Denkmals orientierten. Hindenburgs Verfassungstreue, ohne dabei seine persönliche Treue zum Kaiser aufzugeben, ist erwiesen. An dieser Treue zur Reichsverfassung hatte sich bekanntermaßen auch der Konflikt zwischen ihm und Ludendorff entzündet (der so weit ging, daß Ludendorff die Zustimmung zur Aufstellung seiner Büste zusammen mit denen aller kommandierenden Generäle im Feldherrnturm bis zu seinem Tod verweigerte). Hindenburg wollte die Republik bewahren, Ludendorff sie stürzen.

Im Kapitel „Castel del Monte oder Stonehenge: motivgeschichtliche Untersuchungen zum Tannenberg-Nationaldenkmal“ werden andere architektonische Vorbilder analysiert, die ebenfalls andere Denkmäler beeinflusst haben; auch setzt sich Tietz mit den Intentionen der Architektenbrüder Krüger auseinander.

Ein über 60 Seiten langer Abschnitt befaßt sich dann mit der „Umgestaltung des Tannenberg-Nationaldenkmals 1934/35 und ergänzende(n) Baumaßnahmen im Denkmalsbereich bis 1945.“ Es ist denn auch wohl mit der wichtigste Teil in der Denkmalsgeschichte mit der Überführung Hindenburgs 1934, seiner Beisetzung in die Gruft 1935 und den daraus folgenden Umbauten. Auch hier ist wieder die penible Detailarbeit hervorzuheben, die jedoch bei historischen und militärischen Einzelheiten erneut ins Schwimmen gerät, bei politischen Reflexionen mehrfach spekulativ bleibt. Gerade die Umwidmung des Denkmals zur Grablage für Hindenburg, der so auf seine Rolle als Feldherr „reduziert“ worden sei (S. 85), hat wohl mindestens Bestrebungen behindert, wenn nicht sogar verhindert, das Monument NS-ideologisch zu okkupieren (S. 85 u. 125). Selbst später teilverwirklichte Planungen wie im Ostpreußenturm sind noch kein Beweis für diese Annahmen, zumal der Krieg ohnehin jeden weiteren Fortgang von Vorhaben unterbunden hat. Ein weiteres Indiz sind die Flaggen, die 1934 und 1935 den Sarg bedeckten: war es 1934 bei der Überführung von Neudeck ins Denkmal die Kriegsflagge der Republik, so 1935 die Kriegsflagge des kaiserlichen Heeres. Warum? Weil zu der Zeit die Kriegsflagge des Dritten Reichs bereits mit einem Hakenkreuz versehen war.

Die Umwidmung des Denkmals vom vereinseigenen Bauwerk solcher Größe und Bedeutung zum Reichsehnenmal hatte durchaus auch Vorteile. Der TNDV war seine inzwischen doch permanent gewordenen finanziellen Sorgen los, da das Reich in alle Verbindlichkeiten und Folgekosten eintrat; die ohnehin immer noch schwebende Reichsehnenmalfrage für Bad Berka in Thüringen löste sich auf elegante Weise; die hierfür aufgelaufenen Gelder des Fonds konnten für Tannenberg verwendet werden. Ob von Hitler die Umwidmung in ein Reichsehnenmal als eine Drohgebärde nach Osten gedacht war, wie Tietz ausführt (S. 127), muß auf dem Hintergrund des kurz vorher abgeschlossenen Nichtangriffspakts mit Polen und den damit entspannteren Beziehungen zwischen beiden Staaten bezweifelt werden.

„Das Tannenberg-Nationaldenkmal im Umfeld nachfolgender Memorialbauten und Repräsentationsarchitekturen“ wird im folgenden Kapitel beschrieben, wobei besonders die Ehrenmäler des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge (VDK), das Marine-Ehnenmal bei Laboe, die

Wettbewerbe für ein Reichsehnenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs untersucht werden. Alle diese Objekte zeigen mehr oder minder starke Einflüsse des Tannenberg-Denkmal, die schließlich sogar in der Architektur von Profan- und Repräsentationsbauten der 30er Jahre wie auch in den NS-Ordensburgen manifest sind (S. 176).

Aber außer dem Tannenberg-Denkmal gab es noch „Weitere Denkmalsbauten der Brüder Walter und Johannes Krüger“. So beteiligten sie sich erfolgreich an verschiedenen Wettbewerben und bauten den Braunschweiger Dom um, u.a. mit einer Gruft für Heinrich den Löwen. Hier finden sich wieder bis ins einzelne gehende Beschreibungen und Wertungen. Am Rande sei vermerkt, daß Johannes Krüger für den Entwurf eines Denkmals für Kemal Atatürk den 1. Preis errang. Ein Rückgriff auf „Tannenberg“ ist nach Tietz unverkennbar (S. 200).

„Das Ende des Tannenberg-Nationaldenkmals und sein ‚Nachleben‘, ‚Nachwort‘ und ‚Anhang‘ beschließen die umfangreiche Arbeit. Wie wir durch Gert Sailer wissen, wurden am 21. Januar 1945 Eingangs- und Gruftturm von deutschen Truppen gesprengt, nachdem die Hindenburg-Särge geborgen waren. Den Rest sprengten polnische Pioniere nach und nach, das anfallende Material wurde wiederverwendet. Doch damit ist die Geschichte nicht beendet. So sind laut Tietz in den Kriegsgräberstätten, die der VDK in den 50er Jahren in Tobruk und El Alamein errichtete, überkommene Formen und Materialsprache tradiert – ein Reflex auf das Tannenberg-Denkmal, was als das „Erschreckende, das auch El Alamein (Ägypten) auszeichnet“, bezeichnet wird (S. 204). Weit schlimmer sei jedoch – so der Autor – der Bau eines 1995 eingeweihten „Ehnenmals für die Gefallenen und Vermißten zweier Weltkriege aus den Verbänden Heer – Luftwaffe – Marine der Provinzen Ost- und Westpreußen“ in Oberschleißheim, dem eine fünffache Verkleinerung des Tannenberg-Denkmal zugrunde liegt. Die Ursache, ein solches Denkmal überhaupt zu bauen, wird verschwiegen. Sie lag in den ständig zunehmenden, organisierten Störungen der Trauerfeiern am Volkstrauertag im Rosengarten in Göttingen durch autonome Gruppen, die auch bei den ausländischen Teilnehmern Unverständnis und Befremden hervorriefen. Eine anschließende Vandalisierung der Blumen und Kränze komplettierte die Aktionen. Auf diesem Hintergrund und der völlig anderen Einstellung der ost- und westpreußischen Vertriebenen- und soldatischen ost- und westpreußischen Traditionsverbände zum Tannenberg-Denkmal, das in deren Augen weder ein nationalistisches noch „braunes“ Monument gewesen war, entstand das „kleine Tannenberg-Denkmal“. Deshalb unterliegt Tietz mit den Sätzen: „Eine Reflexion der architektonischen Formensprache der Krügers, deren Bedeutung und deren Mißbrauch, haben bei dem Denk-

mal in Oberschleißheim wohl in nur geringem Maße stattgefunden. Eine hauptsächlich aus sentimentalischen Gründen gespeiste Reproduktion des Tannenberg-Nationaldenkmals hätte sonst wohl kaum stattfinden können“ und „an die Stelle der Traditionspflege tritt hier der Verdacht des Revanchismus“ (S. 206), einer irrigen Annahme, die auch die Bedeutung der Charta der deutschen Vertriebenen vom 5. August 1950 außer Betracht läßt.

Bei aller angemerkten Kritik bleibt die Feststellung, daß es sich bei dem Buch um eine umfangreiche Arbeit handelt, die das Denkmal noch einmal in das Bewußtsein der Gegenwart rückt.

Ernst Vogelsang, Hermannsburg

Die Autoren der Abhandlungen

Prof. Dr. Dieter Arendt, Zur Hainbuche 8, 35043 Marburg, e-mail: Dieter.Arendt@t-online.de.

Geboren 1922 in Danzig, Studium der Theologie, Germanistik und Philosophie in Marburg, Dr. phil.-habil. Professor für Germanistik an der Universität Gießen. Forschungsschwerpunkte: Der europäische Nihilismus; Pikarische Figurationen in der europäischen Literatur. Ausgewählte Publikationen: Der „poetische Nihilismus“ in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik. 2 Bde., Tübingen 1972; L'idealismo tedesco e la sua infezione tramite il nulla, in: Problemi del Nichilismo. Brescia 1981; Der Schelm als Widerspruch und Selbstkritik des Bürgertums. Eine literatursoziologische Untersuchung der europäischen Schelmen-Literatur. Stuttgart 1974; Eulenspiegel – ein Narrenspiegel der Gesellschaft. Stuttgart 1978; darüber hinaus zahlreiche Aufsätze zu Wilhelm Raabe, Gotthold Ephraim Lessing, Heinrich Heine, Günter Grass und anderen Autoren, ferner zu deutsch-polnischen Literaturbeziehungen.

Dr. Beate Biehl, Dekanat der Philologischen Fakultät, Universität Leipzig, Brühl 34-50, 04109 Leipzig.

Geboren 1957 in Eisenach/Thüringen, 1976–1980 Studium der Russistik und Geschichte an der Universität Leipzig, anschließend Promotionsstudium, ab 1986 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für multinationale Sowjetliteratur der Universität Leipzig, Sprachstudium Estnisch an der Humboldt-Universität Berlin, 1989 Promotion, September 1992 Projektleiterin für die „Tage der estnischen Literatur“ in der Literatur-Werkstatt Berlin, seit 1994 im Dekanat der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig. Zahlreiche Veröffentlichungen zur estnischen Gegenwartsliteratur, Rezensionstätigkeit für die Zeitschrift „estonia“.

Prof. Dr. Cornelius Th. Hasselblatt, Faculteit der Letteren, Afdeling Finoegristiek, Postbus 716, NL-9700 AS Groningen.

Geboren 1960 in Hildesheim, Studium der Finnougristik, Geschichte und Literaturwissenschaft in Hamburg und Helsinki, Magister Artium 1986, Promotion 1990. Tätigkeit am Finnisch-Ugrischen Seminar der Universität Hamburg (1986–1989, 1995–1998), an der Universitätsbibliothek Helsinki (1990–1991) und am Institut für Deutschland- und Osteuropafor-schung in Göttingen (1992–1995). Seit 1998 Inhaber des Lehrstuhls für finnisch-ugrische Sprachen und Literaturen an der Universität Gronin-

gen/NL. Übersetzungen sowie zahlreiche Publikationen zur estnischen Literatur. Wichtigste Buchveröffentlichungen: (gemeinsam mit Volker Pirsich) *Estnische Literatur in deutscher Sprache 1802–1985. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur*. Hamburg 1988; *Das estnische Partikelverb als Lehnübersetzung aus dem Deutschen*. Wiesbaden 1990; *Grammatisches Wörterbuch des Estnischen*. Wiesbaden 1992; *Die estnische Literatur und ihre Rezeption in Deutschland*. Lüneburg 1994; *Lehrbuch des Estnischen*. Wiesbaden 1995; *Minderheitenpolitik in Estland. Rechtsentwicklung und Rechtswirklichkeit 1918–1995*. Hamburg 1996. Laufende Forschungsprojekte: *Rezeption der estnischen Literatur in Deutschland*; *Entstehung und Geschichte der estnischen Literatur*; *Sprachkontakt der ostseefinnischen Sprachen*.

Dr. Stephan Kessler, Institut für Baltistik der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Domstr. 9/10, 17487 Greifswald, e-mail: stephan.kessler@uni-greifswald.de.

Geboren 1966, 1987–1994 Studium der Baltischen und Slavischen Philologie sowie Philosophie in Freiburg, Konstanz und Münster, anschließend Stipendiat der Graduiertenförderung Nordrhein-Westfalen, Promotion 1998 in Slavischer Philologie mit einem Thema aus der russischen Gegenwartsliteratur an der Universität Münster. 1999/2000 Forschungstipendium der DFG in Polen, seit Februar 2001 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Baltistik der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald; dort entsteht die Habilitation zur Bukolik der polnisch-litauischen Spätaufklärung bzw. Frühromantik. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a.: Ilze Šķipsnas „*Neapsolitās zemes*“ – ein modernistischer Roman (1995); *Erzähltechniken und Informationsvergabe in Vasilij Aksenovs „Ožog“*, „*Poiski žanra*“ und „*Zolotaja naša železka*“ (1998).

Dr. des. Peter Oliver Loew, Chopinstr. 15, 04103 Leipzig, e-mail: loew@rz.uni-leipzig.de.

Geboren 1967 in Frankfurt a.M., Studium der Volkswirtschaftslehre, Geschichte und Slavistik in Nürnberg, Freiburg und Berlin, Magister Artium 1997 („*Das Dilemma des ‚Korridors‘ im Spiegel der internationalen Diskussion, 1920–1934*“), Dissertation 2001 („*Untersuchungen zur Geschichte der lokalen Geschichtskultur in Danzig zwischen 1793 und 1997. Die historische Mentalität in einer Stadt zwischen Polen und Deutschland*“). Journalistische Tätigkeit, Mitarbeit bei Verlagen, Übersetzer, seit Juli 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig. Interessenschwerpunkte: Stadtgeschichte, Geschichte Pommerns und der Kaschu-

bei, Schlesiens sowie des neuzeitlichen Mitteleuropa im allgemeinen, Kultur-, insbesondere Literatur- und Musikgeschichte, Veröffentlichungen zur Danziger Literatur- und Historiographieggeschichte, zuletzt: „Städtische Identität und nationales Bewußtsein. König August III. und sein Denkmal in der Danziger Erinnerung“, in: Nationalismus und nationale Identität in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Bernard Linek u. Kai Struve. Opole/Marburg 2000, S. 13-36; außerdem: „Ein ‚Korridor‘ im ‚Korridor‘. Ideen zur Überwindung der deutsch-polnischen Spannungen um Pommerellen, 1920–1934“, in: Gdańsk – Gdynia – Europa – Stany Zjednoczone w XIX i XX wieku, hrsg. v. Marek Andrzejewski. Gdańsk 2000, S. 177-187; zusammen mit Jarosław Ellwart: „Śladami Bismarcka po Pomorzu. Vademecum historyczno-krajoznawcze“ (Auf Bismarcks Spuren durch Hinterpommern. Ein historisch-touristischer Leitfaden). Gdynia 2001.

Leonore Martin, Schieritzstr. 14, 10409 Berlin.

Geboren 1966, Studium der Germanistik und Slawistik in Berlin, im Anschluß Tätigkeiten auf dem Gebiet des Kultur- und Projektmanagements. In den letzten Jahren bis 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Thomas-Mann-Kulturzentrum in Nida/Nidden, Konzeption, Planung, Durchführung und Leitung von Konferenzen, Seminaren und anderen Veranstaltungen für Studenten und Nachwuchswissenschaftler.

Dr. Claudia Sinnig, Mittenwalder Str. 10, 10961 Berlin.

Geboren 1965, Studium der Pädagogik, Russisch und Englisch 1983–1988 sowie seit 1984 der Lituanistik an der Universität Leipzig, 1988–1992 Forschungsstudium Lituanistik in Leipzig und Vilnius (Schwerpunkt: epische Strukturen und kulturhistorische Traditionen in der Prosa des litauischen sozialistischen Realismus); seither freiberuflich als Literaturwissenschaftlerin (Schwerpunkt: litauische Lyrik des 20. Jahrhunderts) und Übersetzerin (u.a. Tomas Venclova, Sigita Parulskis, Marius Ivaskevičius, Texte der und zur Gegenwartskunst), Beiträge zur litauischen Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts u.a. für Die Zeit, Neue Zürcher Zeitung, Sixi (The Nordic Art Review), The Baltic Independent, Kulturos Barai; lebt seit 1998 in Moskau und Berlin. Ausgewählte Veröffentlichungen: Über das Ironische und Möglichkeiten seiner Deutung in ausgewählten Texten von Jonas Avyžius, in: Acta Baltica XXXXI (1993), S. 243-254; Henrikas Radauskas und die litauische Literatur der Zwischenkriegszeit, in: Acta Baltica XXXIII (1995), S. 231-238; Zu wesentlichen Gemeinsamkeiten in der Lyrik von Rainer Maria Rilke und Henrikas Radauskas, in: Acta Baltica XXXIV (1996), S. 259-271.

Dr. Hans-Christian Trepte, Rückertstr. 14, 04157 Leipzig.

Geboren 1950. Studium der Slawistik, Anglistik in Greifswald und Leipzig, Zusatzstudium der Polonistik (Literaturwissenschaft) in Leipzig, Warszawa und Wrocław, Magisterarbeit in Anglistik, Promotion zum polnischen Schriftsteller Jarosław Iwaszkiewicz, 1988 *Facultas docendi*, Übersetzer literarischer Texte. Bis August 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, derzeit Literaturwissenschaftler im Bereich Westslavistik am Institut für Slavistik der Universität Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Westslavische Literaturen und westslavische Kulturgeschichte, polnische Exilliteratur im 20. Jahrhundert, Sprachwechsel in der Literatur; Vizepräsident der *Societas Jablonoviana* zu Leipzig, Träger des *Kavalierkreuzes* der Republik Polen. Zahlreiche Publikationen, u.a.: *Zu einigen Fragen der Geschichte und Menschengestaltung in Jarosław Iwaszkiewicz's Epochenroman Sława i chwała*. Berlin 1980; *Meinungen, Wertungen, Prognosen polnischer und deutscher Literaturwissenschaftler*. Leipzig 1996; *Stanisław Dygat and the 'Re-evaluation of the Intelligentsia' in Polish Fiction 1945–49*. London 2000; (Mithrasg.) *Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945–1989*. Ein Beitrag zur Systematisierung und Typologisierung (im Druck); Herausgeber zeitgenössischer polnischer Literatur der 1980er und 1990er Jahre.